Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben von
Max Horkheimer

Jahrgang 1
1932

Mit einer Einleitung von
Alfred Schmidt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Photomechanischer Nachdruck
mit Genehmigung des Herausgebers

März 1980
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-05975-3

Zeitschrift für Sozialforschung
Jahrgang 1

Die »Zeitschrift für Sozialforschung« war fast ein Jahrzehnt lang das Sprachrohr des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, das nach 1933, wie fast alle seine Mitarbeiter und Freunde, gezwungen war, in der Emigration weiterzuarbeiten – einer der Gründe für die bis heute führende Stellung der amerikanischen Sozialwissenschaften.

Die Zeitschrift ist das lebendige Dokument einer maßgebenden Entwicklung sozial- und kulturwissenschaftlichen Denkens und Forschens in unserem Jahrhundert. Mit den meisten ihrer Autoren wurde sie zum Ausgangspunkt der in den sechziger und siebziger Jahren weithin tonangebenden Frankfurter Schule der Kritischen Theorie. Viele der in ihr erstmals erschienenen Arbeiten sind später einzeln oder in anderem Zusammenhang wieder veröffentlicht worden und gehören seitdem zur wissenschaftlichen Standardliteratur.

Die oft sehr umfangreichen Beiträge gelten nicht – wie der Titel vielleicht vermuten läßt – in erster Linie der empirischen Sozialforschung, sondern vor allem der Sozialphilosophie, der Soziologie, der politischen Theorie, der Politökonomie, der Kunst- und Literatursoziologie und der philosophischen und sozialen Anthropologie.



DIE »ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALFORSCHUNG«
GESCHICHTE UND GEGENWÄRTIGE BEDEUTUNG

VON ALFRED SCHMIDT

I

Die 1932–1941 von Max Horkheimer im Auftrag des Instituts für Sozialforschung herausgegebene Zeitschrift gehört zu den großen Dokumenten europäischen Geistes in diesem Jahrhundert. In ihr verbanden sich in einmaliger Weise intellektuelle Unabhängigkeit, kritische Analyse und humanistischer Protest. Im bewußten Gegensatz zu akademisch weithin üblichen Organen verkörperte die *Zeitschrift für Sozialforschung* ein einheitliches Programm, ohne daß deshalb die individuellen Neigungen und Interessen der Mitarbeiter oder gar die Wissenschaftlichkeit des Anspruchs im mindesten geschmälert worden wären. Der Kreis junger Gelehrter um Horkheimer, der während der neun Jahre spiritus rector des Unternehmens blieb, entwickelte Kategorien einer Gesamtkonzeption der Gesellschaft, die als Kritische Theorie der Frankfurter Schule weltbekannt werden sollte. Wer sich unabhängig vom parteipolitisch-ideologischen Für und Wider mit der Lehre von Marx und Engels beschäftigen will, ist gerade in der gegenwärtigen Situation, in der eine ganze Reihe von Marxismen miteinander konkurrieren, auf ein sorgfältiges Studium der Zeitschrift verwiesen. Insofern dient der Reprint über alles Archivarische hinaus einem eminent sachlichen Zweck. Dieser wird freilich nur in dem Maße erreicht, wie sich der heutige Leser vor Dogmatisierungen hütet und es versteht, bloß Zeitbedingtes von Einsichten zu unterscheiden, welche die allgemeinen Strukturen der bürgerlichen Epoche und Geschichte betreffen und daher unüberholt sind. Der Leser wird ferner gut daran tun, sich zu vergegenwärtigen, wie sehr das Schicksal der Zeitschrift und ihrer Autoren, insbesondere Horkheimers, mit dem des Frankfurter Instituts verbunden war. Seine Geschichte, die weitgehend mit der geistigen Biographie Horkheimers zusammenfällt, ist noch ungeschrieben. Die folgenden Bemerkungen können sie nicht ersetzen; sie skizzieren einige für das angemessene Verständnis der Zeitschrift wichtige Tatsachen.

Nach dem unerwarteten Tod von Kurt Albert Gerlach, des außerordentlichen Professors an der Technischen Hochschule Aachen, der als Direktor des neu errichteten Instituts für Sozialforschung vorgesehen war, wurde der heute nahezu vergessene Carl Grünberg auf das Direktorat berufen. Seit 1909 war er Ordinarius für politische Ökonomie in Wien; 1924 verließ er die Stadt, um die Leitung des Instituts in Frankfurt zu übernehmen. Diese Funktion konnte er infolge schwerer Krankheit nur bis 1927 ausüben; er starb 1940 in Frankfurt[1]. Grünberg war ursprünglich Jurist und lange praktisch als solcher tätig. Später wandte er

---

[1] Zu Person und Lebenswerk Grünbergs cf. die kenntnisreiche Einleitung Günther Nennings zum Neudruck (Graz 1966) des von Grünberg herausgegebenen *Archivs für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*, I, Leipzig 1911.

sich wirtschafts-, sozial- und dogmengeschichtlichen Studien zu. Er war ein ungemein beschlagener Historiker im Sinn der Historischen Schule der Nationalökonomie. Das 1911 in seiner vormarxistischen Phase von ihm gegründete Archiv sollte die damals in allen gesellschaftstheoretischen Bereichen anerkannte historische Methode auch auf die noch vernachlässigte »Entwicklungsgeschichte der sozialwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gedankenreihen«[2] anwenden und insbesondere die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung pflegen. Dabei hob Grünberg im Vorwort zum ersten Band hervor, wie wenig ihm daran lag, im Archiv eine bestimmte Weltansicht, wissenschaftliche Richtung oder Parteimeinung zu bevorzugen. Er war damals noch davon überzeugt, jede »Einheitlichkeit in den Anschauungen der Mitarbeiter untereinander und mit dem Herausgeber« beeinträchtige »das erkenntniskritische und synthetische Ziel«[3] seines Unternehmens.

In diesem Betracht sollte sich Grünbergs Position ändern. Als das Frankfurter Institut am 22. Juli 1924 eingeweiht wurde, erklärte er in seiner Festrede, ihm »erschiene ... eine Teilung der Leitung überhaupt oder erst recht mit weltanschauungsmäßig und methodisch anders Gerichteten« völlig ausgeschlossen, weil in dem neuen, primär auf Forschung abgestellten Institut »von vornherein Einheitlichkeit in der Problemstellung und Problembewältigung beabsichtigt«[4] sei. Grünberg ließ, als er sein Amt antrat, nicht den geringsten Zweifel daran, daß er sich als Marxist verstand – freilich nicht im parteipolitischen, sondern im wissenschaftlichen Sinne. Der Begriff Marxismus diente ihm »zur Bezeichnung eines in sich geschlossenen ökonomischen Systems, einer bestimmten Weltanschauung und einer fest umrissenen Forschungsmethode«[5]. Wenn Grünberg hier (in der laxen Redeweise der II. Internationale) von »Weltanschauung« sprach, so drückte sich darin kein philosophischer Ehrgeiz aus. Bestenfalls ein heute naiv wirkender Optimismus hinsichtlich des künftigen Geschichtsverlaufs – die Gewißheit, daß sich die Gesellschaft »mitten im Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus«[6] befinde.

Unter marxistischer Forschungsmethode verstand Grünberg den – positivistisch verkürzten – historischen Materialismus, den er als »Haupttragpfeiler des wissenschaftlichen Sozialismus«[7] ansah. Nachdrücklich bestritt er jeden sachlichen Zusammenhang von Marxismus und Philosophie, einschließlich übrigens der materialistischen. So heißt es in seiner Festrede, daß die von Marx und Engels begründete Geschichtstheorie »ein philosophisches System, eine Metaphysik weder ist noch sein will und daß sie insbesondere mit dem Materialismus nichts

---

[2] Ibid., Vorwort Grünbergs, S. II.
[3] Ibid., S. III.
[4] Carl Grünberg, Festrede, gehalten zur Einweihung des Instituts für Sozialforschung, Frankfurter Universitätsreden, XX, Frankfurt am Main 1924, S. 8.
[5] Ibid., S. 10.
[6] Ibid., S. 9.
[7] Ibid.

zu tun hat. Man pflegt sie allerdings nur zu oft mit diesem zu verwechseln oder zusammenzuwerfen ... Aber der philosophische und der historische Materialismus haben begrifflich nichts miteinander zu tun«[8]. Und Grünberg beruft sich auf den Austromarxisten Max Adler und erklärt, der materialistischen Geschichtsauffassung gehe es nicht darum, »ewige Kategorien zu ergrübeln oder das Ding an sich zu erfassen, noch das Verhältnis zwischen Geistes- und Außenwelt zu begründen«[9]. Die Marxsche Lehre reduziert sich derart auf eine erkenntnistheoretisch naive, tatsachengläubige »Kausalforschung«. Ihr Objekt ist »die gegebene konkrete Welt in ihrem Werden und Wandel«, das »gesellschaftliche Leben in seiner unaufhörlichen, stets erneuten Umwälzung ist Gegenstand ihrer Betrachtung, und die letzten erfaßbaren Ursachen dieses Umwälzungsprozesses, die Gesetze, nach denen er abläuft, sind Gegenstand ihres Forschens«[10]. Kein Zufall, daß in Grünbergs Festrede weder der Name Hegels noch der Begriff der Dialektik auftaucht. Der widerspruchsvolle Gang der Geschichte verflacht bei ihm zur bloßen Evolution »von minder Vollkommenem zu Vollkommenerem«[11]. Entsprechend simplifiziert stellen sich ihm »sämtliche Lebensäußerungen der Gesellschaft ... als Reflexe des Wirtschaftslebens in dessen jeweiliger Gestaltung«[12] dar.

Bei allen – traditionsbedingten – positivistischen Schranken seines Marx-Verständnisses gehört Grünberg zu den wenigen Gelehrten, welche damals die Aufnahme und Diskussion der Marxschen Theorie im akademischen Bereich einleiteten und förderten. Er war der erste Kathedermarxist an einer deutschsprachigen Universität.

Davon, daß Grünbergs wissenschaftliche Intentionen und Verfahrensweise die spätere Arbeit des Instituts spezifisch beeinflußt hätten, kann keine Rede sein. Die *Zeitschrift für Sozialforschung* knüpfte zwar thematisch in manchem an das Archiv an, erweiterte aber ihm gegenüber ihren Aufgabenkreis erheblich. Gleichwohl bleibt eines zu bedenken. Die ganze Atmosphäre des Instituts unter Grünberg, der Vorrang handfest empirischer, konkret-historischer Interessen, der Umstand schließlich, daß es für Grünberg, wie für die ältere Generation marxistischer Gelehrter insgesamt, selbstverständlich war, die Kritik der politischen Öko-

---

8 Ibid., S. 10.

9 Ibid. – Soweit Grünberg sich bemühte, den wissenschaftssystematischen Status der Marxschen Lehre zu bestimmen, war Max Adler sein Gewährsmann, der mit den (in der Tat fragwürdigen) »weltanschaulichen« Interpretationen der alten Sozialdemokratie jedes – wie immer gebrochene – Verhältnis von Marx zum philosophischen Materialismus leugnete, das Autoren der II. Internationale wie Plechanow, Mehring und Dietzgen noch gesehen hatten (und dessen Diskussion von Horkheimer auf völlig neue Grundlagen gestellt wurde). Nicht zuletzt bestritt Adler den erkenntnistheoretischen Gehalt der Dialektik (cf. etwa seine Schrift *Marxistische Probleme*, Stuttgart 1919, S. 37 f.). Grünberg folgte seinen Vorstellungen freilich nur im Negativen; Adlers Versuch, den Marxismus transzendentalphilosophisch zu begründen, blieb ihm als Historiker fremd.

10 Ibid.

11 Ibid.

12 Ibid.

nomie ins Zentrum der Gesellschaftslehre zu rücken und nicht irgendeine von außen aufgenommene Philosophie – all das stiftete einen gewissen Traditionszusammenhang und trug mit dazu bei, daß die Frankfurter Theoretiker von vornherein vor der leeren Tiefe sich philosophisch gebender Marx-Interpretationen bewahrt blieben, wie sie seit den frühen dreißiger Jahren allenthalben aufkamen. Gemeinsam war ihnen die Tendenz, die Marxschen Jugendschriften, namentlich die neu entdeckten *Pariser Manuskripte*, gegen die nach 1850 entstandenen Texte auszuspielen. Dabei wurde die für den jungen Marx kennzeichnende Problematik der »Selbstentfremdung des Menschen« nicht als eine noch abstrakte Vorstufe zur Analyse der Warenproduktion begriffen, sondern zum eigentlichen Gehalt seiner Theorie stilisiert. Diese verwandelte sich so wieder in eine Philosophie neben anderen. Der entscheidende Schritt von Marx über Feuerbachs Anthropologismus hinaus und die damit einhergehende Wiederaufnahme Hegels blieben nicht selten unbeachtet; Marx avancierte zum Anthropologen, Daseinsanalytiker oder Existentialisten. Demgegenüber war Grünbergs Marx-Interpretation paradoxerweise deshalb angemessener, weil sie »unphilosophisch« war. Sie hatte es mit der materialen Geschichte selbst zu tun, nicht mit den dürren Bestimmungen Heideggerscher »Geschichtlichkeit«. Ewige Strukturen und Wesensgesetze der menschlichen Realität bestreitet nach ihm der Marxsche Materialismus; seine »Resultate beanspruchen keine Geltung in Zeit und Raum schlechthin, sondern nur relative, jeweils geschichtlich bedingte Bedeutung«[13]. Ein Gedanke, der freilich erst in der historischen Dialektik Horkheimers und seiner Mitarbeiter zu seinem vollen Recht gelangen sollte.

II

Wenden wir uns jetzt den gedanklichen Voraussetzungen des in der *Zeitschrift für Sozialforschung* entwickelten Konzepts zu. Sie sind in nuce enthalten in Horkheimers Antrittsvorlesung vom 24. Januar 1931, als er – Nachfolger Grünbergs – den Lehrstuhl für Sozialphilosophie und die Leitung des Instituts für Sozialforschung übernahm. Das Thema seiner Vorlesung lautete: *Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung*. Schon hierin lag ein neuer Akzent. Hatte Grünberg, der spezifisch philosophischem Denken einigermaßen fremd gegenüberstand, sich sieben Jahre vorher vom Kontakt mit der Philosophie bestenfalls eine »Befruchtung« historischer Studien versprochen[14], so mußte jene für den Fachphilosophen Horkheimer von Anbeginn eine positivere Rolle spielen. Horkheimer gehört zu den bedeutendsten Begründern einer »philosophisch« gerichteten Marx-Interpretation, die freilich von den damals herrschenden Tendenzen recht verschieden war. So verwarf er alle (seit Bernstein und dem Revisionismus insgesamt üblichen) Versuche, die Marxsche Lehre in einer ihr äußerlichen Weise mit neukantianischen,

[13] Ibid., S. 11.
[14] Ibid., cf. S. 16.

positivistisch-pragmatistischen oder, später, existentialphilosophischen Motiven zu amalgamieren. Für ihn war eine wirklich produktive, weiterführende Aneignung des dialektischen Materialismus notwendig verbunden mit einer genauen Analyse der historischen wie sachlichen Bedeutung Hegels für Marx. Dieser hatte noch 1858 die Dialektik »unbedingt das letzte Wort aller Philosophie« genannt, zugleich aber darauf verwiesen, wie erforderlich es sei, »sie von dem mystischen Schein, den sie bei Hegel hat, zu befreien«[15]. Unter diesem doppelten Aspekt verfuhr Horkheimer bei seiner Hegel-Lektüre. Sie hatte wenig gemein mit den akademisch verbreiteten Bestrebungen einer sogenannten Hegel-Renaissance, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg begann und häufig genug darauf hinauslief, Hegels Philosophie, sei es neukantianisch, sei es im Sinne eines lebensphilosophischen Irrationalismus und wilhelminischen Konservatismus zu verfälschen. In beiden Fällen wurde die dialektische Methode eliminiert[16].

Eher schon ist Horkheimers Hinwendung zu Hegel als dem Philosophen der Moderne par excellence zusammenzubringen mit dem, was Merleau-Ponty den spezifisch »westlichen« Marxismus genannt hat[17]. Darunter versteht er die Versuche von Lukács und Korsch, im Rekurs auf Hegel die philosophischen Gehalte einer materialistischen Dialektik herauszuarbeiten – in ebenso entschiedenem Gegensatz zur sowjetischen wie zur sozialdemokratischen Orthodoxie der zwanziger Jahre. Zu erinnern ist hier an Lukács' berühmtes Buch *Geschichte und Klassenbewußtsein* von 1923, das die Marxschen Kategorien des Warenfetischismus und der Verdinglichung erstmals grundsätzlich auf die erkenntnistheoretische Problematik anwandte. Lukács' Einfluß wird deutlich in den Arbeiten Adornos, Blochs und Benjamins. Zu erinnern ist ferner an Korschs scharfe Polemik gegen die sozialdarwinistischen Entstellungen der Marxschen Lehre in Kautskys 1927 erschienenem Werk *Die materialistische Geschichtsauffassung*, in der Schrift gleichen Titels von 1928 sowie an *Marxismus und Philosophie*, eine bedeutende Arbeit, die 1923 in Grünbergs Archiv erschien und 1930 in erweiterter Form veröffentlicht wurde. Das Verdienst der frühen Arbeiten von Lukács und Korsch bestand darin, daß sie qualitativ neue Maßstäbe setzten, indem sie endgültig mit den doktrinären Traditionen der II. Internationale brachen, die im späteren Kautskyanismus ebenso fortwirkten wie in dem nach Lenins Tode in Rußland kodifizierten »Marxismus-Leninismus«. Beide Orthodoxien griffen Lukács und Korsch heftig an, beide mit denselben objektivistischen Argumenten, die das Ver-

---

[15] Marx an Lassalle, Brief vom 31. 5. 1858, in: Marx/Engels, *Werke*, Band 29, Berlin 1963, S. 561.

[16] Cf. zum Neuhegelianismus Wilhelm Windelband, *Die Erneuerung des Hegelianismus*, Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Heidelberg 1910; sowie die zusammenfassende Darstellung von Heinrich Levy, *Die Hegel-Renaissance*, Charlottenburg 1927. An kritischer Literatur ist zu nennen: G. Lukács, *Die Zerstörung der Vernunft*, Berlin 1954, S. 432 bis 460; ferner das aus dem Horkheimerschen Institut hervorgegangene Buch Herbert Marcuses, *Reason and Revolution*, New York 1941, deutsch *Vernunft und Revolution*, Neuwied/Berlin 1962, cf. besonders S. 354–368.

[17] Cf. sein gescheites Buch *Les Aventures de la Dialectique*, Paris 1955, deutsch *Die Abenteuer der Dialektik*, Frankfurt am Main 1968, vor allem die Kapitel II und III.

fahren der Naturwissenschaften vergötzten. Und doch machten diese Angriffe, worauf Adorno nachdrücklich hingewiesen hat[18], bei all ihrer Beschränktheit deutlich, daß es dem »westlichen« Marxismus der zwanziger Jahre nur um den hohen Preis eines Rückfalls in den Hegelschen (bei Lukács selbst Fichteschen) Idealismus gelungen war, die philosophische Seite in Marx zu reaktivieren; anstatt kritisch ebenso über den erkenntnistheoretisch primitiven Abbild-Realismus hinauszugehen wie über die spekulative Identität von Subjekt und Objekt, ersetzten Lukács und Korsch einfach jenen durch diese. Wohl hatten sie den Zusammenhang von Ökonomie und Dialektik, von Theorie und politischer Aktion im Marxschen Werk beleuchtet, der von früheren, rein wirtschaftswissenschaftlichen Interpreten entweder übergangen oder nicht mehr verstanden worden war. Aber sie waren ihren – zumal kommunistischen – Gegnern näher, als ihnen bewußt wurde. Korsch und mehr noch Lukács drückten nur in gebildeterer Sprache aus, was anderswo politisch geschah: die Theologisierung und ethische Glorifikation der Partei und ihrer Rolle. Der von ihnen entwickelte, reichlich »apokalyptische« Geschichtsbegriff (Lukács bezeichnet das organisierte Proletariat geradezu als Subjekt-Objekt des welthistorischen Prozesses) stattete die Partei mit der – höchst fragwürdigen – Tugend aus, den einzelnen Arbeitern gegenüber als »Objektivation ihres eigensten, ihnen selbst noch nicht klaren Willens«[19] aufzutreten. – Die Stalinsche Ära sollte darüber belehren, wie sehr die Rede von der objektiven Vernunft der (bei Lukács noch als moralische Instanz verstandenen) Partei zum Feigenblatt tyrannischer Willkür, schlechter Subjektivität werden kann.

Horkheimers Essays in der Zeitschrift setzen das geistige Klima der qualitativ neuen Fragestellungen und Ergebnisse des »westlichen« Marxismus voraus. Gleichwohl weist ihre Konzeption eine im Grundsätzlichen von Korsch und Lukács drastisch abweichende Tendenz auf. Dadurch daß Horkheimer (wie nahezu alle Mitarbeiter des Instituts) parteipolitisch unabhängig blieb, konnte er sich dem Dogmatismus eines welthistorischen Totalwissens entziehen, in dessen Namen alle Mittel gerechtfertigt sind. Indem Horkheimer die Möglichkeit von Geschichtsphilosophie von vornherein zurückhaltender beurteilte als jene Autoren, verfiel er nicht der Suggestion des in den zwanziger Jahren marxistisch neuentdeckten Hegel. In diesem – wichtigen – Punkt steht sein Denken der Marxschen Position näher. Für Marx war die »aus der kritischen Erkenntnis der geschichtlichen Bewegung« zu schöpfende »Wissenschaft«[20] sehr verschieden vom »Universalschlüssel einer allgemeinen geschichtsphilosophischen Theorie«[21], die

---

[18] Cf. seine *Negative Dialektik*, Frankfurt am Main 1966, S. 189.

[19] Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Berlin-Halensee 1923, S. 54. – Cf. auch S. 55, wo Lukács sich erbittert gegen den Vorwurf wehrt, diese Konzeption habe etwas mit »religiösem Glauben« zu tun.

[20] Marx an J. B. Schweitzer, Brief vom 24. 1. 1865, in: Marx/Engels, *Ausgewählte Briefe*, Berlin 1953, S. 184.

[21] Marx an die Redaktion der *Otjetschestwennyje Sapiski* (Vaterländische Blätter), November 1877, in: ibid., S. 371.

im Gang der Ereignisse einen höheren Zweck nachzuweisen sucht, der sich nach und nach verwirklicht. Marx leugnete nicht, was bei Hegel die objektive Logik der Weltgeschichte heißt. Aber er weigerte sich, ihre Opfer in einen Heilsplan einzubeziehen und so mit einer metaphysischen Weihe zu versehen.
Ein Gedanke, der von Horkheimer aufgenommen und näher ausgeführt wurde. So schrieb er 1930 in seiner Kritik der Mannheimschen Wissenssoziologie über die Marxsche Lehre: »Ihre Leistung sollte wesentlich in der einheitlichen Erklärung der gesellschaftlichen Bewegungen aus den durch die wirtschaftliche Entwicklung bedingten Klassenverhältnissen bestehen. Nicht die Erkenntnis einer ›Totalität‹ oder eine totale und absolute Wahrheit, sondern die Veränderung bestimmter gesellschaftlicher Zustände war die Absicht seiner Wissenschaft. Im Zusammenhang damit wird auch die Philosophie kritisiert, aber nicht eine neue Metaphysik an die Stelle der alten gesetzt«[22]. Suchte Hegels Spekulation den bisherigen Geschichtsverlauf zu rechtfertigen, so kommt es der materialistischen Theorie, wie Horkheimer in seinem ebenfalls 1930 erschienenen Buch über die *Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie* entwickelt, darauf an, ihn wissenschaftlich zu erklären, was freilich größtenteils noch nicht geschehen ist. Dieser Verzicht auf sinngebende Metaphysik (immanente Teleologie) gilt ebensosehr für die Zukunft: »Daß die Geschichte eine bessere Gesellschaft aus einer weniger guten verwirklicht hat, daß sie eine noch bessere in ihrem Verlaufe verwirklichen kann, ist eine Tatsache; aber eine andere Tatsache ist es, daß der Weg der Geschichte über das Leiden und Elend der Individuen führt. Zwischen diesen beiden Tatsachen gibt es eine Reihe von erklärenden Zusammenhängen, aber keinen rechtfertigenden Sinn«[23].
Die radikal aufklärerische Entzauberung dessen, was in der Hegelschen (wie in jeder positiven) Philosophie der Weltgeschichte Fortschritt zu höheren Stufen heißt, macht auch vor dem Begriff der Geschichte selbst als einer einheitlichen Struktur nicht halt: »Die vollständig gelungene Erklärung, die durchgeführte Erkenntnis der Notwendigkeit eines geschichtlichen Ereignisses, kann für uns, die wir handeln, zum Mittel werden, Vernunft in die Geschichte hineinzubringen; aber die Geschichte *hat* keine Vernunft, ›an sich‹ betrachtet, ist keine wie immer geartete ›Wesenheit‹, weder ›Geist‹, dem wir uns beugen müßten, noch ›Macht‹, sondern eine begriffliche Zusammenfassung von Ereignissen, die sich aus dem gesellschaftlichen Lebensprozeß der Menschen ergeben ... Die pantheistische Verselbständigung der Geschichte zu einem einheitlichen substanziellen Wesen ist nichts als dogmatische Metaphysik«[24].
Von diesen grundlegenden Erwägungen hat auszugehen, wer sich das Verhältnis Horkheimers zu Hegel (wie zur Philosophie überhaupt) und zum Marxschen

---

[22] Horkheimer, *Ein neuer Ideologiebegriff?*, in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*. XV. Jahrgang, 1930. Zitiert nach: Kurt Lenk, *Ideologie*, Neuwied/Berlin 1961, S. 236.
[23] Horkheimer, *Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie*, Stuttgart 1930, S. 92.
[24] Ibid., S. 94.

Materialismus verdeutlichen will. Was diesen betrifft, so wird er von Horkheimer nicht nur inhaltlich als gesellschaftliche Theorie akzeptiert, sondern zugleich in seinen von Marx so nicht formulierten antimetaphysischen, ja nihilistischen Konsequenzen dargelegt, und zwar ohne allen Zynismus. Es gibt keine »höhere«, die materielle, raum-zeitliche Wirklichkeit überwölbende Sphäre noch ein absolut Fundamentales, das jene Wirklichkeit als Einheitsprinzip trüge. – Dieses der Horkheimerschen Marx-Interpretation eigentümliche Moment ist festzuhalten; es ist konstitutiv für den Geist, in dem die Aufsätze der Zeitschrift verfaßt sind.

Kehren wir nunmehr zurück zu Horkheimers schon erwähnter Antrittsvorlesung von 1931. Verglichen mit Grünbergs Festrede, mit seinem leidenschaftlichen Bekenntnis zu dem, was er unter Marxismus verstand, nimmt sie sich auf den ersten Blick harmloser, akademischer aus. Horkheimers »äsopische« Sprache darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß er in der Sache selbst – begrifflich wie politisch – weit radikaler war als Grünberg. – Horkheimer versucht zunächst zu umschreiben, was angesichts der Schwierigkeit, wissenschaftliche Bereiche scharf voneinander abzuheben, unter »Sozialphilosophie« zu verstehen sei. Diese zielt, wie er dartut, darauf ab, das kollektive Schicksal der Menschen philosophisch zu deuten; sie »hat sich daher um solche Phänomene zu bekümmern, die nur im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Leben der Menschen verstanden werden können: um Staat, Recht, Wirtschaft, Religion, kurz um die gesamte materielle und geistige Kultur der Menschheit überhaupt«[25].

Ein umfassender Begriff von Sozialphilosophie, der – woran Horkheimer im weiteren erinnert – im klassischen deutschen Idealismus von Kant bis Hegel »zur entscheidenden philosophischen Aufgabe«[26] wurde. Hegel, in dessen Werk das spekulative Denken kulminiert, befreite die Frage nach dem Wesen des Individuums als eines kulturschöpferischen Subjekts dadurch von den Schranken bloßer Introspektion, daß er sie »an die Arbeit der Geschichte«[27], das heißt ans Studium konkreter Inhalte, verwies. Hegels Idealismus wurde so wesentlich Sozialphilosophie: Theorie des »kollektiven Ganzen, in dem wir leben«, und gleichzeitig »Erkenntnis des Sinnes unseres eigenen Seins nach seinem wahren Wert und Gehalt«[28].

Aus der offenkundigen Unmöglichkeit nun, an der hegelianischen Geschichtskonstruktion in ihrer vorliegenden Form festzuhalten, ergab sich für Horkheimer die Problematik eines sozialphilosophischen Neuansatzes. – Hegels berühmte »Vernunftansicht der Weltgeschichte« (wie sie im einleitenden Band seiner geschichtsphilosophischen Vorlesungen umrissen wird) war am Modell einer liberalistischen Wirtschaft entwickelt: die Harmonie des Ganzen sollte notwen-

---

[25] Horkheimer, *Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung*, Frankfurter Universitätsreden, XXXVII, Frankfurt am Main 1931, S. 3.

[26] Ibid.

[27] Ibid., S. 4.

[28] Ibid., S. 4 f.

dig hervorgehen aus dem Interessenkonflikt der Individuen und Gruppen, dem Machtstreben sich aneinander abarbeitender, zu Staaten organisierter Völker. Dabei verläuft die Weltgeschichte Hegel zufolge so, daß sich ihr immanentes Prinzip, der Vernunftzweck der Freiheit, unabhängig vom – bewußten – geschichtlichen Treiben der Individuen und ihren partikulären, endlichen Zwecken durchsetzt; die derart überlisteten »Individuen verschwinden vor dem allgemeinen Substanziellen, und dieses bildet sich seine Individuen selbst, die es zu seinem Zwecke nötig hat«[29]. Diese Geschichtsphilosophie mündet ein in die problematische Lehre, »daß der Staat die weltliche Verwirklichung«[30] objektiver Freiheit ist, deren Gesetze »die Unterwerfung des zufälligen Willens« der einzelnen erheischen: »Wenn das Objektive an sich vernünftig ist, so muß die Einsicht dieser Vernunft entsprechend sein, und dann ist auch das wesentliche Moment der subjektiven Freiheit vorhanden«[31]. – Die Objektivität der Vernunft aber bleibt undiskutiert; sie ist theologisch verbürgt.

Hegel – an dieser Stelle nimmt Horkheimer ein wichtiges Motiv sozialistischer Kritik auf – mystifiziert die objektive Tendenz des historischen Prozesses, die sich blind aus der Unbeherrschtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse ergibt, zum Walten einer höheren Vorsehung. Sie zu erfassen ist dem philosophischen Betrachter vorbehalten, der sich über bloße Empirie erhoben hat und den »objektiven Inhalt des Weltgeistes als den seinigen«[32] anerkennt. Philosophie will die »verschmähte Wirklichkeit rechtfertigen«[33]. Sie tröstet die Individuen nicht, sondern versöhnt sie mit dem Weltlauf; »sie verklärt das Wirkliche, das unrecht scheint, zu dem Vernünftigen, zeigt es als solches auf, das in der Idee selbst begründet ist und womit die Vernunft befriedigt werden soll. Denn in der Vernunft ist das Göttliche«[34].

Die Kategorien, mit denen Hegel das vergangene Grauen glorifiziert, gelten – was Horkheimer unterstreicht – auch für die Gegenwart. Als »System der Bedürfnisse« ist die bürgerliche Gesellschaft gekennzeichnet durch »ein Wimmeln von Willkür«, das jedoch »aus sich allgemeine Bestimmungen« erzeugt, »und dieses anscheinend Zerstreute und Gedankenlose wird« – wie Hegel mit den klassischen Ökonomen sagt – »von einer Notwendigkeit gehalten, die von selbst eintritt«[35]. Aufgabe der Staatsökonomie ist es, diese Notwendigkeit in Gestalt objektiver Gesetze aufzuspüren, die sich in »einer Masse von Zufälligkeiten«[36] geltend machen. Hegels Interpretation jener Wissenschaft ist insofern wiederum eine den Weltzustand »verklärende«, als sie zwar ihre historische Gewordenheit,

[29] Hegel, *Die Vernunft in der Geschichte*, Berlin 1930, S. 37.
[30] Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte*, Band IV, Hamburg 1968, S. 937 f.
[31] Ibid., S. 938.
[32] Ibid.
[33] Hegel, *Die Vernunft in der Geschichte*, l. c., S. 55.
[34] Ibid.
[35] Hegel, *Philosophie des Rechts*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1964, § 189, Zusatz.
[36] Ibid.

nicht aber die Vergänglichkeit ihrer Prinzipien ausspricht. Im Entdecken von Gesetzen erblickt Hegel vielmehr »das Versöhnende«, das »in der Sache liegende und sich betätigende Scheinen der Vernünftigkeit zu erkennen«[37]. Seine Philosophie gliedert damit die ökonomische Sphäre in die zeitlose Logik des Weltprozesses ein.

Horkheimers Hegel-Interpretation ist zentriert um den Gedanken, daß die »verklärende« Rolle, welche Hegel der Philosophie zuspricht, gerade mit seiner unverlierbaren, obschon idealistisch formulierten Einsicht zusammenhängt, daß sich das Wesen des Menschen nicht aus der Innerlichkeit und dem persönlichen Schicksal der einzelnen ergibt, sondern aus der Analyse des kollektiven, geschichtlichen Lebens der Völker. Spekulatives Denken sollte dem »endlichen Einzelwesen« zum »begrifflichen Bewußtsein seiner Freiheit im Staat«[38] verhelfen, dessen es infolge der gesellschaftlichen Antagonismen dringend bedarf. Auf diese vermittelnde Funktion, damit auf Philosophie schlechthin, glaubte die europäische Gesellschaft etwa seit 1850 verzichten zu können. Sie trat ins Zeitalter des Positivismus ein, der ökonomisch vom »unmittelbaren Glauben an die prästabilierte Harmonie der Einzelinteressen«[39] erfüllt war und sich im übrigen an den kontinuierlichen Fortschritt von Wissenschaft, Technik und Industrie hielt. Die Metaphysik des objektiven Geistes schien unwiederbringlich dahin.

Je mehr freilich die Hoffnungen der nachidealistischen Periode in der gesellschaftlichen Praxis unerfüllt blieben, desto häufiger kam es in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zu bemühten, aber schwächlichen Versuchen, Sozialphilosophie (vornehmlich als Moral- und Rechtsphilosophie) auf idealistischer Grundlage zu restaurieren. Durchweg antipositivistisch gesonnen, liefen sie, wie Horkheimer zeigt, darauf hinaus, »über dem Boden der festzustellenden tatsächlichen Begebenheiten ein höheres eigengesetzliches Seins-, zum mindesten ein Geltungs- oder Sollensreich aufzuweisen, an dem die vergänglichen Menschen Anteil haben, das selbst aber nicht auf natürliche Begebnisse zurückzuführen ist«[40]. Diese Versuche wollten dem Individuum »den Blick in eine überpersonale Sphäre ... öffnen, die wesenhafter, sinnerfüllter, substantieller ist als sein Dasein«[41]. Mit Hegels Idealismus, hinter dessen konkreter Inhaltlichkeit sie weit zurückblieben, hatten sie lediglich das Moment der »Verklärung« gemein.

---

[37] Ibid. – Die materialistische Theorie hütet sich demgegenüber von Anbeginn, die Gesetzmäßigkeit der ökonomischen Vorgänge zu deren metaphysischer »Vernünftigkeit« zu verklären. So schrieb Engels in seiner genialen Skizze von 1844 (deren Titel *Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie* die Marxsche Lehre programmatisch vorwegnahm) vom »Gesetz der Konkurrenz«, es sei »ein reines Naturgesetz, kein Gesetz des Geistes«, und zwar ein – vergängliches – Naturgesetz, »das auf der Bewußtlosigkeit der Beteiligten beruht«. In: Marx/Engels, *Werke*, Band 1, Berlin 1957, S. 514; 515.

[38] Horkheimer, *Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung*, l. c., S. 6.

[39] Ibid.

[40] Ibid., S. 8.

[41] Ibid.

Horkheimers Position ergibt sich daraus, daß er den fundamentalen Mangel der gegen den Positivismus ankämpfenden sozialphilosophischen Richtungen bezeichnet. Er besteht, kurz gesagt, in deren Naivität, einerseits die wissenschaftlich konstatierbaren »Tatsächlichkeiten« unbezweifelt hinzunehmen, andererseits aber zu versuchen, »ihnen mehr oder minder konstruktiv, ... ›philosophierend‹ Ideen, Wesenheiten, selbständige Sphären des objektiven Geistes, Sinneinheiten, Volksgeister als ebenso ursprüngliche, ja als ›echtere‹ Seinsbestände«[42] gegenüberzustellen. Daß es im Positivismus eine ganze Reihe unbeweisbarer metaphysischer Prämissen gibt, ist den neueren Philosophen Anlaß genug, ihn darin noch zu übertreffen. Es entsteht so ein schlechter Relativismus, der »keinen sachlich begründeten Vorzug«[43] dieser Theorie gegenüber jener gestattet. Die Sozialphilosophen sprechen vom Lebensprozeß der Menschen, den sie zu untersuchen haben, nur »weltanschaulich, thesenhaft, bekenntnishaft« und machen »zwischen den Soziallehren von Auguste Comte, Karl Marx, Max Weber und Max Scheler eher den Unterschied von Glaubensakten als von wahren, falschen oder vorerst noch problematischen Theorien«[44].

Über diesen unbefriedigenden Zustand sucht Horkheimer vermittels einer Dialektik hinauszugelangen, welche die große Hegel-Kritik des 19. Jahrhunderts in sich aufgenommen und fortgebildet hat. An die Stelle starrer Dualismen, getrennter Sphären tritt bei ihm der lebendige Begriff, der Differenz und Identität von Besonderem und Allgemeinem in sich enthält. Materiale Soziologie und Sozialphilosophie lassen sich nicht abgelöst voneinander betreiben. Die Frage nach den konkreten Formen menschlicher Vergesellschaftung schließt allemal die nach Realitätsgrad und Wert der zu betrachtenden Strukturen ein. Umgekehrt bedarf die begriffliche Arbeit des Philosophen der in gründlichen Einzeluntersuchungen gesichteten Materialien. »Das Verhältnis zwischen philosophischen und ... einzelwissenschaftlichen Disziplinen«, auf das Horkheimer wegen seiner Wichtigkeit immer wieder zurückgekommen ist, »darf nicht in dem Sinne gefaßt werden, als ob die Philosophie die entscheidenden Probleme behandle und dabei von Erfahrungswissenschaft unangreifbare Theorien, eigene Wirklichkeitsbegriffe, die Totalität umspannende Systeme konstruiere, während ... die Tatsachenforschung ihre langen, langweiligen, sich in tausend Einzelfragen aufsplitternden Einzelerhebungen anstelle, um schließlich im Chaos des Spezialistentums zu enden«[45].

Statt dessen kommt es Horkheimer darauf an, daß sich philosophische Theorie und einzelwissenschaftliche Praxis unentwegt dialektisch durchdringen und entfalten. Die Philosophie ist kein von außen an die empirischen Befunde herangetragener, fertiger Katalog von Kategorien, welcher der Dialektik des Erkenntnisprozesses (wie der Geschichte) entzogen bleibt. Als theoretische, aufs

[42] Ibid., S. 9.
[43] Ibid.
[44] Ibid.
[45] Ibid., S. 10.

objektive »Wesen« der Erscheinungen abzielende Intention fördert sie die speziellen Untersuchungen und ist dabei »weltoffen genug, um sich selbst von dem Fortgang der konkreten Studien beeindrucken und verändern zu lassen«[46].
Erwägungen, nach denen es sich von selbst versteht, daß Horkheimer wenig Neigung verspürte, den deklarativen Bekundungen und leeren Konstruktionen der Sozialphilosophie seiner Zeit weitere hinzuzufügen. Vielmehr schlägt er als konkretes Programm vor, »auf Grund aktueller philosophischer Fragestellungen Untersuchungen zu organisieren, zu denen Philosophen, Soziologen, Nationalökonomen, Historiker, Psychologen in dauernder Arbeitsgemeinschaft sich vereinigen und ... ihre aufs Große zielenden philosophischen Fragen an Hand der feinsten wissenschaftlichen Methoden ... verfolgen«[47]. Dadurch werden jene Fragen nicht dogmatisch beantwortet, »sondern ... selbst dialektisch einbezogen in den empirisch wissenschaftlichen Prozeß, das heißt die Antwort auf sie liegt in dem Fortschritt der sachlichen Erkenntnis, von dem ihre Gestalt selbst mitbetroffen wird«[48].
Was es bedeutet, philosophiegeschichtlich überkommene Grundfragen im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß zu präzisieren und auf neue Weise anzugehen, erläutert Horkheimer instruktiv am alten, stets wieder erörterten Problem, wie sich individuelle Existenz und allgemeine Vernunft, sinnliche Realität und Idee, Leben und Geist zueinander verhalten. Modern formuliert, handelt es sich hier »um die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem wirtschaftlichen Leben der Gesellschaft, der psychischen Entwicklung der Individuen und den Veränderungen auf den Kulturgebieten im engeren Sinn«[49]. Ob man nun das Thema, wie Schelers »Soziologie des Wissens«, metaphysisch diskutiert oder, grob vereinfachend, eine der geschichtlich aufgetretenen Thesen vorträgt und alle anderen bestreitet – Horkheimer erwähnt, wozu ein schlecht verstandener Spinoza, Hegel oder Marx unter Umständen herhalten müssen –[50]: in jedem Fall wird ein komplexer Gegenstand gerade dadurch verfehlt, daß er »rein« philosophisch behandelt werden soll. Eine fragwürdige »Scheidung von Geist und Realität« in undialektischer Weise verabsolutierend, setzt jede abstrakte Antwort die »durchgängige Entsprechung zwischen den ideellen und materiellen Verläufen« voraus und vernachlässigt oder übersieht die »komplizierende Rolle der psychischen Zwischenglieder«[51].
Wirklich fruchtbare Forschungen auf diesem Gebiet, die auch bestimmte Umfragemethoden nicht verschmähen, lassen sich demgegenüber, wie Horkheimer erläutert, nur dann einleiten, wenn man die Frage nach dem Verhältnis der ökonomischen Strukturen zu den kulturellen räumlich, zeitlich, psychologisch

---

[46] Ibid.
[47] Ibid., S. 11.
[48] Ibid.
[49] Ibid., S. 13.
[50] Cf. ibid.
[51] Ibid.

und soziologisch eingrenzt, wodurch sie folgende Form annimmt: »Welche Zusammenhänge lassen sich bei einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe, in einer bestimmten Zeitspanne, in bestimmten Ländern nachweisen zwischen der Rolle dieser Gruppe im Wirtschaftsprozeß, der Veränderung in der psychischen Struktur ihrer einzelnen Mitglieder und den auf sie als Gesamtheit im Ganzen der Gesellschaft wirkenden und von ihr hervorgebrachten Gedanken und Einrichtungen?«[52]

Das Institut hat denn auch, wie gerade aus der Zeitschrift hervorgeht, eine Reihe wichtiger Studien durchgeführt, in denen die ökonomische Geschichtsauffassung – um sie handelt es sich bei der erörterten Frage – nicht abstrakt verkündet, sondern am Stoff selbst erprobt wird. Auf die Notwendigkeit, so zu verfahren, haben bereits Marx und Engels mit größtem Nachdruck hinweisen müssen. Jener betont, daß die »materialistische Basis« seiner Lehre »ernstes objektives Studium erheischt, wenn man auf ihr operieren will«[53]; und dieser beklagt, daß der historische Materialismus seinen »fatalen Freunden« nicht selten »als Vorwand dient, Geschichte *nicht* zu studieren«[54]; daß »die materialistische Methode in ihr Gegenteil umschlägt, wenn sie nicht als Leitfaden beim historischen Studium behandelt wird, sondern als fertige Schablone, wonach man sich die historischen Tatsachen zurechtschneidet«[55].

Prinzipien, die in Horkheimers – wissenschaftlich unüblichem – Gedanken, einen empirisch orientierten Forschungsapparat in den Dienst umfassender sozialphilosophischer Überlegungen zu stellen, voll berücksichtigt wurden. Sein 1931 entwickeltes Programm sah vor, »eine Diktatur der planvollen Arbeit über das Nebeneinander von philosophischer Konstruktion und Empirie in der Gesellschaftslehre zu errichten«[56]. Tatsachenforschung und theoretisches Denken sollten einander gleichermaßen bereichern – verbunden in einer (nie bloß gegebenen, sondern stets aufs neue herzustellenden) dialektischen Einheit. Als Philosoph, keineswegs aber um die Ansprüche der Empirie zu schmälern, wurde Horkheimer zum Leiter des Frankfurter Instituts.

III

Die *Zeitschrift für Sozialforschung* diente neben den Buchpublikationen des Instituts der Verwirklichung des erörterten Programms. Horkheimer gelang es, einen Kreis befähigter Menschen um sich zu versammeln, die ihr leidenschaft-

[52] Ibid., S. 14.
[53] Marx an F. A. Sorge, Brief vom 27. 11. 1877, in: Marx/Engels, *Ausgewählte Briefe*, l. c., S. 365.
[54] Engels an C. Schmidt, Brief vom 5. 8. 1890, in: ibid., S. 500 (Hervorhebung von Engels). – Auf diese »fatalen Freunde« bezieht sich übrigens der vielzitierte, gern mißbrauchte Satz von Marx: »Tout ce que je sais, c'est que je ne suis pas marxiste«.
[55] Engels an P. Ernst, Brief vom 5. 6. 1890, in: ibid., S. 498.
[56] Horkheimer, *Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung*, l. c., S. 12.

liches Interesse an gesellschaftlichen Themen über den Wunsch stellten, akademisch Karriere zu machen. Ihr Ziel war die gemeinsame Arbeit an einer kritischen Theorie der Gesellschaft ihrer Zeit. Horkheimer hat es 1932 in seinem Vorwort zum ersten Heft der Zeitschrift klar umrissen[57]. Terminologisch bemerkenswert ist hier zunächst der Übergang von der »Sozialphilosophie« zur »Sozialforschung«. Deren Begriff bezeichnet keine Spezialdisziplin, sondern »Untersuchungen auf den verschiedensten Sachgebieten und Abstraktionsebenen«, die dazu bestimmt sind, die Einsicht ins soziale Ganze voranzubringen. Wiederum betont Horkheimer, wie wichtig es ist, »bei unbedingter empirischer Strenge« im einzelnen ein »theoretisches Zentralproblem«[58] im Auge zu behalten. Die so verstandene Sozialforschung ist gleich weit entfernt von »bloßer Tatsachenbeschreibung« und »empiriefremder Konstruktion«. Erkenntnistheoretisch setzt sie voraus, daß »unter der chaotischen Oberfläche der Ereignisse eine dem Begriff zugängliche Struktur wirkender Mächte zu erkennen sei. Geschichte gilt in der Sozialforschung nicht als Erscheinung bloßer Willkür, sondern als von Gesetzen beherrschte Dynamik, ihre Erkenntnis ist daher Wissenschaft«[59].

Verweilen wir etwas bei dem hier eingeführten Begriff von »Wissenschaft«, der während der letzten Jahre in den Diskussionen zwischen der Frankfurter und der positivistischen Soziologie eine erhebliche Rolle spielte und von positivistischer Seite heftig bekämpft wurde. Er geht zurück auf Hegels Kant-Kritik, namentlich auf die in der *Großen Logik* entwickelte und in der *Philosophie der Weltgeschichte* vorausgesetzte Lehre von der Erkennbarkeit des Dinges an sich. Zur philosophischen Betrachtung des historischen Prozesses gehört es nach Hegel, daß von einer klassifizierenden »Sammlung von Kenntnissen« zu »vernünftiger Einsicht« fortgeschritten wird; denn »das Wahre liegt nicht auf der sinnlichen Oberfläche; bei allem, insbesondere was wissenschaftlich sein soll, darf die Vernunft nicht schlafen und muß Nachdenken angewendet werden«[60]. Es bedarf des konkreten Begriffs, der »die Oberfläche durchdringt und sich durch die Mannigfaltigkeit des bunten Gewühls der Begebenheiten hindurchringt«[61].

Marx und Engels schließen sich, zumal in ihren reifen Arbeiten, als radikale Gegner des (zu ihrer Zeit vornehmlich neukantianischen und positivistischen) Phänomenalismus der Hegelschen Lehre von der Objektivität des Begriffs an. Ihre Kritik der politischen Ökonomie beruht auf der Dialektik von Wesen und Erscheinung, wobei diese Kategorien, materialistisch gewendet, keinem logischen Reich zeitloser Geltung mehr angehören, sondern sich geschichtlich als Momente eines wissenschaftlich analysierbaren Objekts, der bürgerlichen Gesellschaft, auseinanderlegen. Erscheinende und wesentliche Wirklichkeit, Zirkulations- und Produktionsprozeß des Kapitals, »laufen beständig ineinander, durchdringen

---

[57] *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang I, 1932, Doppelheft 1/2, S. I.
[58] Ibid.
[59] Ibid.
[60] Hegel, *Die Vernunft in der Geschichte*, l. c., S. 6; 7.
[61] Ibid., S. 8.

sich, und verfälschen dadurch beständig ihre charakteristischen Unterscheidungsmerkmale«[62]. An ihnen festzuhalten bleibt gleichwohl das Geschäft der Wissenschaft. Daß die gesellschaftlichen Sphären durcheinander vermittelt sind, beseitigt – sosehr sie verhüllt wird – die »begründende« Rolle der unmittelbaren Produktion des Lebens nicht. Der Erkenntnisprozeß hat, wie die Autoren stets betonen, das »Unsichtbare und ... zu erforschende Wesentliche« von der sinnlich sich darbietenden »Oberfläche«[63] zu unterscheiden, die »Erscheinungsform von dem, was darin erscheint«[64]: das Wesen als immanentes Gesetz der Erscheinungen. Der flache Empirismus der »Vulgärökonomie« bleibt demgegenüber im strengen Sinn *ideologisch* befangen; er hält sich an den »substanzlosen Schein« der gesellschaftlichen Sachverhalte und beschränkt sich im übrigen darauf, »die banalen und selbstgefälligen Vorstellungen der bürgerlichen Produktionsagenten von ihrer eigenen besten Welt zu systematisieren, pedantisieren und als ewige Wahrheiten zu proklamieren«[65]. Da die Vulgärökonomen den inneren Zusammenhang nicht begreifen, verfallen sie in jene Objektivität, »die nicht weiter sieht als ihre Nase und eben deshalb die bornierteste Subjektivität ist«[66].

Engels vor allem hat diese im ökonomischen Kontext gewonnenen Einsichten auf das Geschichtsstudium insgesamt angewandt. Er geht davon aus, daß Natur- und Sozialgeschichte sich insofern unterscheiden, als es sich bei jener um »lauter blinde Agenzien« handelt, »die aufeinander einwirken und in deren Wechselspiel das allgemeine Gesetz zur Geltung kommt«[67], während in der Geschichte der Gesellschaft (ganz wie die Aufklärer und Hegel sie beschrieben haben) »lauter mit Bewußtsein begabte, mit Überlegung oder Leidenschaft handelnde, auf bestimmte Zwecke hinarbeitende Menschen«[68] wirken. Unbeschadet dieses qualitativen Unterschieds wird auch »der Lauf der Geschichte durch innere allgemeine Gesetze beherrscht ... Denn auch hier herrscht auf der Oberfläche, trotz

---

[62] Marx, *Das Kapital*, Band III, Berlin 1953, S. 64.

[63] Ibid., S. 63.

[64] Marx, *Das Kapital*, Band I, Berlin 1955, S. 596. – Daß es hier um eine sachliche Bedeutung Hegelscher Dialektik für die Marxsche Lehre geht, nicht um deren gelegentliches »Kokettieren« mit philosophischer Terminologie, ließe sich anhand der Texte vielfach belegen. Genannt seien nur folgende Stellen aus Band I des *Kapitals:* S. 69; 321; 331; 565 ff.; aus Band III: S. 194; 216; 344; 369; 870.

[65] Ibid., S. 87. – Die Intention der strengen Ideologienlehre als Theorie der – objektiv vermittelten – »Phänomenalität« des gesellschaftlichen Alltagsbewußtseins wird besonders deutlich in der Marxschen Analyse der »verkehrten Welt« der Konkurrenz: »Die fertige Gestalt der ökonomischen Verhältnisse, wie sie sich auf der Oberfläche zeigt, in ihrer realen Existenz, und daher auch in den Vorstellungen, worin die Träger und Agenten dieser Verhältnisse sich über dieselben klar zu werden suchen, sind sehr verschieden von, und in der Tat verkehrt, gegensätzlich zu ihrer innern, wesentlichen, aber verhüllten Kerngestalt und dem ihr entsprechenden Begriff«. In: *Das Kapital*, Band III, l. c., S. 235.

[66] Engels an E. Bernstein, Brief vom 25. 1. 1882, in: Marx/Engels, *Ausgewählte Briefe*, l. c., S. 418.

[67] Engels, *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*, in: Marx/Engels, *Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*, Band II, Berlin 1966, S. 358.

[68] Ibid., S. 358 f.

der bewußt gewollten Ziele aller einzelnen, im ganzen und großen scheinbar der Zufall ... Wo aber auf der Oberfläche der Zufall sein Spiel treibt, da wird er stets durch innere verborgene Gesetze beherrscht«[69], die ihrerseits der – zu kritisierenden – Tatsache entspringen, daß die Geschichte von den Menschen »bis jetzt nicht mit Gesamtwillen nach einem Gesamtplan«[70] gemacht wurde. Die blinde ökonomische Notwendigkeit setzt sich in der unendlichen Summe von Zufällen durch; die vielen bewußten Einzelwillen stoßen aufeinander und durchkreuzen sich und bewirken so einen Zustand, »der ganz dem in der bewußtlosen Natur herrschenden analog ist«[71]. Aus diesem objektiven Grunde – nicht weil sie die an sich bestehende Differenz von Natur und Gesellschaft einebnen wollen – betrachten Marx und Engels »die bisherige Geschichte nach Art eines (nicht geisteswissenschaftlich zu ›verstehenden‹, sondern zu ›erklärenden‹, A. S.) Naturprozesses«, als »wesentlich denselben Bewegungsgesetzen unterworfen«[72].
So viel zu den Quellen des von Horkheimer im Vorwort zur ersten Nummer der Zeitschrift eingeführten Begriffs »wissenschaftlicher« Sozialforschung. – Diese ist nicht autark, sondern bedarf der verschiedensten Fachwissenschaften, um die »Vorgänge des Gesellschaftslebens nach dem Stand der jeweils möglichen Einsicht zu begreifen«[73]. Dabei ist Horkheimer sich darüber im klaren, daß die auszuwertenden Resultate von Sonderdisziplinen häufig vorläufigen und hypothetischen Charakter haben. Hieraus ergibt sich die unaufhebbare Distanz der Sozialforschung zu jeder auf Letztbegründung und Abschlußhaftigkeit ihrer Urteile bestehenden Philosophie. Dem widerspricht keineswegs, daß die Zeitschrift nicht wenige Aufsätze enthält, die sich intensiv mit philosophischen Fragen beschäftigen; »denn nicht die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Fach, sondern die Wichtigkeit für die Theorie der Gesellschaft ist bei der Wahl ihrer Gegenstände bestimmend«[74].
Sozialforschung im hier diskutierten Sinn und Soziologie als Einzelwissenschaft sind für Horkheimer deshalb nicht identisch, weil jene »ihre Forschungsgegenstände auch auf nichtsoziologischen Gebieten findet«[75]. In dem Maße freilich, wie Fachsoziologie sich nicht im Beschreiben von Tatsachen erschöpft, sondern wirklich »auf das Problem der Gesellschaft abzielt«[76], werden ihre Fragen auch in der Zeitschrift behandelt, schon um die allgemein-theoretischen Abhandlungen stofflich zu ergänzen.

---

[69] Ibid., S. 359.
[70] Engels an H. Starkenburg, Brief vom 25. 1. 1894, in: Marx/Engels, *Ausgewählte Briefe*, l. c., S. 560.
[71] Engels, *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie*, l. c., S. 359.
[72] Engels an J. Bloch, Brief vom 21./22. 9. 1890, in: Marx/Engels, *Ausgewählte Briefe*, l. c., S. 503.
[73] *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang I, 1932, Doppelheft 1/2, S. I.
[74] Ibid., S. II.
[75] Ibid. – Davon zeugen die sich mit Kunst und schöner Literatur abgebenden Studien der Zeitschrift.
[76] Ibid.

Was das theoretisch entscheidende Verhältnis der Sozialforschung zur Wirklichkeit als Geschichte anbelangt, so erwähnt Horkheimer wiederum die (vom Marxschen Materialismus und seinen Gegnern, Max Weber etwa) angeregte »Frage des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Kulturgebieten, ihrer Abhängigkeit voneinander, der Gesetzmäßigkeit ihrer Veränderung«[77]. Eine Frage, die dann in der Zeitschrift unter verschiedensten Gesichtspunkten angegangen wurde, nicht zuletzt vermittels einer »den Bedürfnissen der Geschichte entgegenkommenden Sozialpsychologie«[78], wie sie Dilthey 1894 in seinen *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* gefordert und Freud ein gutes Stück vorangebracht hatte. Die kritischen Analysen der Zeitschrift zur »Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters« versuchen, Geschichte und Psychologie zu verbinden.
Was Horkheimer und seinen Mitarbeitern vorschwebte, war eine »Theorie des historischen Verlaufs der gegenwärtigen Epoche«[79], die – auf verschiedenen Gebieten erarbeitet – im Ganzen der Zeitschrift, nicht nur in einzelnen, sie ausdrücklich thematisierenden Beiträgen enthalten sein sollte. Dazu bedurfte es auch, »sowohl zum Verständnis der Gegenwart als auch zur Prüfung und Ausbildung der theoretischen Hilfsmittel«[80], konkreter Geschichtsstudien, die jedoch so angelegt sein mußten, daß sie ein aktuelles, kein bloß archivarisches Interesse befriedigten. Ebenso wichtig waren prognostische Untersuchungen über die Zukunft der bestehenden Gesellschaft, und zwar anhand des Studiums »der in ihr auf planmäßige Regelung der Wirtschaft hintreibenden Tendenzen«[81].
Am Schluß seines programmatischen Vorworts kommt Horkheimer nochmals auf das Verhältnis der Sozialforschung zur begrifflich-konstruktiven Arbeit zu sprechen. Letztere spielt in ihr eine erhebliche Rolle. Da sie aber »auf die gegenwärtige menschliche Wirklichkeit abzielt«, nicht »auf möglichst große Allgemeinheit und übergreifende Schau«[82], setzen sich ihre Kategorien unentwegt dem Korrektiv der Empirie aus. Das unterscheidet den Horkheimerschen Ansatz ebenso von den – irrationalistischen – Metaphysiken der spätbürgerlichen Zeit wie vom »weltanschaulichen« Dogmatismus einer sich »marxistisch-leninistisch« nennenden Orthodoxie. Deren Hauptmerkmal ist es, daß sie – gestützt vor allem auf naturphilosophische Fragmente des späten Engels – die Dialektik zu einem (je nach den politischen Zeitläuften anders ausfallenden) Katalog allgemeinster Seins- und damit Denkgesetze versteinern läßt. Ihnen soll zwar jeglicher Wandel im Universum unterliegen, sie selbst aber bleiben ihm entzogen. Die objektive Welt wird so zum Inbegriff bloßer Anwendungsfälle. Wie der Hegel des abgerundeten Systems betrachten die Sowjetideologen »alles, was uns umgibt, ... als ein Beispiel des Dialektischen«[83]. Sie übersehen, daß gerade dann, wenn

77 Ibid.
78 Ibid.
79 Ibid., S. III.
80 Ibid.
81 Ibid.
82 Ibid.
83 Hegel, *System der Philosophie*, I, § 81, Zusatz 1.

Natur nicht zum Produkt des Geistes herabgesetzt werden soll, darauf verzichtet werden muß, ihrem von menschlicher Praxis isolierten »An-sich« eine dialektische Struktur zuzuschreiben. Die materielle Welt ist, wie schon der junge Marx wußte, allemal »die Welt des Menschen«[84], etwas bereits Angeeignetes. Und in den *Pariser Manuskripten* heißt es: »Auch die Natur, abstrakt genommen, für sich, in der Trennung vom Menschen fixiert, ist für den Menschen nichts«[85]. Die Dialektik gehört der menschlichen Wirklichkeit an, der außermenschlichen nur in dem Maße, wie sie geschichtlich verändert, »humanisiert« ist.

Indem Horkheimers Konzeption sich amateurhafter Synthesen enthält, ist sie denkbar ungeeignet, weltanschaulichen Religionsersatz zu bieten. Wissenschaftlichen Kriterien verpflichtet, hat sie »die Selbständigkeit ihres Erkenntnisanspruchs gegenüber allen weltanschaulichen und politischen Richtungen zu behaupten«[86]. Das bedeutet für Horkheimer freilich nicht, daß die Gelehrten frei von geschichtlich-gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Tätigkeit nachgehen, noch daß Erkenntnis sich in selbstgenügsamer Kontemplation erschöpft. Die historische Praxis durchdringt sie auf allen ihren Stufen und zeichnet ihr bestimmte Schritte vor. Dennoch müssen »die Ergebnisse der Forschung ... theoretischen Kriterien« genügen, »wenn sie sich in der Wirklichkeit bewähren sollen«[87]. Wohl hat Marx den Schein voraussetzungslosen Denkens aufgelöst und gezeigt, daß auch die Wissenschaft als Produktivkraft und Produktionsmittel in den sozialen Lebensprozeß eingeht. Daraus aber zu folgern, seine Theorie habe etwas mit dem Pragmatismus gemein, wäre verfehlt. Horkheimer hebt, übrigens in bester Tradition, die Bedeutung der Idee objektiver Wahrheit für die materialistische Dialektik hervor: »Soweit die Fruchtbarkeit einer Erkenntnis bei ihrem Wahrheitsanspruch eine Rolle spielt«, ist darunter »eine der Wissenschaft immanente Fruchtbarkeit und keine Übereinstimmung mit äußeren Rücksichten zu verstehen. Die Prüfung der Wahrheit eines Urteils ist etwas anderes als die Prüfung seiner Lebenswichtigkeit. In keinem Fall haben gesellschaftliche Interessen über die Wahrheit zu entscheiden, sondern es gelten Kriterien, die sich ... mit dem theoretischen Fortschritt entwickelt haben ... Wenn auch die Wissenschaft in die geschichtliche Dynamik einbezogen ist, darf sie darum doch nicht des ihr eigentümlichen Charakters entkleidet und utilitaristisch mißverstanden werden«[88]. –

---

[84] Marx, *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, in: Marx/Engels, *Werke*, Band 1, Berlin 1957, S. 378.

[85] Marx/Engels, *Werke*, Ergänzungsband, Erster Teil, Berlin 1968, S. 587.

[86] *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang I, 1932, Doppelheft 1/2, S. III.

[87] Ibid.

[88] Horkheimer, *Bemerkungen über Wissenschaft und Krise*, in: ibid., S. 1. – Horkheimer befindet sich hier in vollem Einklang mit Marx, einem wahrlich politischen Denker, dem gleichwohl nichts mehr zuwider war als irgendwelche Versuche, die Erkenntnis einem angestrebten Effekt unterzuordnen. »Einen Menschen«, schreibt er in den *Theorien über den Mehrwert* gegen Malthus, »der die Wissenschaft einem nicht aus ihr selbst (wie irrtümlich sie immer sein mag), sondern von *außen*, ihr *fremden, äußerlichen Interessen* entlehnten Standpunkt zu *akkommodieren* sucht, nenne ich ›*gemein*‹«. In Marx/Engels, *Werke*, Band 26.2, Berlin 1967, S. 112 (Hervorhebungen von Marx); cf. auch S. 113.

Auf diese schon in Horkheimers ursprünglicher Konzeption enthaltene entschiedene Absage an alle Versuche, die Theorie leichtfertig zu instrumentalisieren, war hier insofern näher einzugehen, als sich Vertreter des studentischen Aktionismus in jüngster Zeit immer wieder auf seine frühen Arbeiten berufen haben.
Verfolgen wir nun - anhand der späteren programmatischen Äußerungen Horkheimers – in groben Zügen die Geschichte der Zeitschrift. Im Jahre 1932 erschien das Doppelheft 1/2 sowie Heft 3 im Leipziger Verlag C. L. Hirschfeld. 1933 konnte aus den bekannten Gründen nur noch Heft 1 in Deutschland erscheinen. Heft 2 wurde in Paris gedruckt von den Presses Universitaires de France und verlegt von der Librairie Félix Alcan, die auch die sonstigen Schriften des Instituts übernahm. Die Redaktion der Zeitschrift befand sich in dessen Genfer Zweigstelle. Horkheimer war glücklich, daß die Zeitschrift, abgesehen von wenigen Ausnahmen, deutsch weitergeführt werden konnte. Er und seine Mitarbeiter ließen sich davon leiten, daß deutsche Sprache und Kultur bei ihnen besser aufgehoben waren als bei den neuen Machthabern in Deutschland. Auch nachdem die meisten Beiträge in New York entstanden und das Institut der Columbia University angegliedert war, blieb die Zeitschrift in Paris. Als der Krieg 1939 ausbrach, nahm Horkheimer zunächst an, damit sei ihre weitere Publikation in Frankreich gefährdet. Er schrieb diesbezüglich dem Verlag, der ihm mitteilte, Jean Giraudoux, der Kultusminister, betrachte es als Ehre, daß die Zeitschrift weiterhin erscheine. Erst nachdem Hitlers Truppen Paris eingenommen hatten, wurden in New York noch vier Nummern in englischer Sprache veröffentlicht.
In Horkheimers Vorwort vom November 1933 zum ersten in Paris publizierten Heft heißt es, auch unter den neuen Bedingungen werde das Institut sich bemühen, die »Theorie der Gesamtgesellschaft und ihre Hilfswissenschaften zu fördern«, wobei die Theorie, das »begreifende Denken« – hierin lag ein neuer Akzent –, als »Faktor der Verbesserung der Wirklichkeit«[89] zu gelten habe. – Ausführlicher äußerte sich der Herausgeber im Februar 1937 in seinem Vorwort zum sechsten Jahrgang der Zeitschrift über die seitherigen Erfahrungen und künftigen Absichten. Horkheimer wies zunächst darauf hin, daß die Zeitschrift mittlerweile zu einem der verschwindend wenigen wissenschaftlichen Organe geworden war, »die im Ausland deutsche geisteswissenschaftliche Traditionen in deutscher Sprache«[90] fortsetzten. Damit hatte sich zwar die Verantwortung des Unternehmens erhöht, aber der ursprüngliche Plan, die Zeitschrift allen wertvollen geisteswissenschaftlichen Studien zur Verfügung zu stellen, die anderswo nicht mehr veröffentlicht werden konnten, mußte infolge Platzmangels aufgegeben werden. Daher der Entschluß des Instituts, »auch insofern eine philosophische Tradition fortzusetzen, als neben der wissenschaftlichen Zulänglichkeit vor allem Denkart und Richtung des Interesses bei der Auswahl der Aufsätze

---

[89] *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang II, 1933, Heft 2, S. 161.
[90] Ibid., Jahrgang VI, 1937, Heft 1, S. 1.

entscheiden«[91] sollten. Ihre Aufgabe war es, gegen den wissenschaftlich verbrämten »Verzicht auf vernünftige Entscheidung«, gegen die modischen Relativismen »bestimmte Gedanken durchzuhalten«[92]. Die tragenden Artikel sollten fortan, bewußter noch als zuvor, »eine gemeinsame philosophische Ansicht«[93] der Mitarbeiter entwickeln, aber wohlgemerkt nicht in abstracto, sondern auf deren jeweiligen Forschungsgebieten[94].

Die begriffsfeindliche Sachlichkeit des Positivismus lenkt von der gesamtgesellschaftlichen Problematik ab und stiftet zugleich »eine Scheinsicherheit, indem sie die Fachwissenschaft in ihrer gegebenen Gestalt als die einzig berechtigte Erkenntnis verklärt und Ideen, die darüber hinausgehen, als sinnlos hinstellt«[95]. Aus dem seither Diskutierten dürfte erhellen, wie diese über die empirisch ermittelten Tatbestände »hinausgehenden« Ideen beschaffen sind. Horkheimer denkt nicht daran, der blanken Negation von Sinn, wie sie dem positivistischen Verfahren innewohnt, ebenso abstrakt einen wissenschaftlicher Analyse schlechthin entzogenen »Sinn« entgegenzusetzen. Höhere »Werte« und »Seinsregionen«, gegen den Intellekt gerichtete metaphysische Kategorien wie »Seele«, »Leben«, »Persönlichkeit« und »Freiheit«, welche die raum-zeitlich bedingte Menschen- und Stoffwelt als ein Minderes hinter sich lassen, werden von Horkheimers Konzeption nicht weniger verworfen als von der positivistischen Schule, aber – und darin liegt der entscheidende Unterschied – »nicht unter dem Gesichtspunkt, ob die Fachwissenschaft gerade Verwendung für sie hat, sondern im Zusammenhang einer auf die Praxis bezogenen Geschichtstheorie«[96]. Diese hat in eingehenden Analysen den historisch notwendigen Verfall aller die sinnliche Wirklichkeit mystifizierenden Metaphysik und die Aussichtslosigkeit ihrer Restauration ebenso nüchtern auszusprechen, wie es ihre Aufgabe ist, aus den gegebenen Verhältnissen die objektiven Bedingungen der Möglichkeit einer

---

[91] Ibid.
[92] Ibid.
[93] Ibid.
[94] Auch dieser wichtige Gedanke Horkheimers, daran sei wenigstens erinnert, steht in der Tradition von Marx und Engels. Deren *Deutsche Ideologie* überführt den spekulativen Idealismus in eine Wissenschaft, welche »die Darstellung« der neuentdeckten Wirklichkeit des »praktischen Entwicklungsprozesses der Menschen« zum Inhalt hat. Mit dieser »Darstellung der Wirklichkeit« verliert »die selbständige Philosophie ... ihr Existenzmedium«. In: Marx/Engels, *Werke*, Band 3, Berlin 1962, S. 27. – Engels hat später die Frage nach dem Status der Philosophie noch einmal aufgeworfen, insbesondere im Hinblick auf ihr Verhältnis zu den Einzelwissenschaften. Der »moderne Materialismus«, heißt es in der Schrift *Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft*, ist als »positive Wissenschaft von Natur und Geschichte ... wesentlich dialektisch und braucht keine über den andern Wissenschaften stehende Philosophie mehr. Sobald an jede einzelne Wissenschaft die Forderung herantritt, über ihre Stellung im Gesamtzusammenhang der Dinge und der Kenntnis von den Dingen sich klarzuwerden, ist jede besondre Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang überflüssig«. In: Marx/Engels, *Ausgewählte Schriften in zwei Bänden*, Band II, l. c., S. 119; 120.
[95] *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang VI, 1937, Heft 1, S. 1 f.
[96] Ibid., S. 2.

humaneren Gesellschaft abzuleiten, in der die große Philosophie von Kant bis Hegel mit ihrer Idee der Menschheit verwirklicht wird.

Zu den Schwierigkeiten eines angemessenen Verständnisses der Intentionen Horkheimers gehört es, die angedeutete doppelte Frontstellung gegen Metaphysik und Positivismus richtig zu erfassen. Von einer – heute zuweilen behaupteten – Wissenschaftsfeindlichkeit des Horkheimerschen Entwurfs kann keine Rede sein. Die Kritik am Positivismus hat die Frankfurter Sozialforschung nie daran gehindert, seine »fachlichen Leistungen anzuerkennen und zu fördern«[97]. Für wie notwendig Horkheimer auch »angesichts der intellektuellen Ratlosigkeit« unserer Zeit »die unbeirrte Verfolgung bestimmter Ideen auf den verschiedenen Gebieten der Gesellschaftstheorie« hielt – stets war ihm klar, daß »jede Art philosophischen Denkens einer fortwährenden Beobachtung der einzelwissenschaftlichen Arbeit«[98] bedarf. Deren Techniken und Ergebnisse sind jedoch nicht zu verabsolutieren. Sie bilden lediglich die unerläßliche Basis einer Theorie, welche in ihrem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit die Einzeldisziplinen nicht etwa unterbietet, sondern übertrifft. Der dialektische Gedanke enthält ein (durch anderweitig aufbereitetes Material) vielfach »vermitteltes Wissen«; denn er hat »den Weg des Hinausgehens über das Sein oder vielmehr des Hineingehens in dasselbe zu machen«[99]. Hegel schon unterscheidet den »Gang der Entstehung der Wissenschaft« von ihrem »Gang in sich«[100], und Marx hält ganz in seinem Sinn »Analyse« und »Darstellung« des Gegenstands der Erkenntnis auseinander: »Die Analyse« ist »die notwendige Voraussetzung der genetischen Darstellung, des Begreifens des wirklichen Gestaltungsprozesses in seinen verschiedenen Phasen«[101].

Dementsprechend schreibt Horkheimer, daß die »Erkenntnis der Geschichte« ohne »analytisches Wissen« nicht auskommt, daß jedoch »die Leistung, bei der es eine Rolle spielen soll, ... keineswegs mit ihm zusammen(fällt)«[102]. Das wirkliche Geschehen, seine Unabgeschlossenheit, die es beherrschenden Tendenzen werden vom »Produkt der Analyse«, von den (im Hegelschen Sinn) »abstrakten Begriffe(n) und Regeln«, nicht adäquat bestimmt: »Die Einzelwissenschaften liefern nur die Elemente zur theoretischen Konstruktion des geschichtlichen Ablaufs, und diese bleiben in der Darstellung nicht, was sie in den Einzelwissenschaften waren, sondern erhalten neue Bedeutungsfunktionen, von welchen vorher noch keine Rede war«[103]. Die formale ist so in der dialektischen Logik aufgehoben,

---

[97] Ibid.
[98] Ibid.
[99] Hegel, *Wissenschaft der Logik*, Zweiter Teil, Leipzig 1951, S. 4.
[100] Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, in: *Sämtliche Werke*, Band 19, S. 284.
[101] Marx, *Theorien über den Mehrwert*, in: Marx/Engels, *Werke*, Band 26.3, Berlin 1968, S. 491. – Cf. hierzu auch die Marxsche Unterscheidung von »Forschungs-« und »Darstellungsweise« im Nachwort zur zweiten Auflage von Band I des *Kapitals*.
[102] Horkheimer, *Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang III, 1934, Heft 1, S. 22 f.
[103] Ibid., S. 22.

die Horkheimer als »Inbegriff aller intellektuellen Mittel« bezeichnet, »um die vom trennenden Verstand gewonnenen abstrakten Momente für das Bild des lebendigen Gegenstands fruchtbar zu machen«[104].
Es genügt freilich nicht, was Horkheimer die gedankliche »Rekonstruktion von Tendenzen der Gesamtgesellschaft«[105] nennt, bloß hinsichtlich seines Verhältnisses zu den Weisen analytischen Wissens zu charakterisieren. Die gesellschaftliche Realität geht in die Theorie nicht nur in einzelwissenschaftlich gleichsam filtrierter Form ein. Jene ist ebensosehr ein Ganzes von Einsichten, das »aus einer bestimmten Praxis, aus bestimmten Zielsetzungen herrührt«[106]. Der Materialismus erstreckt sich auch auf seine eigene Konstruktion. Diese ist ein geschichtlich entsprungenes, vergängliches Produkt, das »Menschen in der Auseinandersetzung mit ihrer gesellschaftlichen und natürlichen Umwelt entwerfen«[107]. – Die fortwährende Reflexion auf ihre eigene Bedingtheit gehört zu den Wesenszügen der Horkheimerschen Theorie. Bei aller objektiven Blickrichtung bekennt sie ein, daß sie von leibhaftigen Menschen und deren Verlangen nach einer glücklicheren Welt entscheidend mitbestimmt wird. In der Parteilichkeit für die objektive Möglichkeit eines Besseren besteht ihr »aktive(r) Humanismus«[108]. Horkheimer hat sich des Ausdrucks selten nur bedient. In seinen Essays geht es nicht um ein überzeitlich-affirmatives »Menschenbild«, sondern darum, eine »klare Stellung zu den geschichtlichen Problemen der Epoche«[109] zu gewinnen. Als »bloßes Bekenntnis zu sich selbst«, als leeres Sollen kann es keinen wirklichen Humanismus geben. Gegenwärtig besteht er »in der Kritik der Lebensformen ... und in der Anstrengung, sie in vernünftigem Sinne zu verändern«[110].

IV

Im abschließenden Teil sei der mit der Zeitschrift weniger vertraute oder gar neue Leser auf die für den heutigen Stand der Diskussion wesentlichsten Problemkomplexe hingewiesen, die vom Horkheimerschen Kreis im Laufe der Jahre

---

[104] Ibid., S. 20; cf. auch S. 24. – Horkheimer führt hier die Hegel-Rezeption und -Kritik des reifen Marx weiter, wie sie in der (erkenntnistheoretisch) bedeutenden *Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie* von 1857/58 vorliegt. Das zentrale Problem dieses Textes ist die Methode des »Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten«. Cf. Marx/Engels, *Werke*, Band 13, Berlin 1964, S. 615 ff.
[105] Horkheimer, *Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie*, in: ibid., Jahrgang III, 1934, Heft 1, S. 23.
[106] Horkheimer, *Materialismus und Moral*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang II, 1933, Heft 2, S. 195.
[107] Horkheimer, *Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie*, in: ibid., Jahrgang III, 1934, Heft 1, S. 26.
[108] Horkheimer, *Montaigne und die Funktion der Skepsis*, in: ibid., Jahrgang VII, 1938, Doppelheft 1/2, S. 49.
[109] Ibid.
[110] Ibid.

behandelt wurden. Die Auswahl der Autoren erfolgt dabei unter dem Gesichtspunkt, den Leser paradigmatisch in das für den theoretischen Gehalt der Zeitschrift insgesamt Verbindliche einzuführen. Der Verfasser kann selbstverständlich in eine materiale Erörterung der einzelnen Themen nicht wirklich eintreten, sondern muß sich damit begnügen, gewisse Kernpunkte zu bezeichnen.

Daß die Physiognomie der Zeitschrift von den philosophisch gerichteten Arbeiten Horkheimers geprägt ist, bedarf nach dem hier Entwickelten keiner weiteren Frage. Ihre Bedeutung besteht nicht allein darin, daß sie den kategorialen Rahmen des Unternehmens abstecken und dessen theoretisch-praktische Ziele konzipieren. Horkheimer hat vielmehr die Problematik modernen Philosophierens inhaltlich vorangebracht. Seine eigenen Denkmotive entfalten sich stets am konkreten Material gegnerischer Positionen. So ergibt sich sein Entwurf einer materialistischen, sozialpsychologisch angereicherten Theorie des historisch-gesellschaftlichen Prozesses nicht zuletzt aus der eingehenden Kritik der geisteswissenschaftlichen Methode Diltheys, der Jaspersschen Weltanschauungspsychologie, der Daseinsanalytik Heideggers und der philosophischen Anthropologie Schelers. Die wichtigsten Studien hierzu sind: *Geschichte und Psychologie* (1932), *Bemerkungen zur philosophischen Anthropologie* (1935), *Egoismus und Freiheitsbewegung* (1936), eine Arbeit übrigens, die zum Besten zählt, was Horkheimer je geschrieben hat, schließlich *The Relation between Psychology and Sociology in the Work of Wilhelm Dilthey* (1939).

Was die Interpretation des (in der fachphilosophischen Literatur zumeist gänzlich mißverstandenen) Materialismus betrifft, so sei an die grundlegenden Texte *Materialismus und Metaphysik* und *Materialismus und Moral* aus dem Jahre 1933 erinnert, in denen Horkheimer dartut, daß der Marxsche Materialismus keine definitive, gar positive »Weltanschauung« anstrebt, sondern einen gesellschaftlichen Zustand, in dem seine Kategorien ungültig werden, weil es den solidarischen Menschen gelungen ist, ihre Geschichte bewußt zu gestalten und so die Macht der – bislang undurchschauten – ökonomischen Determination ihres Lebens zu brechen. Der gleichwohl verbleibende (im engeren Sinn) »metaphysische« Materialismus geht für Horkheimer, der hierin der Aufklärung und Schopenhauer[111] folgt, aus der naturhaften Bedürftigkeit und unentrinnbaren Endlichkeit der menschlichen Gattung hervor. – Ein Tatbestand, der aller Utopie spottet und sich in Horkheimers Denken als Moment von Demut und Trauer durchhält.

Ferner seien die für die heutige philosophische, zumal erkenntnistheoretische Dis-

---

[111] Horkheimer hat sich hinsichtlich seines – oft übersehenen – Verhältnisses zu Schopenhauer unlängst folgendermaßen ausgesprochen: »Der metaphysische Pessimismus, implizites Moment jedes genuinen materialistischen Denkens, war seit je mir vertraut. Meine erste Bekanntschaft mit Philosophie verdankt sich dem Werk Schopenhauers; die Beziehung zur Lehre von Hegel und Marx, der Wille zum Verständnis wie zur Veränderung sozialer Realität haben, trotz dem politischen Gegensatz, meine Erfahrung seiner Philosophie nicht ausgelöscht«. In: *Kritische Theorie*, herausgegeben von Alfred Schmidt, Band I, Frankfurt am Main 1968, S. XIII.

kussion um Marx und den Marxismus[112], aber auch für die methodologischen Auseinandersetzungen in der deutschen Soziologie wichtigen Texte wenigstens erwähnt: *Wissenschaft und Krise* (1932), *Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie* (1934), *Zum Problem der Wahrheit* (1935), die gegen den logischen Positivismus gerichtete Studie *Der neueste Angriff auf die Metaphysik* (1937) sowie die berühmt gewordene programmatische Arbeit *Traditionelle und kritische Theorie* aus dem selben Jahr, in welcher die qualitative Differenz der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie von der auf Descartes' *Discours de la Méthode* zurückgehenden Erkenntnisart eindringlich dargetan wird.
Hinzuweisen ist schließlich noch auf einen höchst aktuellen Aspekt der Horkheimerschen Essays (der wegen ihres, traditionell gesprochen, »systematischen« Anspruchs leicht übergangen wird). Darauf nämlich, daß sie – man denke nur an die Arbeiten über Jaspers' *Nietzsche*, über Bergson und Montaigne – nach Methodik und Darstellungsweise beachtliche Ansätze zu einer marxistischen Geschichtsschreibung der Philosophie enthalten. Überaus behutsam bedient sich Horkheimer des (von ihm und seinen Freunden gewissermaßen wiederentdeckten) authentischen Ideologiebegriffs, der in seiner »wissenssoziologischen« Umbildung bei Mannheim und Scheler ebenso entschärft und verwässert wurde wie im offiziellen kommunistischen Sprachgebrauch, der vor einem Terminus wie »marxistische Ideologie« nicht zurückschreckt.

Die philosophischen Beiträge Horkheimers wurden (wie die der anderen Autoren des Kreises) im Institut vor ihrem Erscheinen ausführlich diskutiert. Einen erheblichen Anteil daran hatte Herbert Marcuse, dem die präzise Formulierung wichtiger Kategorien der kritischen Gesellschaftstheorie zu verdanken ist. Unter dem Einfluß des Instituts löste sich Marcuse von seinen phänomenologisch-fundamentalontologischen Anfängen und wandte sich dem Marxismus zu, den er zunächst noch hatte mit Heidegger verbinden wollen[113]. Marcuse zählte schon früh zu den Mitarbeitern der Zeitschrift. 1934 erschien eine ideologiekritische Analyse des unter Hitler verkündeten »heroisch-völkischen Realismus« unter dem Titel *Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung*, 1936 eine Studie *Zum Begriff des Wesens*, welche diese von den Ökonomen der Zeitschrift (etwa Grossmann) benutzte Kategorie historisch-systematisch erörtert, 1937 *Über den affirmativen Charakter der Kultur* sowie der (Horkheimers programmatische Arbeit ergänzende) Aufsatz *Philosophie und kritische*

---

[112] Cf. zu Horkheimers Beitrag zu einer materialistischen Erkenntnistheorie den Aufsatz des Verfassers *Zur Idee der kritischen Theorie*, der auch das Verhältnis von analytischer und dialektischer Vernunft berührt. In: Horkheimer, *Kritische Theorie*, Band II, Frankfurt am Main 1968, S. 333 ff.

[113] Cf. dazu meinen Aufsatz *Existential-Ontologie und historischer Materialismus bei Herbert Marcuse*, in: *Antworten auf Herbert Marcuse*, herausgegeben von Jürgen Habermas, Frankfurt am Main 1968, S. 17 ff.

Theorie, 1938 *Zur Kritik des Hedonismus*, ein Aufsatz, worin Marcuse gegenüber den (seit der Antike verbreiteten) Vorstellungen privaten Wohlergehens und subjektiver Zufriedenheit die Idee der »Objektivität des Glücks« verficht, und 1941 *Some Social Implications of Modern Technology*.

Hier sei lediglich auf den im Anschluß an Horkheimers Überlegungen entstandenen Essay *Philosophie und kritische Theorie* kurz eingegangen. Marcuse hält sich an die vom jungen Marx ausgesprochene These, daß die Kritik des Bestehenden anheben müsse mit dessen fortgeschrittenster Gestalt. Diese aber bestand im Deutschland der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der spekulativen Philosophie. Daß sich Marx und Engels intensiv mit ihr abgaben, bedeutet daher für Marcuse nicht, daß sie sich selbst als Philosophen verstanden und ihren neuen, »gegenständliche Tätigkeit« pointierenden Materialismus »als ein philosophisches System gegen andere philosophische Systeme«[114] stellen wollten. An Hegels Dialektik anknüpfend, vermieden sie es, unter dem anderswo längst erreichten »Niveau der Geschichte«[115] zu bleiben. Nachdem einmal, schreibt Marcuse, die »ökonomischen Verhältnisse als für das Ganze der bestehenden Welt verantwortlich« erkannt und als gesellschaftlicher »Gesamtzusammenhang der Wirklichkeit«[116] erfaßt waren, bedurfte es der Philosophie als einer von den Realien der Geschichte abgelösten Wissenschaft dieses »Gesamtzusammenhangs« nicht mehr, den sie unterm Titel eines »eigentlichen Seins« erforscht hatte, dessen »letzte und allgemeinste Gründe«[117] sie aufzudecken beabsichtigte. Im deutschen Idealismus nun – und das ist der für Marcuse entscheidende Aspekt der »Aufhebung« des Hegelschen Systems in der kritisch-revolutionären Theorie – wird jenes »eigentliche Sein«, die »Substanz« der Wirklichkeit, auf den Begriff der – mit Freiheit und Subjektivität identischen – Vernunft gebracht. Vernunft war die einzige Kategorie philosophischen Denkens, die während der Jahrhunderte auf das empirische »Schicksal der Menschheit« bezogen blieb. Die durch Marx und Engels bewirkte Revolution in der Philosophie besteht Marcuse zufolge wesentlich darin, daß sie die Probleme der Vernunft, welche seither zugleich die der condition humaine und ihrer welthistorisch noch unverwirklichten Möglichkeiten gewesen waren, auf einen materiellen Boden stellten. Sie zeigten, daß die Philosophie Fragen aufwirft, denen mit ihren eigenen, rein begrifflichen Mitteln nicht beizukommen ist: es bedarf »umwälzender Praxis«, die sich an einer qualitativ neuen Art theoretischer Besinnung orientiert.

Das ehedem philosophische Interesse, sich die konkrete Totalität der Welt anzueignen, erscheint in veränderter Gestalt in den ökonomischen Kategorien der Marxschen Theorie. Diese beansprucht, die gesamte Menschen- und Güterwelt

---

[114] Marcuse, *Philosophie und kritische Theorie*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang VI, 1937, Heft 3, S. 632.

[115] Marx, *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung*, in: Marx/Engels, *Werke*, Band 1, Berlin 1957, S. 380; cf. auch S. 379.

[116] Marcuse, *Philosophie und kritische Theorie*, in: ibid., S. 631.

[117] Ibid., S. 632.

aus dem gesellschaftlichen Sein der Epoche abzuleiten. Damit wird jedoch, worauf Marcuse nachdrücklich verweist, die eigentümliche Gebrochenheit des marxistischen Verhältnisses zur Philosophie keineswegs beseitigt. Der dialektische Materialismus leistet mehr als die nationalökonomische oder soziologische Fachwissenschaft; er kritisiert »das Ganze des gesellschaftlichen Seins« unter dem Aspekt der Notwendigkeit, reale Humanität herzustellen. Diese geht hinaus über eine lediglich »neu geregelte Wirtschaftsform«[118], über alle bloß sozialtechnischen Maßnahmen. Humanität meint »das Entscheidende, wodurch die Gesellschaft erst vernünftig wird: die Unterordnung der Wirtschaft unter die Bedürfnisse der Individuen ... In der vernünftigen Wirklichkeit soll ... nicht mehr der Arbeitsprozeß schon über das allgemeine Dasein der Menschen entscheiden, sondern die allgemeinen Bedürfnisse über den Arbeitsprozeß«[119]. Der Materialismus, soweit er ökonomischer Determinismus ist, zielt, mit anderen Worten, auf einen Zustand ab, in dem er aufhört, den menschlichen Lebensprozeß richtig zu erklären. Soweit er, als »metaphysischer« Materialismus, unaufhebbar ist, gründet er im appetitus naturalis, dem unausrottbaren Glücksverlangen aller Kreatur. Horkheimer gegenüber (der sich freilich nie zum Sprecher asketischer Ideale gemacht hat) betont Marcuse stärker die positive, »hedonistische« Seite der sinnlich-leiblichen Existenz des Menschen. Von ihr aus beurteilt Marcuse Maßnahmen, die vorgeben, den Sozialismus zu verwirklichen. So hebt er, anspielend wohl auf das sowjetrussische Experiment der zwanziger und dreißiger Jahre, nachdrücklich hervor, wie wichtig es ist, Mittel und Zwecke nicht zu verwechseln: »Nicht daß der Arbeitsprozeß planvoll geregelt ist, sondern welches Interesse die Regelung bestimmt, ob in diesem Interesse die Freiheit und das Glück der Massen aufbewahrt sind, wird wichtig. Die Vernachlässigung dieses Elements nimmt der Theorie etwas Wesentliches: sie eliminiert aus dem Bilde der befreiten Menschheit die Idee des Glücks, durch das sie sich von aller bisherigen Menschheit unterscheiden soll. Ohne die Freiheit und das Glück in den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen bleibt auch die größte Steigerung der Produktion und die Abschaffung des individuellen Eigentums an den Produktionsmitteln noch der alten Ungerechtigkeit verhaftet«[120].

Dieses emphatische Interesse an einem menschenwürdigeren Zustand verbindet die sozialistische Theorie mit dem philosophischen Erbe. Deshalb rechtfertigt Marcuse die häufige Diskussion philosophischer Grundbegriffe in der *Zeitschrift für Sozialforschung*, indem er den bürgerlichen Vorwurf entkräftet, es werde in jenen Aufsätzen »wissenssoziologisch« oder »soziologistisch« mit der Philosophie umgesprungen: »Niemals handelte es sich ... nur um eine soziologische Analyse, um die Zuordnung philosophischer Lehrmeinungen zu gesellschaftlichen Standorten. Niemals wurde auch versucht, bestimmte philosophische Inhalte in gesellschaftliche Sachverhalte aufzulösen. Sofern die Philosophie mehr als Ideologie

---

118 Ibid., S. 638.
119 Ibid.
120 Ibid.

ist, muß jeder derartige Versuch scheitern. Die Auseinandersetzung der kritischen Theorie mit der Philosophie ist an dem Wahrheitsgehalt der philosophischen Probleme und Begriffe interessiert: sie setzt voraus, daß Wahrheit wirklich in ihnen enthalten ist. Das Geschäft der Wissenssoziologie dagegen betrifft immer nur die Unwahrheiten, nicht die Wahrheiten der bisherigen Philosophie«[121]. Freilich ist Marcuse sich darüber im klaren, daß die Philosophie in ihrer vorliegenden Form nicht in die Theorie der Gesellschaft eingegangen ist (oder künftig eingehen kann); denn was in ihr »an Wahrheit steckt, war unter Abstraktion von dem konkreten Status des Menschen gewonnen und ist nur in solcher Abstraktheit wahr«[122]. Das Philosophische wirkt nur vermittels seiner bestimmten Negation in der Marxschen Theorie fort; es ist aufbewahrt im kritischen Impuls ihrer ökonomischen und politischen Begriffe. Daß die Theorie den gesellschaftlichen Prozeß als konkrete Totalität zu begreifen sucht, bedeutet nicht, daß es angeht, »unter Berufung hierauf die ökonomischen Begriffe wieder in philosophische aufzulösen«[123]. Das nämlich hieße vergessen, daß der Marxismus ein ökonomisches, kein philosophisches System ist: das der gegebenen Produktionsverhältnisse[124]. Alle für die theoretische Konstruktion bedeutsamen philosophischen Sachverhalte, darauf läuft Marcuses Marx-Interpretation hinaus, sind streng aus dem ökonomischen Kontext zu entwickeln.

Wenden wir uns jetzt den – im engeren Sinn – psychologischen Beiträgen der Zeitschrift zu. Die meisten stammen von Fromm, der sich eingehend mit der seinerzeit vielerörterten, noch heute nicht befriedigend gelösten Frage beschäftigte, ob und gegebenenfalls wie historischer Materialismus und Psychoanalyse miteinander vereinbar seien. Die damalige Leistung Fromms ist um so höher zu veranschlagen, als die parteikommunistischen Diskussionen der Freudschen Lehre (wie übrigens noch heute) ein sehr mäßiges, oft primitiv-polemisches Niveau aufwiesen. Pawlows Reflexologie, die russische Version des Behaviorismus, war schon um 1930 so gut wie sakrosankt[125]. Sie wurde äußerlich mit dem obendrein

---

[121] Ibid., S. 640.

[122] Ibid.

[123] Ibid., S. 631.

[124] Ein Gedanke, der besonders von Adorno aufgenommen und fortgebildet wurde.

[125] Heftig umstritten war in der sowjetischen Literatur Wilhelm Reich, insbesondere sein Aufsatz *Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse*, der in der Zeitschrift *Unter dem Banner des Marxismus*, III, 1929, erschienen war. Die Polemik gegen Reich charakterisierte die ganze Art der offiziellen Beschäftigung mit Freud und seinen linken Schülern. Ihnen wurden bürgerlicher Individualismus, mangelnde Dialektik, Biologismus und ähnliche, politisch ausgemünzte Sünden vorgeworfen. Letztlich glaubte man – und hierin liegt eine wichtige theoretische Differenz zwischen der Frankfurter Schule und dem Sowjetmarxismus –, Geschichtsforschung ohne Psychologie treiben zu können. Cf. hierzu vor allem die beiden (gegen Reich gerichteten) Aufsätze von Sapir, *Freudismus, Soziologie, Psychologie*, in: *Unter dem Banner des Marxismus*, III, 1929, und IV, 1930. Neu abgedruckt im Sammelband *Antiautoritäre Erziehung*, IV, Berlin o. J., S. 53 ff. – Cf. zum Gesamtkomplex ferner die instruktive Arbeit von Siegfried Bernfeld, *Die kommunistische Diskussion um die Psychoanalyse und Reichs ›Widerlegung der Todestrieb-*

groben Basis-Überbau-Schema verbunden, wie es Plechanow in seinem für die Entwicklung der russischen Sozialdemokratie einflußreichen Buch *Grundprobleme des Marxismus* (1908) aufgestellt hatte. Plechanow suchte die zwischen dem (selbst durch Bewußtsein vermittelten) gesellschaftlichen Sein und den Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins vermittelnden Instanzen aufzuspüren und gelangte dabei zu der These, daß »alle Ideologien in der Psychologie der betreffenden Epoche ihre gemeinsame Wurzel haben«[126]. Die gesellschaftliche Psychologie wiederum – Plechanow versteht sie rationalistisch – ist »teils unmittelbar durch die Ökonomie, teils durch die ganze darauf sich erhebende sozialpolitische Ordnung«[127] determiniert; ihre Eigenschaften spiegeln sich in den Ideologien wider. Bei Plechanow, so viel dürfte hieraus hervorgehen, wird das anstehende Problem kaum bezeichnet, geschweige denn gelöst.

Fromms Arbeiten in der Zeitschrift gehen entschieden weiter. Zu nennen sind die überaus lesenswerten (manche Motive des späteren Marcuse vorwegnehmenden) Arbeiten: *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie* (1932), *Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie* (1932), *Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie* (1935) und *Zum Gefühl der Ohnmacht* (1937). – Hier sei knapp auf den zuerst genannten Aufsatz eingegangen, der die wesentlichen Überlegungen Fromms zur Freudschen Theorie programmatisch vorführt. Deren ursprüngliches Konzept bleibt für Fromm verbindlich; er läßt die »metapsychologischen« Spekulationen des späten Freud, insbesondere dessen Annahme eines Todestriebes, auf sich beruhen und geht davon aus, daß die »menschliche Seelentätigkeit sich in Anpassung an Lebensvorgänge und Lebensnotwendigkeiten entwickelt und daß die Triebe als solche gerade dem biologischen Todestrieb entgegengesetzt sind«[128].

Fromm bezeichnet die Psychoanalyse als eine »naturwissenschaftliche, materialistische Psychologie«, weil sie nachgewiesen hat, daß das menschliche Verhalten Regungen und Bedürfnissen gehorcht, »die von den physiologisch verankerten, selbst nicht unmittelbar beobachtbaren ›Trieben‹ gespeist werden«[129]. Materialistisch an der Freudschen Lehre ist für Fromm ferner, daß sie gezeigt hat, einen wie schmalen Sektor des Psychischen das bewußte Seelenleben bildet, das – modern gesprochen – eine zerbrechliche Oberflächenstruktur ist, getragen von der Tiefenstruktur des Unbewußten, das sich in privaten und kollektiven Ideologien (»Rationalisierungen«) verkleidet, die »Ausdruck bestimmter, trieblich verankerter Wünsche und Bedürfnisse«[130] sind. Darüber hinaus ist die Psychoanalyse

hypothese‹, in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*, XVIII. Band, Heft 1, 1932. Neu abgedruckt im Sammelband *Antiautoritäre Erziehung*, III, Berlin 1968, S. 126 ff.

[126] Plechanow, *Grundprobleme des Marxismus*, Berlin 1958, S. 85.

[127] Ibid., S. 84.

[128] Fromm, *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang I, 1932, Doppelheft 1/2, S. 28, Fußnote 2.

[129] Ibid., S. 28.

[130] Ibid. – Freilich ist die Bezeichnung der Psychoanalyse als »materialistisch« mit größeren

für Fromm insofern eine primär historische Methode, als sie die Triebstruktur eines Menschen primär aus seinem Lebensschicksal abzuleiten lehrt, genauer aus dem Einfluß, den dieses auf die »mitgebrachte Konstitution«[131] ausübt. Gegenüber den Selbsterhaltungstrieben haben die Sexualtriebe »infolge ihrer Aufschiebbarkeit, Verdrängbarkeit, Sublimierbarkeit und Verwandelbarkeit einen viel elastischeren und geschmeidigeren Charakter«[132], das heißt, sie können sich den wechselnden Anforderungen der gesellschaftlichen Realität weitgehend anpassen. Die »aktive und passive Anpassung biologischer Tatbestände, der Triebe, an soziale« berechtigt, wie Fromm ausführt, dazu, »vom Problem des Individuums zu dem der Gesellschaft, von der Personalpsychologie zur Sozialpsychologie vorzustoßen«[133].

Daß dabei Schwierigkeiten auftauchen, die vermieden werden, wenn sich die Analyse auf den individuellen Bereich beschränkt, besagt nichts gegen die Richtigkeit dieses aus der »Ausgangsposition«[134] Freuds selbst sich ergebenden Schrittes; denn die Gesellschaft ist, wie die kollektiven Gebilde überhaupt, keine überindividuelle Entität. Bei aller Eigendynamik des Sozialen gehen dessen Strukturen, wie entfremdet sie auch den Individuen entgegentreten mögen, allemal aus dem Wechselspiel individueller Akte hervor. Wie Individuum und Gesellschaft sich ineinander spiegeln, so auch Psychologie und Soziologie. Diejenige Soziologie nun, welche durch psychoanalytische Methoden am wirksamsten bereichert werden kann, ist für Fromm der historische Materialismus. Freud hat, entgegen den Behauptungen mancher Kritiker, das Individuum stets in seiner sozialen Bedingtheit und Verflochtenheit gesehen. Die einer Menschengruppe gemeinsamen »Lebensschicksale« liegen keineswegs »im Bereich des Zufälligen und Persönlichen, sondern ... sind identisch mit der sozialökonomischen Situation dieser Gruppe«[135]. Analytische Sozialpsychologie treiben heißt daher für Fromm, »die Triebstruktur, die libidinöse, zum großen Teil unbewußte Haltung einer Gruppe aus ihrer sozialökonomischen Struktur heraus zu verstehen«[136], die freilich vom heranwachsenden Kind nie unmittelbar als solche, sondern im Medium der Familie und ihrer Konflikte erlebt wird. Hieraus ergibt sich für Fromm folgendes methodologische Programm: »Die sozialpsychologischen Erscheinungen sind auf-

---

Schwierigkeiten belastet, als es hier den Anschein hat. Wenn Materialismus bedeutet, daß Geistiges (oder Psychisches) aus einem ihm Transzendenten, »Materiellen«, erklärt wird, dann ist Freud kein Materialist; denn seine Lehre vom Unbewußten liefert eine »innerpsychische« Erklärung psychischer Phänomene; sie schreibt dem Unbewußten eine Eigengesetzlichkeit (der Interpretation unterliegende Symbolsprache) zu. Demgegenüber bleibt es bloße Versicherung, wenn Freud (worauf Fromm hier anspielt) die Triebe zugleich als etwas somatisch Gebundenes definiert. Das Verhältnis beider Aspekte des Unbewußten: Eigengesetzlichkeit und physiologische Funktionalität, bleibt erkenntniskritisch ungeklärt.

131 Ibid., S. 29; cf. auch S. 31.

132 Ibid., S. 30.

133 Ibid., S. 31.

134 Ibid.

135 Ibid., S. 34.

136 Ibid.

zufassen als Prozesse der aktiven und passiven Anpassung des Triebapparates an die sozialökonomische Situation. Der Triebapparat selbst ist ... biologisch gegeben, aber weitgehend modifizierbar; den ökonomischen Bedingungen kommt die Rolle als primär formenden Faktoren zu. Die Familie ist das wesentlichste Medium, durch das die ökonomische Situation ihren formenden Einfluß auf die Psyche des einzelnen ausübt. Die Sozialpsychologie hat die gemeinsamen – sozial relevanten – seelischen Haltungen und Ideologien – und insbesondere deren unbewußte Wurzeln – aus der Einwirkung der ökonomischen Bedingungen auf die libidinösen Strebungen zu erklären«[137].

Man sieht: Fromm geht die von älteren Marxisten wie Plechanow aufgeworfene Frage nach den psychischen, zwischen Sein und Bewußtsein vermittelnden Gliedern in weit konkreterer Weise an. Wichtig ist für ihn, daß die Vereinbarkeit von Freud und Marx in eben dem Maße zunimmt, wie einerseits klar bleibt, daß der historische Materialismus von Hause aus keine psychologische Theorie und schon gar keine »ökonomistische Psychologie«[138] ist; und andererseits die Psychoanalyse nicht rein biologisch verstanden wird, sondern als Studium der »Anpassung biologischer Faktoren ... an soziale«[139]. Dabei ist das psychologistische Mißverständnis Marxens womöglich noch verbreiteter und folgenreicher als das biologistische Freuds. Interpreten wie Russell oder Scheler erblikken im marxistischen Materialismus eine primitive Lehre vom Kampf um Futterplätze, welche den – isolierten – Trieb der Selbsterhaltung an die erste Stelle rückt, de Man deutet ihn als »Bestimmung des gesellschaftlichen Verhaltens durch den Erwerbstrieb«[140]. Dieser aber gehört zu offenkundig dem liberalistischen und – in seiner brutal-kriegerischen Form – imperialistischen Zeitalter an, als daß er von Marx und Engels unbesehen als allgemein-menschlicher Zug hätte angenommen werden können. Fromm zeigt, daß der historische Materialismus nur in dem ganz abstrakten Sinn psychologische Voraussetzungen hat, daß er von Menschen und den sie motivierenden Bedürfnissen ausgeht, die sich im Verlauf der Geschichte vermannigfachen und so die materielle Produktion anspornen. Nur insofern beeinflußt Ökonomisches das psychologische Moment im historischen Materialismus. Wenn dieser die Geschichte aus ökonomischen Ursachen zu erklären sucht, so ist damit – was Fromm unterstreicht – »nicht Ökonomie als subjektives psychologisches Motiv, sondern als objektive Bedingung der menschlichen Lebenstätigkeit gemeint«[141].

Ausgehend von dem gegen Feuerbach gerichteten Abschnitt der *Deutschen Ideologie* sowie dem im ersten Band des *Kapitals* entwickelten Arbeitsbegriff, zeigt Fromm, daß durch diesen objektiven Charakter des historischen Materialismus die Tatsache der menschlichen Aktivität nicht sowohl ignoriert als vielmehr

[137] Ibid., S. 39 f.
[138] Ibid., S. 40.
[139] Ibid., S. 41.
[140] Zitiert von Fromm, ibid., S. 41.
[141] Ibid., S. 44.

bestätigt wird. Die von den Menschen jeweils vorgefundenen – natürlichen und historisch veränderten – Umstände schreiben ihnen eine bestimmte Lebens- und damit Denkweise vor, und der geschichtliche Prozeß insgesamt stellt sich dar als »Prozeß der aktiven und passiven Anpassung des Menschen«[142] an objektive Gegebenheiten. Zu ihnen zählt auch der Mensch als tätiges Subjekt, auch er »ist ein Naturgegenstand, ein Ding, wenn auch lebendiges, selbstbewußtes Ding«[143]. Fromm erinnert hier an die berühmte Stelle im *Kapital*, wo Marx zweckmäßige Arbeit als einen Prozeß kennzeichnet, »worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert« und dabei »dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht«[144] gegenübertritt. Wichtig hieran ist für Fromm dieses nach der subjektiven wie objektiven Seite unausrottbare Naturmoment, an das alle Geschichte gebunden bleibt. Objektiv liefert die Natur das Material, an dem allein menschliche Arbeit sich vergegenständlichen kann, subjektiv liefert sie die anatomisch-physiologische und psychische Beschaffenheit des Menschen, die (im weitesten Sinn) zu seiner »Leiblichkeit«[145] gehörenden Kräfte. Wohl hat Marx mit größtem Nachdruck darauf bestanden, daß der Mensch seine eigene wie die äußere Natur im historisch-gesellschaftlichen Prozeß beträchtlich umgestaltet; daß es falsch wäre, namentlich der menschlichen Natur dogmatisch irgendwelche konstanten Qualitäten zuzusprechen. Aber er hütet sich zugleich, die Naturbasis in reine Prozessualität aufzulösen, das Vermittelte in die geschichtlich wandelbaren Bedingungen seiner Vermittlung. Nur so ist zu verstehen, daß die Kritik der politischen Ökonomie »die menschliche Natur im allgemeinen« und die »in jeder Epoche historisch modifizierte Menschennatur«[146] auseinanderhält. Zwar ist dieser Unterschied ein dialektisch-relativer, aber er bleibt während des gesamten Geschichtsverlaufs vorhanden; die historische Dialektik setzt, anders gesagt, die materialistische Erkenntnistheorie nicht außer Kraft.

Hiervon geht Fromms Versuch aus, die Marxsche Lehre um Freudsche Einsichten zu bereichern. Die Psychoanalyse kann, wie er näher ausführt, »der umfassenderen Erkenntnis eines der im gesellschaftlichen Prozeß wirksamen Faktoren, der Beschaffenheit des Menschen selbst, seiner ›Natur‹«[147], dienen. »Sie reiht den Triebapparat des Menschen in die ... natürlichen Bedingungen ein, die selber modifizieren, aber in deren Natur auch die Grenzen der Modifizierbarkeit liegen«[148]. Der menschliche Triebapparat bildet eine der unabdingbaren Voraussetzungen des gesellschaftlichen Unterbaus. Freilich nicht in seiner »biologischen

---

[142] Ibid.

[143] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 211.

[144] Ibid., S. 185.

[145] Ibid.

[146] Ibid., S. 640, Fußnote 63.

[147] Fromm, *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie*, l. c., S. 45.

[148] Ibid. – Fromm denkt hier wiederum ans *Kapital*, wo Marx häufig darauf zu sprechen kommt, daß die körperliche Organisation der Individuen und das durch sie vermittelte Verhältnis zur außermenschlichen Natur sowie deren Beschaffenheit selbst dem menschlichen Willen

›Urform‹ «[149], sondern in stets schon historisch vermittelter Gestalt: »Die menschliche Psyche bzw. deren Wurzeln, die libidinösen Kräfte, gehören mit zum Unterbau, sie sind aber nicht ... ›der Unterbau‹, wie eine psychologistische Interpretation meint, und ›die‹ menschliche Psyche ist ... immer nur die durch den gesellschaftlichen Prozeß modifizierte Psyche« [150]. Erst Freud hat nach Fromm eine »Wissenschaft von den seelischen Eigenschaften des Menschen« entwickelt, »die für den historischen Materialismus brauchbar ist« [151].

Fromm denkt hier an die Problematik der bekannten Marxschen These, daß »das Ideelle nichts andres als das im Menschenkopf umgesetzte Materielle« [152] sei. Ohne psychologische Finessen kamen die Marxisten bei der Diskussion der Frage nach dem Wie dieser »Umsetzung« und »Übersetzung« nur in den Fällen aus, wo es sich um Ideologien handelte, die eindeutig zweckrational Klassenpositionen abstützten, oder wo es darum ging, in einem ersten Schritt »richtige Zuordnungen zwischen ökonomischem Unterbau und ideologischem Überbau vorzunehmen«[153]. Daß es damit sein Bewenden nicht haben kann, wurde immer wieder ausgesprochen. So in den Engelsschen Altersbriefen, die konzedieren, wie sehr es zunächst darauf ankam, das neue Erklärungsprinzip der Geschichte gegen den Idealismus durchzusetzen, wobei freilich nicht selten die formelle gegenüber der inhaltlichen Seite vernachlässigt wurde.

Hier nun liegt für Fromm die Aufgabe einer marxistischen, politisch wirksamen Sozialpsychologie. Sie hat nachzuweisen, daß »die Produkte von bestimmten Wünschen, Triebregungen, Interessen, Bedürfnissen ..., selber zum großen Teil nicht bewußt, als ›Rationalisierung‹ in Form der Ideologie auftreten«[154]. Jene seelischen Tatbestände gründen zwar im Biologischen, aber sie sind, wie Fromm betont, nach Umfang und Inhalt ökonomisch-gesellschaftlich bedingt. Eine analytische Sozialpsychologie hat die Menschen als Produzenten ihrer ideologischen Formen zu untersuchen und dabei »die Eigenart« des »Produktionsprozesses der Ideologien, die Art des Zusammenwirkens ›natürlicher‹ und gesellschaftlicher Faktoren in ihm« [155], darzustellen und zu erklären.

Es ist interessant zu verfolgen, wie Fromm versucht, die Marxsche Analyse des Arbeitsprozesses (wenn auch nicht in seiner spezifisch kapitalistischen Gestalt) für sein Programm nutzbar zu machen: »Die Psychoanalyse kann ... zeigen, wie

---

Schranken auferlegen, wie auch die wirtschaftliche Ausbeutbarkeit des menschlichen Organismus trotz dessen Elastizität physisch begrenzt ist.

149 Ibid. – Von einer solchen Urform ist auch bei Marx hinsichtlich der menschlichen Arbeit keine Rede. Das *Kapital* geht aus von der – ideell vorweggenommenen – »Formveränderung des Natürlichen« (einschließlich des Menschen), nicht von »ersten tierartig instinktmäßigen Formen der Arbeit« (l. c., S. 186; 185).

150 Fromm, *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie*, l. c., S. 45 f.

151 Ibid., S. 46.

152 Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 18.

153 Fromm, *Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie*, l. c., S. 46.

154 Ibid.

155 Ibid.

sich ... über das Triebleben die ökonomische Situation in Ideologie umsetzt. Dabei ist ganz besonders zu betonen, daß dieser ›Stoffwechsel‹ zwischen Triebwelt und Umwelt dazu führt, daß sich der Mensch ... verändert, genau so wie die ›Arbeit‹ die außermenschliche Natur verändert. Die Richtung dieser Veränderung ... liegt vor allem in dem ... Wachstum der Ich-Organisation und dem ... der Sublimierungsfähigkeit«[156]. Fromm betrachtet das Entstehen von Ideologien als eine der Ebenen und »Situationen des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur«[157], wie Marx ihn im *Kapital* geschildert hat. Freilich fügt Fromm dem hinzu, wie sehr das Spezifische dieser Auseinandersetzung, dieses Arbeitsprozesses, darin besteht, daß es der Mensch mit seiner eigenen, nicht mit der äußeren »Natur« zu tun hat.

Die Rolle der menschlichen Triebsphäre im geschichtlichen Prozeß, darauf sei abschließend noch hingewiesen, ist gerade dann nicht zu unterschätzen, wenn es darum geht, theoretisch vor den versteinerten Verhältnissen nicht zu kapitulieren. Da weder »die Geschichte« handelt noch ihre »objektiven Gesetze«, sondern stets nur leibhaftige Individuen, und zwar keineswegs (wie bereits Hegel wußte) unmittelbar rational, ist es erforderlich, die Wirkungsweise des »menschlichen Triebapparats, seiner libidinösen Kräfte«[158] zu studieren; denn in ihrem Medium setzen sich die weltgeschichtlichen, ökonomisch-sozialen Notwendigkeiten durch. – Fromms Überlegungen sind (wie die des frühen Reich) geeignet, einer angemesseneren Theorie der Gesellschaft und ihrer Geschichte den Weg zu bahnen.

Einen relativ breiten Raum nehmen in der Zeitschrift kunstsoziologische und ästhetische Reflexionen ein. Hervorzuheben sind die noch immer wichtigen Arbeiten Leo Löwenthals zu einer ideologiekritischen Literaturgeschichte sowie zu einzelnen Dichtern: *Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur* (1932); *Conrad Ferdinand Meyers heroische Geschichtsauffassung* (1933); die für das Verständnis des imperialistischen Zeitalters wichtige Studie *Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland* (1934); *Das Individuum in der individualistischen Gesellschaft; Bemerkungen über Ibsen* (1936); schließlich *Knut Hamsun: Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie* (1937), einer der scharfsinnigsten Texte der Zeitschrift, auf den wegen seiner prinzipiellen theoretischen Bedeutung kurz einzugehen ist. – Löwenthal diskutiert anhand von Hamsuns Romanen die Rolle der Natur in der nachliberalistischen, den Faschismus vorbereitenden Ideologie. Erschien Natur während der Ära des Kapitalismus freier Konkurrenz den Menschen primär als anzueignendes Material, als Mittel, Glück und Wohlergehen zu steigern, so wird sie jetzt zum Refugium vor den komplizierten Apparaturen, welche das Leben der Menschen bedrohen. Mit dem schwindenden Vertrauen in die Macht individueller Vernunft geht ein Irrationalismus

[156] Ibid., S. 46 f.
[157] Ibid., S. 47; cf. auch S. 54.
[158] Ibid., S. 49.

einher, der den einzelnen in die umfassende, bergende Totalität naturhaft-ungebrochenen »Lebens« einbezieht. Löwenthals Artikel weist nach, daß Hamsuns Natur-Metaphysik die ungestillten Sehnsüchte der an die durchschnittliche klein- und mittelbürgerliche Existenz gefesselten Massen reflektiert, wobei sich der reaktionäre Charakter seines eskapistischen Ideals darin offenbart, daß es den herrschenden Zustand oberflächlich bekämpft, in Wahrheit jedoch billigt und feiert. Hinter Hamsuns Traum von einem unmittelbaren Zugang zur Natur steht einmal der Wunsch nach einem umhegten Bezirk stillen Glücks, den Härten gesellschaftlicher Realität entzogen, zum anderen der Kultus des Übermächtigen, Gewaltsamen und Heroischen, in dem sich die real von den Menschen erfahrene Ohnmacht in Unterwürfigkeit gegenüber vermeintlich kosmischen Mächten transponiert. – Löwenthals Arbeit ist ein Muster konkreter Ideologiekritik.

Zu erwähnen sind ferner die bedeutenden Aufsätze Adornos über musiksoziologische Themen, welche die subtile Kenntnis der musikalisch-immanenten, vor allem kompositionstechnischen Fragen mit gesellschaftlichen, auch philosophischen Einsichten verbinden, die zu jener Zeit erstaunlich waren. Daß Adorno selbst manche dieser frühen Texte, etwa die Jazz-Arbeit, später (als allzu »abstrakt«) kritisiert hat[159], schmälert ihre sachliche Bedeutung nicht. Gründlicher Lektüre seien empfohlen: *Zur gesellschaftlichen Lage der Musik* (1932), *Über Jazz* (unter dem Pseudonym Hektor Rottweiler, 1936), *Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens* (1938), die *Fragmente über Wagner* (eine Vorform des späteren Buches, 1939) und, gemeinsam mit George Simpson, *On Popular Music* (1940/41). Letztere Studie ist sehr beachtlich. Sie entwickelt – gemäß der von Paul F. Lazarsfeld verwendeten Unterscheidung von »administrative« und »critical research«[160] – einige Kategorien, welche, schärfer gefaßt, ins Kapitel über »Kulturindustrie« in der *Dialektik der Aufklärung* eingehen sollten.

Adornos Beiträge erweisen sich – was für Kenner schon aus dem Titel der wichtigen Arbeit von 1938 hervorgeht – als beeinflußt durch Lukács. Dessen berühmte Essays in *Geschichte und Klassenbewußtsein* hatten eindringlich dargestellt, daß der Marxschen Warenanalyse (in der Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* sowie im ersten und dritten Band des *Kapitals*) eine ge-

---

[159] Cf. seine Vorrede zu den *Moments musicaux*, Frankfurt am Main 1964, S. 9; ferner seinen Aufsatz *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika*, in: *Stichworte*, Frankfurt am Main 1969, S. 115 f.

[160] Cf. dazu den prinzipiellen (von Horkheimers Unterscheidung von »traditioneller« und »kritischer« Theorie inspirierten) Aufsatz Lazarsfelds, *Remarks on Administrative and Critical Communications Research*, in: *Studies in Philosophy and Social Science*, Vol. IX, 1941, No. 1, S. 2 ff. – Lazarsfeld, der damals das Princeton Radio Research Project leitete, wurde als hervorragender Kenner amerikanischer Forschungstechniken für die spätere Arbeit des Instituts als Anreger und Diskussionspartner wichtig, wie er andererseits Kategorien der Frankfurter Richtung bei seinen empirischen Studien anzuwenden suchte.

schichtsphilosophische Dignität zukommt. Für Lukács gibt es »kein Problem dieser Entwicklungsstufe der Menschheit..., dessen Lösung nicht in der Lösung des Rätsels der Waren*struktur* gesucht werden müßte«[161]. Die dabei erforderliche »Weite und Tiefe« des Denkansatzes muß an die der Marxschen Analyse heranreichen, in der »das Warenproblem nicht bloß als Einzelproblem, auch nicht bloß als Zentralproblem der einzelwissenschaftlich gefaßten Ökonomie, sondern als zentrales, strukturelles Problem der kapitalistischen Gesellschaft in allen ihren Lebensäußerungen erscheint«; denn nur so »kann in der Struktur des Warenverhältnisses das Urbild aller Gegenständlichkeitsformen und aller ihnen entsprechenden Formen der Subjektivität in der bürgerlichen Gesellschaft aufgefunden werden«[162].

Die Marxsche Ökonomie, daran sei lediglich erinnert, analysiert die spezifisch bürgerliche Gesellschaft als eine, worin die menschliche Arbeitskraft und die Arbeitsprodukte in Form von Waren auftreten. Solange keine abstrakt-kapitalistischen, sondern »persönliche Abhängigkeitsverhältnisse die gegebene gesellschaftliche Grundlage bilden, brauchen Arbeiten und Produkte nicht eine von ihrer Realität verschiedene phantastische Gestalt anzunehmen... Die Naturalform der Arbeit, ihre Besonderheit, und nicht, wie auf Grundlage der Warenproduktion, ihre Allgemeinheit, ist hier ihre unmittelbar gesellschaftliche Form«[163]. Obwohl die vorbürgerlichen Gesellschaften ihrem Organisationsprinzip nach »irrationaler« sind als die auf der Produktion von Tauschwerten beruhende Ordnung, erscheinen sie den Individuen gegenüber als »vernünftiger«, weil durchsichtiger. Auch in ihrer Negativität. Umgekehrt ist der bürgerliche Zustand, wenngleich im Prinzip rationaler, in seiner alltäglichen, steinernen Unmittelbarkeit für das Bewußtsein handelnder Menschen, ohne welche es ihn gar nicht gäbe, so gut wie undurchdringlich. Das ist zurückzuführen auf die Warenform, die jene eigentümliche »Verkehrung« bewirkt, »worin den Trägern der Warenwelt ihre eigne gesellschaftliche Arbeit erscheint«[164]. Sie besteht darin, daß »ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis die Form eines Gegenstandes annimmt, so daß das Verhältnis der Personen in ihrer Arbeit sich vielmehr als ein Verhältnis darstellt, worin Dinge sich zueinander und zu den Personen verhalten«[165]. Die eingeschliffenen Gewohnheiten täglichen Lebens befestigen das – objektiv – Verrückte im Bewußtsein der Menschen als unwandelbaren Normal- und Naturzustand.

Daß Ware, Geld und Kapital *historische* Erzeugnisse gesellschaftlicher Arbeit sind, bleibt freilich nicht nur den unmittelbar am Produktionsprozeß Beteiligten verborgen, sondern ebenso den modernen Ökonomen. Auch sie lassen sich nahezu

---

[161] Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Berlin-Halensee 1923, S. 94 (Hervorhebung von Lukács).

[162] Ibid.

[163] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 83.

[164] Marx, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, in: Marx/Engels, *Werke*, Band 13, Berlin 1964, S. 128.

[165] Ibid., S. 22.

ausnahmslos mystifizieren. Läßt sich an den Waren immer noch ablesen, daß ihr »Verhältnis ... als Tauschwerte vielmehr Verhältnis der Personen zu ihrer wechselseitigen produktiven Tätigkeit ist«, so »verschwindet dieser Schein der Einfachheit« der mit der Ware gesetzten Problematik beim Übergang zu entfalteteren ökonomischen Kategorien. Dem Geld (Gold und Silber) läßt sich nicht ohne weiteres ansehen, »daß es ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis darstellt, aber in Form eines Naturdings mit bestimmten Eigenschaften«[166]. Vollends schwierig wird die Analyse des Kapitals, das keine Sache ist, »sondern ein durch Sachen vermitteltes *gesellschaftliches Verhältnis* zwischen Personen«[167]. Der grobe, bloße Oberflächen-Phänomene registrierende Empirismus verwechselt die – spezifisch gesellschaftlichen – Bestimmungen, welche die jenes Verhältnis vermittelnden Sachen in gerade dieser Funktion erhalten, mit deren immanenten Naturqualitäten. Treffend schildert Marx die Verlegenheit des ungebildeten Bewußtseins. Die Ökonomen, denen es an Dialektik gebricht, sind überaus verdutzt, »wenn bald als gesellschaftliches Verhältnis erscheint, was sie eben plump als Ding festzuhalten meinten, und dann wieder als Ding sie neckt, was sie kaum als gesellschaftliches Verhältnis fixiert hatten«[168].

Das Philosophische an dieser Theorie vom »gegenständlichen Schein der gesellschaftlichen Charaktere der Arbeit«[169] hat seit Lukács die Marx-Interpreten immer wieder beeindruckt, so Bloch und Benjamin, vor allem aber Adorno. Was Marx in den Frühschriften unter Hegelschen Kategorien wie »Entäußerung«, »Entfremdung« und »Selbstentfremdung« des Menschen behandelt, wird hier auf seinen wissenschaftlichen Begriff gebracht. Marx durchschaut den »Mystizismus der Warenwelt«[170], welche in ihrer fertig vorliegenden Form – als System – »den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten und daher die gesellschaftlichen Verhältnisse der Privatarbeiter sachlich verschleiert, statt sie zu offenbaren«[171].

Indem der dialektische Materialismus die abstrakte Unmittelbarkeit der alltäglichen Lebenstatsachen durchdringt, und zwar so, daß sie in ihrer geschichtlichen Gewordenheit und damit Relativität erfahrbar werden, enthüllt er zugleich, daß diese Tatsachen »einer Gesellschaftsform angehören, worin der Produktionsprozeß die Menschen, der Mensch noch nicht den Produktionsprozeß bemeistert«[172]. Das aber ist auf den vorkapitalistisch-naturalwirtschaftlichen Stufen

---

[166] Ibid.

[167] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 806 (Hervorhebung von Marx). – Cf. dazu auch *Das Kapital*, Band III, l. c., S. 867, wo Marx schreibt: »Aber das Kapital ist kein Ding, sondern ein bestimmtes, gesellschaftliches, einer bestimmten historischen Gesellschaftsformation angehöriges Produktionsverhältnis, das sich an einem Ding darstellt und diesem Ding einen spezifischen gesellschaftlichen Charakter gibt«.

[168] Marx, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, in: Marx/Engels, *Werke*, Band 13, l. c., S. 22.

[169] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 80.

[170] Ibid., S. 82.

[171] Ibid., S. 81.

[172] Ibid., S. 87.

der sozialen Entwicklung der Fall. Hier koinzidieren noch Schein und Sein (weshalb es, strenggenommen, keine »feudalen Ideologien« gibt – höchstens »feudalistische« in spätbürgerlicher Zeit); die der Fronarbeit entspringenden »gesellschaftlichen Verhältnisse der Personen ... erscheinen ... als ihre eignen persönlichen Verhältnisse, und sind nicht verkleidet in gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen, der Arbeitsprodukte«[173].

Letzteres kennzeichnet die bürgerliche Gesellschaft. In ihr tritt das Produkt den Produzenten fremd, feindlich und schicksalhaft gegenüber: »Ihre eigne gesellschaftliche Bewegung besitzt für sie die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren«[174]. Marx faßt demgegenüber einen »Verein freier Menschen«[175] ins Auge, der die Zwänge bloßer Naturgeschichte endgültig hinter sich gebracht hat. In ihm hört das »gesellschaftliche Verhältnis der Menschen« auf, »für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen«[176] anzunehmen. Der materielle Lebensprozeß steht hier »als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle«; die gemeinsam zu verrichtende Arbeit ist nicht länger entfremdet; sie geschieht auf der humanisierten Basis »durchsichtig vernünftiger Beziehungen« der Individuen »zueinander und zur Natur«[177].

Solange freilich der kapitalistische Weltzustand fortbesteht, bleiben die Menschen einem gnadenlosen »Triebwerk«[178] ausgeliefert; sie treten sich nur unter der abstrakten Bestimmtheit gegenüber, private Produzenten, Warenbesitzer zu sein; und da jeder seine Ware möglichst teuer verkaufen will, also subjektive Willkür walten läßt, stellt sich gesellschaftliche Objektivität, der »sachliche Zusammenhang ihrer Zusammenhanglosigkeit«[179], gewaltsam her: hinter ihrem Rücken, als »zweite Natur« (Hegel). Die Totalität des gesellschaftlichen Prozesses stellt sich Marx zufolge dar als »objektiver Zusammenhang, der ... zwar aus dem Aufeinanderwirken der bewußten Individuen hervorgeht, aber weder in ihrem Bewußtsein liegt, noch als Ganzes unter sie subsumiert wird«[180]. Die damit gesetzte Möglichkeit von Kollisionen und Krisen ist kein vermeidbarer Schönheitsfehler, sondern gehört wesentlich zu »einer Produktionsweise, worin sich die Regel nur als blindwirkendes Durchschnittsgesetz der Regellosigkeit durchsetzen kann«[181].

Auf die Marxsche Ökonomie und ihre Problematik des Warenfetischismus und der Verdinglichung war hier zu rekurrieren, weil sie für die Beiträge Adornos

---

[173] Ibid., S. 83.
[174] Ibid., S. 80.
[175] Ibid., S. 84.
[176] Ibid., S. 76.
[177] Ibid., S. 85.
[178] Marx, *Das Kapital*, Band III, l. c., S. 936.
[179] Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin 1953, S. 79.
[180] Ibid., S. 111. – Cf. zur dialektischen Problematik von Subjektivismus und Verdinglichung auch *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 99; 118 f., sowie Band III, l. c., S. 881; 937.
[181] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 107; cf. auch S. 117.

von kaum zu überschätzender Wichtigkeit ist. Lukács, so sagten wir, begriff als erster die universelle Fruchtbarkeit der von Marx warenanalytisch entwickelten Kategorien. Sein 1923 erschienenes Buch setzte die Ergebnisse der ökonomischen Kritik voraus und verfolgte intensiv die philosophischen Aufgaben, die sich »aus dem Fetischcharakter der Ware, als Gegenständlichkeitsform einerseits und aus dem ihr zugeordneten Subjektsverhalten andererseits ergeben; deren Verständnis uns erst einen klaren Blick in die Ideologienprobleme des Kapitalismus ... ermöglicht«[182].

Adornos Verdienst nun liegt darin, daß er – Lukács' Intentionen weitertreibend – in scharfsinnigen Untersuchungen die Kategorie des Warenfetischismus und die ihr entsprechende des »verdinglichten Bewußtseins« in die Diskussion des gesellschaftlichen Wesens von Musik einführt. Das geschieht besonders instruktiv in der Abhandlung von 1938 *Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens*. Adorno selbst hat sich später zu dieser Arbeit und seinen damaligen Motiven geäußert. Es handelte sich hier um einen »ersten Niederschlag der amerikanischen Erfahrungen des Autors, als er den musikalischen Teil des Princeton Radio Research Project leitete... An den musiksoziologischen Tatbeständen, auf die der Autor damals stieß, gingen ihm erstmals Einsichten über anthropologische Veränderungen auf, die weit über das begrenzte Sachgebiet hinausreichen«[183].

Erörtern wir kurz, wie sich Adorno der diffizilen Aufgabe entledigte, die Transposition des von Marx am ökonomischen Bereich dargestellten Phänomens der Verdinglichung ins Ästhetische konkret nachzuweisen. Eine primitive – vulgärmarxistisch übliche – Abbildlehre schied dabei aus, weil sie im vorhinein die verfestigten Strukturen sanktioniert. Ebenso der Versuch, die Problematik durch eine idealistische Marx-Interpretation zu überspielen. »Der Fetischcharakter der Ware«, schreibt Adorno in einem Brief an Benjamin, »ist keine Tatsache des Bewußtseins, sondern dialektisch in dem eminenten Sinne, daß er Bewußtsein produziert«[184], und zwar ein notwendig falsches. Adornos Ansatz ist, mit anderen Worten, der streng Marxsche.

Marx zeigt, daß in einer Gesellschaft, deren Einheit dadurch gestiftet wird, daß die Arbeitsprodukte allgemein unter der Warenform auftreten, »das bloß atomistische Verhalten der Menschen in ihrem *gesellschaftlichen* Produktionsprozeß« einerseits und »die von ihrer Kontrolle und ihrem bewußten individuellen Tun unabhängige, *sachliche* Gestalt ihrer eignen Produktionsverhältnisse«[185]

---

[182] Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, l. c., S. 95.

[183] Adorno, *Dissonanzen*, Göttingen 1956, S. 6. – In seinem Aufsatz über *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika* (in: *Stichworte*, Frankfurt am Main 1969, S. 117) unterstreicht Adorno, wie sehr es ihm darauf ankam, mit der Arbeit über den Fetischcharakter die »frischen musikalisch-soziologischen Beobachtungen« begrifflich zu durchdringen und »etwas wie ein ›frame of reference‹, ein Bezugssystem, für die durchzuführenden Einzeluntersuchungen (zu) entwerfen«.

[184] Benjamin, *Briefe*, Band 2, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, Frankfurt am Main 1966, S. 672.

[185] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 99 (Hervorhebungen von Marx).

andererseits komplementär sind. Individueller Willkür, bloßem Zufall hier entspricht Zwang, objektive Notwendigkeit dort.

Lukács verweist auf den wichtigen Umstand, daß mit der einheitlichen Struktur kapitalistisch geführter Wirtschaft zum ersten Male in der Geschichte eine einheitliche, für alle Mitglieder der Gesellschaft *formell* gleiche, nämlich verdinglichte, Bewußtseinsstruktur einhergeht[186]. Daran können auch – beträchtliche – Differenzen ihrer materiellen Lebenslage nichts ändern. Alle sind im Kapitalismus (trotz zunehmender Organisation, ja vermöge ihrer) einem blinden, undurchschauten »Schicksal« unterworfen. Das erzeugt in ihnen ein Bewußtsein der Ohnmacht; sie sehen sich objektiven Mächten ausgeliefert – einer Dynamik, die ganz unabhängig von ihrem Zutun zu walten scheint. Die »Bewußtseinsprobleme der Lohnarbeit«[187] strukturieren daher, wie Lukács nachgewiesen hat, mutatis mutandis auch die nicht-proletarischer Schichten. Es entsteht eine ideologische (aber eben deshalb gesamtgesellschaftlich verbindliche) Perzeptionsweise. Wie sich den Individuen ihr eigener Sozialprozeß überhaupt darstellt: als Komplex dinghafter, äußerlicher »Tatsachen«, so auch ihre menschlichen Qualitäten, die sie als von ihnen ablösbare, vergegenständlichte Funktionen auf dem Markt feilbieten.

Der angedeutete Sachverhalt gründet im Kapitalverhältnis. Die mit ihm gesetzte Trennung der lebendigen Arbeit »von allen Arbeitsmitteln und Arbeitsgegenständen, von ihrer ganzen Objektivität«, bedeutet, daß sie auf ihre »rein subjektive Existenz« reduziert wird. Sie verarmt so, wie Marx in Hegels Sprache sagt, als »sich auf sich beziehende Negativität« zum »Nichtgegenständlichen« schlechthin, das – mit der »unmittelbaren Leiblichkeit« des Arbeiters zusammenfallend – das »Nichtgegenständliche selbst in objektiver Form«[188] ist: fetischisierter Tauschwert.

Diese (zugleich scheinhafte und reale) Trennung der Arbeitskraft von der Person des Arbeiters, der sie dem Kapitalisten verkauft, wiederholt sich – in freilich vermittelterer Weise – im Bereich des Überbaus. Hierauf kommt Lukács bei seiner gescheiten Analyse der modernen Bürokratie zu sprechen, die für ihn nur *ein* Aspekt fachlicher Borniertheit ist, die das Ganze aus den Augen verliert: »Der spezialistische ›Virtuose‹, der Verkäufer seiner objektivierten und versachlichten geistigen Fähigkeiten, wird ... nicht nur Zuschauer dem gesellschaftlichen Geschehen gegenüber ..., sondern gerät auch in eine kontemplative Attitüde zu dem Funktionieren seiner eigenen, objektivierten und versachlichten Fähigkeiten. Am groteskesten zeigt sich diese Struktur im Journalismus, wo gerade die Subjektivität selbst, das Wissen, das Temperament, die Ausdrucksfähigkeit zu einem abstrakten, sowohl von der Persönlichkeit des ›Besitzers‹ wie von dem materiell-konkreten Wesen der behandelten Gegenstände unabhängigen und eigengesetzlich in Gang gebrachten Mechanismus wird«[189].

---

186 Cf. *Geschichte und Klassenbewußtsein*, l. c., S. 111.

187 Ibid.

188 Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, l. c., S. 203.

189 Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, l. c., S. 111.

Daß sich das verdinglichte Bewußtsein nicht nur auf den kapitalistischen Gesamtprozeß und die menschlichen Qualitäten erstreckt, sondern (wie Lukács am Ende des Zitats bemerkt) ebensosehr auf die Dinge – handle es sich um Artefakte oder Naturgegenstände –, ist ein wichtiger, schon vom jungen Marx (in der *Heiligen Familie*) erörterter Tatbestand. Voll erfaßt wird er im *Kapital*: in der Theorie vom Doppelcharakter der Ware und der in ihr verkörperten Arbeit. Indem sich das Produkt abstrakt-gesellschaftlicher Arbeit, die »gespenstige Gegenständlichkeit«[190] der Wertform (oder des Tauschwerts) der Waren, gewaltsam durchsetzt gegenüber dem, was sie darüber hinaus sind: Produkt konkret-individueller, Gebrauchswerte erzeugender Arbeit, stirbt die Beziehung der Menschen zu letzteren ab. Lebendiges wird verdrängt durch Totes, Qualitatives durch abstrakte Quantität, angeeignete Natur durch gesellschaftliche Funktion; der allseitig herrschende Tauschwert läßt die konkrete Erfahrbarkeit des »unmittelbaren Dingcharakter(s)«[191] der Dinge verkümmern.

Hieran schließen sich Adornos musikästhetische und -soziologische Erwägungen in der genannten Studie an. Diese verfährt insofern materialistisch, als sie den radikalen Wandel des musikalischen Bewußtseins im gegenwärtigen Stadium der Gesellschaft nicht psychologisch bei den Hörern untersucht, sondern vom veränderten Stand der gesellschaftlichen Bedingungen musikalischer Produktion ausgeht und die Reaktionsweisen der Menschen auf diesem Hintergrund interpretiert. Dabei weist Adorno stringent nach, daß die über den Verfall des Musiklebens vorgebrachten Klagen jenem selbst bereits angehören. Das gilt insbesondere für den längst überholten Begriff des Geschmacks: »Er bezeichnet eine Verhaltensweise der ästhetischen Subjektivität, in welcher diese mit den ästhetischen Konventionen falsch sich versöhnt. Deren Ansprüche erscheinen nicht länger verdinglicht und äußerlich, sondern als gleichsam aus dem Wesen des Kunstwerks selbst hervorgehend, während doch die zu frühe Versöhnung den bestimmenden Antagonismus zwischen Konvention und Subjektivität nicht aufhebt. Von ihrer Einheit ist nicht einmal der Schein mehr übrig geblieben. Die verantwortliche Kunst richtet sich an Kriterien aus, die der Erkenntnis nahekommen: des Stimmigen und Unstimmigen, des Richtigen und Falschen«[192].

Die eilfertige Rede vom verfallenden Geschmack des Publikums verfehlt Adorno zufolge schon deshalb, was heute geschieht, weil sie die Möglichkeit einer Aktivität der Massen unterstellt, die nicht vorhanden sein kann. Die ideologiesüchtigen Konsumenten drängen sich geradezu danach, »musikalisch parieren zu dürfen wie anderwärts«[193]. Keiner verlangt mehr, daß Konvention durch ihre »subjektive Aneignung« gerechtfertigt werde; »die Existenz des Subjekts selbst,

---

[190] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 42.
[191] Lukács, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, l. c., S. 104.
[192] Adorno, *Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang VII, 1938, Heft 3, S. 321.
[193] Ibid.

das solchen Geschmack bewähren könnte, ist so fragwürdig geworden wie am Gegenpol das Recht zur Freiheit einer Wahl, zu der es empirisch ohnehin nicht mehr kommt«[194]. Das wird deutlich an den schäbigen Produkten der Schlagerindustrie. Adorno zeigt, daß sie von den Menschen (was immer diese rationalisierend vorbringen mögen) gar nicht danach beurteilt werden, ob sie »Gefallen« oder »Mißfallen« erregen. Objektiv setzt die Bekanntheit eines marktgängigen Schlagers »sich anstelle des ihm zugesprochenen Wertes: ihn mögen, heißt fast geradeswegs ihn wiedererkennen. Das wertende Verhalten ist für den zur Fiktion geworden, der sich von standardisierten Musikwaren umzingelt findet. Er kann sich weder der Übermacht entziehen noch zwischen dem Präsentierten entscheiden, wo alles einander so vollkommen gleicht, daß die Vorliebe ... bloß am biographischen Detail haftet oder an der Situation, in der zugehört wird«[195].

Wohl ist zu konzedieren, daß die sogenannte leichte, von vornherein für den Massenkonsum vorgesehene Musik niemals nach den Kategorien autonomer Kunst (die heute freilich auch für die Rezeption ernster Musik kaum mehr gelten) aufgenommen wurde. Aber sie genügt nicht einmal mehr den armseligen Maßstäben ihrer Agenten. Die »Unterhaltung, den Reiz, den Genuß, den sie verspricht«, gewährt sie nur, »um ihn zugleich zu verweigern«[196]. Weit davon entfernt, noch irgendwen zu unterhalten, entspricht die Unterhaltungsmusik, was Adorno unterstreicht, recht genau den jüngsten anthropologischen Veränderungen: »dem Verstummen der Menschen, dem Absterben der Sprache als Ausdruck, der Unfähigkeit, sich überhaupt noch mitzuteilen ... Sie bewohnt die Lücken des Schweigens, die sich zwischen den von Angst, Betrieb und einspruchsloser Fügsamkeit verformten Menschen bilden«[197].

Diesem subjektiven Befund korrespondiert auf seiten der musikalischen Gebilde ein gesellschaftlich wichtiger Umstand. Die von Kulturkonservativen am heutigen »musikalischen Massenzustand als einem von ›Degeneration‹ «[198] gerügten Momente, die in Wahrheit einmal solche des innerästhetischen wie sozialen Fortschritts waren, haben sich mittlerweile ins Gegenteil verkehrt. – Wenn konservative Kritik am heutigen Musikleben das Vorherrschen angeblich verweichlichender Sinnenreize, von Oberflächlichkeit und »Personenkult« beanstandet, dann entgeht ihr, daß diese Momente nicht an sich verwerflich sind, sondern in ihrer jetzigen Funktion. Zunächst wirkten sie, wie gesagt, fortschrittlich: »Die verbotenen Reize bilden Fermente des Genusses, der sich potenziert, indem er sich selber ins Auge sieht; sinnliche Buntheit und differenzierendes Bewußtsein verschränken sich in ihnen. Die Präponderanz der Person über den kollektiven Zwang in der Musik indiziert das Moment der subjektiven Freiheit ..., und als Oberflächlichkeit stellt sich jene Profanität dar, welche sie aus ihrer magischen

---

[194] Ibid., S. 321 f.
[195] Ibid., S. 322.
[196] Ibid.
[197] Ibid.
[198] Ibid., S. 323.

Beklemmung löst. So sind die beklagten Momente in die ... abendländische Musik eingegangen ... Freilich ... eingegangen und in ihr aufgehoben; nicht aber ist die große Musik in ihnen aufgegangen«[199]. Ihr Spezifikum war es vielmehr, jene Momente dem Formgesetz zu unterwerfen und eben dadurch ihrem – utopischen – Versprechen treu zu bleiben. Ihre Größe bestand, Kantisch gesprochen, darin, die Mannigfaltigkeit von Reiz und Ausdruck zur Einheit zu bringen: »Nicht bloß konserviert die musikalische Synthesis die Einheit des Scheins und behütet sie davor, in rebellische Augenblicke von Lust zu zerfallen. Sondern in solcher Einheit, in der Relation der partikularen Elemente zu einem sich produzierenden Ganzen, wird auch das Bild eines gesellschaftlichen Zustands festgehalten, in dem allein jene partikularen Elemente von Glück mehr wären als gerade Schein«[200].

Der Umschlag nun, von dem oben gesprochen wurde, tritt – wie Adorno dartut – im kapitalistischen Zeitalter ein. In dem Maße, wie jene vormals progressiven Elemente sich der synthetischen Einheit, dem Formgesetz, entziehen und losgelassen, für sich (im Hegelschen Sinne: abstrakt) auftreten, werden sie rückschrittlich; sie hören auf, »produktive Impulse«[201] zu sein, die gegen starre ästhetische Traditionen ankämpfen und das Individuum in seinem Widerstand gegen den Weltlauf bestärken. Kritik verkehrt sich in Kapitulation, immanente Utopie in Realitätsgerechtigkeit: »Reiz, Subjektivität und Profanität, die alten Widersacher der dinghaften Entfremdung, verfallen gerade dieser. Die überlieferten antimythologischen Fermente der Musik verschwören sich ... gegen die Freiheit ... Die Träger der Opposition gegen das autoritäre Schema werden zu Zeugen der Autorität ... marktmäßigen Erfolgs. Die Lust ... der bunten Oberfläche wird zum Vorwand, den Hörer vom Denken des Ganzen zu entbinden, dessen Anspruch im echten Hören enthalten ist, und der Hörer wird ... in den akzeptierenden Käufer verwandelt«[202].

In dem Maße, wie die musikalische Dialektik stillgelegt wird, wie die »Partialmomente« dem »vorgedachten Ganzen« gegenüber nicht mehr kritisch auftreten, bringen sie auch jene Kritik zum Schweigen, »welche die gelungene ästhetische Totalität an der brüchigen der Gesellschaft übt«[203]. Außerstande, die ihnen geopferte synthetische Einheit von sich aus neu herzustellen, werden die »isolierten Reizmomente« unvereinbar mit der »immanenten Konstitution des Kunstwerks«[204], das so seinen Aspekt von Erkenntnis einbüßt. Ihrer kritischen (und eben dadurch konstitutiven) Funktion als Momente eines werdenden Sinnzusammenhangs entledigt, sanktionieren die sinnlich-lustbetonten Elemente der Musik den verdinglichten Zustand; sie stumpfen ab und liefern nur noch

---

199 Ibid., S. 323; 324.
200 Ibid., S. 324.
201 Ibid.
202 Ibid., S. 324.
203 Ibid.
204 Ibid.

»Schablonen des Anerkannten«. Ihr progressiver Zug schwindet dahin: »Dienstbar dem Erfolg, ... verschwören (sie) sich zum Einverständnis mit allem, was der isolierte Augenblick einem isolierten einzelnen zu bieten vermag, der längst keiner mehr ist«[205].

Angesichts dieser veränderten Situation macht Adorno darauf aufmerksam, welche neue Rolle das Asketische in der Musik übernehmen muß. Sein Begriff ist überaus dialektisch. Einzig in der Askese ist heute aufbewahrt, worauf deren Gegenteil einmal hinauswollte: »Die Verführungskraft des Reizes überlebt bloß dort, wo die Kräfte der Versagung am stärksten sind: in der Dissonanz, die dem Trug der bestehenden Harmonie den Glauben verweigert... Schlug ehedem Askese den ästhetischen Anspruch auf Lust reaktionär nieder, so ist sie heute zum Siegel der progressiven Kunst geworden. Die antagonistische Gesellschaft, die verneint und bis in die innersten Zellen ihrer Glücksfeindschaft freigelegt werden muß, ist darstellbar allein in kompositorischer Askese. Kunst verzeichnet negativ eben jene Glücksmöglichkeit, welcher die bloß partielle positive Vorwegnahme des Glücks heute verderblich entgegensteht. Darum ist alle ›leichte‹ und angenehme Kunst scheinhaft und verlogen geworden: was in Genußkategorien ästhetisch auftritt, kann nicht mehr genossen werden...«[206].

Das aber kennzeichnet die neue Stufe des Bewußtseins der Hörermassen durch »Genußfeindschaft im Genuß«[207]. Jene reagieren auf Musik ähnlich wie auf Sport und Reklame, wobei der Unterschied von unterhaltender und ernster Musik immer belangloser wird. Auszugehen ist hierbei von dem, was Adorno den »Funktionswechsel« der »Macht des Banalen«[208] nennt. Diese stand einmal, vor allem als Element des Melodiösen, gegen das Bildungsmonopol der Herrschenden. Dadurch aber, daß sie sich nunmehr »übers Gesellschaftsganze erstreckt«, wird die Differenz von hoher und niederer Musik hinfällig; die »auseinanderklaffenden Sphären müssen zusammengedacht werden«, wobei ihre Einheit freilich nicht die eines Kontinuums, sondern die »des ungelösten Widerspruchs« ist. Keineswegs kann populäre Musik als Vorstufe der höheren gelten oder diese ihre »verlorene kollektive Kraft von der unteren ausborgen«[209]. Im unschlichtbaren Bruch reflektieren sich die radikalen Veränderungen des Ganzen. Die sich dem Banalen ernstlich entziehende Produktion wird kaum noch absetzbar, während die »Standardisierung der Erfolge«[210] im volkstümlichen Bereich dazu führt, daß pures »Mitmachen« verdrängt, was früher Erfolg hieß. Der zunehmenden Unverständlichkeit strenger Musik entspricht unvermittelt die Unentrinnbarkeit und Zugänglichkeit der leichten. Für das Individuum bleibt dazwischen kein Spielraum mehr.

---

205 Ibid., S. 325.
206 Ibid.
207 Ibid.
208 Ibid., S. 326.
209 Ibid.
210 Ibid., S. 327.

Erwägungen, die zu Adornos Begriff des »musikalischen Fetischismus«[211] überleiten. – Der erörterte Konflikt zwischen populärer und höherer Musik wiederholt sich in deren Bereich, und zwar in dem Maße, wie sich die wirklich fortgeschrittene Produktion dem Massenkonsum entzieht und die verbleibende ernste Musik sich ihm anbequemt: um den Preis ihres Erkenntnisgehalts. Sie »verfällt dem Waren-Hören«[212]. Daß überhaupt noch von Unterschieden hinsichtlich der Rezeption von offizieller »klassischer« und unterhaltender Musik gesprochen wird, gründet nicht sowohl in der Sache als darin, daß die Musik-Waren verkäuflich sein müssen; »dem Jazzenthusiasten muß ebenso versichert werden, daß seine Idole nicht zu hoch für ihn seien, wie dem Besucher der Philharmoniker sein Niveau bestätigt«[213]. Der Eifer, mit dem Unterschiede betont werden, die real völlig unerheblich geworden sind, dient rein kommerziellen Zwecken.

Adornos Analyse, das hoben wir bereits hervor, geht davon aus, daß die »Anwendung der Warenkategorie auf Musik«[214] keine vage Analogie ist. Sie muß vielmehr streng im Sinn Marxscher Ökonomie verstanden werden; denn das Musikleben wird lückenlos dem Diktat der Warenform und dem ihr verhafteten Fetischcharakter unterworfen. Das äußert sich drastisch an den Reaktionsweisen der Hörer. Diese »scheinen sich«, wie Adorno entwickelt, »aus der Beziehung zum Vollzug der Musik zu lösen und unmittelbar dem akkumulierten Erfolg zu gelten, der seinerseits nicht entfernt durch vergangene Spontaneitäten des Hörens zureichend begriffen werden kann, sondern auf das Kommando der Verleger, Tonfilmmagnaten und Rundfunkherrn zurückdatiert«[215]. Solche Warenfetische sind neben dem geradezu religiös verehrten Erfolg »an sich« die Stars, ihre gefeierten Namen, die »sensuellen Reizmomente des Einfalls, der Stimme, des Instruments«[216], schließlich jene Werke, die ein »Pantheon von best-sellers«[217] bevölkern. Was in dieses nicht hineingelangt, verschwindet aus den Programmen. Das gilt nicht nur für »das mittlere Gut..., das die musikwissenschaftlichen Branchevertreter den Hörern aufschwatzen möchten«[218] – auch die offiziell geduldeten Klassiker unterliegen einer Selektion, die der Qualität ihrer Werke äußerlich ist; sie erfolgt »nach ihrer ›Wirksamkeit‹ im Sinne eben der Erfolgskategorien, welche die leichte Musik determinieren oder dem Crackdirigenten gestatten, programmgemäß zu faszinieren«[219].

Den Reizmomenten, die fetischisiert, weil aus allen sinnverleihenden, auf ein Ganzes abzielenden Strukturen herausgelöst, zur schlecht-abstrakten Unmittel-

---

[211] Ibid., S. 230.
[212] Ibid., S. 327.
[213] Ibid.
[214] Ibid., S. 330.
[215] Ibid., S. 327.
[216] Ibid., S. 329.
[217] Ibid., S. 327.
[218] Ibid., S. 328.
[219] Ibid.

barkeit erstarren, sind Verhaltensweisen der Hörer zugeordnet, deren Beziehungen zur Musik, wie die auf dem Markt überhaupt, nur solche Beziehungsloser sein können. Ihre »blinden und irrationalen Emotionen«[220] gehorchen reflektorisch dem isolierten Auftreten jener Reizmomente. »Nahe«, schreibt Adorno, ist den Hörern »nur noch das vollendet Fremde und fremd, wie durch einen dichten Schleier vom Bewußtsein der Massen geschieden, was für die Stummen zu reden versucht«[221] – die fortgeschrittene, antikulinarische Musik.
Der eigentümliche Warencharakter der Musik widersetzt sich jeder unvermittelt psychologischen Erklärung musiksoziologischer Phänomene. Er besteht darin, daß » ›Werte‹ konsumiert werden und Affekte auf sich ziehen, ohne daß ihre spezifischen Qualitäten vom Bewußtsein des Konsumenten überhaupt noch erreicht würden«[222]. Hinzu kommt – was nicht zu unterschlagen ist – die sehr handfeste Tatsache, daß der Tausch sogenannter »Kulturgüter« letztlich »terminiert in materiellen Dingen: Opern- und Konzertkarten, Klavierfassungen der Schlager, Grammophonplatten, Radioapparaten und ... den Gegenständen, zu deren Anpreisung die musikalischen Exekutionen beitragen. Musik, mit all den Attributen des Ätherischen und Sublimen, die ihr freigebig gespendet werden, dient wesentlich nur noch der Reklame von Waren, die man erwerben muß, um Musik hören zu können«[223].
In dieser fatalen Verkehrung von Mittel und Zweck wiederholt sich, abgewandelt, nur der für die bürgerliche Wirtschaftsweise typische Sachverhalt, daß sie die Gebrauchswerte der Waren: das Primäre, weil mit den Qualitäten der Menschen und der Dingwelt Verbundene, einem Sekundären, dem – rein gesellschaftlichen – Tauschwert unterordnet. Dadurch werden die Gebrauchswerte, obwohl sie den »stofflichen Inhalt des Reichtums«[224] bilden, zur bloßen Staffage einer menschenfeindlichen Abstraktion herabgesetzt, die freilich von den Menschen selbst, unbewußt, tagtäglich vollzogen wird.
Adorno interpretiert, was bei Marx Fetischcharakter der Ware heißt, als »die Veneration des Selbstgemachten«[225], das in Gestalt des Tauschwerts sich den Individuen entfremdet, und führt dabei die bekannte Stelle des *Kapitals* an: »Das Geheimnisvolle der Warenform besteht ... einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst ... zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen«[226]. Was Marx hier das »Geheimnis« des Warenfetischismus nennt, ist für Adorno zu-

---

[220] Ibid., S. 330.
[221] Ibid.
[222] Ibid.
[223] Ibid.
[224] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 42.
[225] Adorno, l. c., S. 330.
[226] Marx, *Das Kapital*, Band I, l. c., S. 77.

gleich das Geheimnis des allmächtigen Erfolges: »Er ist die bloße Reflexion dessen, was man auf dem Markt für das Produkt zahlt: recht eigentlich betet der Konsument das Geld an, das er selber für die Karte zum Toscaninikonzert ausgegeben hat. Buchstäblich hat er den Erfolg ›gemacht‹, den er verdinglicht und als objektives Kriterium akzeptiert, ohne darin sich wiederzuerkennen. Aber ›gemacht‹ hat er ihn nicht dadurch, daß ihm das Konzert gefiel, sondern dadurch, daß er die Karte kaufte«[227].

Allerdings (und dieser wesentliche Punkt ist nicht zu vernachlässigen) läßt sich Adornos musikalische Warenanalytik davon leiten, daß der Tauschwert sich in der kulturellen Sphäre in besonderer Weise durchsetzt. Diese nämlich erscheint, von der Warenwelt aus betrachtet, gerade als »der Macht des Tausches« entrückt, als eine geheiligte Sphäre der »Unmittelbarkeit zu den Gütern, und dieser Schein ist es wiederum, dem die Kulturgüter« – schon der Name ist verräterisch – »ihren Tauschwert allein verdanken«[228]. Es bedarf jedoch keiner Frage, daß auch die kulturellen Erzeugnisse ganz wie die materiellen der Warenwelt angehören; sie werden für den Markt hergestellt und sind ihm in jeder Hinsicht untertan. Adorno bringt jenen Schein mit dieser Realität dialektisch zusammen. Der Schein verhüllt nicht bloß das Wesen, »sondern geht aus dem Wesen selber zwangvoll hervor«[229]. Daß sich der Überbau dem Unterbau gegenüber verselbständigt, ist dessen eigene Funktion. Der Schein der Unmittelbarkeit ist ebenso nichtig wie objektiv seiend, weil durch den Tauschwert vermittelt. Das bürgerliche Bewußtsein sucht den Widerspruch so zu schlichten, daß es »den Schein von Lust und Unmittelbarkeit«[230] auf den Tauschwert überträgt. Hiervon geht Adornos Theorie aus. Der »reine Gebrauchswert« der kulturellen Waren, dessen Illusion just die völlig dem Wertgesetz ausgelieferte Gesellschaft verhaftet bleibt, wird »durch den reinen Tauschwert substituiert, der gerade als Tauschwert die Funktion des Gebrauchswerts trügend übernimmt. In diesem Quid pro quo konstituiert sich der spezifische Fetischcharakter der Musik: die Affekte, die auf den Tauschwert gehen, stiften den Schein des Unmittelbaren, und die Beziehungslosigkeit zum Objekt dementiert ihn zugleich«; sie »gründet in der Abstraktheit des Tauschwerts«[231].

Im zweiten Teil seiner Studie diskutiert Adorno unterm Titel der »Regression des Hörens« das der fetischisierten Musik angemessene Bewußtsein des breiten Publikums. Hier freilich – in einem derivativen Bereich – kommen psychologische Kategorien ins Spiel. Nicht nur geht den Menschen die (stets schon seltene) »Fähigkeit zur bewußten Erkenntnis von Musik«[232] verloren – sie leugnen, daß sie überhaupt möglich ist. Ihre Hörweise wird von Adorno beschrieben

---

[227] Adorno, l. c., S. 331.
[228] Ibid.
[229] Ibid., S. 333.
[230] Ibid., S. 331.
[231] Ibid.
[232] Ibid., S. 339.

als ein Fluktuieren »zwischen breitem Vergessen und jähem, sogleich wieder untertauchendem Wiedererkennen; sie hören atomistisch und dissoziieren das Gehörte, entwickeln aber eben an der Dissoziation gewisse Fähigkeiten, die in traditionell-ästhetischen Begriffen weniger zu fassen sind als in solchen von Fußballspielen und Chauffieren«[233]. Regressiv sind jedoch nicht nur der Verlust des differenzierten Hörvermögens und der verdrückte, ressentimenthafte Haß der Hörer schon gegen die Möglichkeit einer menschlicheren Musik, regressiv ist auch die Rolle, welche die konsumierte, massenhaft verbreitete Musik in ihrem psychischen Haushalt spielt: »Sie werden ... in ihrer neurotischen Dummheit konfirmiert, ganz gleichgültig, wie ihre musikalischen Fähigkeiten zur spezifisch musikalischen Kultur früherer gesellschaftlicher Phasen sich verhalten, ganz gleichgültig auch, ob die Individuen selber musikalische Rückschritte machen oder nicht«[234].

Davon, daß die Regression keine des »Geschmacks« ist, war bereits die Rede. Ebenso verfehlt wäre es anzunehmen, die gegenwärtigen Individuen fielen auf ein verlassenes Stadium ihrer Entwicklung zurück: »Regression des Hörens heißt nichts anderes als: das Hören Regredierter«[235]. Obwohl ein sozialpathologisches Phänomen, trägt es dazu bei, den herrschenden Zustand zu festigen und einen Ausbruch aus der »infantilen Gesamtverfassung«[236] zu unterbinden. – Historisch gehört das regressive Hören einer Gesellschaft an, worin der Druck von Reklameerzeugnissen so unerträglich geworden ist, daß »dem Bewußtsein vor der Übermacht des annoncierten Stoffes nichts ... übrigbleibt als zu kapitulieren und seinen Seelenfrieden sich zu erkaufen, indem man die oktroyierte Ware buchstäblich zur eigenen Sache macht«[237]. Das geschieht durch blanke »Identifikation der Hörer mit den Fetischen«, vermittels derer der Fetischcharakter in der Musik »seine eigene Verdeckung«[238] produziert. – Die durch das Vergessen und plötzliche Wiedererkennen eingeleitete und sich durchsetzende »perzeptive Verhaltensweise ... ist die Dekonzentration«[239], welche es unmöglich macht, ein Ganzes aufzunehmen. Die erörterte Abspaltung der Teile vom Ganzen und allen über ihr unmittelbares, punktuelles Dasein hinausreichenden Momenten führt dazu, daß sich das musikalische Interesse auf den »sensuellen Reiz« verlagert, »der von Kulturrettern so mißverstanden wird«[240]. Er ist nichts weniger als anarchisch. Anzunehmen, es setze sich hier, wie in der bürgerlichen Aufstiegsperiode, die »Genußfunktion« gegenüber der »disziplinierenden« durch, wäre falsch; denn die »apperzipierten Reize« verbleiben »widerstandslos im starren Schema, und wer sich ihnen verschreibt, wird am letzten gegen es auf-

---

[233] Ibid.
[234] Ibid., S. 340; cf. zur »Dummheit des Hörens« auch S. 344 f.
[235] Ibid.
[236] Ibid., S. 341.
[237] Ibid.
[238] Ibid., S. 342.
[239] Ibid.
[240] Ibid., S. 343.

mucken«. Sie halten sich zudem, borniert, wie sie sind, »im Umkreis einer impressionistisch aufgeweichten Tonalität«[241]. Gerade die atomistisch Hörenden wehren sich am ehesten gegen ungewohnte neue Farben und Klänge, ihr Interesse am isolierten Reiz bleibt musikalisch folgenlos. Soweit sie überhaupt noch gewillt und imstande sind, den vorgezeichneten Rahmen zu verlassen, stürzen sie sich in eine – von Adorno typologisch beschriebene – Pseudoaktivität[242], welche den »passiven Zustand des Zwangskonsumenten«[243] nicht beseitigt und die Regression allemal bestätigt.

Adornos Arbeiten in der Zeitschrift, von denen hier die über den Fetischcharakter wegen ihrer Nähe zur Marxschen Ökonomie eingehender behandelt wurde, sind durchweg als Beiträge zum dialektischen Problem der »Vermittlung« von Überbau und Basis zu verstehen, das für Adorno »das eigentliche Problem einer materialistischen Kulturgeschichte«[244] ist. Welche geschichtsphilosophischen und -methodischen Überlegungen ihn bei dieser Frage bestimmen, geht am deutlichsten wohl hervor aus seinem ersten Aufsatz in Horkheimers Organ: *Zur gesellschaftlichen Lage der Musik*[245]. Auf ihn sei deshalb noch kurz verwiesen.

Adornos Ausgangspunkt ist die These, daß – im Sinne der marxistisch gedeuteten Logik Hegels – die antagonistische Gesellschaft, das negative »Wesen«, in vielfach gebrochener Weise in den Strukturen der Musik »erscheint«. Deren Situation ist dadurch gekennzeichnet, daß sie »in den bestimmtesten Linien die Widersprüche und Brüche ab(zeichnet), welche die... Gesellschaft durchfurchen«, und dabei »zugleich durch den tiefsten Bruch von eben der Gesellschaft abgetrennt (ist), die sie selber samt ihren Brüchen produziert, ohne doch mehr als Abhub und Trümmer der Musik aufnehmen zu können«[246]. Die überaus schroffe Trennung von Gesellschaft und Musik ist doppelten Wesens. Einmal verhilft sie der Musik dazu, sich als Kunst zu konstituieren, zum anderen entzieht sie diese den Menschen. In dem Maße, wie der kapitalistische Verwertungsprozeß sich alle musikalische Produktion und Konsumption einverleibt, »wird die Entfremdung zwischen der Musik und den Menschen vollkommen«[247]. Soweit sich jene nicht den Gesetzen der Warenproduktion überläßt, ist ihr der gesellschaftliche Boden tendenziell entzogen; sie läuft Gefahr, hohl und unverbindlich zu werden. Wohl ist die Musik, wie Adorno im einzelnen ausführt, »unter der Übermacht des monopolkapitalistischen Musikbetriebes zum Bewußtsein ihrer eige-

---

[241] Ibid.

[242] Cf. ibid., S. 346 ff.

[243] Ibid., S. 346.

[244] Adorno, Rezension von: Alfred Kleinberg, *Die europäische Kultur der Neuzeit*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang I, 1932, Doppelheft 1/2, S. 212.

[245] Adorno hat gerade dieser Arbeit für seine spätere Entwicklung eine gewisse Schlüsselposition zuerkannt. Cf. dazu den Aufsatz *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika*, in: *Stichworte*, l. c., S. 114.

[246] Adorno, *Zur gesellschaftlichen Lage der Musik*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang I, 1932, Doppelheft 1/2, S. 103.

[247] Ibid.

nen Verdinglichung, der Entfremdung von den Menschen«[248], vorgestoßen. Dadurch aber, daß ihr die außermusikalischen, materiell-gesellschaftlichen Ursachen ihres prekären Zustands unbekannt blieben, verfiel sie dem ideologischen Trug, ihre Isolierung »sei isoliert, nämlich bloß von der Musik aus korrigierbar«[249].

Für Adorno indessen beginnt jede ernsthafte Diskussion der gesellschaftlichen Lage von Musik mit der Einsicht, daß deren »Gesellschafts-Fremdheit ... selber gesellschaftliches Faktum, selber gesellschaftlich produziert ist. Und darum auch korrigierbar nicht innermusikalisch, sondern bloß gesellschaftlich: durch Veränderung der Gesellschaft«[250]. Insofern gehen denn auch die Angriffe eines begrifflich stumpfen musikalisch-kulturpolitischen Reformismus auf die wirklich avancierte Kunst an der Sache vorbei. Sie stehen im Zeichen von Vorwürfen wie »Individualismus, Artistentum, technische Esoterik« und behaupten sich noch heute. Was die Frage angeht, ob (und, gegebenenfalls, was) Musik zur gesellschaftlichen Veränderung beisteuern kann, so ist Adorno sehr vorsichtig. Fest steht ihm zunächst nur, daß sie sich allen Gemeinschafts-Ideologien versagen muß, jedem (die historische Dialektik mißachtenden) Versuch, »von sich aus eine Unmittelbarkeit herzustellen ..., die gesellschaftlich nicht bloß heute verwehrt, sondern schlechterdings nicht wiederherstellbar noch selbst wünschbar ist; und damit zur Verhüllung der Lage beiträgt«[251].

Höchst fraglich, ob die Musik, sofern sie überhaupt in den sozialen Prozeß eingreift, dies *qua Kunst* bewerkstelligt. Für Adorno gibt es 1932 angesichts der – objektiv vermittelten – Ungewißheiten nur ein ästhetisch vertretbares Programm, woran er auch später, prinzipiell zumindest, festgehalten hat: »Musik (vermag) nichts anderes als in ihrer eigenen Struktur die gesellschaftlichen Antinomien darzustellen ... Sie wird um so besser sein, je tiefer sie ... die Macht jener Widersprüche und die Notwendigkeit ihrer gesellschaftlichen Überwindung auszuformen vermag; je reiner sie, in den Antinomien ihrer eigenen Formensprache, die Not des ... Zustands ausspricht ... Ihr frommt es nicht, in ratlosem Entsetzen auf die Gesellschaft hinzustarren: sie erfüllt ihre gesellschaftliche Funktion genauer, wenn sie in ihrem eigenen Material und nach ihren eigenen Formgesetzen die gesellschaftlichen Probleme« darstellt, »welche sie bis in die innersten Zellen ihrer Technik in sich enthält«[252].

Damit ist jeder plakativ-»realistischen« Kunst-Konzeption eine entschiedene Absage erteilt. Adornos materialistische Ästhetik betont die dialektisch-spannungsvolle Einheit des spezifisch artistischen und des gesellschaftlichen »Wesens« der Kunst. Je unbeirrter sich diese ihrer immanenten Logik anvertraut, das

---

248 Ibid., S. 104.

249 Ibid.

250 Ibid.

251 Ibid. – Cf. dazu auch Adornos Bemerkungen über den »Objektivismus« und »Folklorismus« auf S. 108.

252 Ibid., S. 105.

heißt: alle von außen kommenden politischen Parolen auf sich beruhen läßt, desto mehr offenbart sie von den ebenso destruktiven wie zukunftsträchtigen Tendenzen des Zeitalters; wobei sie letztere nicht etwa propagiert, sondern negativ ausdrückt: »in den Chiffren des Leidens«[253]. – Kritische Kunst bildet die (sie tragende und zugleich als gesellschaftlich-historisch bearbeitetes Naturmaterial in sie einwandernde) empirische Realität nicht oberflächlich-äußerlich ab; vielmehr reflektiert sie, monadologisch, das ihr Transzendente in sich selbst, in der gegenständlichen Immanenz ihrer Werke.

Eine gründlichere Diskussion dieser – sicher immer noch aktuellen – Erwägungen überschritte den Rahmen des Essays. Nur noch so viel: Adorno sieht die »Aufgabe der Musik als Kunst« durchaus analog zu der »der gesellschaftlichen Theorie«[254]. Wie diese steht sie in einem komplexen, ja aporetischen Verhältnis zur kapitalistischen Gesellschaft. An ihr hat die Musik ihre geschichtliche Substanz, deren Negativität sie, mit Hegel gesprochen, auszuhalten trachtet. Adorno bezeichnet die im Verhältnis von Musik und Gesellschaft enthaltenen Schwierigkeiten folgendermaßen: »Wollte man die immanente Entfaltung der Musik absolut setzen, als bloße Spiegelung des gesellschaftlichen Prozesses, so würde man ... den Fetischcharakter ... sanktionieren, der ihre Not und das ... von ihr darzustellende Grundproblem ist. Daß sie andererseits nicht nach der bestehenden Gesellschaft gemessen werden darf, ... steht klar. Daß sie vollends nicht, ... fern von den tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, als ›geistiges‹ Phänomen genommen werden sollte, das ... Wünsche der gesellschaftlichen Veränderung unabhängig von deren empirischen Verwirklichung im Bilde vorwegnehmen kann, ist die Voraussetzung jeder historisch-materialistischen und nicht bloß ›geistesgeschichtlichen‹ Methode«[255]. Haben derart Musik und kritische Theorie in ihrem Verhältnis zum sozialen Ganzen mit den nämlichen Aporien zu kämpfen, so verhalten sich beide diesen gegenüber analog: nämlich erkennend. Aus den genannten Verlegenheiten ergibt sich für Adorno gerade kein irrationalistisches Abdanken der Musik. Von ihr – und das verbindet seine Ästhetik mit der Hegelschen – fordert er, was, cum grano salis, »Erkenntnischarakter« genannt werden kann: »In ihrem Material muß sie die Probleme rein ausformen, die das Material ... ihr stellt; die Lösungen, die sie dabei findet, stehen Theorien gleich: in ihnen sind gesellschaftliche Postulate enthalten«[256]. Daß deren Beziehung zur Praxis höchst indirekt ist und daß sie sich keineswegs auf Anhieb verwirklichen lassen, konzediert Adorno. Aber sie entscheiden letztlich darüber, in welcher Weise Musik auf die gesellschaftliche Wirklichkeit einwirkt.

In diesem Zusammenhang wendet sich Adorno energisch gegen die kurzatmige (noch immer zu hörende) These, den Massen unverständliche Musik sei

---

[253] Ibid.
[254] Ibid.
[255] Ibid.
[256] Ibid.

»esoterisch-privat, also reaktionär«[257]. Er zeigt, daß dieser romantischen Vorstellung musikalischer Unmittelbarkeit zugleich die – auch politisch fehlgehende – Ansicht zugrunde liegt, »das empirische Bewußtsein der gegenwärtigen Gesellschaft, das in Enge und Unerhelltheit ... von der Klassenherrschaft gefördert wird, könne als positives Maß einer nicht mehr entfremdeten, sondern dem freien Menschen zugehörigen Musik gelten«[258]. Die gesellschaftliche Erkenntnis muß sich, konträr, dagegen sperren, daß ein selbst der Kritik bedürftiges Bewußtsein ihr Grenzen aufnötigt. Auch das des Proletariats ist durch die Klassenverhältnisse verunstaltet. Wie die Theorie, muß auch die Musik das unmittelbare Bewußtsein der Massen transzendieren. Dialektisch verhält sie sich zur bestehenden Praxis, »indem sie in sich selber« – dem erreichten Stand der Theorie gemäß – »alle die Elemente ausbildet, deren objektive Intention die Überwindung der Klassenherrschaft ist« – auch wenn dies »gesellschaftlich isoliert und zellenhaft während der Klassenherrschaft sich vollzieht«[259].
Adorno denkt hier vornehmlich an Schönberg und seine Schule. Der heftige, ihrer Produktion entgegengebrachte Widerstand indiziert, wie er schreibt, »daß die dialektische Funktion dieser Musik in der Praxis ... bereits fühlbar wird«[260]. Gerade der »esoterische Schönberg« gehört keiner »spezialisierten und gesellschaftlich irrelevanten Musikgeschichte als Geistesgeschichte«[261] an, sondern dem kritisch begriffenen Prozeß der realen Gesellschaft; und zwar deshalb, weil er sich kompromißlos der Logik der Sache hingibt. Jede »subjektiv-expressive Errungenschaft« Schönbergs ist, wie Adorno bündig dartut, »eine Auflösung objektiv-materialer Widersprüche«, eine »präzise Antwort ... auf Fragen, welche das Material in Gestalt der materialeigenen Probleme an ihn richtet«[262]. Eine Projektion der »materialen Dialektik« Schönbergs auf die der Gesellschaft ist daher für Adorno insofern gerechtfertigt, als Schönberg »in Gestalt der materialen Probleme, die er übernahm und weitertrieb, die Probleme der Gesellschaft vorfand, die das Material produzierte und in ihm ihre Widersprüche als technische Probleme aufstellte«[263]. – Ein instruktiver Essay, der die entscheidenden Kategorien von Adornos Geschichtsphilosophie der Neuen Musik teils vorwegnimmt, teils bereits entfaltet.

Unsere – notwendig skizzenhafte – Charakteristik der ästhetischen und kunstsoziologischen Studien in der Zeitschrift bliebe allzu unvollständig, wollten wir darauf verzichten, Walter Benjamins zu gedenken. Das Horkheimersche Institut bot ihm nicht nur die Möglichkeit, von seinem Pariser Exil aus zu publizieren,

---

257 Ibid., S. 106.
258 Ibid.
259 Ibid.
260 Ibid., S. 107.
261 Ibid., S. 111.
262 Ibid.
263 Ibid.; cf. zur »dialektischen Erkenntnisfunktion« der Neuen Musik auch S. 106 unten.

es unterstützte ihn auch finanziell während einer anhaltend akuten Notlage. – Von Benjamin enthält die Zeitschrift folgende Beiträge: *Zum gegenwärtigen Standort des französischen Schriftstellers* (1934), *Probleme der Sprachsoziologie* (ein Sammelreferat, 1935), die vieldiskutierte, zunächst französisch gedruckte Arbeit über den geschichtlichen Verlust der »Aura« des Kunstwerks unter dem Titel *L'oeuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée* (1936), die – für das Marx-Verständnis Benjamins nicht unwichtige – Gelegenheitsarbeit *Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker* (1937), schließlich den weithin bekannten Essay *Über einige Motive bei Baudelaire* (1939).

Hier sei lediglich auf die Texte von 1936 und 1937 knapp eingegangen. Der erstere, später deutsch unter dem Titel *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* veröffentlicht, wurde für die geistige Entwicklung seines Autors wichtig. Benjamin war sicher, »als Erster einige Fundamentalsätze der materialistischen Kunsttheorie gefunden« zu haben, und setzte sie in einer ebenso kleinen wie gehaltvollen »programmatischen Schrift«[264] auseinander. Diese war, nicht zuletzt unter dem Einfluß Brechts und des sowjetischen Dokumentarfilms entstanden[265], gegen die faschistische Massenkunst gerichtet, sprach ihren Thesen einigen »Kampfwert«[266] zu und wollte »die neu in die Kunsttheorie eingeführten Begriffe ... zur Formulierung revolutionärer Forderungen in der Kunstpolitik«[267] benutzen. Die faschistisch betriebene »Ästhetisierung der Politik« sollte mit der marxistischen »Politisierung der Kunst«[268] beantwortet werden.

Ausgangspunkt der Reflexionen Benjamins ist die Einsicht in die Untauglichkeit bürgerlich überlieferter Kategorien wie Schöpfertum, Genialität, Persönlichkeit, Ewigkeitswert und Geheimnis, weil sie, umstandslos verwandt, »zur Verarbeitung des Tatsachenmaterials in faschistischem Sinn«[269] führen. Benjamin dagegen möchte zeigen, daß in dem mit der technischen Reproduzierbarkeit der Kunstwerke gesetzten Verfall ihrer »Aura« sich auch andere Möglichkeiten abzeichnen, die es zu retten gilt. Insbesondere durch den Film, der die Reproduktion eines auf Reproduzierbarkeit angelegten Kunstwerks leistet, sieht Benjamin das »Verhältnis der Masse zur Kunst«[270] qualitativ verändert. Gerade er för-

---

[264] Benjamin an Werner Kraft, Brief vom 28. 10. 1935, in: Benjamin, *Briefe*, Band 2, l. c., S. 699. – Im Brief vom 24. 10. 1935 an Kitty Marx-Steinschneider spricht er hinsichtlich seines Aufsatzes von »Fixierungen einiger eingreifender Überlegungen zur Kunsttheorie«, in: ibid., S. 697.

[265] Cf. dazu Helmut Lethen, *Zur materialistischen Kunsttheorie Benjamins*, in: *alternative*, 10. Jahrgang, Heft 56/57, Berlin 1967, S. 226 f. und 231 f.

[266] Zitiert nach der (erweiterten) deutschen Fassung, in: Benjamin, *Schriften*, herausgegeben von Theodor W. Adorno und Gretel Adorno unter Mitwirkung von Friedrich Podszus, Frankfurt am Main 1955, S. 367.

[267] Ibid.

[268] Ibid., S. 397.

[269] Ibid.

[270] Ibid., S. 387.

dert, selbst unter der Herrschaft des Filmkapitals, »eine revolutionäre Kritik der überkommenen Vorstellungen von Kunst«[271]. Die naive »Lust am Schauen und Erleben« geht, was Benjamin besonders unterstreicht, in der »simultanen Kollektivrezeption« der Filmtheaterbesucher »eine unmittelbare und innige Verbindung mit der Haltung des fachmännischen Beurteilers«[272] ein. Verlangte die traditionelle Kunst vom Betrachter Konzentration und Sammlung, so bietet sich der Film dem Bedürfnis nach Zerstreuung an, bei dessen Befriedigung die Massen das Kunstwerk in sich »versenken«[273]. Der kollektiv vollzogenen Rezeption schreibt Benjamin im Gegensatz zur privaten, abgekapselten die mobilisierende Kraft zu, Kunst aus ritualer in richtige politische Praxis zu überführen.

Fraglos heikle, zu optimistische Gedankengänge, die in der Analyse bedeutsamer waren als in den aus ihr gezogenen praktischen Konsequenzen. Sie mußten sich von vornherein schärfster Kritik aussetzen. Die drastischen Erfahrungen mit dem manipulierten politischen Film in den totalitären Staaten dieses Jahrhunderts, seine dubiose Rolle im System spätkapitalistischer Kulturindustrie[274], ganz zu schweigen von der Massenwirksamkeit heutiger Medien, allen voran des Fernsehens, haben darüber belehrt, wie trügerisch Benjamins (und Brechts) Hoffnungen waren, der spätbürgerliche Verfall von Kunst, das Verschwinden der Autonomie des Werkes, der Kultwerte, des schönen Scheins werde sich im Sinn – fortschrittlicher – Politik »umfunktionieren« lassen. Benjamin überschätzte den Spielraum möglicher Neutralität der technischen Produktivkräfte gegenüber der Weise, sich ihrer im vorgegebenen Rahmen der Produktionsverhältnisse zu bedienen. Was die modernen Kollektiva angeht, deren Willen, in die Geschichte aufzubrechen, Benjamin ebenfalls überbewertet hat, so fühlen sie sich, zumindest in den fortgeschrittenen Industrieländern des heutigen Westens, im total entfremdeten Zustand bestätigt. Ihn »genießen« sie inzwischen, nicht seine progressive Kritik, wie Benjamin (mit Brecht) annahm. Davon, daß die eine Welt transportabler Spiegelbilder[275] des Bestehenden herstellenden (und insofern a priori ideologisch wirkenden) Apparaturen eine Art Selbstkontrolle der Massen auslösen oder wenigstens ermöglichen, an welche die »organisierende Funktion«[276] revolutionärer Kunstwerke einfach anzuknüpfen vermöchte, kann keine Rede sein.

---

271 Ibid., S. 383.

272 Ibid., S. 387.

273 Cf. ibid., S. 393 f.

274 Adornos hier erörterte Abhandlung über den Fetischcharakter verstand sich als »eine Art kritischer Replik« auf Benjamins kurz vorher in der Zeitschrift veröffentlichte Arbeit. »Die Problematik der kulturindustriellen Produktion und der ihr zugeordneten Verhaltensweisen«, schreibt Adorno, »wurde darin unterstrichen, während Benjamin eben jene problematische Sphäre ... allzu ungebrochen zu ›retten‹ trachtete«. In: *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika*, l. c., S. 117.

275 Cf. Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, l. c., S. 382.

276 Piet Gruchot, *Konstruktive Sabotage. Walter Benjamin und der bürgerliche Intellektuelle*, in: *alternative*, l. c., S. 209.

Gleichwohl bietet Benjamins Arbeit, namentlich in ihren für die Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus wesentlichen, noch nicht rezipierten Aspekten[277], grundlegendes Material für die Diskussion einer marxistischen Ästhetik.

Wenn hier die Benjaminsche Arbeit über Fuchs noch gestreift wird, so weniger wegen ihres Gegenstandes. Fuchs' Versuch, in seinen berühmten archivarischen Büchern historisch-materialistisch zu verfahren, ist über die bescheidenen Ergebnisse der Kautsky und Mehring schwerlich hinausgelangt. Bemerkenswert ist die Arbeit durch eingestreute Reflexionen über den Begriff der Geschichte, die (zum Teil wörtlich) in den *Geschichtsphilosophischen Thesen* wiederkehren. Benjamins Beschäftigung mit diesem Thema beginnt früh und richtet sich von vornherein mehr aufs Materiale als aufs Formale und Definitorische. So bemängelt er, daß es sich bei Kants kleinen Schriften »weniger um die Geschichte als um gewisse geschichtliche Konstellationen von ethischem Interesse«[278] handelt. Auf gleicher Linie liegt Adornos Hinweis, daß Benjamin »den existential-ontologischen Geschichtsbegriff« Heideggers als »bloßes Destillat verwarf, aus dem der Stoff der historischen Dialektik verdampft«[279]. Mit ihm jedoch muß ein Denken sich abgeben, das einen »künftigen, von Magie befreiten Weltzustand«[280] anvisiert.

Es ist in jüngster Zeit wiederholt darüber diskutiert worden, mit welchem Recht Benjamin als Marxist bezeichnet werden könne. Er selbst hat sich unmißverständlich dazu geäußert. In einem Brief an Max Rychner versucht er, die marxistischen Gedankengänge seiner späteren Arbeiten aus der Sache selbst, nicht aus angeeigneter Gesinnung, zu begründen: »Nicht weil ich ›Bekenner‹ der materialistischen ›Weltanschauung‹ wäre; sondern weil ich bestrebt bin, die Richtung meines Denkens auf diejenigen Gegenstände zu lenken, in denen jeweils die Wahrheit am dichtesten vorkommt. Und das sind heute nicht die ›ewigen Ideen‹, nicht die ›zeitlosen Werte‹ «. Im weiteren bittet er Rychner, in ihm keinen »Vertreter des dialektischen Materialismus als eines Dogmas, sondern einen Forscher zu sehen, dem die *Haltung* des Materialisten wissenschaftlich und menschlich in allen uns bewegenden Dingen fruchtbarer scheint als die idealistische«[281].

Benjamin fesselt an der Marxschen Theorie der neue, allem bloßen »Historismus« sich widersetzende Zugang zur Geschichte, wie er auch der jüdisch-mysti-

---

[277] Zu denken wäre dabei an Benjamins Ansätze zu einer historischen Theorie der menschlichen Sinneswahrnehmung und Wahrnehmungswelt. Cf. etwa l. c., S. 372; 388 f.; 390; 394.

[278] In einem (vermutlich vom 23. 12. 1917 datierenden) Brief an Scholem. In: Benjamin, *Briefe*, Band 1, l. c., S. 161.

[279] Adorno. *Prismen*, Frankfurt am Main 1955, S. 286.

[280] Benjamin an Werner Kraft, Brief vom 28. 10. 1935, in: Benjamin, *Briefe*, Band 2, l. c., S. 698.

[281] Brief vom 7. 3. 1931, in: Benjamin, *Briefe*, Band 2, l. c., S. 523; 524 (Hervorhebung von Benjamin). – Diese sehr bedachten Äußerungen decken sich weitgehend mit der von Horkheimers Kreis entwickelten Konzeption; sie zeigen, auf welche Schwierigkeiten die (inzwischen nicht mehr seltenen) Bemühungen stoßen müssen, Benjamins Denken in den Dienst parteikommunistischer Ideologie zu stellen.

schen Tradition nicht fremd ist. Ihr wußte sich der Freund Scholems und Blochs verbunden. – Die Arbeit über Fuchs nun belegt an einem Brief des späten Engels zur »geschichtliche(n) Lage ... des historischen Materialismus selbst«[282] einen zentralen Impuls des Benjaminschen Geschichtsdenkens. Bei Engels heißt es: »Es ist dieser Schein einer selbständigen Geschichte der Staatsverfassungen, der Rechtssysteme, der ideologischen Vorstellungen auf jedem Sondergebiet, der die meisten Leute vor allem blendet. Wenn Luther und Calvin die offizielle katholische Religion, wenn Hegel den Fichte und Kant, Rousseau indirekt mit seinem republikanischen ›Contrat social‹ den konstitutionellen Montesquieu ›überwindet‹, so ist das ein Vorgang, der innerhalb der Theologie, der Philosophie, der Staatswissenschaft bleibt, eine Etappe in der Geschichte dieser Denkgebiete darstellt und gar nicht aus dem Denkgebiet hinauskommt. Und seitdem die bürgerliche Illusion von der Ewigkeit und Letztinstanzlichkeit der kapitalistischen Produktion dazu gekommen, gilt ja sogar die Überwindung der Merkantilisten durch die Physiokraten und A. Smith für einen bloßen Sieg des Gedankens; nicht für den Gedankenreflex veränderter ökonomischer Tatsachen, sondern für die endlich errungene richtige Einsicht in stets und überall bestehende tatsächliche Bedingungen«[283].

Benjamin konstatiert zunächst, daß damit das »geistesgeschichtliche« Dogma einer reinen Immanenz ideeller Abläufe zertrümmert ist; es geht nicht länger an, einzelne Kultursektoren abgelöst von ihrer sozialen Wirkungsgeschichte zu behandeln, die ihrerseits vermittelt ist durch den jeweiligen Lebensprozeß der Gesellschaft. »Aber«, fügt Benjamin dem sogleich hinzu, »die Sprengkraft dieser Gedanken ... reicht tiefer«; sie problematisiert aufs empfindlichste »die Geschlossenheit« der außerökonomischen »Gebiete und ihrer Gebilde«[284]. Auf die Kunst angewandt, bedeutet strenger Materialismus, daß ihr – bislang einheitlich gedachter – Begriff brüchig wird. Die Kunstwerke verlieren ihren ontologischen Status. Ihre Analyse schließt für den historischen Dialektiker das genaue Studium ihrer Vor- und Nachgeschichte ein – »eine Nachgeschichte, kraft deren auch ihre Vorgeschichte als in ständigem Wandel begriffen erkennbar wird«[285]. Beide wandern in die innerste Struktur der Werke ein; sie belehren den dialektisch Forschenden darüber, »wie ihre Funktion ihren Schöpfer zu überdauern, seine Intentionen hinter sich zu lassen vermag; wie die Aufnahme durch seine Zeitgenossen ein Bestandteil der Wirkung ist, die das Kunstwerk heute auf uns selber hat, und wie die letztere auf der Begegnung nicht allein mit ihm, sondern mit der Geschichte beruht, die es bis auf unsere Tage hat kommen lassen«[286].

---

[282] Benjamin, *Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang VI, 1937, Heft 2, S. 346.
[283] Engels an Mehring, Brief vom 14. 7. 1893, in: Marx/Engels, *Ausgewählte Briefe*, l. c., S. 550.
[284] Benjamin, *Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker*, l. c., S. 347.
[285] Ibid.
[286] Ibid.

Am Anfang jeder wirklich dialektischen Untersuchung der Geschichte steht für Benjamin die »Beunruhigung« darüber, daß sie dem Betrachter zumutet, »die gelassene, kontemplative Haltung dem Gegenstand gegenüber aufzugeben, um der kritischen Konstellation sich bewußt zu werden, in der gerade dieses Fragment der Vergangenheit mit gerade dieser Gegenwart sich befindet«[287]. – Es geht hier, wohlgemerkt, um ein Metaphysisches, nicht nur darum, in die Soziologie von Kunstwerken (wie dies Löwenthal in der Zeitschrift recht eindrucksvoll unternommen hat) deren Wirkungsgeschichte aufzunehmen. Wenn es in einem – von Benjamin erwähnten – Satz Gottfried Kellers heißt, die Wahrheit werde uns nicht davonlaufen, so ist der theoretische Ort markiert, an dem das »Geschichtsbild des Historismus ... vom historischen Materialismus durchschlagen wird. Denn es ist ein unwiederbringliches Bild der Vergangenheit, das mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht, welche sich nicht als in ihm gemeint erkannte«[288]. Eine solche Gegenwart ist die ganze spätbürgerliche Phase: eine Nachwelt, die sich ihrer großen Vergangenheit schämt, deren Dokumente sie entweder verfälscht oder beseitigt. Der historische Materialist indessen faßt »geschichtliches Verstehen ... als ein Nachleben des Verstandenen auf, dessen Pulse bis in die Gegenwart spürbar sind«[289]. Ihm kommt Zukunft als unverwirklichte Möglichkeit auch aus der Vergangenheit entgegen.

Wer Geschichte dialektisch darstellt, gibt auf, was Nietzsche »antiquarische Historie« genannt hat; er entschlägt sich aller für den Historismus charakteristischer Beschaulichkeit, des behaglichen Abschilderns der Fakten; er gibt das »epische Element der Geschichte« preis, ihre einleuchtende Linearität, und zwar zugunsten einer »Konstruktion, deren Ort nicht die leere Zeit, sondern die bestimmte Epoche, das bestimmte Leben, das bestimmte Werk bildet«. Benjamin rekurriert mit diesem Begriff der »Konstruktion« (der ganz wie der ihm verwandte der »Darstellung« bei Marx romantischer Philosophie entstammt) auf sein bedeutendes Buch über den *Ursprung des deutschen Trauerspiels* und notiert dabei, es sei deren Aufgabe, »das in der geschichtlichen Erfahrung ursprünglich uns Betreffende gegen die zusammengestoppelten Befunde des Tatsächlichen« abzuheben. Das bewerkstelligt sie so, daß sie aus der »dinghaften ›geschichtlichen Kontinuität‹ « die zu untersuchende »Epoche« herausbricht, aus ihr wiederum »das Leben« und das »Werk aus dem Lebenswerk«. Zugleich stellt die Konstruktion den – nunmehr begriffenen – Zusammenhang wieder her; sie erreicht, »daß im Werke das Lebenswerk, im Lebenswerk die Epoche und in der Epoche der Geschichtsverlauf aufbewahrt und aufgehoben ist«[290].

---

[287] Ibid.
[288] Ibid.
[289] Ibid., S. 348.
[290] Ibid. – Die von Benjamin als Beleg für seinen Konstruktionsbegriff aus dem Trauerspiel-Buch angeführte Stelle lautet: »Im nackten offenkundigen Bestand des Faktischen gibt das Ursprüngliche sich niemals zu erkennen, und einzig einer Doppeleinsicht steht seine Rhythmik offen. Sie ... betrifft dessen Vor- und Nachgeschichte«. In: Benjamin, *Schriften*, Band 1, l. c., S. 162. – Cf. zum »Ursprung« als »historischer Kategorie« auch S. 161.

Im Gegensatz zum Historismus (wie zu seiner eigenen, platt-evolutionistischen Verfallsform) ist es dem historischen Materialismus nicht um »das ewige Bild der Vergangenheit« zu tun, sondern darum, »eine jeweilige Erfahrung mit ihr« zu formulieren, »die einzig dasteht«. An die Stelle des bloßen »Es-war-einmal des Historismus« tritt kritisch »ein Bewußtsein der Gegenwart, welches das Kontinuum der Geschichte aufsprengt«[291], um diese aus ihrer Verstricktheit in Natur zu erlösen.

Das philosophisch Wahre ist für Benjamin, der sich auch in diesem Punkt mit Nietzsche berührt, nicht im zeitlos Allgemeinen aufzufinden, sondern nur im Spezifischen, Konkret-Geschichtlichen, worin der Theoretiker sich versenken muß. Den Gedanken, daß »einzig das Geschichtliche die Gestalt des Absoluten abgebe«, hat Adorno geradezu als »Kanon«[292] der Benjaminschen Methode bezeichnet. Diese besteht nicht darin, feststehende Begriffe durch historisches Material zu illustrieren. Vielmehr gilt Benjamins »desperate Anstrengung, aus dem Gefängnis des Kulturkonformismus auszubrechen, ... Konstellationen des Geschichtlichen, die nicht auswechselbare Beispiele für Ideen bleiben, jedoch in ihrer Einzigkeit die Ideen als selber geschichtliche konstituieren«[293]. – Benjamins Erwägungen zum Begriff der Geschichte dürften gerade heute auf das Interesse all derer stoßen, die sich mit dem kargen Bescheid strukturalistischer Ideologen nicht abfinden wollen, daß die Menschheit dem Immer-Gleichen ausgeliefert bleibe.

Last not least ist andeutungsweise auf die Beiträge der Zeitschrift zur politischen Ökonomie und ihrer Kritik sowie zu volkswirtschaftlichen Einzelfragen einzugehen. Für sie gilt in besonderem Maße, was eingangs zum Gesamtinhalt der Bände zu sagen war: das rein faktische Material ist großenteils veraltet, und der Leser hat sich davor zu hüten, damals begründete Interpretationen unmittelbar auf die Gegenwart zu übertragen. Gleichwohl ist die systematische Bedeutung der ökonomischen Studien für das die Zeitschrift tragende Konzept nicht gering zu veranschlagen. Sie bilden ein wesentliches Korrektiv der philosophisch-kulturwissenschaftlich orientierten Aufsätze; aus ihnen geht der (in heutigen Diskussionen oft genug stiefmütterlich behandelte) ökonomische Inhalt der von Horkheimer und seinen Freunden entworfenen Geschichtstheorie hervor.

Erörtern wir kurz die Hauptgegenstände der Diskussion. – Auf wirtschafts- und sozialgeschichtlichem Gebiet sind die umfassenden und kenntnisreichen Arbeiten Wittfogels über China zu nennen, welche die gerade in der Gegenwart methodisch wichtige Problematik der (von Marx unzulänglich bestimmten) »asiatischen Gesellschaftsformation« behandeln: *The Foundations and Stages of Chinese Economic History* (1935), der *Bericht über eine größere Untersuchung*

291 Benjamin, *Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker*, l. c., S. 348.
292 Adorno, *Prismen*, l. c., S. 286.
293 Ibid., S. 287.

der sozialökonomischen Struktur Chinas (1938) und *The Society of Prehistoric China* (1939). – Ferner werden Fragen des sozialen Strukturwandels, der technologischen Arbeitslosigkeit, der marxistischen Krisentheorie und der Planwirtschaft diskutiert – Themen, die von den damaligen historischen Umständen nahe genug gelegt wurden. Die namhaftesten Ökonomen der Zeitschrift waren Pollock und Grossmann, beide ausgewiesen durch beachtliche Publikationen des Instituts. Dieser hatte ein Buch über *Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems* vorgelegt, jener die erste zusammenfassende Darstellung über *Die planwirtschaftlichen Versuche in der Sowjetunion (1917–1927)* in deutscher Sprache. Anders als Grossmann argumentierte Pollock hinsichtlich der (damals von nicht wenigen vertretenen) These, der Kapitalismus werde bald untergehen, weit vorsichtiger. Er nahm – wie sich zeigen sollte, zu Recht – an, daß es dem bürgerlichen Staatsapparat gelingen werde, auch um den Preis interventionistischer, ja totalitärer Maßnahmen, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu meistern. Obwohl ihm 1932 in Westeuropa alle ökonomischen Voraussetzungen gegeben schienen, eine funktionsfähige Planwirtschaft zu verwirklichen, betrachtete er deren politische Aussichten als gering. Ihm kam es darauf an, »alle Möglichkeiten einer solchen Wirtschaft zu überprüfen und eine geschlossene Theorie aufzubauen, die einer künftigen Wirtschaftspolitik als Orientierungsmittel dienen könnte«[294]. – Von Pollock enthält die Zeitschrift folgende Aufsätze: *Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung* (1932), *Autarkie und Planwirtschaft* (gemeinsam mit Mandelbaum, unter dem Pseudonym Kurt Baumann, 1933), die instruktive Arbeit *Bemerkungen zur Wirtschaftskrise* (1933), schließlich die Studien zur Theorie des autoritären Staates aus den Jahren 1940/41 *State Capitalism* und *Is National Socialism a New Order?* – Von Grossmann seien genannt: *Die Wert-Preis-Transformation bei Marx und das Krisenproblem* (1932), eine sich mit der wissenschaftslogisch-erkenntnistheoretischen Struktur des *Kapitals* beschäftigende, noch immer lesenswerte Arbeit, sowie sein Diskussionsbeitrag *Die gesellschaftlichen Grundlagen der mechanistischen Philosophie und die Manufaktur* (1935) zu Borkenaus Buch *Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild*, das ebenfalls aus der Arbeit des Instituts hervorgegangen war.

Nicht zu vergessen sind die zahlreichen Beiträge, Literaturüberblicke und Sammelrezensionen, in denen das internationale Schrifttum über neoliberale Theorie und die verschiedenen Spielarten von Planwirtschaft ebenso ausführlich wie kritisch erörtert wird. Zu nennen wäre unter anderem der Bericht von Meyer über *Englische Literatur zur Planwirtschaft* (1933), der von Mandelbaum über *Neue Literatur zur Planwirtschaft* (1935), die sehr lesenswerte Gemeinschaftsarbeit von Mandelbaum und Meyer *Zur Theorie der Planwirtschaft* (1934), schließlich der Meyersche Aufsatz über *Krisenpolitik und Planwirtschaft* (1935).

---

[294] Pollock, *Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jahrgang I, 1932, Doppelheft 1/2, S. 27.

Der Leser ist gut beraten, sich den Besprechungsteil der Zeitschrift genauer anzusehen; nicht wenige Rezensionen haben den Rang kleiner Essays. Er enthält nicht nur eine ausgezeichnete Übersicht über die gesamte sozialwissenschaftliche und philosophische Diskussion der dreißiger Jahre, sondern auch Quellen von hohem zeitgeschichtlich-politologischem Interesse. Unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Unerheblichkeit wurde in der Zeitschrift die für die Selbstinterpretation des nationalsozialistischen Staates maßgebliche Literatur kritisch besprochen. Zur umfassenderen Analyse des Nationalsozialismus wären die Arbeiten von Landsberg, Kirchheimer und Neumann heranzuziehen. Ebensowenig fehlt es an zusammenfassenden Berichten über die theoretischen Diskussionen in Sowjetrußland während jener Jahre.

V

Daß die in der Zeitschrift entwickelten Kategorien und Theoreme nicht unmittelbar auf die gegenwärtige Situation angewandt werden können, wurde betont. Imponierend bleibt bei allen heute erforderlichen Modifikationen und Korrekturen die großartige Geschlossenheit, mit der hier eine kleine Gruppe streitbarer Intellektueller eine aus der besten europäischen Tradition hervorgegangene Theorie auf ihren Spezialgebieten anwandte, so daß für den Leser ein Dokument von enzyklopädischem Reichtum entstand, das seinesgleichen sucht. Wem immer es heute um kritische Besinnung und Humanität zu tun ist, wird zu der Zeitschrift greifen.



Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben vom

Institut für Sozialforschung Frankfurt a. M.

Jahrgang I / 1932



VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD / LEIPZIG

INHALT DES I. JAHRGANGS

I. Aufsätze.

Psychologie:

Geschichte:

Soziale Bewegung und Sozialpolitik:

Inhalt des I. Jahrgangs

Spezielle Soziologie:

Ökonomie:

Belletristik:

Verzeichnis der rezensierten Autoren.

Zeitschrift

für

Sozialforschung

Herausgegeben vom

INSTITUT FUR SOZIALFORSCHUNG FRANKFURT/M.

Jahrgang I 1932 Doppelheft 1/2

VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD / LEIPZIG

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie:

Allgemeine Soziologie:

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Vorwort.

Das Wort „Sozialforschung“ beansprucht nicht, auf der Landkarte der Wissenschaften, die heute ohnehin sehr fragwürdig erscheint, neue Grenzlinien einzuzeichnen. Die Untersuchungen auf den verschiedensten Sachgebieten und Abstraktionsebenen, die es hier bedeutet, werden durch die Absicht zusammengehalten, daß sie die Theorie der gegenwärtigen Gesellschaft als ganzer fördern sollen. Dieses vereinigende Prinzip, nach dem die Einzeluntersuchungen bei unbedingter empirischer Strenge doch im Hinblick auf ein theoretisches Zentralproblem zu führen sind, unterscheidet die Sozialforschung, der die Zeitschrift dienen möchte, ebenso von bloßer Tatsachenbeschreibung wie von empiriefremder Konstruktion. Es erstrebt Erkenntnis des gesamtgesellschaftlichen Verlaufs und setzt daher voraus, daß unter der chaotischen Oberfläche der Ereignisse eine dem Begriff zugängliche Struktur wirkender Mächte zu erkennen sei. Geschichte gilt in der Sozialforschung nicht als die Erscheinung bloßer Willkür, sondern als von Gesetzen beherrschte Dynamik, ihre Erkenntnis ist daher Wissenschaft. Diese hängt freilich in besonderer Weise von der Entwicklung anderer Disziplinen ab. Um ihr Ziel, die Vorgänge des Gesellschaftslebens nach dem Stand der jeweils möglichen Einsicht zu begreifen, erreichen zu können, muß die Sozialforschung eine Reihe von Fachwissenschaften auf ihr Problem zu konzentrieren und für ihre Zwecke auszuwerten trachten.

Die Zeitschrift versucht, an der Erfüllung dieser Aufgabe mitzuwirken. Sie zieht die Faktoren, die für das Zusammenleben der Menschen in der Gegenwart bestimmend sind, seien sie ökonomischer, psychischer, sozialer Natur, in ihren Arbeitskreis. Indem sie dabei an die vorläufigen Ergebnisse der Einzeldisziplinen anknüpft, unterscheidet sie sich von der philosophischen Betrachtung unter anderem dadurch, daß sie auch Gedanken für ihre Zwecke fruchtbar zu machen sucht, die logisch gesehen noch unaufgehellte Probleme in sich enthalten mögen; sie ist prinzipiell von der Unabschließbarkeit der

Erkenntnis überzeugt. Doch fällt die Behandlung sogenannter weltanschaulicher und philosophischer Fragen damit keineswegs aus ihrem Bereich, denn nicht die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Fach, sondern die Wichtigkeit für die Theorie der Gesellschaft ist bei der Wahl ihrer Gegenstände bestimmend.

Mit der Soziologie als Fachwissenschaft fällt die Sozialforschung deshalb nicht zusammen, weil sie zwar wie diese auf das Problem der Gesellschaft abzielt, aber ihre Forschungsgegenstände auch auf nichtsoziologischen Gebieten findet. Doch entspricht das, was die Soziologen im Interesse ihrer Wissenschaft auf ökonomischem, psychologischem, historischem Gebiet selbst geleistet oder angeregt haben, durchaus dem hier gemeinten Begriff. Bei der Verwandtschaft zwischen der Soziologie und den Bestrebungen der Zeitschrift werden auch im engeren Sinn soziologische Probleme in den Aufsätzen angeschnitten. Die Äußerung der Zustimmung oder des Gegensatzes zu den soziologischen Theorien der Gegenwart muß jedoch — besonders in den ersten Heften — auch dort hinter den sachlichen Erörterungen zurücktreten, wo die größte Achtung vor der Leistung anderer besteht.

Unter den Teilproblemen der Sozialforschung steht die Frage des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Kulturgebieten, ihrer Abhängigkeit voneinander, der Gesetzmäßigkeit ihrer Veränderung voran. Eine der wichtigsten Aufgaben zur Lösung dieser Frage ist die Ausbildung einer den Bedürfnissen der Geschichte entgegenkommenden Sozialpsychologie. Sie zu fördern, wird eine der besonderen Aufgaben der Zeitschrift sein. Zu den allgemeineren theoretischen Abhandlungen über philosophische, psychologische, ökonomische, soziologische Probleme treten Einzeluntersuchungen über konkrete Fragen der gegenwärtigen Gesellschaft und Wirtschaft. Soweit diese Studien sich von bloßen Beschreibungen dadurch unterscheiden, daß sie die behandelten Phänomene in ihren geschichtlichen Zusammenhängen zu begreifen suchen, werden sie häufig hypothetischen Charakter haben. Dies gilt besonders für die vorläufigen Ergebnisse der im Institut für Sozialforschung geführten Untersuchungen, die in dieser Zeitschrift mitgeteilt werden sollen. Manches wird sich einmal als falsch erweisen, aber die Aussicht auf künftige Korrektur darf den Versuch nicht verhindern, die Hilfsmittel der verschiedenen Wissenschaften auf das Problem der gegenwärtigen Gesellschaft und ihrer Widersprüche anzuwenden und so die für das Funktionieren und die Veränderung des Gesellschaftslebens wichtigen Vorgänge in einer

der gegenwärtig erreichten Erkenntnis entsprechenden Weise zu begreifen.

Wenn die Zeitschrift vornehmlich auf eine Theorie des historischen Verlaufs der gegenwärtigen Epoche eingestellt ist, bedarf sie doch, sowohl zum Verständnis der Gegenwart als auch zur Prüfung und Ausbildung der theoretischen Hilfsmittel, historischer Untersuchungen, die sich auf die verschiedensten Epochen erstrecken mögen; freilich haben sie den Zusammenhang mit der aktuellen Problematik zu wahren. Ebenso werden Forschungen über die zukünftige Richtung des geschichtlichen Verlaufs, soweit sie mit der Problematik der Gegenwart in Zusammenhang stehen, nicht fehlen dürfen. So ist z. B. eine Erkenntnis der gegenwärtigen Gesellschaft ohne das Studium der in ihr auf planmäßige Regelung der Wirtschaft hintreibenden Tendenzen unmöglich, und es werden die damit zusammenhängenden Probleme, die in der ökonomischen, soziologischen und kulturgeschichtlichen Literatur heute eine wichtige Rolle spielen, besonders gepflegt werden müssen.

Die Sozialforschung unterscheidet sich von allen auf möglichst große Allgemeinheit und übergreifende Schau gerichteten geistigen Unternehmungen dadurch, daß sie auf die gegenwärtige menschliche Wirklichkeit abzielt. Sie wird dabei zusammenfassender Begriffsbildungen und theoretischer Voraussetzungen aller Art nicht entraten können, aber im Gegensatz zu breiten Strömungen der gegenwärtigen Metaphysik schließen ihre Kategorien die weitere Aufhellung und berechtigten Widerspruch durch die empirische Forschung nicht aus. So wenig übergreifende begriffliche Zusammenfassungen bei der wissenschaftlichen Arbeit zu entbehren sind, dürfen sie diese doch nirgends abschließend vorwegnehmen und sich an die Stelle der zu lösenden Probleme setzen.

Die Verpflichtung auf wissenschaftliche Kriterien trennt die Sozialforschung methodisch auch von der Politik. Sie hat die Selbständigkeit ihres Erkenntnisanspruchs gegenüber allen weltanschaulichen und politischen Rücksichten zu behaupten. Dies bedeutet nicht, daß sie irgendeinen wissenschaftlichen Schritt frei von historischer Bedingtheit wähnte, noch daß ihr die Erkenntnis als sich selbst genügend und konsequenzlos erschiene. Aber wie sehr die Geschichte auch in alle Theorie hereinspielen mag, so werden doch die Ergebnisse der Forschung vor theoretischen Kriterien standhalten müssen, wenn sie sich in der Wirklichkeit bewähren sollen.

Das Institut für Sozialforschung schuldet dem Verlag C. L. Hirschfeld besonderen Dank. Indem er das Erscheinen der Zeitschrift trotz der schwierigen Verhältnisse heute ermöglicht, hat er neben der Förderung ihrer neuen Ziele auch dafür gesorgt, daß manche Aufgaben des Grünbergschen Archivs weiter erfüllt werden können. Die Zeitschrift darf sich in mehr als einer Hinsicht als seine Fortsetzung fühlen.

Frankfurt a. M., im Juni 1932.

Max Horkheimer

o. Professor an der Universität Frankfurt a. M. und Direktor des Instituts für Sozialforschung.

Bemerkungen über Wissenschaft und Krise[1]).

Von

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.).

1. Die Wissenschaft wird in der Theorie der Gesellschaft zu den menschlichen Produktivkräften gezählt. Als Bedingung der durchschnittlichen Beweglichkeit des Denkens, die sich in den letzten Jahrhunderten mit ihr entwickelt hat, ferner in Gestalt der einfachen Erkenntnisse über Natur und Menschenwelt, die in den fortgeschrittenen Ländern selbst die Angehörigen der unteren sozialen Schichten mitbekommen, nicht zuletzt als Bestandteil des geistigen Vermögens der Forscher, deren Entdeckungen die Form des gesellschaftlichen Lebens entscheidend mitbestimmen, ermöglicht sie das moderne Industriesystem. Insofern sie als ein Mittel zur Hervorbringung gesellschaftlicher Werte, d. h. als Produktionsmethoden formuliert vorliegt, stellt sie auch ein Produktionsmittel dar.

2. Daß die Wissenschaft als Produktivkraft und Produktionsmittel im Lebensprozeß der Gesellschaft eine Rolle spielt, berechtigt keineswegs eine pragmatistische Erkenntnistheorie. Soweit die Fruchtbarkeit einer Erkenntnis bei ihrem Wahrheitsanspruch eine Rolle spielt, ist eine der Wissenschaft immanente Fruchtbarkeit und keine Übereinstimmung mit äußeren Rücksichten zu verstehen. Die Prüfung der Wahrheit eines Urteils ist etwas anderes als die Prüfung seiner Lebenswichtigkeit. In keinem Fall haben gesellschaftliche Interessen über die Wahrheit zu entscheiden, sondern es gelten Kriterien, die sich im Zusammenhang mit dem theoretischen Fortschritt entwickelt haben. Zwar verändert sich die Wissenschaft selbst im geschichtlichen Prozeß, aber niemals ist der Hinweis auf diese Veränderung ein Argument für die Anwendung anderer Wahrheitskriterien als derjenigen, die dem Stand der Erkenntnis auf der erreichten Entwicklungsstufe angemessen sind. Wenn auch die Wissenschaft in die geschichtliche Dynamik einbezogen ist, darf sie darum doch nicht des ihr eigentümlichen Charakters entkleidet und utilitaristisch mißverstanden werden. Freilich führen die Gründe, welche

---

[1]) Der für dieses Heft vorgesehene Aufsatz von Max Horkheimer über Wissenschaft und Gesellschaft konnte krankheitshalber nicht rechtzeitig abgeschlossen werden. An seiner Stelle erscheinen diese Bemerkungen und der Vortrag über Geschichte und Psychologie.

die Ablehnung der pragmatistischen Erkenntnistheorie und des Relativismus überhaupt bedingen, keineswegs zur positivistischen Trennung von Theorie und Praxis. Einerseits sind weder Richtung und Methoden der Theorie, noch ihr Gegenstand, die Wirklichkeit selbst, von den Menschen unabhängig, andererseits ist die Wissenschaft ein Faktor des geschichtlichen Prozesses. Die Trennung von Theorie und Praxis ist selbst ein historisches Phänomen.

3. In der allgemeinen Wirtschaftskrise erscheint die Wissenschaft als eines der zahlreichen Elemente des gesellschaftlichen Reichtums, der seine Bestimmung nicht erfüllt. Er übertrifft heute bei weitem den Besitzstand früherer Epochen. Es sind auf der Erde mehr Rohstoffe, mehr Maschinen, mehr geschulte Arbeitskräfte und bessere Produktionsmethoden vorhanden als jemals, aber sie kommen den Menschen nicht entsprechend zugute. Die Gesellschaft erweist sich in ihrer heutigen Form außerstande, von den Kräften, die sich in ihr entwickelt haben, und von dem Reichtum, der in ihrem Rahmen hervorgebracht worden ist, wirklich Gebrauch zu machen. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse teilen das Schicksal der Produktivkräfte und Produktionsmittel anderer Art: das Maß ihrer Anwendung steht in furchtbarem Mißverhältnis zu ihrer hohen Entwicklungsstufe und zu den wirklichen Bedürfnissen der Menschen; dadurch wird auch ihre weitere quantitative und qualitative Entfaltung gehemmt. Wie der Verlauf früherer Krisen zeigt, wird sich das wirtschaftliche Gleichgewicht erst auf dem Weg der in ungeheurem Umfang stattfindenden Vernichtung menschlicher und sachlicher Werte wiederherstellen.

4. Zur Verschleierung der Ursachen der gegenwärtigen Krise gehört es, gerade diejenigen Kräfte für sie verantwortlich zu machen, die auf eine bessere Gestaltung der menschlichen Verhältnisse hintreiben, vor allem das rationale, wissenschaftliche Denken selbst. Es wird versucht, seine Steigerung und Kultivierung beim einzelnen hinter die Ausbildung des „Seelischen“ zurücktreten zu lassen und den kritischen Verstand, soweit er nicht beruflich in der Industrie benötigt wird, als entscheidende Instanz zu diskreditieren. Durch die Lehre, daß der Verstand nur ein für die Zwecke des täglichen Lebens brauchbares Instrument sei, aber vor den großen Problemen zu verstummen und substantielleren Mächten der Seele das Feld zu räumen habe, wird von einer theoretischen Beschäftigung mit der Gesellschaft als ganzer abgelenkt. Ein Teil des Kampfes der modernen Metaphysik gegen den Scientivismus ist ein Reflex dieser breiteren gesellschaftlichen Strömungen.

5. Tatsächlich weist die Wissenschaft der Vorkriegsjahrzehnte eine Reihe von Mängeln auf, aber sie liegen nicht in der Übertreibung, sondern in der durch die zunehmende Verfestigung der gesellschaftlichen Verhältnisse bedingten Verengerung ihrer Rationalität. Die Aufgabe, unbekümmert um außerwissenschaftliche Rücksichten Tatsachen zu verzeichnen und die zwischen ihnen obwaltenden Regelmäßigkeiten festzustellen, war ursprünglich als ein Teilziel des bürgerlichen Emanzipationsprozesses in kritischer Auseinandersetzung mit scholastischen Hindernissen der Forschung formuliert worden. Aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte diese Definition bereits ihren fortschrittlichen Sinn verloren und erwies sich im Gegenteil als Beschränkung des Wissenschaftsbetriebes auf eine um die Unterscheidung des Gleichgültigen vom Wesentlichen unbekümmerte Aufzeichnung, Klassifikation und Verallgemeinerung von Erscheinungen. In dem Maß, als an die Stelle des Interesses für eine bessere Gesellschaft, von dem die Aufklärung noch beherrscht gewesen war, das Bestreben trat, die Ewigkeit der gegenwärtigen zu begründen, kam ein hemmendes und desorganisierendes Moment in die Wissenschaft. Fanden ihre Ergebnisse, wenigstens zum Teil, in der Industrie nützliche Verwertung, so versagte sie gerade vor dem Problem des gesellschaftlichen Gesamtprozesses, das durch die sich verschärfenden Krisen und die damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Kämpfe bereits vor dem Kriege die Realität beherrschte. Der am Sein und nicht am Werden orientierten Methode entsprach es, die gegebene Gesellschaftsform als einen Mechanismus von sich wiederholenden gleichen Abläufen anzusehen, der zwar auf kürzere oder längere Zeit gestört sein möge, jedenfalls aber keine andere wissenschaftliche Verhaltungsweise erfordere als etwa die Erklärung einer komplizierten Maschine. Aber die gesellschaftliche Wirklichkeit, d. h. die Entwicklung der sich geschichtlich verhaltenden Menschen, enthält eine Struktur, deren Erfassung die theoretische Abbildung radikal umgestaltender, alle kulturellen Verhältnisse umwälzender Verläufe erfordert und die keineswegs durch die auf Registrierung von wiederholt Vorhandenem eingestellte Verfahrungsweise der älteren Naturwissenschaft zu bewältigen ist. Die Absperrung der Wissenschaft gegen eine angemessene Behandlung der Probleme, die mit dem Gesellschaftsprozeß zusammenhängen, hat eine methodische und inhaltliche Verflachung verursacht, die nicht bloß in der Vernachlässigung der dynamischen Beziehungen zwischen den einzelnen Gegenstandsgebieten zum Ausdruck kommt, sondern sich

auf die verschiedenste Weise in dem Betrieb der Disziplinen fühlbar macht. Mit dieser Absperrung hängt es zusammen, daß eine Reihe von ungeklärten, starren und fetischhaften Begriffen weiter eine Rolle spielen können, während sie durch Einbeziehung in die Dynamik des Geschehens zu erhellen wären. Beispiele dafür sind: der Begriff des Bewußtseins an sich als des angeblichen Erzeugers der Wissenschaft, ferner die Person und ihre aus sich selbst die Welt setzende Vernunft, das ewige, alles Geschehen beherrschende Naturgesetz, das sich gleichbleibende Verhältnis von Subjekt und Objekt, der starre Unterschied zwischen Geist und Natur, Seele und Leib und andere kategoriale Bildungen mehr. Die Wurzel dieser Mängel aber liegt keineswegs in der Wissenschaft selbst, sondern in den gesellschaftlichen Bedingungen, die ihre Entwicklung hemmen und mit den der Wissenschaft immanenten rationalen Elementen in Konflikt geraten sind.

6. Etwa seit der Jahrhundertwende wird innerhalb der Wissenschaft und Philosophie auf die Mangelhaftigkeit und Unangemessenheit der rein mechanistischen Methoden hingewiesen. Diese Kritik hat zu prinzipiellen Diskussionen geführt, die wichtige Grundlagen der Forschung betreffen, so daß heute auch von einer inneren Krise der Wissenschaft gesprochen werden kann. Diese tritt zu der äußeren Unzufriedenheit mit ihr als einem der vielen Produktionsmittel, das die an es geknüpften Erwartungen zur Linderung der allgemeinen Not nicht hat erfüllen können, hinzu. Wenn besonders die neuere Physik die Mängel der traditionellen Betrachtungsweise innerhalb ihres eigenen Fachs weitgehend überwunden und ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen einer Revision unterzogen hat, so ist es das Verdienst der Nachkriegsmetaphysik, besonders Max Schelers, die Wissenschaft als ganzes auf eine Reihe von Gegenständen erst wieder hingewiesen und an manchen Stellen einer weniger durch konventionelle Blickverengung gehemmten Betrachtungsweise Bahn gebrochen zu haben. Vor allem haben die Beschreibung wichtiger psychischer Phänomene, ferner die Darstellung gesellschaftlicher Charaktertypen und die Begründung einer Soziologie des Wissens befruchtend gewirkt. Doch abgesehen davon, daß die metaphysischen Versuche als die konkrete Realität fast immer „das Leben", also selbst noch eine mythische Wesenheit und nicht die wirkliche lebendige Gesellschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung hinstellten, verhielten sie sich gegenüber der Wissenschaft schließlich nicht weitertreibend, sondern einfach negativ. Anstatt daß sie die der Wissen-

schaft durch ihre klassenmäßige Verengerung gezogenen Grenzen aufgewiesen und schließlich durchbrochen hätten, identifizierten sie die in mancher Hinsicht ungenügende Wissenschaft der vorangegangenen Epoche mit der Rationalität überhaupt, negierten das urteilende Denken selbst und überließen sich sowohl willkürlich ausgesuchten Gegenständen als auch einer von der Wissenschaft befreiten Methodik. Es entstand eine philosophische Anthropologie, die im Gefühl ihrer Unabhängigkeit einzelne Züge am Menschen verabsolutierte, und dem kritischen Verstand wurde die dem Zwang wissenschaftlicher Kriterien sich überhebende, ihres genialen Blickes gewisse Intuition entgegengestellt. Damit lenkt diese Metaphysik von den Ursachen der gesellschaftlichen Krise ab und entwertet sogar die Mittel zu ihrer Erforschung. Eine besondere Verwirrung richtet sie an, indem sie den isolierten, abstrakt gefaßten Menschen hypostasiert und damit die Bedeutung des theoretischen Begreifens der gesellschaftlichen Vorgänge bagatellisiert.

7. Nicht bloß die Metaphysik, sondern auch die von ihr kritisierte Wissenschaft selbst, insofern sie eine die Aufdeckung der wirklichen Krisenursachen hemmende Gestalt bewahrt, ist ideologisch. Dies bedeutet keineswegs, daß es ihren Trägern selbst nicht um die reine Wahrheit zu tun wäre. Alle Verhaltungsweisen der Menschen, welche die wahre Natur der auf Gegensätze aufgebauten Gesellschaft verhüllen, sind ideologisch, und die Feststellung, ob philosophische, moralische, religiöse Glaubensakte, wissenschaftliche Theorien, Rechtssätze, kulturelle Institutionen diese Funktion ausüben, betrifft keineswegs den Charakter ihrer Urheber, sondern die objektive Rolle, die jene Akte in der Gesellschaft spielen. An sich richtige Ansichten, theoretische und ästhetische Werke von unbestreitbar hoher Qualität können in bestimmten Zusammenhängen ideologisch wirken, und manche Illusionen sind dagegen keine Ideologie. Der ideologische Schein entsteht bei den Mitgliedern einer Gesellschaft notwendig auf Grund ihrer Stellung im Wirtschaftsleben; erst wenn die Verhältnisse so weit fortgeschritten sind, die Interessengegensätze eine solche Schärfe erreicht haben, daß auch ein durchschnittliches Auge den Schein durchdringen kann, pflegt sich ein eigener ideologischer Apparat mit selbstbewußten Tendenzen auszubilden. Mit der Gefährdung einer bestehenden Gesellschaft durch die ihr immanenten Spannungen wachsen die auf Erhaltung der Ideologie gerichteten Energien und werden schließlich die Mittel verschärft, sie gewaltsam zu stützen. Je mehr das römische Imperium von sprengenden Ten-

denzen bedroht war, um so brutaler versuchten die Kaiser den alten Staatskult zu erneuern und damit das untergrabene Gefühl der Einheit herzustellen. Die Epochen, die auf die Christenverfolgungen und den Untergang des Reiches folgten, sind von anderen furchtbaren Beispielen des sich regelmäßig wiederholenden Verlaufes voll. Innerhalb der Wissenschaft einer solchen Periode pflegt das ideologische Moment weniger darin zu erscheinen, daß sie falsche Urteile enthält, als in ihrer mangelnden Klarheit, ihrer Ratlosigkeit, ihrer verhüllenden Sprache, ihren Problemstellungen, ihren Methoden, der Richtung ihrer Untersuchungen und vor allem in dem, wovor sie die Augen verschließt.

8. In der Gegenwart bietet der Wissenschaftsbetrieb ein Abbild der widerspruchsvollen Wirtschaft dar. Diese ist weitgehend monopolistisch beherrscht und doch im Weltmaßstab desorganisiert und chaotisch, reicher als je und doch unfähig, das Elend zu beheben. Auch in der Wissenschaft erscheint ein doppelter Widerspruch. Erstens gilt es als Prinzip, daß jeder ihrer Schritte einen Erkenntnisgrund habe, aber der wichtigste Schritt, nämlich die Aufgabenstellung selbst, entbehrt der theoretischen Begründung und scheint der Willkür preisgegeben zu sein. Zweitens ist es der Wissenschaft um die Erkenntnis umfassender Zusammenhänge zu tun, den umfassenden Zusammenhang aber, von dem ihr eigenes Dasein und die Richtung ihrer Arbeit abhängt, nämlich die Gesellschaft, vermag sie in ihrem wirklichen Leben nicht zu begreifen. Beide Momente sind eng verknüpft. In der Erhellung des gesamtgesellschaftlichen Lebensprozesses ist die Aufdeckung des Gesetzes, das in der scheinbaren Willkürlichkeit der wissenschaftlichen wie der anderen Unternehmungen sich durchsetzt, mit enthalten, denn auch die Wissenschaft wird dem Umfang und der Linie ihrer Arbeiten nach nicht bloß durch die ihr eigenen Tendenzen, sondern letzten Endes durch die gesellschaftlichen Lebensnotwendigkeiten bestimmt. Die Verzettelung und Verschwendung von geistigen Energien, die den Gang der Wissenschaft im letzten Jahrhundert trotz dieser Gesetzmäßigkeit kennzeichnen und immer wieder von den Philosophen dieser Epoche kritisiert wurden, können freilich ebensowenig wie die ideologische Funktion der Wissenschaft durch bloße theoretische Einsicht überwunden werden, sondern einzig durch die Veränderung ihrer realen Bedingungen in der geschichtlichen Praxis.

9. Die Lehre vom Zusammenhang der kulturellen Unordnung mit den ökonomischen Verhältnissen und den aus ihnen sich ergebenden

Interessengegensätzen besagt nichts über den Realitätsgrad oder das Rangverhältnis der materiellen und geistigen Güter. Sie steht freilich zur idealistischen Ansicht, daß die Welt als Erzeugnis und Ausdruck eines absoluten Geistes zu betrachten sei, in Widerspruch, weil sie den Geist überhaupt nicht als ein vom historischen Dasein Ablösbares und Selbständiges betrachtet. Wenn aber der Idealismus nicht in dieser fragwürdigen Metaphysik, sondern vielmehr in dem Bestreben gesehen wird, die geistigen Anlagen der Menschen wirklich zur Entfaltung zu bringen, dann entspricht die materialistische Theorie der Unselbständigkeit des Ideellen besser diesem Begriff der klassischen deutschen Philosophie als ein großer Teil der modernen Metaphysik; denn der Versuch, die gesellschaftlichen Ursachen der Verkümmerung und Vernichtung menschlichen Lebens zu erkennen und die Wirtschaft wirklich den Menschen unterzuordnen, ist jenem Streben angemessener als die dogmatische Behauptung einer vom Lauf der Geschichte unabhängigen Priorität des Geistigen.

10. Soweit mit Recht von einer Krise der Wissenschaft gesprochen wird, ist sie von der allgemeinen Krise nicht zu trennen. Die geschichtliche Entwicklung hat eine Fesselung der Wissenschaft als Produktivkraft mit sich gebracht, die sich in ihren Teilen, dem Inhalt und der Form, dem Stoff wie der Methode nach, auswirkt. Außerdem wird die Wissenschaft als Produktionsmittel nicht entsprechend angewandt. Das Begreifen der Krise der Wissenschaft hängt von der richtigen Theorie der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation ab, denn die Wissenschaft, als eine gesellschaftliche Funktion, spiegelt in der Gegenwart die Widersprüche der Gesellschaft wider.

Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung[1].

Von

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

I.

„Die industrielle Produktion hat sich seit ihrem Höchststand von Mitte 1929 um etwa 46% vermindert. Bis zum Ende 1931 war sie auf den Stand von Ende der neunziger Jahre zurückgefallen. Um die ganze Schwere dieses Rückschlags ermessen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches jetzt um mehr als ein Fünftel größer ist als damals.

Die Zerrüttung der Kapitalmärkte hat die Investitionstätigkeit so gut wie völlig lahmgelegt. Neuinvestitionen werden kaum noch in Angriff genommen. Ersatzinvestitionen unterbleiben mehr und mehr . . .

Der Arbeitsmarkt bietet das Bild schwerster Erschütterung. Die Zahl der Erwerbslosen, gegenwärtig über 6 Millionen, bedeutet, daß beinahe 30% der Arbeiter und Angestellten zum Feiern gezwungen sind. Nur wenig mehr als zwei Fünftel der vorhandenen Arbeitsplätze in der Industrie sind besetzt . . . Das Volkseinkommen (im Jahre 1929 ca. 76 Milliarden RM.) ist für das Jahr 1930 auf 60—70, für das Jahr 1931 auf rund 50—60 Milliarden RM. zu veranschlagen. Das Jahr 1932 wird mit Sicherheit noch niedrigere Zahlen ergeben.

Die Konkurse haben mit schätzungsweise 18800 im Jahre 1931 den höchsten jemals zu verzeichnenden Stand erreicht."

Wie ein Heeresbericht aus einem verlorenen Krieg lesen sich diese Sätze, mit denen das Institut für Konjunkturforschung die Schwere der deutschen Wirtschaftskrise zu Anfang des Jahres 1932 zu beschreiben versucht[2]. Ähnliche Meldungen liegen für die meisten anderen kapitalistischen Staaten vor, und wenn es zu Beginn des Jahres 1931 noch so scheinen konnte, als ob einzelne besonders bevorzugte Länder von der Wirtschaftskrise verschont bleiben würden, so zeigt es sich heute, daß auch die bisher widerstandsfähigsten Volkswirtschaften, vor allem

---

[1]) Die Arbeit wurde im Februar 1932 abgeschlossen, das seither erschienene Material konnte nur ausnahmweise berücksichtigt werden.

[2]) Wochenbericht des Inst. f. Konjunkturforschung vom 17. Februar 1932.

Frankreich, mehr und mehr von den zerstörenden Kräften der Krise angefallen werden. Das allgemeine Mißtrauen gegen alle Währungen und alle Unternehmungen führt zum Verzicht auf eine noch so niedere Verzinsung, der in der privaten Goldhortung zum Ausdruck kommt. Begreiflich wird dieses Verhalten, wenn man von den Kapitalzerstörungen erfährt, die seit dem Zusammenbruch der New-Yorker Börse im Herbst 1929 erfolgt sind und von denen die Börsenindices ein ungefähres Bild geben[1]).

Ergänzt und vertieft wird dieses Bild durch einen Blick auf die Entwicklung der internationalen Rohstoffpreise. Gegenüber dem Stand von 1926 sind sie selten weniger als um die Hälfte, häufig auf ein Drittel (Weizen, Zucker, Erdöl, Kaffee, Blei, Zink, Rohseide usw.), vereinzelt sogar noch tiefer gesunken (z. B. Kautschuk von einem Durchschnittspreis von 4436 RM. je t im Jahre 1926 auf 643 RM.), während die sichtbaren Vorräte sich vervielfacht haben und vorläufig einen weiteren Druck auf die Preise ausüben.

Je mehr man auf die Einzelheiten der krisenhaften Erscheinungen eingeht, um so mehr häufen sich die Beispiele für die Schwere der Zerstörungen, die sie in der ganzen kapitalistischen Welt anrichten. Die Menschheit, die in ihrer Geschichte keinen Abschnitt kannte, in dem sie absolut und pro Kopf gerechnet so reich an Produktionsmitteln und hochqualifizierten Arbeitskräften war wie heute, verarmt auf doppelte Weise: durch die ungeheure Brachlegung der sachlichen und persönlichen Produktivkräfte und durch die Vernichtung eines Teiles des Geschaffenen. Eine einfache Überlegung gibt eine Vorstellung davon, was den darbenden Menschen durch die Arbeitslosigkeit des Jahres 1931 an wirtschaftlichen Werten, die mit den vorhandenen Produktionsmitteln hätten hergestellt werden können, entgangen ist. Legt man im Durchschnitt des Jahres 1931 für sämtliche Industriestaaten eine Arbeitslosigkeit von 20 Millionen zugrunde (wobei Kurzarbeiter mit einem entsprechenden Schlüssel in Vollarbeitslose umzurechnen wären) und nimmt man als rohen Durchschnitt ein Jahreseinkommen pro Arbeiter von 2000 RM. an, dann ergibt sich ein Einkommens-

---

[1]) Aktienindex

	Vereinigte Staaten		Deutschland	
	Datum	1926 = 100	Datum	1924/26 = 100
Höchster Stand	Sept. 1929	257	Mai 1927	203
Bisheriger tiefster Stand	März 1932	56	April 1932	46,5

ausfall von 40 Milliarden RM. und ein Ausfall an technisch möglicher Neuproduktion, dessen Höhe diese 40 Milliarden Mark weit übersteigt.

Der schreiende Widerspruch zwischen der Verarmung immer größerer Schichten, dem Fehlen der Mittel selbst für die dringendsten Kulturaufgaben auf der einen Seite und den durch die Umwälzung in den landwirtschaftlichen Produktionsmethoden und die sprunghaften Fortschritte in der Produktivität der industriellen Arbeit gegebenen technischen Möglichkeiten auf der anderen zwingen breiteste Schichten zum Nachdenken über die Zweckmäßigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Immer kleiner wird die Zahl derer, die verlangen, daß die Wirtschaftsführung „überall da, wo verwaltungsmäßige Erledigung der Geschäfte nicht ausreicht, wieder auf die Grundlage der individualistischen Weltanschauung zurückgebracht werden" solle, und die meinen, daß man nur „dem freien Spiel der Kräfte, das das Wesen der kapitalistischen Ordnung ausmacht, wieder mehr Raum geben" müßte, um der Krise Herr zu werden[1]). Statt dessen ertönt selbst aus Kreisen, die man früher zu den zuverlässigsten Anhängern des liberalistischen Systems gezählt hat, der Ruf, daß das Ende des Kapitalismus gekommen sei und daß nur eine planwirtschaftliche Neuordnung die heutigen Schwierigkeiten bewältigen und die wirtschaftlichen Kräfte aus den zerstörenden, lebensfeindlichen Mächten von heute zu Dienern der Menschen machen könnte.

Es ist die Aufgabe der nachstehenden Seiten, auf einige zur Beurteilung dieser Streitfrage wichtige Gesichtspunkte hinzuweisen.

II.

Nur von den Vertretern einer „exogenen" Krisentheorie dürfte ernsthaft bestritten werden, daß die heutige Weltwirtschaftskrise zu einem guten Teil auf dieselben Ursachen zurückzuführen ist wie ihre nationalen und internationalen Vorgänger seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Strittig ist aber, welche Faktoren verschärfend auf den Krisenablauf einwirken und die Überwindung des Tiefpunktes immer wieder verzögern. Grob schematisch lassen sich diese zusätzlichen Störungsfaktoren in drei Gruppen einteilen: politische Störungsmomente, einmalige wirtschaftliche Störungsursachen und solche „strukturelle" Veränderungen, die den normalen Gang des kapitalistischen Automatismus behindern.

---

[1]) Bericht der Darmstädter und Nationalbank über das Geschäftsjahr 1930, S. 12.

Die beiden ersten Gruppen stehen teilweise in engem Zusammenhang. Die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, sind so oft beschrieben worden, daß wir nur an zwei besonders wichtige Tatsachen erinnern. Die Störungen der internationalen Arbeitsteilung durch die Folgen des Krieges und die allgemeine durch die Friedensverträge und Reparationen geschaffene politische Unruhe haben das heute enger als je verflochtene internationale Kreditsystem aufs schwerste erschüttert. Besonders krisenverschärfend mußte weiterhin das Zusammentreffen einer schweren Agrarkrise mit der Industriekrise wirken, weil erfahrungsgemäß in den früheren Krisen das relativ konstante Einkommen der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Nachfrage nach Industriewaren einen gewissen Halt geboten und zusammen mit den übrigen festen Geldeinkommen bei der Aufnahme der aufgestauten Vorräte zu den gesunkenen Krisenpreisen eine große Rolle gespielt hatte. Dieser den Absturz bremsende Faktor fiel durch das sprunghafte Tempo in der Umwälzung der landwirtschaftlichen Produktionstechnik aus.

Für unsere Fragestellung ist eine dritte Gruppe von Störungsfaktoren besonders wichtig, weil diese als dauernd wirksam angesehen werden müssen und das Funktionieren des Marktmechanismus dauernd bedrohen. Hierher gehört in erster Linie die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwergewichtes zu den Großbetrieben und den Riesenunternehmungen in der Industrie, im Handel und im Bankwesen. Seit Marx sind viele Versuche gemacht worden, die Zwangsläufigkeit dieses Prozesses zu erklären, aber ob man nun ein bestimmtes Gesetz der Konzentration und Zentralisation annimmt oder die wachsende Bedeutung der „fixen Kosten“ als Ursache bezeichnet, die Tatsache dieser Entwicklung selbst kann heute ernsthaft nicht mehr in Frage gestellt werden. Gewiß gibt es in der nordamerikanischen Industrie noch etwa 30000 Unternehmungen mit einem investierten Gesamtkapital von rund 600 Milliarden RM., aber über 44% dieses Kapitals entfielen schon 1927 auf etwa 200 Unternehmungen[1]). Jede neue statistische Veröffentlichung über die Entwicklung der Betriebs- und Unternehmungsgrößen, jede Übersicht über die Vorgänge auf dem Gebiete der Kartell-, Konzern- und Trustbildung redet eine ähnliche Sprache.

[1]) H. F. Simon, Amerikas Industriesystem, Deutscher Volkswirt vom 20. 11. 1931, S. 251. Vgl. auch H. W. Laidler, Concentration of Control in American Industry, New York 1931. — In Deutschland gab es am 31. Dez. 1930 10970 Aktiengesellschaften mit einem Nominalkapital von insgesamt 24,1 Milliarden RM., von dem über die Hälfte (12,5 Milliarden RM.) auf 189 Gesellschaften entfiel (Stat. Jahrbuch f. d. Deutsche Reich, 1931, S. 361 f.).

Das Wachstum der wirtschaftlichen Einheiten verleiht ihren Leitern zunehmende wirtschaftliche und politische Macht. Es entsteht dann jene viel diskutierte „Erstarrung“ der Wirtschaft, in der die Preise vieler wichtiger Waren nicht mehr durch das „freie Spiel der Kräfte“ zustande kommen, sondern durch monopolistische Bindungen. Diese gebundenen Preise werden dadurch ermöglicht, daß unter dem politischen Einfluß der großen Wirtschaftsmächte eine Zollpolitik durchgesetzt wird, die die ausländische Konkurrenz vom Inlandsmarkt fernhält oder den großen Verbänden gestattet, mit der ausländischen Konkurrenz die Märkte aufzuteilen.

Ebenso wie durch diese Eingriffe in die freie Preisbildung ein für die Struktur des liberalistischen Wirtschaftssystemes entscheidendes Gebiet eine durchgreifende Veränderung erfährt, wird durch die Einschränkung der freien Unternehmertätigkeit und der Unternehmerverantwortung das alte System gründlich verändert. Es ist wiederum das Wachstum der wirtschaftlichen Einheiten, das diese Veränderungen verursacht. Solange die Größe der Einzelunternehmung im Verhältnis zur ganzen Wirtschaft noch bescheiden war, konnte man vom Staat nicht erwarten, daß er den Zusammenbruch eines erfolglosen Unternehmens verhinderte. Die Folgen für die übrige Wirtschaft waren im einzelnen Fall zu ertragen, die Zahl der durch den Bankrott brotlos Gewordenen blieb in relativ mäßigen Grenzen. Heute sind viele Unternehmungen in der Industrie und im Bankwesen so riesenhaft angewachsen, daß keine Staatsgewalt, möge sie sich noch so liberalistisch gebärden, ihren Untergang untätig mit ansehen kann. Von einer bestimmten Größe des Kapitals an darf das Unternehmen zwar den Gewinn noch für sich allein beanspruchen, das Risiko aber auf die Masse der Steuerzahler abwälzen, da sein Zusammenbruch die schwersten Folgen für den gesamten Wirtschaftskörper und damit auch für die politische Situation haben müßte[1]). Der Einwand, daß auch früher der Staat schon gelegentlich eingegriffen habe, um Unternehmungen zu stützen, trifft insofern nicht zu, als derartige Maßnahmen im vergangenen Jahrhundert noch eine Ausnahme waren, während heute z. B. jede gefährdete Großbank mit staatlicher Hilfe gehalten werden muß. Wenn in der letzten Zeit immer häufiger davon gesprochen wird, daß der Arbeitslosenunterstützung neuerdings eine „Erfolglosenunterstützung“ gegenüberstehe und daß diese

[1]) Ein drastisches Beispiel hierfür ist die Reorganisierung der deutschen Großbanken unter Aufwendung vieler hunderter von Millionen öffentlicher Mittel, nachdem noch wenige Monate vor der Juli-Krise von 1931 die Leiter der zuerst zusammengebrochenen Großbank in dem oben zitierten Jahresbericht gegen staatliche Eingriffe protestiert hatten.

Phase der kapitalistischen Entwicklung als „garantierter“ Kapitalismus gekennzeichnet werden müsse, so ist damit eine wichtige strukturelle und den Marktautomatismus bedrohende Veränderung charakterisiert.

Die Eingriffe des Staates in den freien Arbeitsvertrag, die damit zusammenhängenden sozialpolitischen Maßnahmen, die staatliche Anerkennung der Gewerkschaften stimmen mit den ursprünglichen Gedanken des Liberalismus ebensowenig überein wie die Bindungen anderer Warenpreise, die allerdings eine völlig verschiedene wirtschaftliche und soziale Bedeutung haben. Die Behauptung, daß heute nur an die Stelle der „ruinösen“ Konkurrenz die „geregelte“ Konkurrenz getreten sei, gibt gerade das zu, was sie leugnen möchte, denn die Konkurrenz kann als Regulator nur insofern wirksam sein, als sie „ruinös“ ist. Allerdings ist die zunehmende Staatstätigkeit keine zufällige Eigentümlichkeit des Nachkriegskapitalismus, sondern wird voraussichtlich auch weiterhin für das kapitalistische System bestimmend sein. In der Krise wird der Druck auf die Staatsgewalt, in den Wirtschaftsprozeß einzugreifen, naturgemäß noch bedeutend verstärkt, da die Kräfte der Selbststeuerung ebenso wie die normalen Mittel der liberalistischen Wirtschaftspolitik nicht ausreichen.

Der konsequente Liberalismus läßt nur ein Mittel zur Konjunkturregulierung zu, nämlich die Diskontpolitik der Zentralnotenbank. Aber dieses Mittel kann nur solange wirksam sein, als freie Konkurrenz der Kapitalien und Unternehmungen besteht. In der heutigen „gebundenen“ Wirtschaft ist es „ein viel zu feines Instrument, mit dem man den großen und schlagartig auftretenden Störungen gar nicht entgegenzuwirken vermag“ [1]).

Analoge Störungen wie beim binnenwirtschaftlichen Automatismus lassen sich auch bei den internationalen Wirtschaftsbeziehungen nachweisen. Man könnte es eine tragische Situation nennen, daß gerade zu der Zeit, in der die Nachrichten- und Verkehrstechnik eine vollentfaltete Weltwirtschaft überhaupt erst möglich machen, stärkste Kräfte auf Abschließung der einzelnen Wirtschaftsgebiete voneinander und Beschränkung des internationalen Warenaustausches auf das unbedingt Notwendige hinwirken. Unter dem ironischen Schlagwort „Schutzzoll per Kasse — Freihandel auf Termin“ ist kürzlich eine Gegenüberstellung der wohlmeinenden Vorschläge zur Erleichterung der internationalen Arbeitsteilung und der zur gleichen Zeit in Kraft getretenen

---

[1]) E. Lederer, Planwirtschaft, Tübingen 1932, S. 23.

protektionistischen Maßnahmen veröffentlicht worden[1]). Es findet sich darin der resignierte Hinweis, daß das positive Ergebnis aller bisherigen freihändlerischen Arbeiten des Völkerbundes in einem Abkommen über die Ausfuhr von Häuten und Fellen bestehe. Während aber dieser Feststellung auch im Frühjahr 1932 nichts hinzuzufügen ist, müßte die lange Liste der protektionistischen Maßnahmen, die im Oktober 1931 abgeschlossen wurde, durch eine fast ebenso lange Liste der seither in Kraft getretenen oder geplanten Zölle, Einfuhrverbote, Kontingentierungen ergänzt werden. Sicher ist dieser anwachsende Protektionismus nicht allein durch die Wirtschaftskrise verursacht; er ist erst möglich geworden durch den Wegfall der Voraussetzungen einer internationalen Arbeitsteilung, auf denen die Freihandelslehre beruhte. Somit rechtfertigt sich der schon von List ausgesprochene Verdacht, daß es sich bei dieser Lehre um eine Ideologie handelt, mit der die industriell fortgeschrittensten oder vorwiegend handeltreibenden Staaten ihre Interessen verbrämt haben. Der Nexus: wachsende Größe der Wirtschaftseinheiten — wachsende wirtschaftliche und politische Macht — Benutzung dieser Macht zur Bindung der Preise im Innern und Abschluß gegen die ausländische Konkurrenz — Unvermeidbarkeit der Staatshilfe, wenn wichtige Teile der Wirtschaft bedroht sind[2]), schwächt oder vernichtet die Selbststeuerung der kapitalistischen Wirtschaft, führt zu Fehlinvestitionen größten Stils, verschärft die Disproportionalitäten zwischen den einzelnen Wirtschaftszweigen und zwingt zu einem immer heftigeren Kampf auf dem fortwährend weiter zusammenschrumpfenden Weltmarkt[3]).

III.

Wenn die Wirtschaftskrise als eine durch einmalige und dauernde Faktoren verschärfte „normale" kapitalistische Krise angesehen werden

---

[1]) Nachkriegskapitalismus, Eine Untersuchung der Handelsredaktion der Frankfurter Zeitung, Frankfurt 1931, S. 30f.

[2]) In diesem Zusammenhang ist auch auf den landwirtschaftlichen Protektionismus hinzuweisen. Die Kosten der Stützungsaktionen des nordamerikanischen Farm-Boards oder der brasilianischen Kaffeevalorisationen sind bekannt. Der Preis, den die deutschen Konsumenten für die Erhaltung des deutschen Getreidebaues zu zahlen haben, wurde neuerdings auf 30 bis 35% des Nettowertes der Getreideproduktion, d. h. auf 3—4 Milliarden RM. pro Jahr berechnet. Vgl. F. Dessauer, Landwirtschaftliche und industrielle Subventionen in „Der deutsche Volkswirt" vom 13. 11. 1931.

[3]) Da hier der Raum zu näheren Ausführungen über diese Zusammenhänge fehlt, verweisen wir auf die nachstehenden Arbeiten, mit denen wir in diesem Punkt weitgehend übereinstimmen: A. Löwe, Lohnabbau als Mittel der Krisenüberwindung; A. Löwe, Der Sinn der Weltwirtschaftskrise, Neue Blätter für den Sozialismus, Jahrgang I, Heft 5 bzw. Jahrgang II, Heft 2; E. Lederer, Wege aus der Krise, Tübingen 1931.

muß, dann erhebt sich die Frage, ob nach einer allmählichen Bereinigung der Krisenursachen der alte Automatismus des kapitalistischen Systems nicht doch wieder hergestellt werden kann. Auch heute fehlt es nicht an Stimmen, die behaupten, daß die gegenwärtige Unordnung daher rühre, daß dieser „wenn auch nicht ideale, so doch bewunderungswürdige Mechanismus der Marktwirtschaft durch die täppischen und unintelligenten Eingriffe äußerer und innerer Politik nach dem Kriege" gestört worden sei, und daß es nur darauf ankomme, dieses System zu reinigen, das „in einer ungemein sinnvollen, wenn auch von den wenigsten voll verstandenen Weise die automatische Anpassung der arbeitsteiligen Produktion an den Bedarf durch den Regulator der Preise und die Lenkung der Produktionskräfte auf die ertragreichsten Gebiete durch den Regulator des Zinses" bewirke[1]). Gegenüber dieser harmonisierenden Darstellung des „Vorkriegskapitalismus" kann nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß der kapitalistische Automatismus zwar Großartiges geleistet hat, daß er sich dazu aber der barbarischen Mittel eines erbarmungslosen Vernichtungskampfes bediente, dessen Kosten — nicht die privatwirtschaftlich ausgewiesenen allein, sondern die Kosten für die gesamte Gesellschaft — bisher nie berechnet worden sind. Keine noch so beschönigende Terminologie, welche die Zerstörungen dieses groben Automatismus als „Friktionen" bagatellisiert, kann die Tatsache aus der Welt schaffen, daß das kapitalistische System seit seinem Bestehen in mehr oder weniger gleichmäßigen Abständen immer wieder aus dem Gleichgewicht geraten ist und daß die notwendigen Proportionalitäten jeweils durch die massenhafte Vernichtung von Werten und Menschenleben hergestellt werden mußten. Sicher hat es viele Jahrzehnte keinen besseren Weg als diesen Automatismus gegeben, die Produktivkräfte der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln, ebenso wie jahrhundertelang eine Seuchenbekämpfung nicht anders möglich war als durch Isolierung der Kranken, die man ihrem Schicksal überließ, aber diese Einsicht sollte das Urteil über den barbarischen Charakter derartiger Methoden nicht trüben.

Überdies ist es zumindest fraglich, ob der Marktmechanismus in den letzten 50 Jahren wirklich eine „optimale Anpassung der Erzeugungskräfte an die Bedarfswünsche" geleistet hat. Überlegt man in welchem Umfang der Produktionsapparat in diesem letzten Jahrhundert faktisch ausgenützt worden ist, so wird sich im Konjunkturdurchschnitt

---

[1]) Nachkriegskapitalismus, l. c. S. 7.

vermutlich eine nicht unbeträchtliche Nichtausnutzung der Kapazität ergeben. Zwar leistet der Automatismus eine trendmäßige Anpassung der Produktion an die zahlungsfähige Nachfrage. Es handelt sich aber darum, eine gleichmäßigere und bessere Versorgung des faktischen Bedarfes zu ermöglichen.

IV.

Ohne Zweifel läßt sich begründen, daß diese Krise mit kapitalistischen Mitteln überwunden werden kann und daß der „monopolistische" Kapitalismus auf zunächst unabsehbare Zeit weiter zu existieren vermag. Allerdings ist das nur noch beschränkt funktionierende alte System weiterhin mit solchen Spannungen geladen, daß verhältnismäßig geringfügige Anlässe zu einer Katastrophe führen können, deren vernichtende Wirkungen heute noch nicht annähernd übersehbar sind.

Die Elemente zur Überwindung der aktuellen Wirtschaftskrise sind bereits in weitem Umfang vorhanden. Das Kapital hat, wenn man von den Ländern absieht, die eine besondere politisch bedingte Kreditkrise durchzumachen hatten, in großem Umfang Geldform angenommen, der Prozeß der „Dekapitalisierung" ist in vollem Gang, die Rohstoffe haben teilweise einen nicht für möglich gehaltenen Preissturz erlitten, die Anpassung der Bodenwerte an die gesunkenen Rohstoffpreise setzt sich allmählich durch, die Vorräte an Fertigfabrikaten sind in allen Ländern zusammengeschmolzen, kurz, es scheint nur noch der „Ankurbelung" zu bedürfen, um den Wirtschaftsprozeß aus seiner heutigen Lähmung zu lösen. Hemmend wirken allerdings in höchstem Maß die politische Unsicherheit auf der ganzen Welt, der damit in engem Zusammenhang stehende bedenkliche Zustand der öffentlichen Finanzen und der internationale Zoll- und Währungskrieg. Auch wenn in den nächsten Jahren die verschärfenden Faktoren noch das Übergewicht behalten sollten und trotz aller Ankurbelungsversuche die Vernichtung wirtschaftlicher Werte weiterginge, bliebe die theoretische Möglichkeit einer allmählichen Überwindung der Krise bestehen. Es spricht allerdings vieles dafür, daß in diesem gebundenen Kapitalismus die Depressionen länger, die Aufschwungsphasen kürzer und heftiger und die Krisen vernichtender sein werden als in den Zeiten der „freien Konkurrenz", aber sein „automatischer" Zusammenbruch ist nicht zu erwarten. Ein unabweisbarer Zwang, ihn durch ein anderes Wirtschaftssystem zu ersetzen, besteht rein wirtschaftlich nicht.

Je geringer die Zahl derjenigen wird, die an der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Wirtschaftsystems objektiv interessiert sind[1]), um so dringender wird die Frage nach der Möglichkeit, dieses System durch ein besseres zu ersetzen. Wir sehen eine solche Möglichkeit nur in der Richtung auf die Ersetzung der „partiellen" durch eine „totale" Organisation und fragen deshalb hier nach den Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung.

V.

Die offenkundigen Schwierigkeiten des kapitalistischen Systems ebenso wie das Ausbleiben des von fast allen Sachverständigen prophezeiten Zusammenbruchs der russischen planwirtschaftlichen Versuche sind die Hauptgründe, warum heute überall von Planwirtschaft gesprochen wird. In den Ländern, in denen das kapitalistische System noch am festesten gegründet erscheint, in den Vereinigten Staaten und in Frankreich, werden Zehnjahrespläne und Fünfjahrespläne zur Entwicklung der Wirtschaft diskutiert. Die nordamerikanischen und englischen ökonomischen Zeitschriften sind voll von Erörterungen über planwirtschaftliche Probleme; in Amsterdam fand im August des vorigen Jahres ein insbesondere von amerikanischer Seite zahlreich besuchter Kongreß statt, auf dem die Möglichkeiten einer Planwirtschaft auf kapitalistischer Grundlage in sehr ernsthafter Weise diskutiert wurden; gelegentlich des Kongresses der britischen Gewerkschaften sprach man sich im September 1931 über die Möglichkeit einer nationalen britischen Planwirtschaft aus. Berichte über die Schicksale des russischen Fünfjahresplans erscheinen in allen Sprachen der Welt. Aber mit wenigen Ausnahmen hat die Erörterung planwirtschaftlicher Probleme bisher eher verwirrend als erklärend gewirkt, und nur in wenigen Fällen ist

---

[1]) Anhaltspunkte dafür, wie klein diese Schicht in Deutschland bereits geworden ist, geben die Zahlen der Einkommens- und Vermögensstatistik. Sie sind von F. Fried in seinem Buche über: „Das Ende des Kapitalismus" in populärer Weise zusammengestellt (S. 50ff.). Nach der letzten Einkommensteuerstatistik aus dem Jahre 1928 bezogen 89,4% der Erwerbstätigen, bei denen hier die mithelfenden Familienangehörigen nicht berücksichtigt sind, ein Einkommen bis 250 RM. monatlich und 57,2% ein Einkommen bis 100 RM. Fried hat berechnet, daß es unter den 32½ Millionen Erwerbstätigen rund 100000 gibt, „die wirklich ohne Sorgen, auskömmlich und gut leben können". Vermögensteuerpflichtig waren in Deutschland im Jahr 1928 insgesamt 2,76 Millionen Personen. Von den deklarierten Vermögen im Gesamtbetrag von 77,37 Milliarden RM. entfallen 29,11 Milliarden = rund 37,6% auf Vermögen über 100000 RM. Diese sind im Besitz von 3,8% der Vermögensteuerpflichtigen, nämlich 104,955 Personen (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1931, S. 533 und 514f).

es zu einer schärferen Herausarbeitung der mit einer Planwirtschaft zusammenhängenden Problematik gekommen[1]).

Es ist das Verdienst Lorwins, dadurch eine gewisse Ordnung in das Sprachgewirr der planwirtschaftlichen Diskussion gebracht zu haben, daß er vier verschiedene Typen planwirtschaftlicher Systeme begrifflich trennte. In teilweiser Übereinstimmung mit ihm verstehen wir unter Planwirtschaft ein Wirtschaftsystem, in dem Produktion und Distribution zentral durch gesellschaftliche Planung reguliert werden, und unterscheiden zwei Haupttypen: kapitalistische Planwirtschaft auf Grundlage des Privateigentums an den Produktionsmitteln und damit im sozialen Rahmen einer Klassengesellschaft und sozialistische Planwirtschaft mit den Merkmalen des gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln und des sozialen Raums einer klassenlosen Gesellschaft. In ein Schema, dessen Extreme durch diese beiden Haupttypen charakterisiert sind, lassen sich prinzipiell alle bisherigen planwirtschaftlichen Vorschläge einordnen. Am einen Ende findet sich das Generalkartell Hilferdings, in dem sämtliche Unternehmungen zusammengeschlossen sind, aber prinzipiell das Privateigentum an den Produktionsmitteln erhalten bleibt bei scharfer Scheidung zwischen einer relativ kleinen herrschenden Klasse und der großen Masse der Besitzlosen. Dann folgen die Entwürfe, in denen der Staat als größter Kapitalist auftritt, ohne daß das Privateigentum an den Produktionsmitteln prinzipiell aufgegeben wäre. Bei der Beurteilung dieser Formen entscheidet die Beantwortung der Frage, welche Klasse im Besitze der Staatsmacht ist, darüber, ob sie mehr zum kapitalistischen oder zum sozialistischen Typ zu zählen sind[2]). Von den Mischformen, wie sie den wirtschaftsdemokratischen Forderungen vorschweben und in denen öffentliches, genossenschaftliches und privates Eigentum an den Produktionsmitteln nebeneinander bestehen, führen dann theoretisch viele Übergänge zu dem sozialistischen Typ der Planwirtschaft[3]). So ver-

---

[1]) Wir verweisen vor allem auf die Publikationen von Heimann, Landauer, Lederer und Lorwin.

[2]) Solche planwirtschaftlichen Vorschläge wie etwa die des Tat-Kreises, in denen mit einem völlig ungeklärten Staatsbegriff operiert wird, lassen sich allerdings in unser Schema nur sehr schwer einreihen, da lediglich Vermutungen darüber möglich sind, was für ein Gebilde dieser Staat ist, der in der geforderten „Gesamtwirtschaft" die wirtschaftlichen „Kommandohöhen" besetzt hält. Viele Anzeichen lassen allerdings darauf schließen, daß als herrschende Klasse die kleinen Eigentümer unterstellt werden, womit sich die Charakterisierung als kapitalistische Planwirtschaft ergeben würde. Vgl. E. W. Eschmann, Übergang zur Gesamtwirtschaft, in: Die Tat, Septemberheft 1931.

[3]) Es muß hier daran erinnert werden, daß es ebensowenig eine allgemein anerkannte Theorie der Planwirtschaft gibt wie eine allgemein oder auch

schieden alle diese Typen in bezug auf das Wirtschaftsziel, ihren gesellschaftlichen Inhalt, die Differenzierung der Einkommen und damit auch die Bestimmung der Richtung der Produktion sein mögen, dies eine haben sie alle gemeinsam, daß an die Stelle der „Selbststeuerung" der Wirtschaft mit ihrer grundsätzlich immer zu spät eintretenden Korrektur wirtschaftlicher Fehlhandlungen ein Plan treten soll, dem im Idealfall alle Einzelheiten des wirtschaftlichen Geschehens derart einzuordnen sind, daß mit den vorhandenen Mitteln ein Optimum an Leistung erreicht wird. Das „ingenieurmäßige" Denken soll vom Einzelbetrieb auf die Gesamtwirtschaft übertragen und der Wirkungsgrad der gesellschaftlichen Zusammenarbeit auf eine bisher nicht erreichte Stufe gehoben werden. Es bleibt zunächst eine offene Frage, ob die verschiedenen Typen dasselbe wirtschaftliche Resultat erzielen können. Zuerst muß eine Klärung darüber herbeigeführt werden, von welchen ökonomischen Voraussetzungen der Erfolg einer planwirtschaftlichen Neuordnung abhängt.

VI.

Es gehört zu den Grundanschauungen der Marxschen ökonomischen Theorie, daß ein neues Wirtschaftssystem erst dann durchgesetzt werden kann, wenn seine ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen wenigstens in ihren Elementen unter der Oberfläche des früheren Systems vorgebildet und die Produktionsverhältnisse zur Fessel der Produktivkräfte geworden sind.

Ebenso wie die Beseitigung der alten Bindungen im Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts nur deswegen eine schnelle wirtschaftliche Entwicklung im Gefolge hatte, weil unter den Trümmern der überlebten feudalen Wirtschaft die technischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen für das System des Laissez-faire bereits vorhanden waren, ist auch nur dann mit einer Entfesselung der vorhandenen Produktivkräfte durch eine planwirtschaftliche Neuordnung

---

nur von der Mehrheit der Fachvertreter angenommene Theorie der kapitalistischen Marktwirtschaft. Über diese Schwierigkeit hinaus befindet sich die planwirtschaftliche Theorie in der mißlichen Lage, daß sie nicht zu einer Schulenbildung gekommen ist und daß in bezug auf ihre positiven Thesen es kaum Autoren gibt, die in den wesentlichen Punkten miteinander einig wären. Soweit im nachstehenden bestimmte Thesen vertreten sind, betrachtet der Verfasser sie lediglich als einen Beitrag zu einer in den ersten Ansätzen befindlichen theoretischen Klärung. Der Charakter dieses Aufsatzes als eines räumlich eng begrenzten Diskussionsbeitrages bringt es mit sich, daß viele Behauptungen aufgestellt werden, deren Begründung hier nicht gegeben werden kann. Spätere Artikel sollen versuchen, die vorliegende grobe Skizze zu ergänzen und zu korrigieren.

zu rechnen, wenn deren Voraussetzungen schon gegeben sind. Ganz allgemein lassen sich ihre ökonomischen Bedingungen — von den politischen wird zunächst abgesehen — auf die Formel bringen, daß das Schwergewicht der industriellen Produktion bei der großbetrieblichen Massenfabrikation liegt und der Zentralisationsprozeß eine gewisse Stufe erreicht hat, daß die technischen und organisatorischen Mittel zur Bewältigung der Aufgaben einer zentralen Wirtschaftsleitung bekannt sind und daß eine erhebliche Produktivitätsreserve vorhanden ist, welche durch die Anwendung der planwirtschaftlichen Methoden ausgenützt werden kann. Es läßt sich leicht zeigen, daß alle diese ökonomischen Voraussetzungen in den großen Industriestaaten ebenso wie in der Weltwirtschaft in weitem Umfang vorhanden sind.

Gerade diejenige Entwicklung, die sich für den „normalen Ablauf des Marktmechanismus" als verhängnisvoll erweist, schafft eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Möglichkeit einer planmäßigen Leitung des Wirtschaftsprozesses. In vieler Hinsicht erleichtern die Konzentrations- und Zentralisationsprozesse eine zentrale Wirtschaftsleitung. Die technischen Erfordernisse der Massenproduktion bewirken eine ständige wachsende Nivellierung des Bedarfs, eine Verminderung der hergestellten Typen und vereinfachen damit ungemein die Bedarfserfassung. In den Großbetrieben und den Zentralbüros der Riesenunternehmungen werden die Methoden zur statistischen und organisatorischen Bewältigung sachlich und räumlich ausgedehnter wirtschaftlicher Vorgänge ausgebildet. Endlich verringern sich zahlreiche Schwierigkeiten einer zentralen Wirtschaftsleitung in dem Maße, wie die Zahl der zu regulierenden Betriebe kleiner wird. Die Durchführung eines Wirtschaftsplanes für ein großes Wirtschaftsgebiet erfordert gewaltige technische Mittel, gleichgültig wie weit die Dezentralisierung in der Ausführung des Planes auch durchgeführt sein mag. Diese Mittel stehen im modernen Kapitalismus bereit. Die Verbesserung des Nachrichtenverkehrs, die Entwicklung der statistischen Methoden und der technischen Mittel zu ihrer Anwendung, die noch vor einem Jahrzehnt nicht für möglich gehaltene Maschinisierung der Buchhaltung erlauben es, von einer zentralen Stelle aus wirtschaftliche Vorgänge größten Umfangs ohne Zeitverlust zu registrieren und übersichtlich zusammenzufassen.

Die Technik der Produktion und Distribution hat heute schon auf weiten Gebieten den Charakter des Individuellen verloren und wird mit dem Vordringen der wissenschaftlichen Betriebsführung uniformiert und in Lehrsätze gefaßt, die mit Hilfe einer jedem Durchschnitts-

menschen zugänglichen Ausbildung überall angewendet werden können. Einzelne Unternehmerfunktionen werden durch fortschreitende Spezialisierung erlernbar, andere von besonderen Einrichtungen übernommen. Der technische Fortschritt ist in der Regel nicht mehr zufälligen Entdeckungen überlassen, sondern wird planmäßig in den Laboratorien der großen Unternehmungen vorbereitet.

Die Probleme der organisatorischen Bewältigung großer planwirtschaftlicher Aufgaben sind im Rahmen der kapitalistischen Großstaaten längst praktisch in Angriff genommen worden. Bahnbrechend wirkte hier die Kriegswirtschaft, deren außerordentliche Leistungen, insbesondere in England und den Vereinigten Staaten, dank der Gegenpropaganda starker wirtschaftlicher Interessengruppen kaum Beachtung finden konnten. Aber auch die heutige kapitalistische Praxis bietet zahlreiche Beispiele dafür, wie große planwirtschaftliche Aufgaben von den Regierungen übernommen werden müssen. Die protektionistische Zollpolitik, die in manchen Staaten bis hart an die Grenzen eines Außenhandelsmonopols geht, die Organisation der Kohlen- und Elektrizitätswirtschaft etwa in Deutschland und Großbritannien, sowie die Maßnahmen auf dem Gebiete der Kreditwirtschaft in den Vereinigten Staaten, die ihre vorläufige Krönung in der Gründung der mit einer Verfügungsgewalt über 2 Milliarden Dollar ausgestatteten Reconstruction Finance Corporation gefunden haben, sind besonders charakteristische Belege wenn nicht für den Erfolg, so doch für den Zwang zur Vornahme regulierender Eingriffe. In welchem Umfang die dritte der von uns genannten Voraussetzungen, das Vorhandensein unausgenutzter Produktivitätsreserven gegeben ist, zeigt jede Untersuchung über das Verhältnis von Produktionskapazität und wirklicher Produktion im Durchschnitt eines Konjunkturzyklus. Auf allen Gebieten der Produktion und der Verteilung läßt sich der Tatbestand einer Fesselung der Produktivkräfte durch die Produktionsverhältnisse nachweisen. In diesem Zusammenhang wären auch die Produktionszweige zu nennen, an deren planmäßige Regulierung bereits im kapitalistischen System gegangen werden muß, weil die Mittel der Konkurrenz ganz offenbar die Ausnützung der vorhandenen technischen Möglichkeiten verhindern (Elektrizitätswirtschaft, Eisenbahnen usw.).

In wie hohem Maße die ökonomischen Voraussetzungen für eine planwirtschaftliche Ordnung der Gesamtwirtschaft bereits im Schoße des heutigen Wirtschaftssystems entwickelt sind, ergibt sich indirekt auch daraus, daß selbst die unentwegtesten Anhänger der freien Wirtschaft in kritischen Situationen den Staat zu Hilfe rufen. Sie geben damit zu,

daß der Marktmechanismus gerade bei den entscheidenden Aufgaben versagt und durch staatliche Eingriffe ergänzt werden muß.

VII.

Die Gegner einer planwirtschaftlichen Neuordnung haben bis heute ein sehr wichtiges Argument auf ihrer Seite. Das schlechte Funktionieren des Marktautomatismus und das Vorhandensein wichtiger ökonomischer Voraussetzungen für eine Planwirtschaft beweisen noch nicht, daß diese mehr leistet als das bisherige System. Ein Beweis hierfür ist letzten Endes ebenso nur durch die Praxis zu erbringen, wie die Verkünder des Laissez-faire-Prinzips in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erst durch die Erfolge des von ihnen geforderten Systems ihre theoretischen Sätze verifizieren konnten. Bis dahin müssen sich auch die Vertreter des Plangedankens darauf beschränken, die gegnerischen Argumente auf ihre Tragfähigkeit möglichst sorgfältig zu prüfen und eine in sich widerspruchsfreie, dem heutigen Stand der sozialökonomischen Wissenschaft angemessene systematische Theorie einer planwirtschaftlichen Ordnung aufzustellen. Beide Aufgaben bieten so große Schwierigkeiten, daß sie nur durch kollektive Arbeit bewältigt werden können. Hier beschränken wir uns darauf, einen summarischen Überblick über die wichtigsten Streitfragen zu geben und die eigene Stellung nur anzudeuten.

Gegen eine Planwirtschaft wird in erster Linie das Bedenken erhoben, sie sei weniger produktiv als die heutige Marktwirtschaft, da sie den Markt zerstöre, ohne seine Funktionen ersetzen zu können. Vor allem sei es ihr unmöglich, ihre Kosten zu berechnen, und unter solchen Umständen sei „es immer noch besser, sich zuweilen etwas zu verrechnen, als überhaupt nicht zu rechnen"[1]. Während die Marktwirtschaft in den letzten 100 Jahren trotz großer Reibungsverluste die Bedürfnisse einer rasch wachsenden Bevölkerung immer besser befriedigte, müsse sich eine Planwirtschaft darauf beschränken, den status quo aufrecht zu erhalten, da sie weder Bedarfsverschiebungen noch Veränderungen der Technik auf ökonomisch brauchbare Weise erfassen könne. Auf dreierlei Weise begegneten planwirtschaftliche Theoretiker diesem Einwand: Marktorganisation und Planwirtschaft seien gar keine unvereinbaren Gegensätze, im Gegenteil, erst eine Planwirtschaft könne die Vorteile der Kostenermittlung durch die Marktpreisbildung voll aus-

---

[1]) Nachkriegskapitalismus l. c. 19.

nutzen[1]). Der zweite Gegeneinwand lautete, daß die Ermittlung der Kosten auch ohne das indirekte Mittel des Tauschverkehrs möglich sei. „Wie der Tauschverkehr die richtigen Preise nur durch Erproben ermittelt, so kann auch eine strenge Planwirtschaft nach Projektierung im großen für die Einzelbestimmung der Preise einzelne Güterteile von einer Produktion in die andere wirklich verschieben und tastend versuchen, wie sie auf Grund des höheren Nutzens der neuen Kombination die Bedeutungsgröße des betreffenden Gutes erhöhen kann"[2]). Von anderen Theoretikern wird sogar der Beweis angeboten, daß eine „naturalwirtschaftliche" Rechnung, die auch nicht mehr mit fiktiven Preisen arbeitet, der Kostenermittlung des Marktes überlegen sei[3]). Endlich kann man mit O. Bauer einwenden: „Die kapitalistische Gesellschaft ist gesellschaftlicher Rationalität nicht fähig. Sie senkt den Kostenaufwand des einzelnen Unternehmers ohne Rücksicht darauf, ob die Senkung seiner Kosten durch Mehraufwand an gesellschaftlichen Kosten überwogen wird. . . Erst in einer sozialistischen Gesellschaft, in der die Gesellschaft selbst über die Produktionsmittel verfügt und die Produktion leitet, wird jede wirtschaftliche Entschließung von rechnungsmäßigem Vergleich des gesellschaftlichen Ertrages und des gesellschaftlichen Aufwandes abhängig"[4]).

Auch wir halten die Möglichkeit, das Verhältnis von Kosten und Ertrag auf andere Weise als durch den Austausch festzustellen, bereits auf Grund der heutigen Erfahrungen für gegeben, wenn auch die dazu notwendigen Methoden noch sehr viel weiter ausgebildet sein müssen, bis das denkbare Optimum der wirtschaftlichen Erfolgsberechnung erreicht wird.

Ein zweiter Einwand besagt, daß in einer Planwirtschaft die entscheidende Triebkraft des Profitstrebens und der freien Konkurrenz, die zur Aktivierung aller wirtschaftlichen Kräfte führte, wegfiele und die Ergiebigkeit der Wirtschaft schnell nachließe. Dieser Einwand scheint uns auf einer unhaltbaren Psychologie zu beruhen.

Ferner wird behauptet, daß in einer Planwirtschaft der Anreiz zur Kapitalbildung fehle und das vorhandene Kapital unsachgemäß verteilt werde. Gerade hier könnte aber die Kapitalbildung der Willkür der einzelnen Wirtschaftssubjekte entzogen und den gesellschaftlichen

[1]) Vor allem E. Heimann, dessen Schrift „Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung", Potsdam 1932, sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt.
[2]) Landauer, l. c. S. 120.
[3]) O. Neurath, Wirtschaftsplan und Naturalrechnung. Berlin 1925, vor allem S. 53ff.
[4]) O. Bauer, Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg, 1. Bd. Rationalisierung-Fehlrationalisierung, Wien 1931, S. 181.

Organen übertragen werden, denen dann auch die zweckmäßige Anlage der Kapitalien läge. Fehlinvestitionen würden rascher bemerkt, und die Mittel zu ihrer Korrektur wären bedeutend wirksamer als heute[1]). Die Gefahr, daß die technischen Fortschritte in einer Planwirtschaft nachlassen, ist dadurch ausgeschaltet, daß die Erfindertätigkeit in den technisch-wissenschaftlichen Anstalten der Unternehmungen und des Staates bereits heute weitgehend rationalisiert ist und fast von einer fortlaufenden Produktion von Erfindungen gesprochen werden kann. Eine Planwirtschaft wird darauf sehen müssen, bei der Umsetzung neuer technischer Verfahren in die Praxis Tempo und Ausmaß der Umstellung zu regulieren, und wird dadurch die großen Störungen und Verluste, die notwendig bei profitorientierter Technisierung entstehen, vermeiden.

Eine weitere Gruppe von Streitfragen betrifft die organisatorischen Grundsätze einer Planwirtschaft. Die größte Schwierigkeit läßt sich auf das Problem zurückführen, wie die Prinzipien der Zentralisation und Dezentralisation am zweckmäßigsten miteinander vereinigt werden können. Denn die Forderung nach einer zentralen Leitung der gesamten Wirtschaftsprozesse kann nicht so verstanden werden, daß von einer Zentrale aus jeder einzelne Betrieb in allen Einzelheiten seiner Geschäftsführung bevormundet wird. Wo die Grenzen der zentralistischen Führung liegen, läßt sich nicht ein für allemal sagen, da dies offenbar bei einem verschiedenen Grad der Technik, der Vereinheitlichung des Produktions- und Verteilungsprozesses, der Differenzierung in der Vorbildung der Ausführenden ganz verschieden ist.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Problem steht der bereits oben genannte Vorschlag, sozusagen die gute Seite der Marktprozesse in den Dienst der Planwirtschaft zu stellen. Dadurch würde scheinbar der zentralen Tätigkeit eine klare Grenze gezogen und gleichzeitig die Lösung eines anderen schwierigen Problems, nämlich die rasche Anpassung der Produktion an die Wünsche der über ihr Einkommen frei verfügenden Konsumenten gesichert. Nach allen bisherigen Erfahrungen müßte die Überführung des heutigen Systems in eine Planwirtschaft zunächst an die Markteinrichtungen anknüpfen, denn die vielen vorhandenen Ansätze für eine marktlose Wirtschaft bedürfen einer Modifizierung, gegenseitiger Abstimmung und Ergänzung, ehe sich mit ihrer Hilfe die Marktfunktionen vorteilhaft ersetzen lassen. Unsere Bedenken richten sich nicht gegen die Beibehaltung der Marktorganisation in

[1]) Vgl. Landauer, l. c. S. 121—130, der uns auf diesen Seiten Entscheidendes zu dieser Frage gesagt zu haben scheint.

einer Übergangswirtschaft, sondern gegen die Auffassung, daß grundsätzlich nur der Markt die Rechnungen ermöglichen könne, an denen sich eine rationale Wirtschaftspolitik orientieren müßte. Es ist typisch für alle ernsthaften Versuche, den Marktmechanismus in das Gebäude einer Planwirtschaft einzubeziehen, daß das Prinzip der freien Preisbildung regelmäßig durchbrochen wird zugunsten „sozialer“ Preise (Lorwin) oder solcher „diktierter“ Preise, die etwa einer von der Gesellschaft bzw. ihren Planorganen beschlossenen Kapitalbildung dienen sollen (Heimann). Eine weitere Einschränkung erfährt in den meisten dieser Systeme die freie Preisbildung durch die Kreditpolitik, die in einer Planwirtschaft die Kapitalien nicht notwendig zum Ort der höchsten Rentabilität leiten muß. Vielmehr müssen die Planorgane „aktiv entscheiden, ob einem Produktionszweig das Kapital zugeleitet werden soll, das er von sich aus zinsbringend verwenden würde. Es wird ihm zugeleitet werden, nur, falls der Überblick über die Verschiebung des Arbeitsbedarfs im Gesamtrahmen der Volkswirtschaft keine Gefahr daraus erwarten läßt“[1]) und falls nicht eine andere Verteilung des Kapitals im Rahmen des Gesamtplans vorgesehen ist. Ob eine solche marktmäßige Ordnung der Planwirtschaft möglich ist, bedarf einer ausgiebigen Diskussion. Jedenfalls aber können keine Bedenken gegen die Verwendung von Preisen im Sinne bloßer Verrechnungsmittel erhoben werden. Die arbeitsteilig verbundenen Betriebe müssen miteinander abrechnen, und soweit den Konsumenten ihr Einkommen nicht in Naturalien zugewiesen wird, braucht man ein Mittel zur Verrechnung dieser Einkommen.

Je nach der Auffassung über den zu verwirklichenden Typus von Planwirtschaft ergibt sich eine abweichende Stellung zu den Problemen der Konsumfreiheit und der Frage, in welchem Maße die Konsumenten bei der Aufstellung des Wirtschaftsplanes über Richtung und Umfang des Konsums und damit der Produktion mitzubestimmen haben. Hier begegnen uns neben vielen ungelösten Fragen eine Anzahl von Scheinproblemen, so z. B. die Behauptung, daß ein Wirtschaftsplan jede Konsumfreiheit ausschließe. Eine Konsumfreiheit, jedenfalls im absoluten Sinne, hat es aber für die überwiegende Mehrzahl der Menschen nie gegeben und ist nur bei einem vorläufig nicht realisierbaren Reichtum der Gesellschaft denkbar. Durch eine beschränkte Konsumfreiheit wären aber erhebliche Störungen des Planes nicht zu befürchten, da die Bedarfsgewohnheiten bei mittleren Einkommenslagen relativ starr sind und diese Konstanz durch gesellschaftliche

[1]) Heimann, l. c. S. 39.

Beeinflussung und das Zusammendrücken der Einkommenspyramide sich noch verstärkte.

Hält man sich den verschiedenen Grad kapitalistischer Entwicklung und Reife in den einzelnen Ländern vor Augen, so erhebt sich die Frage, ob eine Planwirtschaft in einem einzelnen Lande oder nur international möglich sei und ob innerhalb einer Volkswirtschaft Teilpläne in die Marktwirtschaft eingebaut werden können. Lederer hat kürzlich nachzuweisen versucht, daß freie Wirtschaft und Planwirtschaft „nur prinzipielle Gegensätze seien, die sich in der Wirklichkeit nicht ausschließen", kommt aber dann zu dem Ergebnis, daß die Vorteile einer Planwirtschaft sich nur dann voll auswirken können, wenn alle Wirtschaftszweige in einen Gesamtplan einbezogen werden[1]).

Auch wir sind der Meinung, daß ein Teilplan qualitativ etwas ganz anderes darstellt als ein Gesamtplan und daß erst dann von einer Planwirtschaft gesprochen werden kann, wenn zumindest alle entscheidenden Wirtschaftszweige planmäßig reguliert werden. Dagegen dürfte ein planwirtschaftliches System auch im Rahmen nur einer Volkswirtschaft prinzipiell möglich sein, soweit es ihr gelingt, die Schwierigkeiten, die dem Plan aus der Abhängigkeit von der Belieferung durch das Ausland entstehen können, zu überwinden. Die von der ökonomischen Seite her drohenden Gefahren spielen hier wahrscheinlich eine viel geringere Rolle als diejenigen von der politischen. Durch die Verfügungsgewalt über ein relativ autarkes Gebiet wird allerdings die Planarbeit außerordentlich erleichtert.

Aus der Fülle der planwirtschaftlichen Probleme greifen wir noch die eine Frage heraus, ob eine Planwirtschaft mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln vereinbar ist. Wird unter Eigentum ausschließliche Verfügungsgewalt verstanden, so ist nicht einzusehen, wie ein Plan durchführbar sein sollte, wenn die einzelnen Eigentümer der Produktionsmittel die Wahl hätten, seine Anweisungen in dem Umfang zu befolgen, wie es ihnen zusagt. Dagegen würden ökonomisch keine Schwierigkeiten bestehen, das Privateigentum nominell beizubehalten, wenn die Verfügungsgewalt an die Planorgane abgetreten wäre. Es wäre dann zu dem geworden, was es in sehr vielen Fällen heute schon ist, nämlich zu einem mehr oder weniger sicheren Anspruch auf den Bezug einer Rente.

VIII.

Wenn auch der gegenwärtige Stand der planwirtschaftlichen Theorie es nicht erlaubt, ein bis in die Einzelheiten ausgeführtes Bild einer

[1]) E. Lederer, Planwirtschaft, l. c. S. 9ff., 39ff.

Planwirtschaft zu zeichnen, so erscheinen uns doch alle ökonomischen Voraussetzungen zu ihrer Verwirklichung gegeben zu sein[1]). Eine ganz andere Frage aber ist es, ob die ebenso wichtigen gesellschaftlichen und insbesondere die politischen Tatbestände in absehbarer Zeit eine planwirtschaftliche Neuordnung gestatten.

Eine kapitalistische Planwirtschaft kann von den Eigentümern der Produktionsmittel schon allein aus dem Grunde nicht geduldet werden, weil sie, wie oben bereits angedeutet, ihrer ökonomischen Funktion entkleidet und zu bloßen Rentenbeziehern degradiert werden müßten. In keiner Gesellschaftsordnung hat sich aber bisher der bloße Bezug von Renten auf Kosten der Gesellschaft ohne sichtbare Gegenleistung auf die Dauer aufrecht erhalten lassen.

Die Aussichten für die Verwirklichung einer sozialistischen Planwirtschaft sind trotz aller ökonomischer Möglichkeiten solange gering, wie der Einfluß der an einer solchen Wirtschaftsform durch ihre Klassenlage interessierten Schichten für eine Umwälzung nicht ausreicht. Wichtig aber bleibt, die auf eine Planwirtschaft hindrängenden Tendenzen zu verfolgen, alle Möglichkeiten einer solchen Wirtschaft zu überprüfen und eine geschlossene Theorie aufzubauen, die einer künftigen Wirtschaftspolitik als Orientierungsmittel dienen könnte.

---

[1]) Es wird bei manchen Befremden hervorrufen, daß wir unter den Argumenten für die Möglichkeit einer Planwirtschaft das sowjetrussische Wirtschaftssystem nicht angeführt haben. Wir sind nun allerdings der Überzeugung, daß die Theorie und Praxis der Planwirtschaft aus den russischen Versuchen sehr viel zu lernen hat, müssen aber im gegenwärtigen Stadium dem russischen Experiment die Beweiskraft dafür absprechen, ob diese Art der Planwirtschaft ökonomisch — und nur unter diesem Gesichtspunkt haben wir das Problem bisher erörtert — dem privatkapitalistischen System überlegen ist. Die Bedingungen, unter denen seit 1917 die Wirtschaftspolitik in der Sowjetunion steht, sind in negativem und positivem Sinn so einzigartige, daß sich heute kaum schon Aussagen darüber machen lassen, was von den Erfolgen oder Mißerfolgen aus den Eigenarten der russischen Situation und was aus den Besonderheiten der planwirtschaftlichen Methoden zu erklären ist.

Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie.

Von

Erich Fromm (Berlin).

Die Psychoanalyse ist eine naturwissenschaftliche, materialistische Psychologie. Sie hat als Motor menschlichen Verhaltens Triebregungen und Bedürfnisse nachgewiesen, die von den physiologisch verankerten, selbst nicht unmittelbar beobachtbaren „Trieben" gespeist werden. Sie hat aufgezeigt, daß die bewußte Seelentätigkeit nur einen relativ kleinen Sektor des Seelenlebens ausmacht, daß viele entscheidende Antriebe seelischen Verhaltens dem Menschen nicht bewußt sind. Sie hat insbesondere private und kollektive Ideologien als Ausdruck bestimmter, trieblich verankerter Wünsche und Bedürfnisse entlarvt und auch in den „moralischen" und ideellen Motiven verhüllte und rationalisierte Äußerungen von Trieben entdeckt[1]).

Freud hat zunächst, ganz entsprechend der populären Einteilung der Triebe in Hunger und Liebe, zwei Gruppen von Trieben angenommen, die als Motoren des menschlichen Seelenlebens wirksam sind: die Selbsterhaltungstriebe und die Sexualtriebe[2]). Die den Sexualtrieben innewohnende Energie hat er als Libido bezeichnet, seelische Vorgänge, die von dieser Energie gespeist sind, als libidinöse.

---

[1]) Das „Über-Ich" als Instanz pflichtgemäßen Handelns verdankt nach Freud seine Entstehung den Gefühlsbeziehungen zwischen Kind und Eltern, hat also seine Basis durchaus in den Trieben.

[2]) Unter dem Eindruck der Tatsache der libidinösen Beimengungen zu den Selbsterhaltungstrieben und der besonderen Bedeutung der destruktiven Tendenzen hat Freud seine ursprüngliche Annahme dahin modifiziert, daß er nun den lebenserhaltenden (erotischen) Trieben Zerstörungstriebe (Todestrieb) gegenüberstellt. So bedeutsam gewiß Freuds Argumentation für diese Modifikation seines ursprünglichen Standpunkts ist, so trägt sie doch einen bei weitem spekulativeren und weniger empirischen Charakter als seine ursprüngliche Position. Sie scheint uns auf einer von Freud sonst vermiedenen Vermischung biologischer Tatsachen und psychologischer Tendenzen zu beruhen. Sie steht auch im Gegensatz zu einer ursprünglichen Position Freuds, zur Auffassung der Triebe als primär wünschend, begehrend, den Lebenstendenzen dienend und sich ihnen anpassend. Uns scheint eine Konsequenz der Gesamtauffassung von Freud zu sein, daß die menschliche Seelentätigkeit sich in Anpassung an Lebensvorgänge und Lebensnotwendigkeiten entwickelt und daß die Triebe als solche gerade dem biologischen Todesprinzip entgegengesetzt sind. Die Diskussion über die Annahme von Todestrieben ist innerhalb der analytischen Wissenschaft noch im Gange; wir gehen bei unserer Darstellung der psychoanalytischen Theorie von der ursprünglichen Position Freuds aus.

Unter Sexualtrieben hat Freud in berechtigter Erweiterung der üblichen Verwendung dieses Begriffes alle, analog den genitalen Impulsen, körperlich bedingten und an Körperstellen („erogenen Zonen") haftenden Spannungen, die nach lustbringender Abfuhr verlangen, verstanden.

Als Hauptprinzip der Seelentätigkeit nimmt Freud das „Lustprinzip" an, die Tendenz zu maximaler, lustbringender Abfuhr der Triebspannungen. Dieses Lustprinzip wird durch das „Realitätsprinzip" modifiziert, das unter dem Einfluß der Beobachtung der Realität Verzicht oder Aufschub von Lust zugunsten der Vermeidung größerer Unlust oder der Gewinnung künftiger größerer Lust fordert.

Die Eigenart der spezifischen Triebstruktur eines Menschen sieht Freud durch zwei Faktoren bedingt: die mitgebrachte Konstitution und das Lebensschicksal, vor allem das Schicksal seiner frühen Kindheit. Er geht davon aus, daß mitgebrachte Konstitution und Erleben eine „Ergänzungsreihe" bilden und daß die spezifisch analytische Aufgabe die Erforschung des Einflusses des Erlebens auf die gegebene Triebkonstitution ist. Die analytische Methode ist also eine exquisit historische: sie fordert Verständnis der Triebstruktur aus dem Lebensschicksal. Diese Methode hat ihre Gültigkeit sowohl für das Seelenleben des Gesunden wie das des Kranken, der neurotischen Persönlichkeit. Das, was den neurotischen Menschen vom „normalen" unterscheidet, ist die Tatsache, daß bei diesem sich die Triebstruktur optimal seinen realen Lebensnotwendigkeiten angepaßt hat, während bei jenem die Triebentwicklung auf gewisse Hindernisse gestoßen ist, die eine genügende Anpassung der Triebe an die Realität verhinderten.

Um die Tatsache der Anpassung und Modifizierbarkeit der Sexualtriebe an die Realität ganz verständlich machen zu können, ist es notwendig, auf gewisse Eigenschaften der Sexualtriebe hinzuweisen, Eigenschaften, die sie gerade von den Selbsterhaltungstrieben unterscheiden.

Die Sexualtriebe sind im Gegensatz zu den Selbsterhaltungstrieben aufschiebbar, während jene imperativischer Natur sind, d. h. eine längere Nichtbefriedigung den Tod herbeiführt, bzw. seelisch absolut unerträglich ist. Diese Tatsache bewirkt, daß die Selbsterhaltungstriebe ein Primat vor den Sexualtrieben haben; nicht in dem Sinn, daß sie an sich eine größere Rolle spielen, aber so, daß im Falle des Konflikts sie die dringlicheren sind, daß sie sich, solange sie noch unbefriedigt sind, als die stärkeren erweisen.

Damit ist eng verknüpft, daß die Regungen der Sexualtriebe verdrängbar sind, während die sich aus den Selbsterhaltungstrieben ergebenden Wünsche nicht aus dem Bewußtsein entfernt werden und im Unbewußten deponiert bleiben können. Ein weiterer wichtiger Unterschied zwischen beiden Triebgruppen ist die Tatsache, daß die Sexualtriebe sublimierbar sind, d. h. daß an die Stelle der direkten Befriedigung eines sexuellen Wunsches eine vom ursprünglichen Sexualziel entfernte, mit Leistungen des Ich amalgamierte Befriedigung treten kann. Die Selbsterhaltungstriebe sind solcher Sublimierung nicht fähig.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Tatsache, daß die Befriedigung der Selbsterhaltungsimpulse immer wirklicher Mittel bedarf, daß aber die Befriedigung der Sexualtriebe oft in Phantasien, ohne Aufwendung realer Mittel, vor sich gehen kann. Konkret gesprochen heißt das: den Hunger der Menschen kann man nur mit Brot befriedigen, aber etwa ihre Wünsche, geliebt zu werden, mit einer Phantasie von einem gütigen, liebenden Gott oder ihre sadistischen Tendenzen mit blutigen Volksschauspielen.

Wesentlich ist endlich, daß die verschiedenen Äußerungsformen der Sexualtriebe — wiederum im Gegensatz zu den Selbsterhaltungstrieben — in hohem Grade untereinander vertauschbar und verschiebbar sind. Bei Nichtbefriedigung einer Triebregung kann diese durch eine andere ersetzt werden, deren Befriedigung — aus innern oder äußern Gründen — möglich ist. Diese Verwandelbarkeit und Vertauschbarkeit innerhalb der Sexualtriebe ist einer der Schlüssel zum Verständnis des neurotischen wie des gesunden Seelenlebens und ein Kernstück der psychoanalytischen Theorie. Sie ist aber auch eine gesellschaftliche Tatsache von höchster Bedeutung. Sie erlaubt es, daß gerade diejenigen Befriedigungen den Massen geboten und von ihnen akzeptiert werden, die aus sozialen Gründen zur Verfügung stehen bzw. der herrschenden Klasse erwünscht sind[1]).

Zusammenfassend ergibt sich also, daß die Sexualtriebe infolge ihrer Aufschiebbarkeit, Verdrängbarkeit, Sublimierbarkeit und Verwandelbarkeit einen viel elastischeren und geschmeidigeren Charakter haben als die Selbsterhaltungstriebe. Sie lehnen sich diesen an, folgen

[1]) Eine besondere Rolle spielt die Aufpeitschung und Befriedigung sadistischer Impulse, die dann stattzuhaben pflegt, wenn andere Triebbefriedigungen positiver Natur aus sozialökonomischen Gründen ausgeschlossen sind. Der Sadismus ist das große Triebreservoir, auf das man zurückzugreifen pflegt, wenn man der Masse keine anderen — und gewöhnlich kostspieligeren — Befriedigungen zu bieten hat und mit dessen Hilfe man gleichzeitig seine Gegner vernichtet.

ihren Spuren[1]). Die Tatsache der größeren Geschmeidigkeit und Wandlungsfähigkeit der Sexualtriebe bedeutet aber nicht, daß sie auf die Dauer unbefriedigt bleiben können. Es gibt nicht nur ein physisches, sondern auch ein psychisches Existenzminimum, d. h. ein notwendiges Mindestmaß der Befriedigung der Sexualtriebe. Die hier charakterisierten Unterschiede zwischen Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben bedeuten vielmehr nur, daß sich die Sexualtriebe in hohem Maße den Befriedigungsmöglichkeiten, d. h. den realen Lebensumständen anpassen können. Sie entwickeln sich schon im Sinne dieser Anpassung, und nur bei neurotischen Individuen liegen Störungen der Anpassungsfähigkeit vor. Die Psychoanalyse hat gerade diese Modifizierbarkeit der Sexualtriebe aufgezeigt, sie hat gelehrt, die individuelle Triebstruktur aus dem Lebensschicksal bzw. aus der Beeinflussung der mitgebrachten Triebanlage durch das Lebensschicksal zu verstehen. Die aktive und passive Anpassung biologischer Tatbestände, der Triebe, an soziale ist die Kernauffassung der Psychoanalyse, und jede personalpsychologische Untersuchung geht von dieser Grundauffassung aus.

Freud hat sich ursprünglich — und auch späterhin vorwiegend — mit der Psychologie des Individuums beschäftigt. Nachdem aber einmal in den Trieben die Motive menschlichen Verhaltens, im Unbewußten die geheime Quelle der Ideologien und Verhaltungsweisen entdeckt waren, konnte es nicht ausbleiben, daß die analytischen Autoren den Versuch machten, vom Problem des Individuums zu dem der Gesellschaft, von der Personalpsychologie zur Sozialpsychologie vorzustoßen. Es mußte der Versuch unternommen werden, mit den Mitteln der Psychoanalyse den geheimen Sinn und Grund der im gesellschaftlichen Leben so augenfälligen irrationalen Verhaltungsweisen, wie sie sich in der Religion und in Volksbräuchen, aber auch in der Politik und Erziehung äußern, zu finden. Gewiß mußten damit Schwierigkeiten entstehen, die vermieden wurden, solange man sich auf das Gebiet der Personalpsychologie beschränkte.

Aber diese Schwierigkeiten ändern nichts daran, daß die Fragestellung eine völlig korrekte, legitime wissenschaftliche Konsequenz aus der Ausgangsposition der Psychoanalyse darstellt. Wenn sie im Triebleben, im Unbewußten, den Schlüssel zum Verständnis menschlichen Verhaltens gefunden hat, so muß sie auch berechtigt und imstande sein, Wesentliches über die Hintergründe gesellschaftlichen Verhaltens auszusagen.

---

[1]) vgl. Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Sch. V Leipzig, Wien, Zürich 1924.

Denn auch die „Gesellschaft" besteht aus einzelnen lebendigen Individuen, die keinen anderen psychologischen Gesetzen unterliegen können als denen, die die Psychoanalyse im Individuum entdeckt hat.

Es scheint uns deshalb auch unrichtig zu sein, wenn man, wie W. Reich das tut, der Psychoanalyse das Gebiet der Personalpsychologie reserviert und ihre Verwendbarkeit für gesellschaftliche Erscheinungen wie Politik, Klassenbewußtsein etc. grundsätzlich bestreitet[1]). Die Tatsache, daß eine Erscheinung in der Gesellschaftslehre behandelt wird, heißt keineswegs, daß sie nicht Objekt der Psychoanalyse sein kann (so wenig wie es richtig ist, daß ein Gegenstand, den man unter physikalischen Gesichtspunkten untersucht, nicht auch unter chemischen untersucht werden dürfe). Es bedeutet nur, daß sie nur, insoweit — aber auch ganz insoweit — bei der Erscheinung psychische Tatsachen eine Rolle spielen, Objekt der Psychologie ist und speziell der Sozialpsychologie, die die gesellschaftlichen Hintergründe und Funktionen der psychischen Erscheinung festzustellen hat. Die These, die Psychologie habe es nur mit dem einzelnen, die Soziologie mit „der" Gesellschaft zu tun, ist falsch. Denn so sehr es die Psychologie immer mit dem vergesellschafteten Individuum zu tun hat, so sehr hat es die Soziologie mit einer Vielheit von einzelnen zu tun, deren seelische Struktur und Mechanismen von der Soziologie berücksichtigt werden müssen. Es wird später davon die Rede sein, welche Rolle psychische Tatbestände gerade bei gesellschaftlichen Erscheinungen spielen und daß gerade hier der methodische Ort einer analytischen Sozialpsychologie ist.

Die Soziologie, mit der die Psychoanalyse die meisten Berührungspunkte, aber auch die meisten Gegensätze zu haben scheint, ist der historische Materialismus.

---

[1]) „Der eigentliche Gegenstand der Psychoanalyse ist das Seelenleben des vergesellschafteten Menschen. Das der Masse kommt für sie nur insofern in Betracht, als individuelle Phänomene in der Masse in Erscheinung treten (etwa das Problem des Führers), ferner, soweit sie Erscheinungen der ‚Massenseele', wie Angst, Panik, Gehorsam usw. aus ihren Erfahrungen am einzelnen erklären kann. Aber es scheint, als ob ihr das Phänomen des Klassenbewußtseins kaum zugänglich wäre, und Probleme wie das der Massenbewegung, der Politik, des Streiks, die der Gesellschaftslehre angehören, können nicht Objekte ihrer Methode sein." (Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse. Unter dem Banner des Marxismus III, 5 S. 737.) Wir betonen, der prinzipiellen Bedeutung dieses methodologischen Problems wegen, diese Differenz zu dem von Reich vertretenen Standpunkt, den er, wie seine letzten Arbeiten zeigen, in fruchtbarer Weise modifiziert zu haben scheint. Wir kommen später noch auf die mannigfachen Übereinstimmungen mit seinen ausgezeichneten empirischen sozialpsychologischen Untersuchungen zurück.

Die meisten Berührungspunkte — denn sie sind beide materialistische Wissenschaften. Sie gehen nicht von „Ideen", sondern vom irdischen Leben, von Bedürfnissen aus. Sie berühren sich im besonderen in ihrer gemeinsamen Einschätzung des Bewußtseins, das ihnen weniger Motor menschlichen Verhaltens als Spiegelbild anderer geheimer Kräfte zu sein scheint. Aber hier, bei der Frage nach dem Wesen dieser eigentlichen, das Bewußtsein bestimmenden Faktoren scheint ein unversöhnlicher Gegensatz zu bestehen. Der historische Materialismus sieht im Bewußtsein einen Ausdruck des gesellschaftlichen Seins, die Psychoanalyse einen des Unbewußten, der Triebe. Es entsteht die unabweisbare Frage, ob diese beiden Thesen in einem Widerspruch zueinander stehen und, wenn nicht, in welcher Weise sie sich zueinander verhalten und endlich, ob und warum eine Benutzung psychoanalytischer Methoden für den historischen Materialismus eine Bereicherung darstellt.

Bevor wir uns der Diskussion dieser Fragen selbst zuwenden, erscheint es nötig zu erörtern, welche Voraussetzungen denn die Psychoanalyse zu einer Verwendung für gesellschaftliche Probleme mitbringt[1]).

Freud hat niemals den isolierten, aus dem sozialen Zusammenhang gelösten Menschen als Objekt der Psychologie angenommen. „Die Individualpsychologie ist zwar auf den einzelnen Menschen eingestellt und verfolgt, auf welchen Wegen derselbe die Befriedigung seiner Triebregungen zu erreichen sucht, allein sie kommt dabei nur selten, unter bestimmten Ausnahmebedingungen, in die Lage, von den Beziehungen dieses einzelnen zu den anderen Individuen abzusehen. Im Seelenleben des einzelnen kommt ganz regelmäßig der andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht, und die Individualpsychologie ist dabei von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie in diesem erweiterten, aber durchaus berechtigten Sinne"[2]).

Freud hat aber auch gründlich mit der Illusion einer Sozialpsychologie aufgeräumt, deren Objekt eine Gruppe als solche, „die" Gesellschaft oder sonst ein soziales Gebilde mit einer entsprechenden „Massenseele" oder „Gesellschaftsseele" ist. Er geht vielmehr immer von der Tatsache aus, daß jede Gruppe nur aus Individuen besteht

---

[1]) Vgl. zum Methodologischen die ausführlichen Ausführungen in Fromm, Die Entwicklung des Christusdogmas, Wien 1931; ferner Bernfeld, Sozialismus und Psychoanalyse mit Diskussionsbemerkungen von E. Simmel und B. Lantos (Der sozialistische Arzt, II, 2/3, 1926); W. Reich, Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse (Unter dem Banner des Marxismus III, 5).

[2]) Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr. VI, S. 261.

und nur Individuen als solche Subjekt psychischer Eigenschaften sind[1]). Ebensowenig hat Freud einen „sozialen Trieb“ angenommen. Das, was man als solchen bezeichnet, ist für ihn „kein ursprünglicher und unzerlegbarer“ Trieb; er sieht „die Anfänge seiner Bildung in einem engeren Kreis, wie etwa in der Familie“. Es ergibt sich als Konsequenz seiner Anschauungen, daß die sozialen Eigenschaften dem Einfluß bestimmter Umweltverhältnisse, gewisser Lebensbedingungen auf die Triebstruktur ihre Entstehung, ihre Verstärkung wie ihre Abschwächung verdanken.

Ist so für Freud immer nur der vergesellschaftete Mensch, der Mensch in seiner sozialen Verflochtenheit, Objekt der Psychologie, so spielen auch für ihn, worauf wir schon oben hingewiesen haben, Umwelt und Lebensbedingungen des Menschen die entscheidende Rolle für seine seelische Entwicklung wie für deren theoretisches Verständnis. Freud hat wohl die biologisch-physiologische Bedingtheit der Triebe erkannt, er hat aber gerade nachgewiesen, in welchem Maße diese Triebe modifizierbar sind und daß der modifizierende Faktor die Umwelt, die gesellschaftliche Realität ist.

Die Psychoanalyse scheint so alle Voraussetzungen mitzubringen, die ihre Methode auch brauchbar für sozialpsychologische Untersuchungen machen und alle Konflikte mit der Soziologie ausschalten. Sie fragt nach den den Mitgliedern einer Gruppe gemeinsamen seelischen Zügen, und sie versucht, diese gemeinsamen seelischen Haltungen aus gemeinsamen Lebensschicksalen zu erklären. Diese Lebensschicksale liegen aber nicht — je größer die Gruppe ist, um so weniger — im Bereich des Zufälligen und Persönlichen, sondern sie sind identisch mit der sozialökonomischen Situation eben dieser Gruppe. Analytische Sozialpsychologie heißt also: die Triebstruktur, die libidinöse, zum großen Teil unbewußte Haltung einer Gruppe aus ihrer sozialökonomischen Struktur heraus zu verstehen.

Hier scheint aber ein Einwand am Platze zu sein. Die Psychoanalyse erklärt die Triebentwicklung gerade aus dem Lebensschicksal der ersten Kindheitsjahre, also einer Periode, wo der Mensch noch kaum mit „der Gesellschaft“ zu tun hat, sondern fast ausschließlich im Kreis der Familie lebt. Wie sollen also, nach psychoanalytischer Auffassung, die sozialökonomischen Verhältnisse eine solche Bedeutung

---

[1]) Vgl. zu dieser Frage die klärenden Bemerkungen von Georg Simmel: Über das Wesen der Sozialpsychologie. Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik XXVI, 1908, S. 287f.

gewinnen können? Es handelt sich um ein Scheinproblem. Allerdings gehen die ersten entscheidenden Einflüsse auf das heranwachsende Kind von der Familie aus, aber die gesamte Struktur der Familie, alle typischen Gefühlsbeziehungen innerhalb ihrer, alle durch sie vertretenen Erziehungsideale sind ihrerseits selbst bedingt vom gesellschaftlichen und klassenmäßigen Hintergrund der Familie, von der sozialen Struktur, aus der sie erwächst. (Die Gefühlsbeziehungen etwa zwischen Vater und Sohn sind völlig andere in einer Familie der bürgerlichen, vaterrechtlichen Gesellschaft als in der „Familie" einer mutterrechtlichen Gesellschaft.) Die Familie ist das Medium, durch das die Gesellschaft bzw. die Klasse die ihr entsprechende, für sie spezifische Struktur dem Kind und damit dem Erwachsenen aufprägt; die Familie ist die psychologische Agentur der Gesellschaft.

Die bisherigen psychoanalytischen Arbeiten, die eine Anwendung der Psychoanalyse auf gesellschaftliche Probleme versuchen, entsprechen nun den Anforderungen, die an eine analytische Sozialpsychologie zu stellen sind, zum überwiegenden Teil nicht[1]). Der Fehler beginnt bei der Einschätzung der Funktion der Familie. Man sah zwar, daß der einzelne nur als vergesellschaftetes Wesen zu verstehen ist, man entdeckte, daß es die Beziehungen des Kindes zu den verschiedenen Mitgliedern der Familie sind, die seine Triebentwicklung so entscheidend bestimmen, aber man übersah fast vollkommen, daß die Familie ihrerseits in ihrer ganzen psychologischen und sozialen Struktur, mit den für sie spezifischen Erziehungszielen und affektiven Einstellungen, das Produkt einer bestimmten gesellschaftlichen und, im engeren Sinn, einer bestimmten Klassenstruktur ist, daß sie tatsächlich nur die psychologische Agentur der Gesellschaft und Klasse ist, aus der sie erwächst. Man hatte den Ansatzpunkt gefunden, aus dem die psychologische Einwirkung der Gesellschaft auf das Kind zu

---

[1]) Auch wenn man von wissenschaftlich wertlosen Versuchen absieht (wie etwa dem oberflächlichen Schriftchen des einmal als Psychoanalytiker aufgetretenen A. Kolnai über Psychoanalyse und Soziologie oder dem nur mit den allerdürftigsten Kenntnissen ausgestatteten Verginschen Buch über „Psychoanalyse der europäischen Politik"), gilt diese Kritik jenen Autoren wie Reik, Roheim u. a. m., die sozialpsychologische Themen behandelt haben. Eine Ausnahme macht neben S. Bernfeld, der besonders auf die soziale Bedingtheit aller pädagogischen Bemühungen hingewiesen hat (Sysiphos oder über die Grenzen der Erziehung), vor allem W. Reich, dessen Einschätzung der Rolle der Familie weitgehend mit der hier entwickelten Ansicht übereinstimmt. Reich hat insbesondere das wichtige Problem der gesellschaftlichen Bedingtheit und der gesellschaftlichen Funktionen der Sexualmoral ausführlich untersucht. Vgl. sein „Geschlechtsreife, Enthaltsamkeit, Ehemoral" und die soeben erschienene Schrift „Einbruch der Sexualmoral".

verstehen war, aber man merkte es nicht. Wie war das möglich? Die psychoanalytischen Forscher hatten hier nur ein Vorurteil, das sie mit allen andern bürgerlichen — auch den fortschrittlichen — Forschern teilen: die Verabsolutierung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und den mehr oder weniger deutlich bewußten Glauben, daß sie die „normale" Gesellschaft und ihre und die in ihr vorzufindenden psychischen Tatbestände die für „die" Gesellschaft überhaupt typischen seien.

Es gab aber noch einen besonderen Grund, der den analytischen Autoren diesen Fehler besonders nahelegte. Das Objekt ihrer Untersuchungen waren ja in erster Linie kranke und gesunde Angehörige der modernen bürgerlichen Gesellschaft, vorwiegend sogar der bürgerlichen Klasse[1]), bei denen also der die Familienstruktur bedingende Hintergrund gleich bzw. konstant war. Was das Lebensschicksal entschied und unterschied, waren also die auf dieser allgemeinen Grundlage basierenden individuellen, persönlichen und, vom gesellschaftlichen Standpunkt aus gesehen, zufälligen Ereignisse. Die sich aus der Tatsache einer autoritären, auf Klassenherrschaft und Klassenunterordnung, auf Erwerb nach zweckrationalen Methoden usw. organisierten Gesellschaft ergebenden psychischen Züge waren allen Untersuchungsobjekten gemeinsam; was sie unterschied, war die Tatsache, ob einer einen überstrengen Vater, den er als Kind übermäßig fürchtete, ein anderer eine etwas ältere Schwester, der seine ganze Liebe galt, oder ein Dritter eine Mutter hatte, die ihn so stark an sich band, daß er diese libidinöse Bindung nie mehr aufgeben konnte. Gewiß waren diese persönlichen Schicksale für die individuelle, persönliche Entwicklung von höchster Wichtigkeit, und mit der Beseitigung der aus diesen Schicksalen erwachsenden seelischen Schwierigkeiten hatte die Analyse als Therapie vollauf ihre Schuldigkeit getan, d. h. sie hatte den Patienten zu einem an die bestehende

[1]) Es sind psychologisch zwar am Individuum zu unterscheiden die für die Gesamtgesellschaft typischen Züge von den für seine Klasse typischen, aber da die psychische Struktur der Gesamtgesellschaft sich den einzelnen Klassen in gewissen grundlegenden Zügen weitgehend aufprägt, sind die spezifischen Züge der Klasse bei aller Gewichtigkeit nur von sekundärer Bedeutung gegenüber denen der Gesamtgesellschaft. Gerade der Widerspruch zwischen der — mindestens erstrebten — relativen Einheitlichkeit der psychischen Struktur der verschiedenen Klassen und der Gegensätzlichkeit ihrer ökonomischen Interessen ist eines der Charakteristika der Klassengesellschaft, verdeckt durch Ideologien. Je stärker allerdings eine Gesellschaft ökonomisch, sozial und psychologisch zerfällt, je mehr die bindende und prägende Kraft der Gesamtgesellschaft bzw. der in ihr herrschenden Klasse schwindet, desto größer werden auch die Differenzen der psychischen Struktur der verschiedenen Klassen.

gesellschaftliche Realität angepaßten Menschen gemacht. Weiter ging ihr therapeutisches Ziel nicht — und brauchte es nicht zu gehen; weiter ging aber auch das theoretische Verständnis nicht. Mehr war für das wesentliche Arbeitsgebiet der Analyse, die Personalpsychologie, nicht nötig, denn die Vernachlässigung der die Familienstruktur bedingenden gesellschaftlichen Struktur für die Personalpsychologie machte eine praktisch irrelevante Fehlerquelle aus.

Ganz anders lagen die Dinge, wenn man von personalpsychologischen zu sozialpsychologischen Untersuchungen überging. Was dort eine praktisch irrelevante Vernachlässigung war, mußte hier zu einer für die gesamte Arbeit von vornherein verhängnisvollen Fehlerquelle werden.

Nachdem man einmal die Struktur der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer vaterrechtlichen Familie als die „normale" empfand, nachdem man in der personalpsychologischen Arbeit gelernt hatte, die individuellen Differenzen gerade aus den an sich zufälligen Traumen zu verstehen, begann man in entsprechender Weise auch die verschiedenen sozialpsychologischen Erscheinungen unter dem gleichen Gesichtspunkt des Traumas, also des sozial Zufälligen, zu betrachten. Man kam auf diesem Wege notwendigerweise dazu, die eigentliche analytische Methode aufzugeben. Da man sich um die Verschiedenheit des „Lebensschicksals", d. h. also der ökonomisch-sozialen Situation anderer Gesellschaftsformationen nicht bekümmerte, infolgedessen auch nicht versuchte, ihre psychische Struktur aus ihrer sozialen zu verstehen, mußte man, anstatt zu analysieren, analogisieren, d. h. man behandelte die Menschheit oder eine bestimmte Gesellschaft wie ein Individuum, übertrug die spezifischen Mechanismen, die man beim heutigen Menschen vorgefunden hatte, auf alle möglichen Gesellschaftsformationen und „erklärte" dann deren psychische Struktur aus der Analogie mit gewissen Erscheinungen vor allem krankhafter Art, die sich typischerweise beim Menschen der eigenen Gesellschaft vorfanden.

Man übersah bei diesem Analogisieren einen Gesichtspunkt, der geradezu zu den Fundamenten der analytischen Personalpsychologie gehört: die Tatsache, daß die Neurose, sei es das neurotische Symptom, sei es der neurotische Charakterzug, das Resultat einer mangelnden Angepaßtheit der Triebstruktur eines „anormalen" Individuums an die ihm gegebene Realität ist; daß aber bei Massen, also „Gesunden", gerade die Fähigkeit zur Anpassung vorliegt, d. h. also schon aus diesem Grunde massenpsychologische Erscheinungen grundsätzlich nicht in Analogie an neurotische verstanden werden

können, sondern nur als Resultat der Anpassung der Triebstruktur an die gesellschaftliche Realität, nur häufig an eine von der bestehenden mehr oder weniger stark abweichende.

Das markanteste Beispiel dieses Vorgehens ist wohl die Verabsolutierung des „Oedipuskomplexes" (des aus der Rivalität um die Mutter entspringenden Hasses gegen den Vater) zu einem allgemeinmenschlichen Mechanismus, obwohl vergleichende soziologische und völkerpsychologische Untersuchungen mit Wahrscheinlichkeit zeigen, daß diese spezifische Gefühlseinstellung eben nur ganz für die Familie der vaterrechtlichen Gesellschaft typisch ist und keinen so allgemeinmenschlichen Charakter trägt. Die Verabsolutierung des Oedipuskomplexes führte Freud dazu, die Entwicklung der gesamten Menschheit auf diesen Mechanismus des Vaterhasses und der daraus resultierenden Reaktionen zu basieren[1]), ohne daß dem materiellen Lebensprozeß der untersuchten Gruppe Beachtung geschenkt wurde.

Wenn der geniale Blick Freuds auch bei einem soziologisch falschen Ausgangspunkt immer noch Fruchtbares und Bedeutsames entdeckte[2]), so mußte bei den andern analytischen Autoren diese Fehler-

---

[1]) vgl. sein „Totem und Tabu"!

[2]) In der „Zukunft einer Illusion" (1927) weicht Freud von diesem die gesellschaftliche Realität und ihre Veränderungen vernachlässigenden Standpunkt ab und kommt unter Würdigung der Bedeutung der ökonomischen Bedingungen von der personalpsychologischen Fragestellung, wie Religion (personal-) psychologisch *möglich* ist (nämlich als Wiederholung der infantilen Einstellung zum Vater) zur sozialpsychologischen Fragestellung, warum Religion sozial möglich und *nötig* ist. Er findet die Antwort, daß Religion nötig war, solange die Menschen durch ihre Ohnmacht gegenüber der Natur, also durch den geringen Grad der Entwicklung der Produktivkräfte der religiösen Illusionen bedurften, daß sie aber mit dem Wachstum der Technik, aber auch mit dem damit verknüpften „Erwachsenwerden" des Menschen zu einer überflüssigen und schädlichen Illusion wird. Wenn gewiß auch in dieser Schrift nicht alle gesellschaftlich relevanten Funktionen der Religion berührt werden, besonders auch nicht das Problem des Zusammenhanges bestimmter Religionsformen mit bestimmten gesellschaftlichen Konstellationen, so ist diese Schrift Freuds doch diejenige, die methodisch und inhaltlich einer materialistischen Sozialpsychologie am nächsten steht. (Es sei zum Inhaltlichen nur an den Satz erinnert: „Es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine Kultur, welche eine so große Zahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient.") (Freuds Buch berührt sich mit dem Standpunkt des jungen Marx, der ihm geradezu als Motto dienen könnte: „Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks. Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf. Die Kritik der Religion ist also im Keim die Kritik des Jammertals, dessen Heiligenschein die Religion ist." [Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Lit. Nachlaß 1923 Bd. 1 S. 385]) In seiner nächsten sozialpsychologische Probleme behandelnden Arbeit über „Das Unbehagen in der Kultur" setzt Freud aber diese Linie weder methodisch noch inhaltlich fort. Sie ist vielmehr geradezu als ein Gegensatz zur „Zukunft einer Illusion" anzusehen.

quelle zu einem die Analyse in den Augen der Soziologie und speziell der marxistischen Gesellschaftswissenschaft geradezu kompromittierenden Ergebnis führen.

Es war aber falsch, die Psychoanalyse als solche dafür zu belasten. Im Gegenteil, gerade die klassische Methode der psychoanalytischen Personalpsychologie brauchte nur konsequent auf die Sozialpsychologie angewandt zu werden, um zu völlig einwandfreien Resultaten zu führen. Der Fehler lag nicht an der psychoanalytischen Methode, sondern daran, daß die psychoanalytischen Autoren aufhörten, sie in konsequenter und korrekter Weise anzuwenden, wenn sie statt über Individuen über Gesellschaften, Gruppen, Klassen, kurz über soziale Phänomene Untersuchungen anstellten.

Eine ergänzende Bemerkung ist hier am Platze.

Wir haben in den Mittelpunkt unserer Darstellung die Modifizierbarkeit des Triebapparates durch die Einwirkung äußerer, d. h. also letzten Endes sozialer Faktoren gerückt. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der Triebapparat, quantitativ wie qualitativ, gewisse physiologisch und biologisch bedingte Grenzen seiner Modifizierbarkeit besitzt und daß er nur innerhalb dieser Grenzen der Beeinflussung durch die sozialen Faktoren unterliegt. Infolge der Stärke der in ihm aufgespeicherten Energiemengen stellt aber der Triebapparat selbst eine höchst aktive Kraft dar, der ihrerseits die Tendenz innewohnt, die Lebensbedingungen im Sinne der Triebziele zu verändern[1]). Im Wechselspiel des Aufeinanderwirkens der psychischen Antriebe und der ökonomischen Bedingungen kommt letzteren ein Primat zu. Nicht in dem Sinn, daß sie das „stärkere" Motiv darstellten — diese Fragestellung beträfe ein Scheinproblem, weil es sich gar nicht um quantitativ vergleichbare „Motive" gleicher Ebene handelt —, ein Primat aber in dem Sinne, daß die Befriedigung eines großen Teils der Bedürfnisse, speziell aber der dringlichsten, der Selbsterhaltungsbedürfnisse, an die materielle Produktion gebunden ist und daß die Modifizierbarkeit der ökonomischen außermenschlichen Realität weit geringer ist als die des menschlichen Triebapparates, speziell als die der Sexualtriebe.

Die konsequente Anwendung der Methode der analytischen Personalpsychologie auf soziale Phänomene ergibt folgende sozialpsychologische Methode: D i e s o z i a l p s y c h o l o g i s c h e n E r s c h e i n u n g e n s i n d a u f z u f a s s e n a l s P r o z e s s e d e r a k t i v e n u n d

[1]) Vgl. die später angeführte Äußerung von Marx im „Kapital" über die Bedürfnissteigerung als eine Quelle der wirtschaftlichen Entwicklung!

passiven Anpassung des Triebapparates an die sozialökonomische Situation. Der Triebapparat selbst ist — in gewissen Grundlagen — biologisch gegeben, aber weitgehend modifizierbar; den ökonomischen Bedingungen kommt die Rolle als primär formenden Faktoren zu. Die Familie ist das wesentlichste Medium, durch das die ökonomische Situation ihren formenden Einfluß auf die Psyche des einzelnen ausübt. Die Sozialpsychologie hat die gemeinsamen — sozial relevanten — seelischen Haltungen und Ideologien — und insbesondere deren unbewußte Wurzeln — aus der Einwirkung der ökonomischen Bedingungen auf die libidinösen Strebungen zu erklären.

Scheint soweit die Methode der Sozialpsychologie in einem guten Einklang sowohl mit der Methode der Freudschen Personalpsychologie wie auch mit den Anforderungen der materialistischen Geschichtsauffassung zu stehen, so ergeben sich neue Schwierigkeiten, wenn diese analytische Methode mit einer falschen, sehr verbreiteten Interpretation der marxistischen Theorie konfrontiert wird: der Auffassung des historischen Materialismus als psychologischer Theorie und speziell als ökonomistischer Psychologie.

Wenn es wirklich so ist, wie Bertrand Russell meint[1]), daß Marx im „Geldmachen", Freud in der Liebe das entscheidende Motiv menschlichen Handelns sähe, dann wären beide Wissenschaften allerdings so unvereinbar, wie Russell es glaubt. Aber wenn die von Russell zitierte Eintagsfliege wirklich theoretisch denken könnte, würde sie statt der ihr in den Mund gelegten Antwort erklären, daß

[1]) In einem 1927 im jüdischen „Forward" veröffentlichten Aufsatz: „Warum ist die Psychoanalyse populär?" (zitiert bei Kautsky, Der historische Materialismus, Bd. I S. 340/1) schreibt Russell: „Selbstverständlich ist sie (die Psychoanalyse) ganz unvereinbar mit dem Marxismus. Denn Marx legt den Nachdruck auf das ökonomische Motiv, das höchstens im Zusammenhang mit der Selbsterhaltung steht, die Psychoanalyse betont dagegen das biologische Motiv, das mit der Selbsterhaltung durch Fortpflanzung zusammenhängt. Unzweifelhaft sind beide Gesichtspunkte einseitig, beide Motive spielen eine Rolle." Russell spricht dann von der Eintagsfliege, die im Larvenstadium nur Organe zum Fressen, nicht aber zum Lieben hat, während sie als vollentwickeltes Insekt (Imago) im Gegenteil nur über Organe zur Fortpflanzung, nicht aber zur Ernährung verfügt. Diese braucht sie nicht, da sie in diesem Stadium nur einige Stunden am Leben bleibt. Was würde geschehen, könnte die Eintagsfliege theoretisch denken? „Als Larve würde sie ein Marxist sein, als Imago ein Freudianer." Russell fügt hinzu, Marx, „der Bücherwurm des britischen Museums" sei der richtige Repräsentant der Larvenphilosophie. Russell selbst fühlte sich von Freud mehr angezogen, denn „er sei für die Freuden der Liebe nicht unempfänglich, verstehe sich dagegen nicht aufs Geldmachen, also nicht auf die orthodoxe Ökonomie, die von ausgetrockneten älteren Herren geschaffen wurde".

Russell sowohl die Psychoanalyse als auch den Marxismus ganz und gar falsch versteht, daß die Psychoanalyse gerade die Anpassung biologischer Faktoren, der Triebe, an soziale untersucht und der Marxismus wiederum überhaupt keine psychologische Theorie ist.

Russell ist nicht der einzige, der beide Theorien so mißversteht, er befindet sich dabei in Gesellschaft einer Reihe von Theoretikern und verbreiteter Anschauungen.

Besonders deutlich und drastisch wird diese Auffassung der materialistischen Geschichtsauffassung als einer ökonomistischen Psychologie von Hendrik de Man vertreten. Er sagt[1]:

„Marx selber hat bekanntlich seine Motivlehre niemals formuliert. Er hat sogar niemals umschrieben, was unter Klasse zu verstehen sei; der Tod hat sein letztes Werk unterbrochen, als er dabei war, sich diesem Gegenstand zuzuwenden. Über die Grundanschauungen, von denen er ausging, besteht jedoch kein Zweifel; diese bestätigen sich auch ohne Definition als stillschweigende Voraussetzung durch die stete Anwendung sowohl bei seiner wissenschaftlichen wie bei seiner politischen Tätigkeit. Jeder ökonomische Lehrsatz und jede politisch-strategische Meinung Marxens beruht auf der Voraussetzung, daß die menschlichen Willensmotive, wodurch sich der gesellschaftliche Fortschritt vollzieht, in erster Linie vom wirtschaftlichen Interesse diktiert seien. Denselben Gedanken würde die Sprache der heutigen Sozialpsychologie als Bestimmung des gesellschaftlichen Verhaltens durch den Erwerbstrieb, d. h. den Trieb zur Aneignung von sachlichen Werten ausdrücken.

Wenn Marx selber diese oder ähnliche Formeln für überflüssig gehalten hat, so erklärt sich das einfach daraus, daß ihr Inhalt der gesamten Nationalökonomie seiner Zeit als selbstverständlich galt."

Was Hendrik de Man für eine „stillschweigende Voraussetzung des Marxismus" hält, stillschweigend, weil es allen zeitgenössischen (lies bürgerlichen) Nationalökonomen eine selbstverständliche Vorstellung war, ist ganz und gar nicht die Auffassung von Marx, der ja auch in manchen andern Punkten die Auffassung der Theoretiker „seiner Zeit" nicht geteilt hat.

Auch Bernstein ist, wenn auch weniger ausdrücklich, nicht weit von dieser psychologistischen Interpretation entfernt, wenn er eine Art Ehrenrettung des historischen Materialismus durch folgende Bemerkung vornehmen will[2]:

„Ökonomische Geschichtsauffassung braucht nicht zu heißen, daß bloß ökonomische Kräfte, bloß ökonomische Motive anerkannt werden, sondern nur, daß die Ökonomie die immer wieder entscheidende Kraft, den Angelpunkt der großen Bewegungen in der Geschichte bildet (Sperrungen E. F.)."

---

[1]) Zur Psychologie des Sozialismus, 1927, S. 281.

[2]) Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie, Stuttgart 1899, S. 13.

Hinter diesen verschwommenen Formulierungen verbirgt sich die Auffassung des Marxismus als ökonomistischer Psychologie, die von Bernstein im idealistischen Sinn gereinigt und verbessert wird[1]).

Der Gedanke, daß der „Erwerbstrieb" das wesentliche oder einzige Motiv des menschlichen Handelns sei, ist ein Gedanke des Liberalismus. Er wurde von bürgerlicher Seite einerseits als psychologisches Argument gegen die Verwirklichungsmöglichkeit des Sozialismus verwendet[2]), andererseits aber wurde der Marxismus von seinen kleinbürgerlichen Anhängern im Sinne dieser ökonomistischen Psychologie interpretiert. In Wirklichkeit ist der historische Materialismus weit davon entfernt, eine psychologische Theorie zu sein. Er hat nur einige, ganz wenige psychologische Voraussetzungen.

Zunächst die, daß es die Menschen sind, die ihre Geschichte machen, weiterhin die, daß es die Bedürfnisse sind, die das Handeln und Fühlen der Menschen motivieren (Hunger und Liebe) und weiterhin, daß diese Bedürfnisse im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung steigen und dieses Steigen der Bedürfnisse eine Bedingung für die steigende wirtschaftliche Tätigkeit darstellt[3]).

Der ökonomische Faktor spielt im Zusammenhang mit der Psychologie im historischen Materialismus nur insofern eine Rolle, als die menschlichen Bedürfnisse — und zunächst die nach Selbsterhaltung — zum großen Teil ihre Befriedigung durch Produktion von Gütern finden, also in den Bedürfnissen der Hebel und Anreiz zur Produktion zu suchen ist. Marx und Engels haben wohl betont, daß unter den Bedürfnissen die nach Selbsterhaltung allen anderen voranstehen, sie haben sich im einzelnen aber über die Qualität der verschiedenen Triebe und Bedürfnisse nicht geäußert. Ganz gewiß aber haben sie nie den „Erwerbstrieb", also das Bedürfnis, das auf den Erwerb an

---

1) Kautsky lehnt gleich zu Beginn seines Buches „Der historische Materialismus" die psychologistische Interpretation sehr entschieden ab, ergänzt aber den historischen Materialismus durch eine rein idealistische Psychologie, durch die Annahme eines ursprünglichen „sozialen Triebes". Vgl. unten S. 48.

2) Wie ja überhaupt ein großer Teil der gegen den historischen Materialismus gerichteten Angriffe in Wirklichkeit nicht diesen, sondern seine von „Freunden" oder Gegnern hineingeschmuggelten spezifisch bürgerlichen Beimengungen trifft.

3) „Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Zivilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich dies Reich der Naturnotwendigkeit, weil (gesperrt E. F.) die Bedürfnisse; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte, die diese befriedigen." (Marx, Kapital, Hamburg 1922, III, 2, S. 355.)

sich, den Erwerb als Selbstzweck geht, für das einzige oder auch nur wesentlichste Bedürfnis gehalten. Es ist nur eine naive Verabsolutierung eines psychischen Zuges, der in der kapitalistischen Gesellschaft eine unerhörte Stärke erlangt hat, wenn man ihn in dieser Stärke und Ausprägung für einen allgemein-menschlichen deklariert. Marx und Engels ist am allerwenigsten eine solche Verklärung bürgerlich-kapitalistischer Züge zu allgemein-menschlichen zuzumuten. Sie wußten sehr wohl, welche Stelle der Psychologie innerhalb der Soziologie zukommt, sie waren aber keine Psychologen und wollten auch keine sein, indem sie über diese allgemeinen Hinweise hinaus nähere Aussagen über Inhalt und Mechanismen der menschlichen Triebwelt machten. Es stand ihnen auch abgesehen von gewissen und sicherlich nicht zu unterschätzenden Ansätzen in der Literatur der französischen Aufklärung (vor allem Helvetius) keine wissenschaftliche materialistische Psychologie zur Verfügung. Erst die Psychoanalyse hat diese Psychologie geliefert und gezeigt, daß der „Erwerbstrieb" zwar eine wichtige, aber neben andern (genitalen, sadistischen, narzistischen u. a. m.) Bedürfnissen keineswegs eine überragende Rolle im Seelenhaushalt des Menschen spielt. Insbesondere kann sie aufzeigen, daß zu einem großen Teil der „Erwerbstrieb" gar nicht als tiefste Ursache das Bedürfnis zu erwerben oder zu besitzen hat, sondern daß er selbst nur ein Ausdruck narzistischer Bedürfnisse ist, des Wunsches, bei sich selbst und bei andern Anerkennung zu finden. Es ist klar, daß in einer Gesellschaft, die dem Besitzenden, Reichen das Höchstmaß an Anerkennung und Bewunderung zollt, die narzistischen Bedürfnisse der Mitglieder dieser Gesellschaft zu einer außerordentlichen Intensivierung des Besitzwunsches führen müssen, während in einer Gesellschaft, in der Besitz nicht die Basis des gesellschaftlichen Ansehens ist, sondern etwa für die Gesamtheit wichtige Leistungen, die gleichen narzistischen Impulse sich nicht als „Erwerbstrieb" äußern, sondern als „Trieb" zur sozial wichtigen Leistung. Da die narzistischen Bedürfnisse zu den elementarsten und mächtigsten seelischen Strebungen gehören, ist es besonders wichtig zu erkennen, daß die Ziele und damit die konkreten Inhalte der narzistischen Strebungen von der bestimmten Struktur einer Gesellschaft abhängen und daß deshalb der „Erwerbstrieb" zu einem großen Teil nur der besonderen Hochschätzung des Besitzes in der bürgerlichen Gesellschaft seine imponierende Rolle verdankt.

Wenn also in der materialistischen Geschichtsauffassung von ökonomischen Ursachen gesprochen wird, so ist — abgesehen von der

eben angeführten Bedeutung — nicht Ökonomie als subjektives psychologisches Motiv, sondern als objektive Bedingung der menschlichen Lebenstätigkeit gemeint. Alles menschliche Agieren, die Befriedigung aller Bedürfnisse hängt ab von der Eigenart der vorgefundenen natürlichen ökonomischen Bedingungen, und diese Bedingungen sind es, die das Wie des Lebens der Menschen vorschreiben. Das Bewußtsein der Menschen ist für Marx nur zu verstehen aus ihrem gesellschaftlichen Sein, aus ihrem irdischen, realen, eben durch den Stand der Produktivkräfte bedingten Leben.

„Die Produktion der Ideen, Vorstellungen, des Bewußtseins ist zunächst unmittelbar verflochten in die materielle Tätigkeit und den materiellen Verkehr der Menschen, Sprache des wirklichen Lebens. Das Vorstellen, Denken, der geistige Verkehr der Menschen erscheinen hier noch als direkter Ausfluß ihres materiellen Verhaltens. Von der geistigen Produktion, wie sie in der Sprache der Politik, der Gesetze, der Moral, der Religion, Metaphysik usw. eines Volkes sich darstellt, gilt dasselbe. Die Menschen sind die Produzenten ihrer Vorstellungen, Ideen usw., aber die wirklichen, wirkenden Menschen, wie sie bedingt sind durch eine bestimmte Entwicklung ihrer Produktivkräfte und des denselben entsprechenden Verkehrs bis zu seinen weitesten Formationen hinauf. Das Bewußtsein kann nie etwas anderes sein als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß. Wenn in der ganzen Ideologie die Menschen und ihre Verhältnisse wie in einer camera obscura auf den Kopf gestellt erscheinen, so geht dieses Phänomen ebensosehr aus ihrem historischen Lebensprozeß hervor, wie die Umdrehung der Gegenstände auf der Netzhaut aus ihrem unmittelbar physischen."[1])

Der historische Materialismus faßt den geschichtlichen Prozeß als Prozeß der aktiven und passiven Anpassung des Menschen an die ihn umgebenden natürlichen Bedingungen auf. „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber."[2]) Der Mensch und die Natur sind die beiden aufeinander einwirkenden, sich wechselseitig verändernden und bedingenden Pole. Immer bleibt der historische Prozeß an die Gegebenheiten der natürlichen Bedingungen außerhalb des Menschen wie seiner eigenen Beschaffenheit gebunden. Obwohl Marx gerade davon ausging, in welchem ungeheuren Ausmaß der Mensch die Natur und sich selbst im gesellschaftlichen Prozeß verändert, hat er immer wieder betont, daß alle Veränderungen an die natürlichen Bedingungen gebunden sind. Dies unterscheidet gerade seinen Standpunkt von gewissen idealistischen,

---

[1]) Marx und Engels, Teil I der „Deutschen Ideologie". Marx-Engels Archiv, Bd. I, S. 239.

[2]) Marx, Kapital S. 140.

dem menschlichen Willen unbeschränkte Macht zutrauenden Positionen[1]).

Marx und Engels sagen in der „Deutschen Ideologie"[2]):

„Die Voraussetzungen, mit denen wir beginnen, sind keine willkürlichen, keine Dogmen, es sind wirkliche Voraussetzungen, von denen man nur in der Einbildung abstrahieren kann. Es sind die wirklichen Individuen, ihre Aktion und ihre materiellen Lebensbedingungen, sowohl die vorgefundenen wie die durch ihre eigene Aktion erzeugten. Diese Voraussetzungen sind also auf rein empirischem Wege konstatierbar.

Die erste Voraussetzung aller Menschengeschichte ist natürlich die Existenz lebendiger menschlicher Individuen. Der erste zu konstatierende Tatbestand ist also die körperliche Organisation dieser Individuen und ihr dadurch gegebenes Verhältnis zur übrigen Natur. Wir können hier natürlich weder auf die physische Beschaffenheit der Menschen selbst noch auf die von den Menschen vorgefundenen Naturbedingungen, die geologischen, orohydrographischen, klimatischen und anderen Verhältnisse eingehen. Alle Geschichtsschreibung muß von diesen natürlichen Grundlagen und ihrer Modifikation im Laufe der Geschichte durch die Aktion der Menschen ausgehen."

Wie stellt sich nun, nach Beseitigung der gröbsten Mißverständnisse, das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und historischem Materialismus dar?

Die Psychoanalyse kann die Gesamtauffassung des historischen Materialismus an einer ganz bestimmten Stelle bereichern, nämlich in der umfassenderen Kenntnis eines der im gesellschaftlichen Prozeß wirksamen Faktoren, der Beschaffenheit des Menschen selbst, seiner „Natur". Sie reiht den Triebapparat des Menschen in die Reihe der natürlichen Bedingungen ein, die selber modifizieren, aber in deren Natur auch die Grenzen der Modifizierbarkeit liegen. Der Triebapparat des Menschen ist eine der „natürlichen" Bedingungen, die zum Unterbau des gesellschaftlichen Prozesses gehören. Aber nicht der Triebapparat „im allgemeinen", in seiner biologischen „Urform". Als solcher erscheint er in Wirklichkeit niemals, sondern immer schon in einer bestimmten, eben durch den gesellschaftlichen Prozeß veränderten Form. Die menschliche Psyche bzw. deren Wurzeln, die libidinösen Kräfte, gehören mit zum Unterbau, sie sind aber nicht etwa „der" Unterbau, wie eine psychologistische Interpretation meint, und „die" menschliche Psyche ist auch immer nur die durch den gesellschaftlichen Prozeß

---

[1]) Vgl. zu dieser Frage die das Naturmoment besonders klar hervorhebende Arbeit von Bucharin, Die Theorie des historischen Materialismus, 1922, und die dieses Problem speziell behandelnde und klärende Arbeit von K. A. Wittfogel, Geopolitik, geographischer Materialismus und Marxismus. (Unter dem Banner des Marxismus III, 1, 4, 5.)

[2]) a. a. O. S. 237f.

modifizierte Psyche. Der historische Materialismus verlangt eine Psychologie, d. h. eine Wissenschaft von den seelischen Eigenschaften des Menschen. Erst die Psychoanalyse hat eine Psychologie geliefert, die für den historischen Materialismus brauchbar ist.

Diese Ergänzung ist besonders aus folgendem Grunde wichtig. Marx und Engels konstatierten die Abhängigkeit allen ideologischen Geschehens vom ökonomischen Unterbau, sahen im Geistigen „das in den Menschenkopf umgesetzte Materielle". Gewiß konnte in vielen Fällen der historische Materialismus auch ohne alle psychologischen Voraussetzungen richtige Antworten geben. Aber doch nur entweder da, wo die Ideologie einen mehr oder weniger zweckrationalen Charakter mit Bezug auf gewisse Klassenziele trägt oder da, wo es sich darum handelt, richtige Zuordnungen zwischen ökonomischem Unterbau und ideologischem Überbau vorzunehmen, ohne doch zu erklären, wie der Weg von der Ökonomie zum menschlichen Kopf oder Herz geht[1]). Aber über das Wie der Umsetzung des Materiellen in den Menschenkopf konnten und wollten — mangels einer brauchbaren Psychologie — Marx und Engels keine Antwort geben. Die Psychoanalyse kann zeigen, daß die Ideologien die Produkte von bestimmten Wünschen, Triebregungen, Interessen, Bedürfnissen sind, die, selber zum großen Teil nicht bewußt, als „Rationalisierung" in Form der Ideologie auftreten; daß aber diese Triebregungen selbst zwar einerseits auf der Basis biologisch bedingter Triebe erwachsen, aber weitgehend ihrer Quantität und ihrem Inhalt nach von der sozial-ökonomischen Situation des Individuums bzw. seiner Klasse geprägt sind. Wenn, wie Marx sagt, die Menschen die Produzenten ihrer Ideologie sind, so kann eben gerade die analytische Sozialpsychologie die Eigenart dieses Produktionsprozesses der Ideologien, die Art des Zusammenwirkens „natürlicher" und gesellschaftlicher Faktoren in ihm beschreiben und erklären. Die Psychoanalyse kann also zeigen, wie sich auf dem Wege über das Triebleben die ökonomische Situation in Ideologie umsetzt. Dabei ist ganz besonders zu betonen, daß dieser „Stoffwechsel" zwischen Triebwelt und Umwelt dazu führt, daß sich der Mensch als solcher verändert,

---

[1]) Zur Frage nach dem Wesen des ideologischen Überbaus vgl. auch Engels' Brief an Mehring (v. 14. Juli 1893, zitiert nach Duncker, Über historischen Materialismus, Berlin 1930): „Nämlich wir alle haben zunächst das Hauptgewicht auf die Ableitung der politischen, rechtlichen und sonstigen ideologischen Vorstellungen und durch diese Vorstellungen vermittelter Handlungen aus den ökonomischen Grundtatsachen gelegt und legen müssen. Dabei haben wir dann die formelle Seite über der inhaltlichen vernachlässigt: die Art und Weise, wie diese Vorstellungen zustande kommen."

genau so wie die „Arbeit" die außermenschliche Natur verändert. Die Richtung dieser Veränderung des Menschen kann hier nur angedeutet werden. Sie liegt vor allem in dem von Freud verschiedentlich betonten Wachstum der Ich-Organisation und dem damit verbundenen Wachstum der Sublimierungsfähigkeit[1]). Die Psychoanalyse erlaubt uns also, die Ideologiebildung als eine Art „Arbeitsprozeß", als eine der Situationen des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur anzusehen, wobei die Besonderheit darin liegt, daß die „Natur" in diesem Fall innerhalb und nicht außerhalb des Menschen liegt.

Die Psychoanalyse kann gleichzeitig über die Wirkungsweise der Ideologien oder Ideen auf die Gesellschaft Aufschluß geben. Sie kann aufzeigen, daß die Wirkung einer „Idee" wesentlich auf ihrem unbewußten und an bestimmte Triebtendenzen appellierenden Gehalt beruht, d. h. daß es Art und Stärke des libidinösen Resonanzbodens der Gesellschaft oder einer Klasse ist, die über die soziale Wirkung der Ideologien mitbestimmt.

Wenn so klar zu sein scheint, daß die psychoanalytische Sozialpsychologie in einem ganz bestimmten Punkt ihren Platz innerhalb des historischen Materialismus hat, so ist noch auf einige Punkte hinzuweisen, in denen sie ganz unmittelbar gewisse Schwierigkeiten zu beseitigen imstande ist.

Zunächst einmal kann der historische Materialismus gewissen Einwänden klarer entgegnen. Wenn darauf hingewiesen wurde, welche Rolle in der Geschichte ideelle Momente, wie Freiheitswille, Liebe zur Gruppe, der man angehört, usw. spielen, so konnte man vom Standpunkt des historischen Materialismus aus wohl diese Fragestellung als eine psychologische ablehnen und sich darauf beschränken, die objektive ökonomische Bedingtheit der historischen Ereignisse nachzuweisen. Man war aber nicht imstande, eine klare Antwort darauf zu geben, welcher Art und Herkunft denn nun wirklich diese — als psychische Antriebe doch offenbar sehr wirksamen — menschlichen Kräfte sind und wie man sie im gesellschaftlichen Prozeß einzuordnen hat. Die Psychoanalyse kann aufzeigen, daß diese scheinbar ideellen Motive in Wirklichkeit nichts anderes als der rationalisierte Ausdruck von triebhaften, libidinösen Bedürfnissen sind und daß Inhalt und Umfang der jeweils herrschenden Bedürfnisse wiederum nur aus dem

[1]) Daß damit allerdings auch ein Wachstum des Über-Ichs und der Verdrängungen verknüpft sein soll, erscheint uns ein innerer Widerspruch. Wachstum des Ichs und der Sublimierungsmöglichkeiten heißt ja gerade Bewältigung der Triebe auf anderem Weg als dem der Verdrängung.

Einfluß der sozialökonomischen Situation auf die gegebene Triebstruktur der die Ideologie bzw. das dahinterstehende Bedürfnis produzierenden Gruppe zu verstehen sind. Es ist also der Psychoanalyse möglich, auch die sublimsten ideellen Beweggründe auf ihren irdischen libidinösen Kern zu reduzieren, ohne dabei gezwungen zu sein, die ökonomischen Bedürfnisse als die allein wichtigen anzusehen.

Der Mangel an einer dem historischen Materialismus adäquaten Psychologie führte dazu, daß gewisse Vertreter des historischen Materialismus an dieser Stelle eine private, rein idealistische Psychologie aufstellten. Ein typisches Beispiel — typischer noch als offen idealistische Autoren wie Bernstein — ist Kautsky. Er nimmt an, daß es einen dem Menschen eingeborenen „sozialen Trieb" gibt. Das Verhältnis zwischen diesem sozialen Trieb und den sozialen Verhältnissen beschreibt er folgendermaßen: „Je nach der Stärke und Schwäche seiner sozialen Triebe wird der Mensch mehr zum Bösen oder Guten neigen. Doch hängt dies nicht minder von seinen Lebensbedingungen in der Gesellschaft ab"[1]). Es ist klar, daß dieser eingeborene soziale Trieb nichts anderes ist als das dem Menschen eingeborene moralische Prinzip und daß sich der kautskysche Standpunkt nur in der Ausdrucksweise von einer idealistischen Ethik unterscheidet[2]).

Diejenigen marxistischen Autoren aber, die nicht die Wendung zu einer idealistischen Psychologie und Ethik gemacht haben, schenken der Psychologie überhaupt wenig Beachtung[3]). Nun ist es gewiß

---

[1]) a. a. O., S. 262.

[2]) Die gleiche Position vertritt Kautsky, wenn er der Annahme, der historische Materialismus sei eine ökonomistische Psychologie, folgendermaßen entgegnet: „Würde die materialistische Geschichtsauffassung wirklich behaupten, daß die Menschen nur von ökonomischen Motiven oder von materiellen Interessen bewegt werden, dann würde es sich nicht lohnen, daß wir uns ausführlich mit ihr beschäftigen. Dann wäre sie nur eine Vergröberung jener sehr alten Anschauung, die im Egoismus oder im Streben nach Lust das einzige Motiv menschlichen Handelns erblickt. Dann hätten auch Marx und Engels ihre Theorie durch ihre eigene Praxis schlagend widerlegt, denn es hat nie zwei Menschen gegeben, die selbstloser waren und weniger durch materielle Motive bewegt wurden, als meine beiden Meister" (a. a. O., S. 6). Hier enthüllt sich klar die idealistische Position Kautskys. Er bemerkt keineswegs, daß ökonomische Motive und Streben nach Lust zwei ganz verschiedene Dinge sind und daß auch die wertvollen persönlichen Qualitäten nicht jenseits des von Bedürfnissen der verschiedensten Art erfüllten und auf ihre Befriedigung bedachten seelischen Apparates stehen.

[3]) Bucharin hat in seiner „Theorie des historischen Materialismus" dem Problem der Psychologie ein besonderes Kapitel gewidmet. Er erklärt darin vollkommen richtig, daß die Psychologie einer Klasse nicht identisch ist mit ihrem „Interesse", worunter er ihre realen, ökonomischen Interessen versteht; daß aber immer die Psychologie der Klasse aus ihrer öko-

richtig, worauf oben schon hingewiesen wurde, daß der gesellschaftliche Prozeß auch ohne Psychologie aus der Kenntnis der ökonomischen und von ihnen abhängigen sozialen Kräfte verstanden werden kann. Da ja aber nicht die gesellschaftlichen Gesetze es sind, welche handeln, sondern lebendige Menschen, d. h. da die ökonomischen und sozialen Notwendigkeiten sich durch das Medium nicht nur des menschlichen rationalen Denkens, sondern vor allem des menschlichen Triebapparates, seiner libidinösen Kräfte, durchsetzen, ergibt sich folgendes: einmal ist die menschliche Triebwelt eine Naturkraft, die gleich andern (also etwa Bodenfruchtbarkeit, Bewässerung usw.) unmittelbar zum Unterbau des gesellschaftlichen Prozesses gehört und einen wichtigen naturalen, sich unter dem Einfluß des gesellschaftlichen Prozesses verändernden Faktor darstellt, dessen Kenntnis also zum vollständigen Verständnis des gesellschaftlichen Prozesses notwendig ist; weiterhin, daß die Produktion und Wirkungsweise der Ideologien nur aus der Kenntnis des Funktionierens des Triebapparates richtig verstanden werden kann; endlich, daß beim Auftreffen der ökonomisch bedingenden Faktoren auf dieses Medium, die Triebwelt, gleichsam gewisse Brechungen entstehen, d. h. daß durch die Eigenart der Triebstruktur sich faktisch der soziale Prozeß, vor allem im Tempo, anders — rascher oder langsamer — vollzieht, als dies bei theoretischer Vernachlässigung des psychischen Faktors zu erwarten ist. Es ergibt sich also aus der Verwendung der Psychoanalyse innerhalb des historischen Materialismus eine Verfeinerung der Methode, eine Erweiterung der Kenntnis der im gesellschaftlichen Prozeß wirksamen Kräfte, eine noch größere Sicherheit sowohl im Verständnis historischer Abläufe als in der Prognose künf-

---

nomisch-sozialen Rolle verstanden werden muß. Er erwähnt als Beispiel Situationen, wo eine Verzweiflungsstimmung die Massen oder Gruppen nach einer großen Niederlage im Klassenkampf erfaßt. „Dann ist ein Zusammenhang mit dem Klasseninteresse nachweisbar, aber dieser Zusammenhang ist eigentümlicher Art: der Kampf wurde von verborgenen Triebfedern der Interessen (gesperrt E. F.) geführt, aber nun ist die Armee der Kämpfer geschlagen; auf diesem Boden entsteht die Zersetzung, die Verzweiflung, es beginnt das Hoffen auf ein Wunder, das Predigen der Menschenflucht, die Blicke richten sich gen Himmel." Bucharin fährt dann fort: „Wir sehen also, daß bei der Betrachtung der Klassenpsychologie wir es mit einer wiederum sehr komplizierten Erscheinung zu tun haben, die sich keineswegs auf das nackte Interesse allein zurückführen läßt, die aber stets durch jenes konkrete Milieu zu erklären ist, in das die betreffende Klasse geraten ist." Er spricht dann weiterhin auch von den ideologischen Prozessen als von einer besonderen Art der gesellschaftlichen Arbeit. Aber da ihm eine entsprechende Psychologie nicht zur Verfügung steht, kommt er nicht weiter als eben bis zu dieser Feststellung, kann es ihm nicht gelingen, die Art dieses Arbeitsprozesses zu verstehen.

tigen gesellschaftlichen Geschehens und speziell das vollkommene Verständnis der Produktion der Ideologien.

Der Grad der Fruchtbarkeit einer psychoanalytischen Sozialpsychologie hängt natürlich ab von dem Grad der Bedeutung, den die libidinösen Kräfte im gesellschaftlichen Prozeß haben. Eine auch nur einigermaßen vollständige Untersuchung müßte weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausführen. Wir begnügen uns deshalb an dieser Stelle mit einigen andeutenden grundsätzlichen Bemerkungen.

Wenn man fragt, durch welche Kräfte eine bestimmte Gesellschaft in ihrer Stabilität gehalten, durch welche andererseits diese Stabilität erschüttert wird, so sieht man, daß es zwar die ökonomischen Bedingungen, die gesellschaftlichen Widersprüche sind, die über Stabilität oder Zerfall einer Gesellschaft entscheiden, daß aber der Faktor, der auf der Basis dieser Bedingungen ein überaus wichtiges Element in der gesellschaftlichen Struktur darstellt, die in den Menschen wirksamen libidinösen Tendenzen sind. Gehen wir zunächst von einer relativ stabilen gesellschaftlichen Konstellation aus. Was hält die Menschen zusammen, was macht gewisse Solidaritätsgefühle, was gewisse Einstellungen der Unter- und Überordnung möglich? Gewiß, es ist der äußere Machtapparat (also Polizei, Justiz, Militär usw.), der die Gesellschaft nicht aus den Fugen gehen läßt. Gewiß, es sind die zweckrationalen, egoistischen Interessen, die zur Formierung und Stabilität beitragen. Aber weder der äußere Machtapparat noch die rationalen Interessen würden ausreichen, um das Funktionieren der Gesellschaft zu garantieren, wenn nicht die libidinösen Strebungen der Menschen hinzukämen. Es sind die libidinösen Kräfte der Menschen, die gleichsam den Kitt formieren, ohne den die Gesellschaft nicht zusammenhielte, und die zur Produktion der großen gesellschaftlichen Ideologien in allen kulturellen Sphären beitragen.

Verdeutlichen wir dies an einer besonders wichtigen gesellschaftlichen Konstellation, am Verhältnis der Klassen zueinander. In der uns bekannten Geschichte herrscht eine Minorität über die Majorität der Gesellschaft. Diese Klassenherrschaft war nicht der Erfolg von List und Betrug, wie es etwa die Aufklärung darstellt, sondern sie war notwendig und bedingt von der ökonomischen Gesamtsituation der Gesellschaft, vom Stand der Produktivkräfte. So erscheint etwa Necker „das Volk durch Eigentumsgesetze verdammt, immer nur das Allernotwendigste für seine Arbeit zu bekommen". Die Gesetze werden als Schutzmaßregeln der Besitzenden gegen die Besitzlosen angesehen. Sie seien, so schreibt Linguet, gewissermaßen „eine Ver-

schwörung gegen den zahlreichsten Teil des Menschengeschlechts, gegen den dieser nirgends und auf keine Art Hilfe finden könne"[1]).

Die Aufklärung hat das Abhängigkeitsverhältnis beschrieben und kritisiert, wenn sie auch seine ökonomische Bedingtheit nicht erkannte. In der Tat entspricht die Feststellung der Herrschaft einer Minorität dem geschichtlichen Verlauf. Welches sind aber die Faktoren, die diesem Abhängigkeitsverhältnis Bestand verleihen?

Es sind wohl in erster Reihe die Mittel physischen Zwangs, und es sind bestimmte Gruppen, die mit der Handhabung dieser Mittel beauftragt sind, aber daneben gibt es noch einen anderen wichtigen Faktor: die libidinösen Bindungen, Angst, Liebe, Vertrauen, die die Seelen der Majorität in ihrem Verhältnis zur herrschenden Klasse erfüllen. Diese seelische Einstellung ist aber keine willkürliche, zufällige, sie ist der Ausdruck der libidinösen Anpassung der Menschen an die ökonomisch notwendigen Lebensbedingungen. Da und solange diese die Herrschaft einer Minorität über eine Majorität notwendig machen, paßt sich auch die Libido dieser ökonomischen Struktur an und wird damit selbst zu einem das Klassenverhältnis stabilisierenden Moment.

Über der Anerkennung der ökonomischen Bedingtheit der libidinösen Struktur darf aber die Sozialpsychologie nicht vergessen, die psychologische Basis dieser Struktur zu untersuchen; d. h. es ist nicht nur zu erforschen, warum diese libidinöse Struktur notwendig ist, sondern auch wie sie psychologisch möglich ist, durch welche Mechanismen sie funktioniert. Bei der Untersuchung dieser Wurzeln der libidinösen Bindung der Majorität an die herrschende Minorität wird etwa die Sozialpsychologie feststellen, daß diese Bindung eine Wiederholung bzw. eine Fortsetzung der seelischen Haltung ist, die diese erwachsenen Menschen als Kinder zu ihren Eltern, speziell zu ihrem Vater gehabt haben (innerhalb der bürgerlichen Familie)[2]). Es handelt sich um eine Mischung von Bewunderung, Angst, Glauben an die Kraft, Klugheit und guten Absichten des Vaters, d. h. affektiv bedingte Überschätzung seiner intellektuellen und moralischen Qualitäten, wie wir sie beim Kind im Verhältnis zum Vater wie beim Erwachsenen innerhalb der patriarchalischen Klassengesellschaft im Verhältnis zum Angehörigen der herrschenden Klasse finden. Hiermit eng verknüpft sind gewisse moralische Prinzipien,

---

[1]) Zitiert nach Grünberg in den „Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik" in Stuttgart 1924, S. 31.

[2]) Es darf aber nicht vergessen werden, daß dieses bestimmte Vater-Kind-Verhältnis seinerseits selbst gesellschaftlich bedingt ist.

die es den Armen vorziehen lassen zu leiden, als „Unrecht" zu tun, die ihn glauben lassen, der Sinn seines Lebens sei Gehorsam und Pflichterfüllung im Dienste der Mächtigen usf. Auch diese für die soziale Stabilität so überaus wichtigen ethischen Vorstellungen sind das Produkt bestimmter affektiver, emotionaler Beziehungen zu denjenigen, die diese Vorstellungen inaugurieren und vertreten.

Selbstverständlich wird es nicht dem Zufall überlassen, ob solche Vorstellungen entstehen oder nicht. Vielmehr dient ein ganz wesentlicher Teil des Kulturapparates dazu, die sozial geforderte Haltung systematisch und planmäßig zu schaffen. Die Darstellung der Rolle, die das gesamte Erziehungswesen oder auch z. B die Strafjustiz hierbei spielen, ist eine wichtige Aufgabe der Sozialpsychologie[1]).

Wir haben die libidinösen Beziehungen zwischen der herrschenden Minorität und der beherrschten Majorität herausgegriffen, weil dieses Verhältnis der soziale wie psychische Kern jeder Klassengesellschaft ist. Aber auch alle andern Beziehungen innerhalb der Gesellschaft tragen ihr besonderes libidinöses Gepräge. Etwa die Beziehungen der Angehörigen der gleichen Klasse weisen eine andere psychische Färbung innerhalb des Kleinbürgertums als innerhalb des Proletariats auf, die libidinöse Beziehung zum politischen Führer ist psychologisch anders strukturiert beim seine Klasse zwar führenden, aber sich mit ihr identifizierenden und ihren Wünschen dienenden, proletarischen und anders bei dem der Masse als starker Mann, als mächtiger, vergrößerter pater familias gegenüberstehenden, kommandierenden Führer[2]).

---

[1]) Vgl. Fromm, Zur Psychologie des Verbrechers und der strafenden Gesellschaft. Imago, XVII, 12. — Der Kulturapparat dient auch nicht nur dazu, die libidinösen Kräfte (speziell die praegenitalen und die Partialtriebe) der Menschen in bestimmte, gesellschaftlich erwünschte Richtungen zu lenken, sondern auch, die libidinösen Kräfte so weit zu schwächen, daß sie nicht zu einer Gefahr für die gesellschaftliche Stabilität werden. In dieser Abdämpfung der libidinösen Kräfte, bzw. ihrer Zurücklenkung auf das praegenitale Gebiet, ist auch ein Grund der Sexualmoral gewisser Gesellschaften zu finden.

[2]) Freud hat in seiner „Massenpsychologie und Ich-Analyse" gerade auf die libidinösen Momente des Verhältnisses zum Führer hingewiesen. Er hat aber „den Führer" abstrakt genommen, wie er „die Masse" abstrakt nimmt, d. h. ohne Rücksicht auf ihre konkrete Situation. Dadurch bekommt auch die Darstellung der psychischen Vorgänge eine Allgemeinheit, die der Wirklichkeit nicht entspricht, bzw. es wird ein bestimmter Typ der Beziehung zum Führer zum allgemeinen gestempelt. Auch wird überhaupt das entscheidende Problem der Sozialpsychologie, das Verhältnis der Klassen, durch ein sekundäres, das Verhältnis Masse-Führer ersetzt. Es bleibt aber bemerkenswert, daß Freud in dieser Arbeit die die Masse herabsetzenden Tendenzen der bürgerlichen Sozialpsychologen feststellt und seinerseits nicht teilt.

Entsprechend der Mannigfaltigkeit der möglichen libidinösen Beziehungen herrschen auch tatsächlich die allerverschiedensten Arten gefühlsmäßiger Bindungen innerhalb der Gesellschaft. Ihre Beschreibung und Erklärung ist an dieser Stelle auch nur andeutungsweise ganz unmöglich. Es ist dies eine Hauptaufgabe einer analytischen Sozialpsychologie. Nur soviel muß gesagt werden, daß jede Gesellschaft, so, wie sie eine bestimmte ökonomische und eine soziale, politische und geistige Struktur hat, auch eine ihr ganz spezifische libidinöse Struktur hat. Die libidinöse Struktur ist das Produkt der Einwirkung der sozial-ökonomischen Bedingungen auf die Triebtendenzen, und sie ist ihrerseits ein wichtiges bestimmendes Moment für die Gefühlsbildung innerhalb der verschiedenen Schichten der Gesellschaft wie auch für die Beschaffenheit des „ideologischen Überbaus". Die libidinöse Struktur einer Gesellschaft ist das Medium, in dem sich die Einwirkung der Ökonomie auf die eigentlich menschlichen, seelisch-geistigen Erscheinungen vollzieht.

Selbstverständlich bleibt die libidinöse Struktur einer Gesellschaft so wenig konstant wie ihre ökonomische und soziale. Sie hat aber eine relative Konstanz, solange die Gesellschaftsstruktur in einem gewissen Gleichgewicht ist, d. h. also in den relativ konsolidierten Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung. Mit dem Wachsen der objektiven Widersprüche innerhalb der Gesellschaft, mit der beginnenden stärkeren Zersetzung einer bestimmten Gesellschaftsform treten auch gewisse Veränderungen in der libidinösen Struktur der Gesellschaft ein; traditionelle, die Stabilität der Gesellschaft erhaltende Bindungen verschwinden, traditionelle Gefühlshaltungen ändern sich. Libidinöse Kräfte werden zu neuen Verwendungen frei und verändern damit ihre soziale Funktion. Sie tragen nun nicht mehr dazu bei, die Gesellschaft zu erhalten, sondern sie führen zum Aufbau neuer Gesellschaftsformationen, sie hören gleichsam auf, Kitt zu sein und werden Sprengstoff.

Kehren wir noch einmal zu der am Eingang diskutierten Fragestellung zurück, dem Verhältnis der Triebe zu den Lebensschicksalen, also den äußeren Lebensbedingungen des Menschen! Wir hatten gesehen, daß die analytische Personalpsychologie die Triebentwicklung als Produkt der aktiven und passiven Anpassung der Triebstruktur an die Lebensbedingungen ansieht. Das Verhältnis zwischen der libidinösen Struktur der Gesellschaft und ihren ökonomischen Bedingungen ist prinzipiell genau das gleiche. Es handelt sich um einen Prozeß der aktiven und passiven Anpassung der libidinösen

Struktur der Gesellschaft an die ökonomischen Bedingungen. Die Menschen, eben getrieben von ihren libidinösen Impulsen, verändern ihrerseits die ökonomischen Bedingungen, die veränderten ökonomischen Bedingungen bewirken, daß neue libidinöse Strebungen und Befriedigungen entstehen usf. Entscheidend ist, daß alle diese Veränderungen in letzter Instanz auf die ökonomischen Bedingungen zurückgehen, daß sich die Triebregungen und Bedürfnisse im Sinne der ökonomischen Bedingungen, d. h. des jeweils Möglichen bzw. Notwendigen verändern und anpassen.

Innerhalb der Auffassung des historischen Materialismus findet die analytische Psychologie eindeutig ihren Platz. Sie untersucht einen der im Verhältnis Gesellschaft — Natur wirksamen natürlichen Faktoren, die menschliche Triebwelt, die aktive und passive Rolle, die sie innerhalb des gesellschaftlichen Prozesses spielt. Sie untersucht damit zugleich einen entscheidenden zwischen der ökonomischen Basis und der Ideologiebildung vermittelnden Faktor. Die analytische Sozialpsychologie ermöglicht dadurch das volle Verständnis des ideologischen Überbaus aus dem zwischen Gesellschaft und Natur sich abspielenden Prozeß.

Kurz zusammengefaßt ist das Ergebnis dieser Untersuchung über Methode und Aufgabe einer psychoanalytischen Sozialpsychologie:

Die Methode ist die der klassischen Freudschen Psychoanalyse, d. h. auf soziale Phänomene übertragen: Verständnis der gemeinsamen, sozial relevanten seelischen Haltungen aus dem Prozeß der aktiven und passiven Anpassung des Triebapparates an die sozial-ökonomischen Lebensbedingungen der Gesellschaft.

Die Aufgabe einer psychoanalytischen Sozialpsychologie liegt zunächst in der Herausarbeitung der sozial wichtigen libidinösen Strebungen, mit anderen Worten in der Darstellung der libidinösen Struktur der Gesellschaft. Ferner hat die Sozialpsychologie die Entstehung dieser libidinösen Struktur und ihre Funktion im gesellschaftlichen Prozeß zu erklären. Die Theorie, wie die Ideologien aus dem Zusammenwirken von seelischem Triebapparat und sozialökonomischen Bedingungen entstehen, wird dabei ein besonders wichtiges Stück sein.

Die Wert-Preis-Transformation bei Marx und das Krisenproblem.

Von

Henryk Grossmann (Frankfurt a. M.).

I. Die konkrete Wirklichkeit als Objekt und Ziel der Marxschen Erkenntnis.

Die Aufgabe aller Wissenschaft besteht in der Erforschung und dem Verständnis der konkret gegebenen Totalität der Phänomene, ihres Zusammenhanges und ihrer Veränderungen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe liegt darin, daß die Phänomene nicht unmittelbar mit dem Wesen der Dinge zusammenfallen. Die Erforschung des Wesens bildet die Voraussetzung für die Erkenntnis der Erscheinungswelt. Allein wenn Marx im Gegensatz zur Vulgärökonomie das „verborgene Wesen" und den „inneren Zusammenhang" der ökonomischen Realität erkennen will (Marx, Kapital III 2, S. 352[1])), so besagt das nicht, daß ihn die konkreten Erscheinungen nicht interessieren. Im Gegenteil! Unmittelbar sind dem Bewußtsein nur die Erscheinungen gegeben, woraus sich — schon rein methodologisch — ergibt, daß man nur durch die Analyse der Erscheinungen zu ihrem verborgenen wesentlichen „Kern" gelangen kann (vgl. Marx, Kapital, III 1, S. 17, 22).

Aber die konkreten Erscheinungen sind für Marx nicht nur deshalb wichtig, weil sie Ausgangspunkt und Mittel für die Erkenntnis der „wirklichen Bewegung" sind, sondern sie selbst sind es, die Marx letzten Endes in ihrem Zusammenhang erkennen und verstehen will. Denn keinesfalls will er sich — unter Ausschaltung der Phänomene — lediglich auf die Erforschung des „Wesens" beschränken. Vielmehr hat das erkannte Wesentliche die Funktion, uns zu befähigen, die konkreten Erscheinungen zu begreifen. Deshalb ist Marx bemüht, „das Gesetz der Phänomene", das sie beherrscht, also „das Gesetz ihrer Veränderungen" zu finden. (Nachwort zur 2. Ausg. d. „Kapital".)

Unverständlich und „prima facie abgeschmackt" sind nach Marx nur die Phänomene an sich, ohne Zusammenhang mit dem „ver-

[1]) Im folgenden werden der I. und der III. Band des Marxschen „Kapital" nach der dritten, der II. Band nach der ersten Auflage, „Theorien über den Mehrwert" als „Mehrwert" zitiert.

borgenen Wesen" der Dinge. Aber es wäre ein verhängnisvoller Fehler der ökonomischen Wissenschaft, wenn sie — in den umgekehrten Irrtum der Vulgärökonomie verfallend — nun in der Analyse bei dem gefundenen „verborgenen Wesen" der Dinge verbliebe, ohne von ihm her den Rückweg zur konkreten Erscheinung, um deren Erklärung es sich doch handelt, zu finden, d. h. ohne die vielen Vermittlungen zwischen Wesen und Erscheinungsform zu rekonstruieren! Deshalb sieht auch Marx in diesem Wege vom Abstrakten zum Konkreten „offenbar die wissenschaftlich richtige Methode". Hier „führen die abstrakten Bestimmungen zur Reproduktion des Konkreten im Wege des Denkens", weil „die Methode, vom Abstrakten zum Konkreten aufzusteigen, nur die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen, es als ein Konkretes geistig zu reproduzieren". (Einltg. z. Kritik d. Polit. Ökonomie, S. XXXVI).

An einem konkreten Beispiel zeigt Marx, daß es nicht genügt, die in der industriellen Produktion geschaffenen Werte auf das allgemeine Gesetz, d. h. darauf zurückzuführen, „daß die Werte der Waren bestimmt sind durch die in ihnen enthaltene Arbeitszeit". Denn die empirischen Vorgänge in der Zirkulationssphäre, z. B. der praktisch sichtbare Einfluß des Kaufmannskapitals auf die Warenpreise, zeigt „Phänomene, die ohne sehr weitläufige Analyse der Mittelglieder eine rein willkürliche Bestimmung der Preise vorauszusetzen scheinen", so daß der Schein entsteht, „als ob der Zirkulationsprozeß als solcher die Preise der Waren bestimme, unabhängig (innerhalb gewisser Grenzen) vom Produktionsprozeß", also von der Arbeitszeit. Um also das Illusorische dieses Scheins nachzuweisen und den „inneren Zusammenhang" zwischen dem Phänomen und dem „wirklichen Vorgang" herzustellen — was „ein sehr verwickeltes Ding und eine sehr ausführliche Arbeit ist" —, „ist es ein Werk der Wissenschaft, die sichtbare, bloß erscheinende Bewegung auf die innere wirkliche Bewegung zu reduzieren" (Kapital, III 1, S. 297), „ganz wie die scheinbare Bewegung der Himmelskörper nur dem verständlich, der ihre wirkliche, aber sinnlich nicht wahrnehmbare Bewegung kennt" (Kapital, I, S. 314).

Das entscheidend wichtige „Werk der Wissenschaft" ist also, die „Vermittlungen", die „Mittelglieder" zu finden, die von dem Wesen zum konkreten Phänomen führen, da ohne diese Mittelglieder die Theorie, d. h. das „Wesen" der Dinge im Widerspruch zur konkreten Wirklichkeit stünde. Mit Recht verspottet Marx solche

„Theoretiker", die sich in wirklichkeitsfremden Konstruktionen verlieren. Nur „der Vulgus hat daher geschlossen, daß die theoretischen Wahrheiten Abstraktionen sind, die den wirklichen Verhältnissen widersprechen" (Mehrwert, II 1, S. 166).

Diesem methodologischen Grundgedanken Marxens entspricht auch, wie ich dies bereits gezeigt habe[1]), der Aufbau des Marxschen „Kapital" und das darin angewandte „Annäherungsverfahren", das seinen prägnantesten Ausdruck in der Konstruktion des Marxschen Reproduktionsschemas gefunden hat. Unter Anwendung zahlreicher vereinfachender Annahmen wird dort zunächst die „Reise" vom Konkreten zum Abstrakten unternommen. Es wird von der gegebenen Erscheinungswelt, von den konkreten Teilformen, in denen der Mehrwert in der Zirkulationssphäre auftritt (Unternehmergewinn, Zins, Handelsprofit usw.), abgesehen und die ganze Analyse des I. und II. Bandes des „Kapital" auf den Wert und Mehrwert als Ganzes, auf ihre Schöpfung und ihre Größenvariation im Produktions- und Akkumulationsprozeß konzentriert. Dabei wird der „dem Zirkulationsprozeß angehörige Schein" (K. I, S. 600) ausgeschaltet. Bestand die Aufgabe der Analyse im I. und II. Band des „Kapital" darin, die Schöpfung des Mehrwerts als das Wesen des ökonomischen Gesamtprozesses zu erforschen, so galt es nachher — und das bildet, wie dies Marx ausdrücklich betont, gerade die Aufgabe und den Inhalt des III. Bandes —, den „inneren Zusammenhang" zwischen dem aufgedeckten „Wesen" und seiner Erscheinungsform: den empirisch gegebenen Formen des Mehrwerts, herzustellen, d. h. „die konkreten Formen aufzufinden und darzustellen, welche aus dem Bewegungsprozeß des Kapitals als Ganzes betrachtet hervorwachsen. In ihrer wirklichen Bewegung treten sich die Kapitale in solchen konkreten Formen gegenüber" (Kapital, III 1, S. 1).

Hier, im III. Bande werden daher die früher gemachten vereinfachenden Voraussetzungen (z. B. der Verkauf der Waren zu ihren Werten, die Ausschaltung der Zirkulationssphäre und der Konkurrenz, die Behandlung des Mehrwerts in seiner Totalität und unter Ausschaltung der Teilformen, in die er sich spaltet usw.) fallen gelassen

---

[1]) H. Grossmann, Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems, Leipzig 1929, S. VIff. — „Die Änderung des ursprünglichen Aufbauplans des Marxschen ‚Kapital' und ihre Ursachen" (Arch. f. d. Gesch. d. Sozialismus, Jahrg. XIV, 1929). — „Die Goldproduktion im Reproduktionsschema v. Marx und Rosa Luxemburg", Festschrift für C. Grünberg, Leipzig 1932, S. 152.

und nachträglich, in dieser zweiten Etappe des Annäherungsverfahrens, schrittweise die bisher vernachlässigten Vermittlungen berücksichtigt und die konkreten Profitformen, wie sie in der empirischen Wirklichkeit sichtbar sind (Grundrente, Zins, Handelsprofit usw.), behandelt. Erst dadurch wird der Kreis der Marxschen Analyse geschlossen und der Nachweis erbracht, daß die Arbeitswerttheorie keine wirklichkeitsfremde Konstruktion ist, daß sie vielmehr tatsächlich das „Gesetz der Phänomene", d. h. die Grundlage bildet, die uns befähigt, die reale Welt der Erscheinungen zu erklären. Mit nicht mißzuverstehender Klarheit wird dieser methodologische Grundgedanke formuliert, wenn Marx sagt: „Wir hatten es in Buch I und II nur mit den Werten der Waren zu tun" . . . „Jetzt", d.h. im III. Buch, „hat sich der Produktionspreis als eine verwandelte Form des Werts entwickelt." (Kapital, III 1, S. 142). — „Die Gestaltungen des Kapitals, wie wir sie in diesem (dritten) Buch entwickeln, nähern sich also schrittweise der Form, worin sie auf der Oberfläche der Gesellschaft, in der Aktion der verschiedenen Kapitale aufeinander, der Konkurrenz, und im gewöhnlichen Bewußtsein der Produktionsagenten selbst auftreten."

II. Der Widerspruch zwischen dem Wertschema und der Wirklichkeit.

Bildet somit, wie gezeigt wurde, die Reproduktion der konkreten Wirklichkeit im Wege des Denkens das Ziel der Marxschen Erkenntnis, dann ist auch die Funktion des Marxschen Reproduktionsschemas innerhalb der Marxschen Forschungsmethode klar zu erkennen: es beansprucht nicht, für sich allein ein Abbild der konkreten kapitalistischen Wirklichkeit zu sein, es ist nur ein Glied im Marxschen Annäherungsverfahren, das, zusammen mit den vereinfachenden Annahmen, die dem Schema zugrunde liegen, und den nachträglichen Modifikationen im Sinne einer progressiven Konkretisierung ein unzertrennliches Ganzes bildet. Dabei verliert jeder dieser drei Teile für sich allein, ohne die beiden anderen, für die Erkenntnis der Wahrheit jeden Sinn und kann nur ein vorläufiges Erkenntnisstadium, die erste Etappe im Annäherungsverfahren an die konkrete Wirklichkeit, bedeuten.

Ist man sich über diesen Charakter des Marxschen Reproduktionsschemas im klaren, weiß man, daß es nur ein Hilfsmittel unseres Denkens und keine Wiedergabe konkreter Vorgänge ist, dann kann man auch über den Charakter der einzelnen Elemente, aus welchen das

Schema aufgebaut ist — Werte, Mehrwerte, verschiedene Profitraten in den einzelnen Produktionssphären — keinen Zweifel haben. Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, ist der Mehrwert eine reale Größe. (Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz, S. 196.) Dies gilt jedoch nur für die Gesamtgesellschaft, für welche die Werte und Preise, daher auch Mehrwert und Profit, quantitativ identische Größen sind. Anders verhält sich die Sache in bezug auf die einzelnen Produktionssphären. Innerhalb dieser haben wir in der kapitalistischen Wirklichkeit nicht Werte, sondern die von ihnen quantitativ divergierenden Produktionspreise, wir haben nicht Mehrwertgrößen, sondern Profitgrößen. Kurz, die im Reproduktionsschema vorkommenden Werte und Mehrwerte sind, quantitativ betrachtet, keine Wirklichkeitskategorien, sie sind nicht unmittelbar in der Welt der kapitalistischen Wirklichkeit gegeben, sind vielmehr aus methodologischen Gründen der Vereinfachung freigewählte Annahmen, die zunächst der Wirklichkeit widersprechen. Nehmen wir zunächst die Werte. Ist es noch nötig, daran zu erinnern, daß bei Marx der Verkauf der Waren zu ihren Werten nur den Charakter einer theoretischen vorläufigen Annahme hat, daß aber Marx nie und nirgends behauptet, daß diese Annahme der Wirklichkeit entspricht? So wird doch im I. Band des „Kapital“ ausdrücklich gesagt: „Wir unterstellen hier also . . ., daß der Kapitalist, der die Waren produziert, sie zu ihrem Wert verkauft“ (Kapital, I, S. 579) — „Wir unterstellen, daß die Waren zu ihrem Wert verkauft werden“ (Kapital, I, S. 530). — Auch im II. Band wird der theoretische Charakter dieser Voraussetzung betont, indem Marx sagt: „Im I. Buch . . . wurde unterstellt, daß der Kapitalist . . . das Produkt zu seinem Wert verkauft“ (Kapital, II, S. 343). Aber nirgends wird behauptet, daß diese Annahme der Wirklichkeit entspricht, vielmehr wird das Gegenteil gesagt, daß man sich durch diese Annahme von der Wirklichkeit entfernt und prima facie mit ihr in einen offenbaren Widerspruch gerät. Mit ungewöhnlicher Klarheit konstatiert nämlich Marx bereits im I. Band des „Kapital“, daß der Verkauf der Waren zu ihren Werten nur für den von ihm angenommenen theoretischen „Normalverlauf“ gilt, „sofern“ und „wenn“ das Phänomen „rein“ vor sich geht: „In seiner reinen Form bedingt der Zirkulationsprozeß den Warenaustausch von Äquivalenten. Jedoch gehen die Dinge in der Wirklichkeit nicht rein zu“ (Kapital, I, S. 136). — Hier wird also der „reine“ Vorgang der Wirklichkeit gegenübergestellt. Nur im ersteren, nicht aber in der letzteren werden die Waren

zu ihren Werten ausgetauscht. In einem Brief an Kugelmann vom 11. Juli 1868 geißelt Marx dann mit dem ihm eigentümlichen Sarkasmus die in der bürgerlichen Ökonomie oft vorkommende Verwechslung der theoretischen Annahme mit der Erfahrung. „Der Vulgärökonom hat nicht die geringste Ahnung davon, daß die wirklichen täglichen Austauschverhältnisse und die Wertgrößen nicht unmittelbar identisch sind.“

An unzähligen anderen Stellen in allen Bänden des „Kapital“ und in den „Theorien über den Mehrwert“ wiederholt Marx immer wieder, daß die Waren in der Wirklichkeit nicht zu ihren Werten, sondern zu Produktionspreisen verkauft werden, wobei „die Produktionspreise der meisten Waren von ihren Werten . . . abweichen müssen“ (Mehrwert, III, S. 92). Eben deshalb polemisiert er gegen die Ricardosche Behauptung, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden: „Das ist die erste falsche Voraussetzung . . . Die Waren tauschen sich nur ausnahmsweise aus zu ihren Werten“ (Mehrwert, II 1, S. 191). Und A. Smith gegenüber wird gesagt: — „Wie ich später nachweisen werde, selbst der Durchschnittspreis der Waren ist stets von ihrem Werte verschieden“ (Mehrwert, I, S. 162).

Was hier vom Wert gesagt wurde, gilt auch vom Mehrwert. Im Reproduktionsschema haben wir zwar Mehrwerte, nicht aber in der Wirklichkeit. Denn Mehrwert ist das „Unsichtbare“, während in der Realität des Kapitalismus nur verschiedene Profitformen wie Unternehmergewinn, Zins, Handelsprofit, Grundrente vorkommen. Die in jeder Produktionssphäre des Schemas dargestellten Mehrwerte sind daher nur vorläufige Annahmen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Dasselbe gilt endlich in bezug auf die im Schema sichtbaren Profitraten. In einem auf Werten aufgebauten Reproduktionsschema, also unter Annahme, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden, müssen in jeder Abteilung des Schemas verschiedene Profitraten bestehen, während doch die Erfahrung eines konkurrenzbedingten kapitalistischen Systems zeigt, daß in der Wirklichkeit eine Tendenz zur Ausgleichung der verschiedenen Profitraten in den einzelnen Sphären zu einer allgemeinen, d. h. Durchschnittsprofitrate herrscht, was schon im Begriff des Produktionspreises eingeschlossen ist: „Dasein und Begriff des Produktionspreises und der allgemeinen Profitrate, die er einschließt, beruhen darauf, daß die einzelnen Waren nicht zu ihren Werten verkauft werden“ (Kapital, III, 2, S. 293), wie umgekehrt „die bloße

Existenz einer allgemeinen Profitrate von den Werten unterschiedene Produktionspreise bedingt" (Mehrwert, II 1, S. 17). —

So ergibt es sich, daß das Reproduktionsschema, indem es nur Werte, Mehrwerte und in den einzelnen Sphären verschiedene Profitraten aufweist, zunächst im Widerspruch zur konkreten Wirklichkeit steht. Der theoretische, vorläufige Charakter des Reproduktionsschemas und speziell der Annahme, daß die Waren sich zu ihren Werten austauschen, ist somit klar. Die wirklichen Vorgänge spielen sich ganz anders als im Reproduktionsschema ab. Und zwar handelt es sich dabei nicht etwa um zufällige, vorübergehende Abweichungen von den im Schema dargestellten Vorgängen, die somit von der Wissenschaft vernachlässigt werden dürfen, sondern der wirkliche Ablauf der Reproduktion ist wesentlich ein anderer, als das Schema zeigt. Die Abweichungen der Preise von den Werten, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen, sind keine bloß vorübergehenden Schwankungen, wie dies z. B. bei den Marktpreisen der Fall ist, sondern die faktisch eintretende Verwandlung der Werte in Produktionspreise „schafft dauernd Abweichungen von den Werten" (Mehrwert, II 1, S. 164). Im Schema werden in den einzelnen Sphären die von ihnen produzierten Mehrwerte realisiert. Ganz anders in der Wirklichkeit. Auf die Dauer werden nicht die Mehrwerte, sondern der von ihnen dauernd abweichende Durchschnittsprofit realisiert. „So streben alle Kapitale, welches immer der von ihnen selbst erzeugte Mehrwert, an Stelle dieses Mehrwertes den Durchschnittsprofit durch die Preise ihrer Waren zu realisieren" (Kapital, III 1, S. 152).

„Es scheint also — sagt daher Marx — daß die Werttheorie hier unvereinbar ist mit der wirklichen Bewegung, unvereinbar mit den tatsächlichen Erscheinungen der Produktion, und daß daher überhaupt darauf verzichtet werden muß, die letzteren zu begreifen" (Kapital, III 1, S. 132).

III. Die Produktionspreise und die allgemeine Profitrate als „Regulatoren" der kapitalistischen Produktion.

Für das Verständnis des kapitalistischen Mechanismus genügt es indessen nicht, sich auf die Feststellung zu beschränken, daß das Wertschema des Reproduktionsprozesses und die darin enthaltenen Kategorien des Mehrwertes sowie der besonderen Profitraten in den einzelnen Produktionssphären der konkreten Realität nicht entsprechen. Wir müssen weiter fragen: Welche Kategorien sind dann

für die kapitalistische Wirklichkeit maßgebend und für die „wirkliche Bewegung" des kapitalistischen Mechanismus entscheidend wichtig? Die Marxsche Antwort auf diese Frage — und sie bildet den Inhalt des III. Bandes des „Kapital" — ist bekannt. Nicht die theoretisch angenommenen Werte, sondern die erfahrungsgemäß gegebenen Produktionspreise bilden das objektive Gravitationszentrum, um welches die täglichen Marktpreise oszillieren. Für die konkreten Kapitalbewegungen sind nicht die im Schema theoretisch angenommenen verschiedenen Profitraten, sondern die erfahrungsmäßig gegebene allgemeine Durchschnittsprofitrate entscheidend wichtig.

„Andererseits — sagt Marx — unterliegt es keinem Zweifel, daß in der Wirklichkeit (von unwesentlichen, zufälligen und sich ausgleichenden Unterschieden abgesehen) die Verschiedenheit der durchschnittlichen Profitraten für die verschiedenen Industriezweige nicht existiert und nicht existieren könnte, ohne das ganze System der kapitalistischen Produktion aufzuheben" (Kapital, III 1, S. 132). Von dieser allgemeinen Profitrate sagt Marx, sie „sei die treibende Macht in der kapitalistischen Produktion" (Kapital, III 1, S. 241). Dieser „Durchschnittsprofit ist . . . wie es in der kapitalistischen Produktionsweise der Fall ist, als Regulator der Produktion überhaupt" zu betrachten (Kapital, III 2, S. 316), er ist das „regelnde Gesetz . . . der kapitalistischen Gesellschaft". (Kapital, III 2, S. 355.) Aus demselben Grunde ist für Marx „das Grundgesetz der kapitalistischen Konkurrenz das Gesetz, welches die allgemeine Profitrate und die durch sie bestimmten sog. Produktionspreise regelt" (Kapital, III 1, S. 12). Von der Ausgleichung endlich meint Marx, daß „die Bewegung dieser Ausgleichung (die Grundlage ist, H. G.), worauf die ganze kapitalistische Produktion beruht" (Kapital, III 1, S. 422). Denn nicht die Werte, sondern die Produktionspreise „sind die wirklich regulierenden Durchschnitts-Marktpreise", d. h. sie bilden die Basis, um welche die wirklichen Marktpreise oszillieren: „Die Marktpreise steigen über und fallen unter diese regulierenden Produktionspreise" (Kapital, III 2, S. 396), „da nicht die Werte, sondern die von ihnen verschiedenen Produktionspreise in jeder Produktionssphäre die regulierenden Durchschnittspreise bilden" (Kapital, III 2, S. 409; vgl. Kapital, III 2, S. 181, 187, 364, 381, 396 u. öfters).

„Regulierende Durchschnittspreise" heißt aber nichts anderes, als daß auf die Dauer eben der Produktionspreis und nicht der Wert die

Bedingung der Reproduktion bildet, wie dies Marx ausdrücklich feststellt: „Es ist tatsächlich dasselbe, was . . . Ricardo price of production, cost of production, die Physiokraten prix nécessaire nennen, . . . weil er auf die Dauer Bedingung der Zufuhr, der Reproduktion der Ware jeder besonderen Produktionssphäre ist“ (Kapital, III 1, S. 178).

Noch mehr aber! Die praktische Wichtigkeit und Bedeutung der allgemeinen Profitrate wird noch klarer hervortreten, wenn wir erwägen, daß auf ihr die Gemeinsamkeit der ökonomischen Klasseninteressen der Unternehmer beruht. Würden sich nämlich die Waren zu ihren Werten austauschen, dann wäre jeder Unternehmer nur an der Exploitation der von ihm selbst beschäftigten Arbeiter interessiert und sein Gewinn mit dem von „seinen“ Arbeitern produzierten Mehrwert identisch. Erst die Verwandlung des Mehrwerts in den Durchschnittsprofit bewirkt, „daß jeder einzelne Kapitalist, wie die Gesamtheit aller Kapitalisten, . . . in der Exploitation der Gesamtarbeiterklasse durch das Gesamtkapital und in dem Grad dieser Exploitation nicht nur aus allgemeiner Klassensympathie, sondern direkt ökonomisch beteiligt ist, weil . . . die Durchschnittsprofitrate abhängt von dem Exploitationsgrad der Gesamtarbeit durch das Gesamtkapital“ (Kapital, III 1, S. 177).

Hält man sich an das Wertschema, wo der Verkauf der Waren zu ihren Werten stattfindet, daher auch in den einzelnen Sphären verschiedene Profitraten bestehen, so bleibt die Konkurrenz und ihr Ergebnis — die Tatsache der regulierenden Produktionspreise — unberücksichtigt[1]), und die Durchschnittsprofitrate, also die „treibende Macht“ — „worauf die ganze kapitalistische Produktion beruht“ — geht verloren!

---

[1]) Der Einwand Sternbergs gegen meine Wertauffassung, daß sie „die Bedeutung der Konkurrenz im Kapitalismus übersehe“ („Die Umwälzung der Wissenschaft“, Berlin 1930, S. 12), stellt die Tatsachen auf den Kopf. Nicht ich habe die Konkurrenz übersehen, vielmehr blieb sie in der ganzen bisherigen 30jährigen Diskussion über das Akkumulations- und Krisenproblem unberücksichtigt. Herr Sternberg spricht zwar von der Notwendigkeit, die Konkurrenz zu berücksichtigen, tut es aber ebensowenig wie die anderen Autoren von Tugan-Baranowsky bis Bucharin, da sie alle mit einem Schema operieren, das nur Werte kennt. Im Begriff des Wertes ist aber auch die Verschiedenheit der Profitraten in den einzelnen Sphären, daher auch die Ausschaltung der Konkurrenz, eingeschlossen, da „erst die Konkurrenz der Kapitale in den verschiedenen Sphären den Produktionspreis hervorbringt, der die Profitraten zwischen den verschiedenen Sphären egalisiert“ (Kapital, III 1, S. 156). Wo man die Krisen als primär partielle, aus der Disproportionalität der einzelnen Sphären sich ergebende behandelt — wie in den Arbeiten der genannten Autoren —, ist die Berücksichtigung der Konkurrenz, d. h. der Tendenz zur Ausgleichung

Weil aber ein solches Wertschema uns nichts über die Produktionspreise und den Durchschnittsprofit als Ganzes sagt und sagen kann, so kann es selbstverständlich ebensowenig auch die einzelnen Teilformen des Profits, die aus der Spaltung des Mehrwerts entstehen, erklären; es ist also ungeeignet „die konkreten Formen . . . darzustellen, welche aus dem Bewegungsprozeß des Kapitals, als Ganzes betrachtet, hervorwachsen". Die Existenz aller dieser Profitformen ist mit dem Wertschema unvereinbar, daher auch vom Standpunkt der ihm zugrundeliegenden Werttheorie zunächst nicht erklärbar.

Das Wertschema umfaßt nämlich bloß das produktive, an der Produktion von Wert und Mehrwert beteiligte, nicht aber das in der Zirkulationssphäre fungierende Geld- und Kaufmannskapital. Wenn also die industriellen Produzenten die Waren zu ihren Werten, d. h. zu „Wertpreisen", die mit den Werten quantitativ identisch sind (Kapital, III 1, S. 153), verkaufen (wie dies im Wertschema geschieht), so ist die Existenz des Handelsprofits, also der Profit des Kaufmannskapitals, das an der Produktion gar nicht beteiligt ist, ein unlösbares Rätsel. „Prima facie erscheint der reine, unabhängige Handelsprofit unmöglich, solange Produkte zu ihren Werten verkauft werden." (Kapital, III 1, S. 313). „Die aus der Betrachtung des industriellen Kapitals unmittelbar abgeleiteten Sätze über Wertbildung, Profit usw. passen nicht direkt auf das Kaufmannskapital" (Kapital III 1, S. 308). Solange wir also innerhalb der Wertbetrachtung verbleiben, solange ist zugleich ein großer und wichtiger Teil der Phänomene der kapitalistischen Wirk-

der Profitraten, unbedingt notwendig. Anders ist es in meinem Buche, wo es um die Erklärung der primär allgemeinen, sämtliche Sphären zugleich erfassenden Überakkumulationskrisen geht. Für die Gesamtgesellschaft „verliert die Unterscheidung der Werte von den Produktionspreisen jede Bedeutung" (vgl. mein „Akkumulationsgesetz", S. 107 und 211), da hier beide Größen identisch sind.

Ebenso unrichtig ist der weitere Einwand, daß die Wirkung der Konkurrenz schon im Werte selbst enthalten wäre, weil die Konkurrenz den Wert, d. h. die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, bestimme. Diese Auffassung ist mit den wesentlichen Grundlagen der Marxschen Wertlehre absolut unvereinbar. Tatsächlich ist die Funktion der Konkurrenz für den Wert nicht konstitutiv, sondern bloß deklaratorisch. Sie bestimmt nicht die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, stellt sie vielmehr nur nachträglich fest. Die Konkurrenz spielt sich nämlich auf dem Markt, also innerhalb der Zirkulationssphäre, ab. Der Wert aber wird in der Produktion geschaffen, geht also aller Konkurrenz voraus. „Der Wert der Waren" — sagt Marx — „ist in ihren Preisen dargestellt, bevor sie in die Zirkulation treten, also Voraussetzung und nicht Resultat derselben" (Kapital, I, S. 133. Ähnlich „Zur Kritik", S. 49). Bereits die Physiokraten Quesnay und Mercier de la Rivière wußten, daß die Waren den Tauschwert besitzen, bevor sie zum Austausch auf den Markt kommen (vgl. Marx, Kapital, I, S. 133 und Aug. Oncken, Gesch. d. Nationalökon., Leipzig 1902, S. 370).

lichkeit — der Profit des Kaufmannskapitals — speziell auch in seiner internationalen Gestalt, d. h. die Erscheinungen des Weltmarktes und des Welthandels unerklärbar.

Indes auch die Verwandlung der Werte (der Wertpreise) des Schemas in Produktionspreise und die Ausgleichung der verschiedenen Profitraten in den einzelnen Sphären des Schemas zur allgemeinen Profitrate würden zur Erklärung der Existenz des Handelsgewinns noch keinesfalls ausreichen. Denn wir hätten damit bloß die produktiven, d. h. an der Schöpfung des Mehrwerts beteiligten Kapitale bei der Bildung der allgemeinen Profitrate und der Umwandlung der Wertpreise in Produktionspreise berücksichtigt. Ein solches Ausgleichsverfahren wäre somit bloß „die erste Betrachtung" der allgemeinen Profitrate, keinesfalls aber ihre „fertige Gestalt" (Kapital, III 1, S. 322). Immer noch bliebe das an der Schöpfung des Mehrwerts unbeteiligte Handelskapital unberücksichtigt. Um die Existenz des Handelsprofits zu erklären, wäre daher eine weitere Stufe im Annäherungsverfahren erforderlich, nämlich die, daß das erste Ausgleichungsverfahren der produktiven Kapitale allein nachher durch „die Teilnahme des Handelskapitals an dieser Ausgleichung," also durch eine Ausgleichung zweiten Grades „ergänzt" wird (ebenda). Erst dadurch wird die „fertige Gestalt" der Durchschnittsprofitrate erreicht, nachdem die Produktionspreise nunmehr eine „einschränkende Bestimmung" erfahren haben (Kapital, III 1, S. 269) und weiter in „merkantile Preise" (Kapital, III 1, S. 298) modifiziert werden, wodurch auch der ursprüngliche Durchschnittsprofit „sich jetzt innerhalb engerer Grenzen" als vorher darstellt (Kapital, III 1, S. 322). Wir sehen: will man die konkrete, empirisch gegebene Form des Handelsprofits verstehen, so muß vorher das Wertschema eine Reihe von Wandlungen im Annäherungsverfahren durchmachen. Unter den Voraussetzungen des Wertschemas, d. h. ohne Auffindung dieser Zwischenstufen, die von den „Wertpreisen" über die „Produktionspreise" zu der Erscheinung der „merkantilen Preise" führen, wäre die Existenz des Handelsprofits weder möglich noch begreifbar.

Und nicht nur dies allein! Es kommt der weitere Umstand hinzu, daß der im Wertschema dargestellte Verlauf des Akkumulationsprozesses durch die Existenz des Handelsprofits, d. h. durch die Umwandlung der Werte in Produktions- resp. merkantile Preise, stark modifiziert wird.

Denn es ist ohne weiteres klar, daß jener Teil des im Wertschema dargestellten Mehrwerts, der dem Handelskapital als Profit zufällt

und innerhalb der Zirkulationssphäre akkumuliert wird (Geschäftsgebäude der Handelsunternehmungen, Büroeinrichtungen, Betriebskapital usw.) einen „Abzug vom Profit des industriellen Kapitals" (Kapital, III 1, S. 270) bedeutet und „pro tanto den Umfang, worin das vorgeschossene Kapital produktiv fungiert, vermindert" (Kapital, II, S. 109). Für die Zukunft scheidet dieser Teil des Mehrwerts aus der im Wertschema dargestellten Akkumulation des produktiven Kapitals aus und ist an der Schöpfung des Mehrwerts nicht mehr beteiligt, nimmt jedoch teil an der Verteilung des Profits. Durch beide Tatsachen: durch die Verminderung der Aktivseite und die Vergrößerung der Passivseite wird das Tempo der Akkumulation des industriellen Kapitals pro tanto verlangsamt. „Je größer das Kaufmannskapital im Verhältnis zum industriellen Kapital, desto kleiner die Rate des industriellen Profits" (Kapital, III 1, S. 270). Zugleich ist es klar, daß durch die Tatsache des Handelsprofits ein Teil des Mehrwerts — vom Standpunkt R. Luxemburgs ein Teil des „unabsetzbaren Mehrwertrestes" — aus der Produktionssphäre in die Zirkulationssphäre verschoben wird. Die Umrechnung der Wertpreise in Produktionspreise resp. in merkantile Preise hat somit eine Störung aller im Wertschema errechneten Proportionalitäten zur Folge!

Was hier vom Handelskapital gesagt wurde, gilt wörtlich und aus denselben Gründen auch für das Geld- und Bankkapital. Auch dieses Kapital fungiert ausschließlich in der Zirkulationssphäre, ist zwar an der Verteilung, nicht aber an der Produktion von Mehrwert beteiligt. Werden die Waren zu ihren Werten verkauft, d. h. behalten die Industriellen den ganzen Mehrwert, den sie sich zunächst aneigneten, dann „wäre bei dieser Annahme (das) . . . Bankkapital unmöglich", weil es keinen Profit machte[1]).

Schließlich ist auf Basis des Wertschemas nicht bloß die Existenz des Geldzinses unmöglich, sondern auch die Bewegung des Zinsfußes nicht verständlich. „Der Zinsfuß verhält sich zur Profitrate ähnlich wie der Marktpreis der Ware zu ihrem Wert. Soweit der Zinsfuß durch die Profitrate bestimmt ist, ist es stets durch die allgemeine Profitrate, nicht durch die spezifischen Profitraten, die in besonderen Industriezweigen herrschen mögen" . . . „Die allgemeine Profitrate erscheint daher in der Tat als empirisches, gegebenes Faktum wieder in der Durchschnittszinsrate" (Kapital, III 1, S. 350).

---

[1]) Brief von Engels 15. X. 1888 an Nikolaion (Die Briefe von K. Marx und Fr. Engels an Danielson, Leipzig 1929, S. 45).

„In diesem Sinn", heißt es an anderer Stelle, „kann man sagen, daß der Zins reguliert wird . . . durch die allgemeine Profitrate" (Kapital, III 1, S. 344). In einem Wertschema mit seinen verschiedenen Profitraten in den einzelnen Sphären und mit seinem Gesamtmehrwert sind weder die Existenz des Zinfußes noch dessen Bewegungen erklärbar, daher auch das Bank- und Finanzkapital, also diejenige konkrete Form des Kapitals unmöglich, der gerade Hilferding für die neueste Entwicklung des Kapitalismus eine entscheidend wichtige Bedeutung zuerkennt.

Und dasselbe gilt von der Grundrente in ihrer modernen, kapitalistischen Form, die „nur in einer Gesellschaft existiert, deren Basis die kapitalistische Produktionsweise ist" (Mehrwert, III, S. 454). Aus einem Wertschema, d. h. unter der Annahme, daß sämtliche Waren zu ihren Werten verkauft werden, ist die Existenz der Grundrente nicht erklärbar[1]).

Aus der bisherigen Darstellung ergibt sich zur Genüge, daß für die Erkenntnis des konkreten Ablaufs des kapitalistischen Produktionsprozesses unmittelbar nicht die im Reproduktionsschema dargestellten Kategorien: Wert, Mehrwert und die verschiedenen Profitraten von entscheidender Bedeutung sind, sondern die darin nicht erfaßten Kategorien: Produktionspreise, Profit und seine Teilformen, schließlich die allgemeine Durchschnittsprofitrate. Diesen Kategorien muß somit das Primat für die unmittelbare Erkenntnis der konkreten kapitalistischen Produktion zuerkannt werden, weil eben der Durchschnittsprofit der „Regulator" und die „treibende Macht" dieser Produktion ist, und weil auf der Ausgleichsbewegung verschiedener Profitraten „die ganze kapitalistische Bewegung beruht".

---

[1]) Denn die absolute Rente ist bloß ein „Überprofit", d. h. ein „Überschuß über den Durchschnittsprofit" (Mehrwert, III, S. 450, Mehrwert, II 2, S. 4, Kapital, III 2, S, 174, 316). „So bildet der Überschuß dieses Wertes (der Agrikulturprodukte) über den Produktionspreis die absolute Rente. Aber damit dieser Überschuß des Wertes über den Produktionspreis (gemessen) werden könne, muß der Produktionspreis das Prius sein, also der Agrikultur von der Industrie als Gesetz aufgezwängt werden" (Mehrwert, III, S. 114). — „Die Rente ist . . . absolut nicht zu erklären, wenn der industrielle Profit nicht den landwirtschaftlichen regulierte" (l. c. S. 113). „Um überhaupt von einem Überschuß über den Durchschnittsprofit sprechen zu können, muß dieser Durchschnittsprofit selbst als Maßstab und wie es in der kapitalistischen Produktionsweise der Fall ist, als Regulator der Produktion überhaupt hergestellt sein" (Kapital, III 2, S. 316). Aus dem Wertschema, in dem dieser Regulator nicht besteht, ist daher die Existenz der absoluten Grundrente unerklärbar.

Vergegenwärtigt man sich diesen Sachverhalt, dann ist es klar, daß ein Wertschema, in dem alle diese realen Kategorien fehlen, auf denen die wirkliche kapitalistische Bewegung beruht, uns wohl die geschichtlichen Entwicklungstendenzen, also „das allgemeine Gesetz der kapitalistischen Akkumulation", wie es Marx bereits im I. Bande des „Kapital" darstellt, zu erkennen erlaubt, aber unmöglich imstande ist, die konkreten Bewegungsformen des Kapitals im Wege des Denkens zu reproduzieren. Eben deshalb sind die aus einem Wertschema gezogenen Schlußfolgerungen über die Proportionalität oder Disproportionalität der einzelnen Produktionssphären nicht beweiskräftig und zumindest verfrüht.

IV. Das Wertschema als ein historischer und theoretischer Ausgangspunkt.

Legt man den erfahrungsmäßig gegebenen Kategorien Produktionspreis, Durchschnittsprofit und allgemeine Profitrate die Rolle des Regulators, der treibenden Macht der kapitalistischen Produktion bei, so drängt sich die Frage auf: welche Funktion erfüllen dann die Werte? Ist ein auf Werten aufgebautes Reproduktionsschema nicht bedeutungslos, nachdem es doch kein adäquates Abbild der kapitalistischen Warenproduktion darstellt und keine unmittelbare Wirklichkeitsgeltung besitzt? Eine solche Folgerung wäre verfehlt. Die Werte behalten trotz der Realität der Produktionspreise ihre zentrale Bedeutung für den Kapitalismus, und zwar, wie Marx betont, in doppelter Hinsicht:

1. Sie sind einmal das historische Prius, gültig für die Epoche der einfachen, d. h. vorkapitalistischen Warenproduktion der selbständigen Produzenten — Handwerker, Bauern — „solange die in jedem Produktionszweig festgesetzten Produktionsmittel nur mit Schwierigkeit aus der einen Sphäre in die andere übertragbar sind" (Kapital, III 1, S. 156), d. h. solange für die Kapitalwanderungen rechtliche oder faktische Hindernisse bestehen, welche die Bildung der allgemeinen Profitrate verhindern (Kapital, III 1, S. 292). Nur in dieser Periode der einfachen Warenproduktion ist der Austausch der Waren zu ihren (Markt-)Werten keine bloß theoretische Annahme, sondern ein tatsächlicher Vorgang in dem Sinne, daß die täglichen Schwankungen der Marktpreise sich um die Werte als Gravitationszentrum drehen (Kapital, III 1, S. 157).

2. In der kapitalistischen Warenproduktion dagegen modifiziert sich die bisherige Funktion der Werte im Austausch: die Waren

tauschen sich nun zu Produktionspreisen aus, die von den Werten quantitativ verschieden sind, wobei die Werte nur noch die Funktion des theoretischen Prius für die Ableitung der Produktionspreise erfüllen. Die Produktionspreise sind der Regulator des Produktionsumfangs im Kapitalismus, sie entscheiden über die Kapitalwanderungen, d. h. über die beständige Zufuhr und Entziehung von Kapital in den einzelnen Produktionssphären, also über die Verteilung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals, sie und nicht die Werte sind daher auch für die Proportionalität oder Disproportionalität dieser Verteilung verantwortlich. Während jedoch die bürgerliche Ökonomie die Produktionspreise als Tatsache hinnimmt, ohne weiter ihre Entstehung zu prüfen, weist Marx nach, daß die Produktionspreise selbst aus den Werten abgeleitet werden müssen, daß ohne eine solche Ableitung „die allgemeine Profitrate (und daher auch der Produktionspreis der Ware) eine sinn- und begrifflose Vorstellung bliebe" (Kapital, III 1, S. 136 und Mehrwert, II 1, S. 36/37). Um vom Durchschnittsprofit sprechen zu können, muß man die Komponenten kennen, aus welchen der Durchschnitt berechnet wird. „Ohne diese ist der Durchschnittsprofit Durchschnitt von nichts, bloßes Hirngespinst. Nur noch in diesem Sinne beherrscht das Wertgesetz (die) Bewegung der Warenpreise im Kapitalismus" (Kapital, III 1, S. 156, Mehrwert, III, S. 91/92). Das hindert aber nicht, daß in den einzelnen Produktionssphären nicht die Werte, sondern die Produktionspreise das Zentrum bilden, um welches die täglichen Marktpreise oszillieren[1]) und „wozu sie sich in bestimmten Perioden ausgleichen" (Kapital, III 1, S. 158), daß ferner die Produktionspreise und nicht die Werte die Produktion, ihren Umfang und die Kapitalverteilung regulieren, also gerade diejenigen Momente bestimmen, die für das Verständnis der Krisen — soweit sie auf die Disproportionalität der Kapitalverteilung zurückzuführen sind — von ausschlaggebender Bedeutung sind[2]).

---

[1]) Es ist somit unrichtig, wenn K. Diehl, scheinbar Marx entgegenkommend, zwar die Inkongruenz der Preise und der Werte einzelner Waren innerhalb der Marxschen Theorie als berechtigt und notwendig anerkennt, dann aber behauptet: „Für die durchschnittlichen Marktpreise nimmt Marx entschieden den Arbeitswert als das Gravitationszentrum an." (K. Diehl, Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von K. Marx, Jena 1898, S. 6 und ebenso noch in der 3. Ausgabe von „Sozialwissenschaftl. Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen d. Volkswirtschaft, 1921, Bd. I. 96.)

[2]) „Der ganze kapitalistische Produktionsprozeß ist reguliert durch die Preise der Produkte. Aber die regulierenden Produktionspreise sind selbst wieder reguliert durch die Ausgleichung der Profitrate und die ihr

Wir sehen, der Verkauf der Waren zu ihren Werten gilt nicht für die kapitalistische Wirklichkeit. „Der Austausch von Waren zu ihren Werten . . .“ sagt Marx, „erfordert also eine viel niedrigere Stufe als der Austausch zu Produktionspreisen, wozu eine bestimmte Höhe kapitalistischer Entwicklung nötig ist“ (Kapital, III 1, S. 156). Die Ausgleichung verschiedener Profitraten einzelner Industriesphären (daher auch die Herausbildung der Produktionspreise) gelingt dem Kapital um so mehr, „je höher die kapitalistische Entwicklung in einer gegebenen nationalen Gesellschaft ist“ (Kapital, III 1, S. 176 und III 1, S. 159).

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Beweisführung R. Luxemburgs und ihrer Anhänger, aber ebenso auch Hilferdings und Otto Bauers von vornherein verfehlt sein mußte, da sie es unternahmen, die Krisengesetzmäßigkeit des Kapitalismus an einem Schema zu demonstrieren (oder zu negieren), das nur den Verkauf von Waren zu ihren Werten kennt, also nach Marx Ausdruck einer „niedrigeren Stufe“ der Entwicklung, nämlich der vorkapitalistischen Warenproduktion, ist. Damit ignorierten sie das für den entwickelten Kapitalismus maßgebende Produktionspreisschema, also gerade alle jene Momente, wie Produktionspreise und Durchschnittsprofit, die für die Proportionalität oder Disproportionalität der Kapitalverteilung im entwickelten Kapitalismus entscheidend sind. Die wirklichen, den ganzen Mechanismus regulierenden Kategorien werden vernachlässigt; berücksichtigt werden dagegen Kategorien, die unwirklich sind (Verschiedenheit der Profitraten) und die — wenn sie verwirklicht wären — „das ganze System der kapitalistischen Produktion aufheben“ müßten!

Das Unzureichende eines solchen Verfahrens ist klar. Soll der früher geschilderte Gegensatz zwischen der Werttheorie und den „tatsächlichen Erscheinungen der Produktion“, zwischen dem Wertschema und der kapitalistischen Wirklichkeit beseitigt werden, dann darf man in der Analyse des kapitalistischen Reproduktionsprozesses nicht bei dem Wertschema mit seinen verschiedenen Profitraten stehen bleiben, dann muß man es tatsächlich nur als ein „theoretisches Prius“ betrachten, d. h. die Werttheorie, also auch das Wertschema nur als den Ausgangspunkt einer Analyse nehmen, von dem aus mit Hilfe einer Reihe von Mittelgliedern die Brücke zu finden ist,

entsprechende Verteilung des Kapitals in den verschiedenen gesellschaftlichen Produktionssphären. Der Profit erscheint hier also als Hauptfaktor, nicht der Verteilung der Produkte, sondern ihrer Produktion selbst“ (Kapital, III 2, S. 419).

die zu den tatsächlichen Erscheinungen, zu den Produktionspreisen und zur allgemeinen Profitrate, führt. Kurz, das Wertschema muß in einer mehrstufigen und schrittweisen Annäherung in ein Produktionspreisschema verwandelt werden. „Es ist klar, daß die Darstellung, Verwirklichung, Herstellung der allgemeinen Profitrate die Verwandlung der Werte in von ihnen verschiedene Produktionspreise ernötigt" (Mehrwert, II 1, S. 161).

Wohl beginnt Marx im II. Band des „Kapital" seine Analyse der Krisenproblematik an einem Wertschema. Aber seine Beweisführung auf dieser von der Wirklichkeit entfernten und zunächst mit ihr im Widerspruch sich befindenden Abstraktionsstufe ist nicht und kann nicht definitiv sein. Sie hat einen bloß vorläufigen Charakter und wird durch die Lehre des III. Bandes des „Kapital", durch die Lehre von der Transformation der Werte in Produktionspreise, vervollständigt. Das Wertschema bildet in der Marxschen Analyse lediglich die Keimform, die erste Etappe im Annäherungsverfahren, die erst durch eine Reihe von Metamorphosen zur Preisform heranreifen muß!

Das Marxsche Wertschema beschränkt die Analyse lediglich auf die Wert- und Mehrwertschöpfung als Ganzes, d. h. in der Form, wie sie aus dem Produktionsprozeß hervorgehen, wobei zunächst von der Konkurrenz und von den Einflüssen der Zirkulationssphäre auf die Verteilung dieses Mehrwerts abgesehen wird. Nachträglich müssen jedoch die ausgeschiedenen Elemente berücksichtigt werden und daher die Analyse der Schöpfung des Mehrwerts im Produktionsprozeß durch die Analyse seiner vermittels der Konkurrenz erfolgenden Verteilung im Zirkulationsprozeß ergänzt werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich für die Krisenproblematik — soweit sie die gegenseitigen Abhängigkeits- und Proportionalitätsverhältnisse der einzelnen Produktionssphären betrifft — der folgende Schluß, der zugleich auch den einzuschlagenden Forschungsweg anzeigt.

Soll die Analyse der Krisengesetzmäßigkeit für die kapitalistische Realität beweiskräftig sein, dann darf sie sich unmöglich auf das Wertschema, auf die erste Etappe im Annäherungsverfahren, beschränken, sondern muß vielmehr für alle seine Etappen erfolgen und auch an einem Produktionspreisschema nachgewiesen werden.

V. Die Krisenproblematik und die Lehren des III. Bandes des Marxschen „Kapital“.

Das soeben formulierte Forschungsprogramm steht indes in eklatantem Gegensatz zur tatsächlichen Geschichte der Krisenproblematik im marxistischen Lager. „In der politischen Ökonomie“ — sagt Marx — „ist die gedankenlose Tradition mächtiger als in jeder anderen Wissenschaft“ (Mehrwert, III, S. 387). Wir werden sehen, daß dies nicht bloß für die bürgerliche Ökonomie allein, sondern ebenso auch von der politischen Ökonomie mancher Marx-Epigonen gilt. Zunächst wurde die Bedeutung der im II. Band des „Kapital“ entwickelten Reproduktionsschemata für die Krisenproblematik überhaupt nicht erkannt. In einer 1886 in der „Neuen Zeit“ erschienenen Besprechung des II. Bandes des „Kapital“ führt K. Kautsky die Gründe an, warum nach seiner Meinung dieser Band für die Arbeiterklasse geringeres Interesse habe als der erste. Für sie sei nur die Produktion des Mehrwerts in der Fabrik von Wichtigkeit. Die weitere Frage, wie dieser Mehrwert realisiert wird, interessiere mehr die Kapitalisten als die Arbeiterklasse. Und dasselbe Urteil, zum Teil sogar mit denselben Worten, wiederholt kritiklos 10 Jahre später (1895) Ed. Bernstein, anläßlich des Erscheinens des III. „Kapital“-Bandes in einem Überblick über das ganze nun zum Abschluß gelangte Marxsche Hauptwerk. Die Praktiker der Bewegung haben oft nur den ersten Band gelesen, die weiteren Bände durch Jahrzehnte überhaupt nicht in der Hand gehabt. „Da Du im Loch Kapital II und III ochsen willst“, schreibt F. Engels noch am 16. III. 1895 an Viktor Adler nach Wien, „so will ich Dir zur Erleichterung einige Winke geben.“ Mit Recht spricht daher Hilferding von den bis zum Erscheinen des Buches von Tugan-Baranowsky, 1901, „unbeachteten Analysen des II. Bandes“ (Finanzkapital, Wien, 1910, S. 303) und fügt dann hinzu: „Es ist das Verdienst Tugan-Baranowskys, auf die Bedeutung dieser Untersuchungen für das Krisenproblem in seinen bekannten „Studien . . .“ hingewiesen zu haben. Merkwürdig ist nur, daß es erst eines solchen Hinweises bedurfte“ (ebda, S. 304).

Mit der Wendung, die seit dem Erscheinen des Tuganschen Buches eintrat, fiel man in das entgegengesetzte Extrem. Wurde bis dahin die Bedeutung des Reproduktionsschemas für das Krisenproblem überhaupt nicht gesehen, so beginnt man es nun

— wie ich an anderer Stelle gezeigt habe[1] —, in überschwenglichster Weise zu verherrlichen, man schreibt ihm eine „objektive, gesellschaftliche Existenz" zu und erblickt in ihm ein exaktes Abbild des kapitalistischen Reproduktionsprozesses, so daß aus den Verhältnissen des Reproduktionsschemas unmittelbar Schlußfolgerungen über die Vorgänge in der kapitalistischen Wirklichkeit gezogen werden! So sagt z. B. Rosa Luxemburg: „Wir haben uns zu fragen, welche Bedeutung das analysierte Schema des Reproduktionsprozesses für die Wirklichkeit hat" (Akkumulation des Kapitals., S. 76). Ihre Antwort geht dahin, daß die exakten Proportionen des Marxschen Schemas die „allgemeine absolute Grundlage der gesellschaftlichen Reproduktion" bilden, und zwar sowohl für die kapitalistische, als auch für die sozialistische, überhaupt jede planmäßige Produktion! (l. c. S. 56, 75, 103.) In einer planmäßig geleiteten sozialistischen Wirtschaft würde die Produktion exakt den Schemaverhältnissen entsprechen. „In der kapitalistischen Wirtschaft", sagt Rosa Luxemburg weiter, „fehlt jede planmäßige Organisation des Gesamtprozesses. Deshalb (! H. G.) geht in ihr auch nichts so glatt nach der mathematischen Formel, wie es im Schema aussieht. Der Kreislauf der Reproduktion verläuft vielmehr unter ständigen Abweichungen von den Verhältnissen des Schemas" (l. c. S. 76). — „Bei all diesen Abweichungen jedoch stellt das Schema jenen gesellschaftlich notwendigen Durchschnitt dar, um den sich jene Bewegungen vollziehen und dem sie immer wieder zustreben, nachdem sie sich von ihm entfernt haben" (l. c. S. 77).

Nicht anders verhält sich die Sache bei Otto Bauer. Auch bei ihm stellt schon das Wertschema jenen ausgeglichenen Gleichgewichtszustand zwischen Kapitalakkumulation und Bevölkerung dar, um welchen der Kreislauf der wirklichen Reproduktion oszilliert. Die Wirklichkeit zeigt zwar ständige zyklische Abweichungen vom Gleichgewichtszustand des Wertschemas, indem der Produktionsapparat im Verhältnis zum Bevölkerungswachstum eine Überakkumulation oder Unterakkumulation aufweist. Zugleich aber besteht in der kapitalistischen Produktionsweise eine Tendenz, welche — wenn auch „durch Vermittlung großer Krisen" — „selbsttätig Überakkumulation und Unterakkumulation aufhebt, die Akkumu-

[1]) Die Goldproduktion im Reproduktionsschema von Marx und Rosa Luxemburg. l. c. S. 153ff.

lation des Kapitals immer wieder dem Wachstum der Bevölkerung anpaßt" (Neue Zeit, 1913, Bd. I, S. 872), d. h., daß die wirkliche Bewegung jenem theoretisch errechneten Gleichgewichtszustand, welcher durch das Wertschema repräsentiert wird, zustrebt.

Im frappanten Gegensatz zu der oben entwickelten Lehre Marxens von der regulierenden Funktion des Durchschnittsprofits und der Produktionspreise, im Gegensatz zur Lehre, daß nicht Werte, sondern erst ihre verwandelte Form, die Produktionspreise, das Gravitationszentrum für die Schwankungen der Marktpreise bilden, schreiben R. Luxemburg und O. Bauer diese Funktion den Werten zu. Die Verhältnisse des Wertschemas sind bei beiden nicht nur die erste Etappe im Annäherungsverfahren wie bei Marx, sondern sie spiegeln unmittelbar die Wirklichkeit wider.

Aus dieser Divergenz in der Auffassung des Wertschemas bei Marx einerseits und R. Luxemburg und O. Bauer andererseits ergeben sich auch die weiteren Konsequenzen für die Analyse der Krisenproblematik. Das im II. Band des „Kapital" entwickelte Reproduktionsschema mit seinen Werten und verschiedenen — mangels Konkurrenz nicht ausgeglichenen — Profitraten entspricht nicht der Wirklichkeit. Soll die Werttheorie den wirklichen Erscheinungen nicht widersprechen, sondern sie erklären, dann müssen die Werte — im Einklang mit der Marxschen Lehre des III. Bandes des „Kapital" — mit Hilfe der Konkurrenz in konkretere Produktionspreise umgewandelt, d. h. „eine Masse von Mittelgliedern" entwickelt werden, die zur allgemeinen Profitrate, schließlich zu den empirisch gegebenen Profitformen (Zins, Grundrente, Handelsgewinn) führen. Indem R. Luxemburg und O. Bauer der methodologischen, vorläufigen Marxschen Annahme, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden, Wirklichkeitsgeltung zuerkennen, daher das Wertschema als Widerspiegelung der Wirklichkeit betrachten, schalten sie damit von vornherein aus dem Kreis ihrer Problematik die Notwendigkeit der Umwandlung der Werte in Produktionspreise und weiter in merkantile Preise aus. Sie verzichten auf die Methode der fortschreitenden Konkretisierung der im Schema dargestellten Verhältnisse, auf die Methode zunehmender Genauigkeit des Reproduktionsschemas. Man braucht sich nicht erst stufenweise der Erfassung der Wirklichkeit zu nähern, nachdem doch, nach R. Luxemburg und O. Bauer, das Schema bereits die Wirklichkeit widerspiegelt!

Es ist somit nur die logische Konsequenz dieses verhängnisvollen Fehlers, daß für R. Luxemburg und O. Bauer nicht nur das Problem der Wert-Preis-Transformation, sondern auch das damit verknüpfte Problem der allgemeinen Profitrate, sowie das Problem der Verwandlung des Mehrwerts in seine besonderen Profitformen (Handelsgewinn, Zins usw.), also die ganze Lehre des III. Bandes des Marxschen „Kapital" nicht existiert! Sie bleiben innerhalb der „Keimform" des Wertschemas, bei der von der Wirklichkeit entfernten Abstraktionsstufe, stehen, ohne die „Metamorphosen", d. h. den Weg, der zur Annäherung an die konkrete kapitalistische Wirklichkeit führt, zu betreten. Daß infolge dieser fatalen Verkennung der Marxschen Methodik der Zusammenhang des Problems der Wert-Preis-Transformation mit dem Krisenproblem nicht gesehen und nicht behandelt wird, ist nach dem Gesagten selbstverständlich.

Worin besteht nun dieser Zusammenhang und die spezifische Funktion der Preisrechnung? Um dies zu zeigen, wenden wir uns an die Problemstellung, wie sie sich bei R. Luxemburg vorfindet. Durch ihre kritische Analyse des Marxschen Reproduktionsschemas gelangte sie nämlich zum Ergebnis, daß innerhalb eines solchen Schemas — soweit in dessen beiden Abteilungen verschiedene organische Zusammensetzung des Kapitals besteht — ein restloser Absatz der Waren, somit ein Gleichgewicht, nicht möglich sei, weil „mit jedem Jahre . . . ein wachsender Überschuß an Konsumtionsmitteln entstehen muß" (l. c., S. 306). „Dieser unabsetzbare Mehrwertrest in der Abteilung II wird durch die Berücksichtigung der steigenden Produktivität der Arbeit noch verstärkt, weil diese . . . auf einen viel stärkeren Überschuß unabsetzbarer Konsumtionsmittel hinweist, als dies aus der Wertsumme dieses Überschusses hervorgeht" (l. c., S. 308).

Unterstellen wir einmal, R. Luxemburg wäre dieser Nachweis gelungen. Was hätte sie damit bewiesen? Lediglich den Umstand, daß der „unabsetzbare Rest" in der Abteilung II innerhalb des Wertschemas entsteht, d. h. unter der Voraussetzung, daß die Waren zu ihren Werten ausgetauscht werden. Aber wir wissen, daß diese Voraussetzung der Wirklichkeit nicht entspricht. Im Wertschema, das der Analyse R. Luxemburgs zugrunde liegt, sind in den einzelnen Produktionsabteilungen verschiedene Profitraten, die mangels der Konkurrenz nicht zur Durchschnittsrate ausgeglichen werden. Auch dies widerspricht der Wirklichkeit, wo infolge der Konkurrenz eine Tendenz zur Ausgleichung verschiedener Profitraten zur all-

gemeinen Profitrate besteht. Welche Beweiskraft für die Wirklichkeit haben somit die Schlußfolgerungen R. Luxemburgs — der Nachweis eines unabsetzbaren Konsumtionsrestes —, die aus einem Schema abgeleitet werden, dem keine Wirklichkeitsgeltung zukommt? Da infolge der Konkurrenz die Umwandlung der Werte in Produktionspreise und dadurch eine Neuverteilung des Mehrwerts unter die einzelnen Industriezweige im Schema stattfindet, wodurch notwendigerweise auch eine Änderung der bisherigen Proportionalitätsverhältnisse der einzelnen Sphären des Schemas erfolgt, so ist es durchaus möglich und wahrscheinlich, daß ein „Konsumtionsrest" im Wertschema nachher im Produktionspreisschema verschwindet und umgekehrt, daß ein ursprüngliches Gleichgewicht des Wertschemas sich nachher im Produktionspreisschema in eine Disproportionalität verwandelt. Die Mangelhaftigkeit der Beweisführung, die sich lediglich auf die Analyse des Wertschemas beschränkt und mit Werten und verschiedenen Profitraten, statt mit Produktionspreisen und der allgemeinen Profitrate operiert, ist evident. Sagt doch R. Luxemburg selbst: „Das gesellschaftliche Gesamtkapital mit seinem Gegenstück, dem gesellschaftlichen Gesamtmehrwert, sind also nicht bloß reale Größen von objektiver Evidenz, sondern ihr Verhältnis, der Durchschnittsprofit, leitet und lenkt — vermittels des Mechanismus des Wertgesetzes — den ganzen Austausch, nämlich die quantitativen Austauschverhältnisse der einzelnen Waren unabhängig von ihren besonderen Wertverhältnissen." Die Durchschnittsprofitrate ist nämlich die leitende Macht, „die tatsächlich jedes Privatkapital nur als Teil des gesellschaftlichen Gesamtkapitals behandelt, ihm den Profit als einen ihm nach Größe zukommenden Teil des in der Gesellschaft herausgepreßten Gesamtmehrwertes ohne Rücksicht auf das von ihm tatsächlich erzielte Quantum zuweist" (l. c., S. 50).

Nach dieser Darstellung R. Luxemburgs lenkt der Durchschnittsprofit den ganzen Warenaustausch. Trotzdem prüft sie die Frage, ob ein restloser Austausch möglich ist, an einem Schema, das keinen Durchschnittsprofit kennt. Kann man sich einen größeren Widerspruch vorstellen? Wenn weiter, wie R. Luxemburg feststellt, die Austauschverhältnisse einzelner Waren in der konkreten Wirklichkeit „unabhängig von ihren besonderen Wertverhältnissen" stattfinden, wenn jedes Kapital nicht das von ihm selbst erzeugte Quantum Mehrwert realisiert, sondern bloß den zu seiner Größe pro-

portionalen Durchschnittsprofit erhält, so gibt doch R. Luxemburg damit indirekt zu, daß ihre Theorie von der Notwendigkeit der Realisierung des Mehrwerts falsch ist, so gibt sie indirekt zu, daß die Waren sich nicht zu ihren Werten, sondern zu Preisen, nämlich zu Produktionspreisen, austauschen, die von den Werten dauernd abweichen, da es nach Marx „die Durchschnittsrate des Profits ist, die allein die Produktionspreise herstellt" (Mehrwert II 1, S. 78). Sind ja im Marxschen System gleicher Durchschnittsprofit und von den Werten abweichende Produktionspreise korrelative Begriffe! Es ist daher ein offenbarer logischer Widerspruch, wenn R. Luxemburg aus ihrer eigenen Feststellung des empirischen Faktums des Durchschnittsprofits und seiner zentralen leitenden Rolle für den weiteren Gang ihrer Analyse keine Konsequenzen zieht, daß sie zwar die Existenz der Durchschnittsprofitrate anerkennt, gleichwohl aber an der Vorstellung festhält, daß die Waren zu ihren Werten verkauft werden! Die oben angeführte Stelle ihres Buches ist auch die einzige, wo sie vom Durchschnittsprofit und in verhüllter Weise von den Produktionspreisen spricht. Nirgends aber wird diese Erkenntnis für die Analyse des Krisenproblems verwertet.

R. Luxemburg hatte offenbar selbst das Gefühl, daß das Wertschema eine wirklichkeitsferne Konstruktion ist, wenn sie in ihrer „Antikritik" vom III. Bande des „Kapital" und dessen Verhältnis zur Wertlehre des I. Bandes sagt: „Denn hier steht im Mittelpunkt als eine der wichtigsten Entdeckungen der Marxschen ökonomischen Theorie die Lehre von dem Durchschnittsprofit. Dies gibt der Werttheorie des ersten Bandes erst realen Sinn." (S. 38.)

Sie stellt somit selbst fest, daß nicht die Wertlehre des I. Bandes, sondern erst die „Produktionspreise" und der Durchschnittsprofit des III. Bandes einen „realen Sinn" haben. Aber in ihrem Buche über die „Akkumulation" und in ihrer „Antikritik" werden die Produktionspreise nicht einmal erwähnt und es wird an der falschen Voraussetzung festgehalten, daß der Austausch der Waren zwischen I (v + m) und IIc zu ihren Werten keine bloß methodologische Annahme, sondern in der kapitalistischen Wirklichkeit ein tatsächlicher Vorgang ist! So sagt sie z. B., daß der Lebensmittelbedarf für die Abteilung I des Schemas, durch das variable Kapital und den Mehrwert dieser Abteilung ausgedrückt, aus dem Produkt der Abteilung II „doch nur im Austausch gegen die gleiche Wertmenge des Produkts I erhältlich" ist. (Akkumulation, S. 100, 311.) Noch in ihrem letzten posthum erschienenen Werke behauptet sie: „Alle Waren tauschen

sich gegeneinander nach ihrem Wert" (Einführung in die Nationalökonomie, Berlin 1925, S. 239)[1]). Diese in sich widerspruchsvolle Stellungnahme R. Luxemburgs, durch welche sie in die schlimmsten Irrtümer des Vulgärsozialismus verfällt, ist kein Zufall. Sie entspringt aus ihrer falschen Vorstellung von der ein für allemal durch die Naturgestalt des Mehrwerts bereits gegebenen Funktionsbestimmung desselben, entweder als Produktionsmittel innerhalb der Abteilung I oder als Konsumtionsmittel innerhalb der Abteilung II zu wirken. Aus dieser funktionellen Vorausbestimmung ergibt sich für R. Luxemburg, daß irgendwelche Verschiebungen des Mehrwerts (oder eines Teiles desselben) aus der Abteilung II in die Abteilung I unmöglich ist. Eine solche Übertragung des Mehrwerts scheitert nach R. Luxemburg noch aus einem zweiten Grund, nämlich an der Gleichwertigkeit der Austauschverhältnisse zwischen beiden Abteilungen (Die Akkumulation, S. 311).

Mit dieser Behauptung gelangt R. Luxemburg notwendig zur Negation des ganzen Inhalts des III. Bandes des „Kapital" und speziell der dort entwickelten Lehre von den Produktionspreisen und von der Herausbildung einer gleichen Profitrate. Ihr Wortzugeständnis, daß im Mittelpunkt des III. Bandes die Lehre von dem Durchschnittsprofit, „eine der wichtigsten Entdeckungen der Marxschen Theorie", steht, kann den wahren Sachverhalt, daß sie die Lehre vom Durchschnittsprofit preisgegeben hat, nicht verschleiern; vielmehr wird diese Preisgabe noch dadurch unterstrichen, daß R. Luxemburg den einzigen Weg, auf welchem sich ein gleicher Durchschnittsprofit herausbilden kann, als unmöglich bezeichnet. Vergegenwärtigen wir uns den Sachverhalt an dem Marxschen Schema der einfachen Reproduktion:

I	$4000c + 1000v + 1000m = 6000$	Profitrate $= 20\%$
II	$2000c + 1000v + 1000m = 4000$	Profitrate $= 33\%$

Wir sehen, hält man an dem Wertschema, an dem Austausch von Äquivalenten fest, also daran, daß $1000v + 1000m$ der Abteilung I sich gleichwertig gegen $2000c$ der Abteilung II austauschen, dann fällt die Marxsche Lehre von den Produktionspreisen unter den Tisch, dann müssen in beiden Abteilungen verschiedene Profitraten bestehen. Die Profitrate der Abteilung I beträgt 20%, die der Abteilung II

[1]) Ähnlich sagt auch E. Heimann: „Auf dem Markte tauschen sich Warenmengen gleichen Wertes." (Mehrwert und Gemeinwirtschaft, Berlin 1922, S. 10.)

33%. Wie kann sich in den beiden Abteilungen des Marxschen Schemas eine gleiche Profitrate — im gegebenen Fall eine Profitrate von 25% — herausbilden? Es erscheint der Hinweis fast banal, daß dies nur im Wege der Herausbildung von Produktionspreisen möglich ist, also durch den Umstand, daß die an die Abteilung II abzutretenden Waren der Abteilung I über ihren Werten, dagegen die Waren der Abteilung II, soweit sie an Abteilung I gelangen, unter ihren Werten verkauft werden. Nur dadurch, daß die Abteilung I für ihre (v + m) = 2000 Werteinheiten von der Abteilung II mehr bekommt, nämlich 2250 Werteinheiten, kann in beiden Abteilungen die gleiche Profitrate entstehen. Auf diese Weise wird ein Teil des Mehrwerts der Abteilung II in die Abteilung I im Wege des Austausches übertragen. Nur dadurch kann in der Abteilung I ein gegenüber dem ursprünglich erzielten Mehrwert (= 1000m) größerer Profit, (nämlich 1250) erworben werden, was bei dem ausgelegten Kapital von 5000C eine Profitrate von 25% ausmacht. In der Abteilung II bleibt statt des ursprünglichen Mehrwerts (= 1000m) bloß ein Profit von 750, was beim vorgeschossenen Kapital von 3000C eine Profitrate von gleichfalls 25% ergibt.

Daß durch die Tendenz zur Nivellierung der Profitraten, durch die Tatsache der Übertragung eines Teiles des Mehrwertes aus der Abteilung II in die Abteilung I die Lehre R. Luxemburgs vom „unabsetzbaren Konsumtionsrest" in der Abteilung II in ihren Grundlagen erschüttert wird, ist nach dem Gesagten ohne weiteres klar, und ihre „unerschütterliche Position" (Sternberg) erweist sich als eine Seifenblase, die bei der Berührung mit der Wirklichkeit sofort platzt. Wollte R. Luxemburg ihren Gedanken vom unabsetzbaren Konsumtionsrest tatsächlich beweisen, dann hätte sie diesen Nachweis nicht bloß auf der Basis des Wertschemas, sondern weiter auch innerhalb des Produktionspreisschemas führen und zeigen müssen, daß ein solcher unabsetzbarer Rest sich auch nach Herausbildung der Durchschnittsprofitrate notwendig ergeben muß[1]). Einen solchen Nachweis hat sie aber nicht geführt und nicht einmal zu führen versucht.

---

[1]) In dem bekannten Reproduktionsschema Otto Bauers werden im ersten Produktionsjahr in jeder Abteilung aus dem Mehrwert 10000 c und 2500 v für Akkumulationszwecke bereitgestellt. Die faktische Akkumulation ist eine andere. Sie beträgt nämlich in der Abt. I mehr, und zwar 14666 c und 3667 v, dagegen in der Abt. II weniger, und zwar bloß 5334 c und 1333 v. Das besagt, daß Bauer einen Teil des zur Akkumulation in Abt. II bestimmten Mehrwerts in die Abt. I verschoben hat, ohne jedoch irgendeinen wissenschaftlich plausiblen Grund zur Rechtfertigung einer solchen Verschiebung angeben zu können. Der Rettungsversuch Helene Bauers, ihr Hinweis, daß

Die Tendenz zur Nivellierung der Profitrate in verschiedenen Produktionszweigen ist eine durch die Erfahrung bestätigte Beobachtung, die während eines ganzen Jahrhunderts von Theoretikern verschiedener wissenschaftlicher Richtungen gleichermaßen anerkannt wurde. Als Tatsache wurde sie bereits von Ricardo und Malthus gesehen. Auch Marx spricht von ihr als von einem „empirisch gegebenen Faktum" (Kapital, III 1, S. 350), als von einer „praktischen Tatsache" (ebenda, S. 149). „Die Beobachtung der Konkurrenz — der Phänomene der Produktion — zeigt, daß Kapitalien von gleicher Größe im Durchschnitt gleich viel Profit liefern" (Mehrwert III, 73). Diese Nivellierungstendenz ist auch von neueren Theoretikern, z. B. von Böhm-Bawerk und anderen, für den konkurrenzbedingten Kapitalismus nicht bestritten worden[1]).

Nur in der Art der Erklärung dieser Tatsache schieden sich die Richtungen und an der Schwierigkeit dieser Erklärung scheiterte speziell die nachricardosche Schule, weil sie es nicht verstand, die Tatsache der gleichen Profitrate mit der Theorie des Arbeitswertes in Einklang zu bringen. Hier war der Punkt, wo die historische

---

eine solche Verschiebung im Kreditwege erfolge, muß als eine naive Ausflucht betrachtet werden. Die Verschiebungen im Kreditwege — mögen sie in der Wirklichkeit eine große Rolle spielen — sind bei der theoretischen Analyse des Reproduktionsprozesses unzulässig. Gehört ja doch zu den vielen vereinfachenden Voraussetzungen des Marxschen Reproduktionsschemas auch die methodologische Annahme, daß vom Kredit abstrahiert wird. Die Aufgabe des Schemas besteht doch gerade darin, die Austauschbeziehungen zwischen seinen beiden Abteilungen aufzuzeigen und zu prüfen, ob ein restloser Absatz möglich sei. Nachdem man bei der Problemlösung in Schwierigkeiten geraten ist, ist es unzulässig, die ursprünglich gemachten Voraussetzungen nachträglich zu ändern. So konnte Fr. Sternberg einen allzu leichten Triumph über Bauer davontragen. Bildete indes für O. Bauer die Verschiebung eines Teils des Mehrwerts aus II nach I eine nicht zu erklärende Schwierigkeit, an der er gestolpert ist, so ist sie vom Standpunkt der im Text vertretenen Auffassung nicht nur zulässig und gerechtfertigt, sondern notwendig. Man übersah in der bisherigen Diskussion den Umstand, daß in den Abteilungen des Bauerschen Schemas verschiedene Profitraten bestehen. (In Abt. I p = 29,4%, in Abt. IIp = 38,4%.) Soll eine gleiche, d. h. eine Durchschnittsprofitrate von 33,3% hergestellt werden, dann müssen aus Abt. II nicht bloß (wie bei O. Bauer) 5833, nämlich 4666 c und 1167 v, sondern sogar 6667 aus Abt. II in Abt. I übertragen werden. Und diese Übertragung erfolgt im Wege des Austausches! Allerdings eines ungleichen Austausches, bei dem die Waren beider Abteilungen nicht zu ihren Werten, sondern zu Produktionspreisen ausgetauscht werden.

[1]) So spricht Böhm-Bawerk von der „als Erfahrungstatsache unzweifelhaft feststehenden Annahme, daß eine Nivellierung der Kapitalgewinne stattfindet". (Kapital und Kapitalzins, 3. Aufl. 1914, I. S. 537.) — Ebenso S. Budge: „Die Erfahrung lehrt, daß die Profitraten . . . dahin tendieren, sich auszugleichen, daß sie mithin in dem fingierten Gleichgewichtszustand des Wirtschaftsgetriebes, der „Statik" der Wirtschaft ausgeglichen sind." (Der Kapitalprofit, Jena 1920, S. 6.)

Großtat Marxens einsetzte. Er hat es verstanden, durch seine Lehre von der Divergenz zwischen den Produktionspreisen und den Werten die Tatsache der gleichen Profitrate, die prima facie dem Arbeitswertgesetz widerspricht, aus diesem Wertgesetz zu erklären. Indem R. Luxemburg aller Erfahrung zum Trotz die Möglichkeit der Übertragung eines Teiles des Mehrwerts aus Abteilung II in Abteilung I, also die Möglichkeit der Bildung der Produktionspreise, negiert und daran festhält, daß der Austausch der Waren in den einzelnen Sphären zu ihren Werten erfolgt, vermag sie nicht vom Boden der Arbeitswertlehre aus die Durchschnittsprofitrate zu erklären; obwohl sie starr an der Wertlehre festhält, gibt sie hier tatsächlich die Grundlage des Marxschen theoretischen Systems preis. Denn unter der Voraussetzung, daß die Waren zwischen den verschiedenen Produktionssphären sich gleichwertig austauschen, ist die Tatsache der gleichen Profitrate nicht zu erklären. Statt also jene falsche Voraussetzung vom „gleichwertigen Austausch“ zwischen beiden Schemaabteilungen, sowie ferner von der Unmöglichkeit der Mehrwertübertragung aus Abteilung II in Abteilung I fallen zu lassen, um die Tatsachen erklären zu können, opfert R. Luxemburg eher die Tatsachen und zieht es vor, an jener falschen Voraussetzung vom „gleichwertigen“ Warenaustausch festzuhalten! Mit einem Federstrich wird so die ganze Marxsche Lehre vom gleichen Durchschnittsprofit, nach R. Luxemburg selbst „eine der wichtigsten Entdeckungen der Marxschen ökonomischen Theorie“, einfach aus der Welt geschafft.

VI. Statt Fortentwicklung über Marx hinaus — Rückentwicklung zu Ricardo zurück.

Was wir oben von der Aufrollung der Krisenproblematik durch R. Luxemburg gesagt haben, das gilt wörtlich in bezug auf alle marxistischen Theoretiker, die sich mit dem Krisen- und Akkumulationsproblem beschäftigt haben. Wie seltsam das auch klingen mag, es ist dennoch eine Tatsache, daß in der ganzen bisherigen, mit dem Buche Tugan-Baranowskys 1901 eröffneten, nunmehr 30jährigen Diskussion über die Möglichkeit eines störungslosen Verlaufs des kapitalistischen Produktionsprozesses das eigentliche Problem — die Krisenproblematik auf allen Stufen des Annäherungsverfahrens nachzuweisen — von niemandem auch nur gestellt wurde. Ob es sich um die Neo-Harmoniker Kautsky, Hilferding und Otto Bauer oder um Rosa Luxemburg und ihre Anhänger, oder endlich um Bucharin und andere Theoretiker des Kommunismus handelt — sie alle haben das

Problem nur an seiner Schwelle, an Hand des Wertschemas, das Werte, Mehrwerte und verschiedene Profitraten kennt, behandelt, statt ihre Analyse und Schlußfolgerungen weiter auch auf Grundlage eines Produktionspreisschemas zu erhärten, eines Schemas also, das die regulierenden Kategorien der Produktionspreise, der Konkurrenz und der allgemeinen Profitrate zeigt. Ganz unabhängig davon, ob man sich für die Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit der Krisen im Kapitalismus ausspricht oder, wie die Neo-Harmoniker es tun, die Möglichkeit eines krisenlosen Verlaufs behauptet, ist es klar, daß die aus einem Wertschema gezogenen Schlußfolgerungen voreilig und nicht beweiskräftig sind. Wie könnte uns denn auch die Analyse eines Wertschemas über die Notwendigkeit der Proportionalität oder der Disproportionalität des Warenaustausches im Kapitalismus belehren, wenn die im Wertschema so mühsam errechneten Proportionalitätsverhältnisse nachher durch die Tendenz zur Ausgleichung der Profitraten und die dadurch bewirkte Neuverteilung des Mehrwerts notwendig umgeworfen werden! Keiner von den genannten Theoretikern hat die Bedeutung und die Tragweite der Umwandlung der Werte in die Produktionspreise für die Krisenproblematik erkannt und auch nur mit einem einzigen Worte erwähnt, geschweige denn behandelt[1]).

Die bürgerliche Ökonomie hat die „praktische Tatsache" (Kapital, III 1, S. 149) der gleichen Profitrate seit Ricardo und Malthus ge-

[1]) Dies gilt auch von J. J. Rubin, der in seinem Buch „Skizzen zur Marxschen Werttheorie" (4. Aufl. Moskau 1929, russisch) zwar feststellt: „Die Theorie des Arbeitswertes und der Produktionspreise repräsentieren nicht Theorien für zwei verschiedene Wirtschaftstypen, sondern die Theorie ein- und derselben kapitalistischen Wirtschaft auf zwei Stufen wissenschaftlicher Abstraktion" (S. 217); dennoch behandelt er aber weder eingehender die Frage der Umwandlung der Werte in Produktionspreise, noch die sich daraus für die Krisenproblematik ergebenden Konsequenzen, obwohl nach R. die Produktionspreise eine konkretere Abstraktionsstufe als die Werte zu repräsentieren scheinen. — Dasselbe gilt auch von zahlreichen anderen Autoren wie K. Diehl (Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx, Jena 1898), Tugan-Baranowsky (Theoretische Grundlagen des Marxismus, Leipzig 1905, bes. S. 174ff.), v. Bortkiewicz („Wertrechnung und Preisrechnung", Archiv f. Sozialwiss. 1907 und „Zur Berichtigung der grundlegenden theoretischen Konstruktion von Marx im III. Band des „Kapital" in Conrads Jahrb. für Nationalök., 1907) und in neuester Zeit Hans Zeisl („Ein Einwand gegen die Marxsche Wertlehre", Der Kampf, Wien 1930) und Emil Walter („Liquidation der Arbeitswertlehre ?", ebenda). Sie alle stellen zwar das Problem der Wert- und Preisrechnung in das Zentrum ihres Interesses. Aber sie behandeln es ausschließlich unter dem Gesichtspunkte, inwieweit die Marxsche Ableitung der Produktionspreise aus den Werten richtig und mit den Grundlagen der Marxschen Wertlehre vereinbar ist. Keiner dieser Autoren hat jedoch die Bedeutung der Wert-Preis-Transformation für die Krisenproblematik erkannt.

sehen. Aber weder die Klassiker noch die nachricardosche Schule haben es verstanden, diese Tatsache in Übereinstimmung mit der Wertlehre zu bringen und sind in eine theoretische Sackgasse geraten, indem sie gezwungen waren, entweder die Theorie zugunsten der Tatsachen, oder die Tatsachen zugunsten der Theorie preiszugeben[1]). An diesem Widerspruch zwischen der Theorie und den Tatsachen, an der Unmöglichkeit, aus dem abstrakten Arbeitswertgesetz die allgemeine Profitrate ableiten zu können, ist die nachricardosche Schule schließlich zugrunde gegangen, und mit Recht gab Marx in seinem Epitaph als Auflösungsursache der Schule an: „Bildung der allgemeinen Profitrate . . . Unverstandenes Verhältnis zwischen Wert und Produktionspreis" (Mehrwert, III, S. 280). Speziell gegen Ricardo erhebt er den Vorwurf, daß dieser in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit zwar eine allgemeine Profitrate „unterstellt", ohne indes zu „untersuchen, inwieweit ihre Existenz überhaupt der Bestimmung der Werte durch die Arbeitszeit entspricht", während doch faktisch „sie ihr prima facie widerspricht, ihre Existenz also erst durch eine Masse Mittelglieder zu entwickeln ist" (Mehrwert, II 1, S. 14). Deshalb betont Marx die „wissenschaftliche Unzulänglichkeit" der Methode Ricardos, die ihn „zu irrigen Resultaten führt" und darin besteht, daß Ricardo, „von der Bestimmung der Wertgrößen der Waren durch die Arbeitszeit ausgeht" und dann untersucht, ob die übrigen ökonomischen Verhältnisse und Kategorien den Werten entsprechen oder widersprechen. Die Unzulänglichkeit dieser Methode liege also darin, „daß sie notwendige Mittelglieder überspringt und in unmittelbarer Weise die Kongruenz der ökonomischen Kategorien untereinander nachzuweisen sucht" (Mehrwert, II 1, S. 2).

Indem Marx diese „Mittelglieder" rekonstruiert hat und durch seine Lehre von der Bildung der allgemeinen Profitrate sowie von der Verwandlung der Werte in Produktionspreise resp. merkantile Preise die Arbeitswertlehre in Einklang mit den Tatsachen gebracht hat, hat er die ökonomische Theorie über den Punkt fortentwickelt, an dem die nachricardosche Schule zugrunde gegangen ist.

---

[1]) Nach Marx bestand diese „Verwirrung der Theoretiker" darin, „daß . . . die bisherige Ökonomie entweder gewaltsam von den Unterschieden zwischen Mehrwert und Profit, Mehrwertsrate und Profitrate abstrahierte, um die Wertbestimmung als Grundlage festhalten zu können, oder aber mit dieser Wertbestimmung allen Grund und Boden wissenschaftlichen Verhaltens aufgab, um an jenen in der Erscheinung auffälligen Unterschieden festzuhalten" (Kapital, III 1, S. 147).

Und gerade dieses spezifische Ergebnis der theoretischen Forschung Marxens verschwindet aus der ganzen bisherigen Diskussion über das Krisen- und Akkumulationsproblem. Es existiert für R. Luxemburg ebensowenig wie für Otto Bauer, Hilferding oder Bucharin. Sie alle bleiben in ihrer Analyse in der von der Wirklichkeit entfernten Sphäre des Wertschemas stecken, ohne sich darum zu kümmern, daß dieses Schema nur die erste Annäherung an die Wirklichkeit, nicht aber diese Wirklichkeit selbst darstellt. Sie übersehen, daß dieses Schema ohne die weiteren „Mittelglieder" kein geeignetes Mittel für die Erforschung der entwickelten kapitalistischen Produktionsweise und jener konkreten Formen ist, in welchen die Kapitale „in ihrer wirklichen Bewegung" sich gegenübertreten. Denn wie Engels richtig im Vorwort zum II. Bande des „Kapital" sagt, „sind die Untersuchungen dieses Buch II . . . nur Vordersätze zum Inhalt des Buch III, das die Schlußergebnisse der Marxschen Darstellung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses auf kapitalistischer Grundlage entwickelt" (Kapital, II, S. XXIII). Die im II. Bande des „Kapital" gegebene Darstellung des Reproduktionsprozesses auf Basis der Wertschemata enthält somit nur die Vordersätze einer Beweisführung, deren Schlußsätze erst im III. Bande des „Kapital", in der Lehre von der Umwandlung der Wertschemata in Produktionspreisschemata folgen. Erst durch diese Lehre wird die Marxsche Gedankenkette geschlossen und das Annäherungsverfahren, in dem es durch alle Stufen hindurch bei der konkreten Wirklichkeit angelangt ist, beendet. Es ist allerdings eine sonderbare Manier der bisherigen Marxdiskussion, sich nicht an die Totalität der Marxschen Beweisführung auf allen ihren Stufen, sondern bloß an die aus dieser geschlossenen Gedankenkette herausgerissenen „Vordersätze", d. h. an die Wertschemata zu halten. Anstatt, wie die genannten Theoretiker meinen, Marx fortzuentwickeln, kehren sie alle zu jenem Punkte zurück: „unverstandenes Verhältnis zwischen Wert und Produktionspreis", an dem die nachricardosche Schule um 1850 stehen geblieben und schließlich gescheitert ist.

Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur.

Von

Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.)

I.

Den Schwierigkeiten, die jeder geschichtlichen Bemühung entstehen, ist die Literaturgeschichte in ganz besonderer Weise ausgesetzt. Sie wird nicht nur von allen prinzipiellen Diskussionen über den begrifflichen Sinn und die materiale Struktur des Geschichtlichen mitgetroffen, sondern ihr Gegenstand unterliegt der Kompetenz besonders vieler wissenschaftlicher Disziplinen. Von den eigentlichen Hilfswissenschaften der Geschichte, welche quellenmäßige Sicherheit zu gewähren haben, ganz zu schweigen, treten mit Ansprüchen mannigfaltiger Art Philosophie, Ästhetik, Psychologie, Pädagogik, Philologie, ja sogar Statistik auf. In merkwürdigem Gegensatz zu dieser grundsätzlichen Situation steht im allgemeinen die tägliche Praxis. Es bedarf nicht vieler Worte, um auf das Ausmaß hinzuweisen, in dem die Literatur zum wissenschaftlichen Strandgut wird. Alle möglichen Instanzen, vom „naiven Leser“ bis zum angeblich dazu berufenen Lehrer wagen in jeder nur denkbaren Beliebigkeit die Deutung des literarischen Werks. Die relativ große Kenntnis einer Sprache und die Entbehrlichkeit einer gelehrten Fachterminologie erscheinen häufig als zulängliche Voraussetzungen, Literaturgeschichte treiben zu dürfen. Aber auch die eigentliche akademische Literaturwissenschaft scheint keineswegs der Lage ihres Objekts Rechnung zu tragen. Die Tatsache, daß literaturgeschichtliche Arbeit nicht von vornherein eine einheitliche Bemühung, sondern eine zu organisierende wissenschaftliche Aufgabe darstellt, hat nicht etwa dazu geführt, daß ihre Forschungsmethoden sich folgerichtig aus der Komplexität ihres Gegenstandes entwickelt hätten. Damit sollen nicht alle einzelwissenschaftlichen Unternehmungen der modernen Literaturgeschichte getroffen werden, sondern hier, wo das Problem prinzipiell zum Gegenstand gemacht wird, werden auch nur die Prinzipien der Wissenschaft, so wie sie heute vorliegen, berücksichtigt.

Fast alle Gelehrten, die zu dem vor kurzem erschienenen Sammelband „Philosophie der Literaturwissenschaft“[1]) beigetragen

---

[1]) Herausgegeben von Emil Ermatinger, Berlin 1930.

haben, sind sich darüber einig, daß der „szientifische“ Weg für die Literaturgeschichte nur in die Irre führe. Nicht nur, daß sie — und dies mit Recht — sich einig wären über die irrationalen Momente am Dichtwerk selbst, sie halten die rationale Methode diesem Gegenstand nicht für angemessen. Als „historischer Pragmatismus“[1]), als „historisierender Psychologismus“[2]), als „positivistische Methode“[3]) verfällt die im 19. Jahrhundert begründete Literaturwissenschaft einem richtenden Urteil. Gewiß entbehren Hettners oder Scherers Werke absoluter Gültigkeit, ja in dieser Wissenschaftler Intention selber hätte nichts weniger als das gelegen, aber alle Bemühungen um Literatur, die einen wissenschaftlichen Charakter aufweisen sollen, sind darauf angewiesen, an diejenigen positivistischen Methoden kritisch anzuschließen, die in den historischen Wissenschaften des 19. Jahrhunderts entdeckt worden sind und deren sie zunächst selbst nicht entraten können.

Isolierung und Simplifizierung des literarhistorischen Gegenstands vollziehen sich freilich in einem höchst sublimen Prozeß. Dichtung und Dichter werden aus den Verflechtungen des Geschichtlichen herausgenommen und zu einer wie immer gearteten Einheitlichkeit konstruiert, von der der Strom der Mannigfaltigkeit abfließt; sie gewinnen eine Würde, deren sich sonstige Erscheinungen nicht rühmen dürfen. „In der Literaturgeschichte sind Taten und Täter gegeben, in der Weltgeschichte nur mehr oder minder verfälschte Berichte über meist unreelle Geschäfte von selten personifizierbaren Firmen[4]).“ Diese Weihe kann eine historische Erscheinung nur dadurch gewinnen, daß sie als Erscheinung des Geistes, jedenfalls als ein Sondergebiet eigenen Rechts, gefaßt wird[5]). Nur dann sind ja die positivistischen Methoden prinzipiell unzulänglich, wenn ihr Gegenstand nicht mehr ein solcher der inner- und außermenschlichen Natur und ihrer veränderlichen Bedingungen ist, sondern als in einem Sein höherer Artung ruhend gedacht wird. Mit der Sicherheit eines philosophischen Instinkts

[1]) Herbert Cysarz, Das Periodenprinzip in der Literaturwissenschaft, a. a. O., S. 110.
[2]) D. H. Sarnetzki, Literaturwissenschaft, Dichtung, Kritik des Tages, a. a. O. S. 454.
[3]) passim.
[4]) Cysarz, a. a. O.
[5]) Naiv wird das neuerdings ausgedrückt bei Werner Ziegenfuß, Art. Kunst im Handwörterbuch der Soziologie, 1931, S. 311: „Wollen wir hier Kunst überhaupt als Kunst, Dichtung als Dichtung, und nicht beides nur als sekundäre Begleiterscheinungen letzthin nur körperlicher Vorgänge ansehen, dann muß für das primitive Schaffen ebenso wie für die höchsten Leistungen aller Kunst das Seelisch-Geistige in seiner ursprünglichen Wirklichkeit anerkannt werden.“

wird daher der von Dilthey eingeführte, den geschichtlichen Zusammenhängen verpflichtende Strukturbegriff für das Dichtwerk wieder aufzugeben versucht und zum Begriff des Organischen zurückgekehrt, der „klar, eindeutig und bestimmt das Geistige als die durch Sinneinheit bedingte Individualität des geschichtlichen Lebens kennzeichnet"[1]). Belastete Ausdrücke wie „Werk", „Gestalt", „Gehalt" zielen alle auf eine letztlich metaphysisch begründete und ableitbare, jenseits aller Mannigfaltigkeit sich bewegende Einheit der Dichtung und des Dichters ab. Diese radikale Entfremdung der Dichtung gegenüber der geschichtlichen Realität findet ihren höchsten Ausdruck, wenn Begriffe wie „Klassik" und „Romantik" nicht nur der Geschichte zugeordnet, sondern zugleich metaphysisch verklärt werden. „Auch diese beiden Grundbegriffe der Vollendung und Unendlichkeit sind, wie der oberste Begriff der Ewigkeit, sowohl aus der historischen und psychologischen Erfahrung wie aus der philosophischen Erkenntnis abzuleiten[2])."

Ihre sachliche Legitimierung glaubt diese geschlossene irrationalistische Front der Literaturwissenschaft darin zu finden, daß die „naturwissenschaftliche Methode" ihren Gegenstand zerstücke, zersetze und, wenn es sich um Ausprägungen der „dichterischen Lebensseele handele, an ihrem „Geheimnis" vorbeigehe[3]). Der Sinn dieser Überlegungen ist schwer verständlich. Denn inwiefern eine rationale Erfassung dem Gegenstand selber ein Leid antun soll, bedarf noch bis heute des Experiments in der Praxis. Wer ein Phänomen analysiert, kann es sich doch stets in seiner Ganzheit vor Augen halten, indem er das Bewußtsein dessen, was er in der Analyse unternimmt, nicht verliert. Freilich ergeben die in der Analyse gewonnenen Elemente als Summe nur ein Mosaik und nicht das Ganze. Aber wo in aller Welt verlangt wissenschaftliche Analyse solche stückhafte Summation? Und sind denn selbst die naturwissenschaftlichen Methoden allein und dauernd atomistischer Art? Sie sind es ebensowenig, wie es die literaturwissenschaftlichen Methoden dort zu sein haben, wo es für ihre spezifischen Aufgaben ungeeignet ist. Auf der Fahrt ins Ungewisse der Metaphysik hat die Literaturwissenschaft auch den Begriff des Gesetzes mitgenommen. Aber anstatt daß das Gesetz die Bedeutung einer in den Sachen erkannten Ordnung behielte, wird es bereits bei seiner Einführung mit einem neuen und vagen Inhalt vor-

[3]) Emil Ermatinger, Das Gesetz in der Literaturwissenschaft, a. a. O., S. 352.
[1]) Fritz Strich, Deutsche Klassik und Romantik, München 1924, S. 7.
[2]) Sarnetzki, a. a. O.

belastet. An Stelle der zu erforschenden und darzustellenden Ordnung tritt eine vorgegebene „Sinneinheit", und als Hauptprobleme der Literaturwissenschaft, die vor der Untersuchung als in bestimmter Weise gesetzlich strukturiert vorausgesetzt werden, erscheinen unter anderem die „dichterische Persönlichkeit" und das „dichterische Werk"[1]. „Persönlichkeit" und „Werk" aber gehören zu denjenigen begrifflichen Konstruktionen, die in ihrer Undurchsichtigkeit und der prinzipiell abschlußhaften Art ihrer Konstruktion die Wissenschaft eben dort von ihren Bemühungen bereits abhalten, wo sie einzusetzen hätten.

Soweit es sich der Literaturwissenschaft um die Abwehr einer Einstellung handelt, die in der Durchführung geschichtlicher, psychologischer und philologischer Einzelanalysen mit der wissenschaftlichen Darstellung von Dichter und Dichtung fertig zu sein glaubt, kann man ihr nur zustimmen. Doch gerade wenn es auf genaue Bestimmung des Kunstwerks und um ihretwillen um das Verständnis seiner qualitativen Beschaffenheit geht, wenn es sich also um Fragen des Wertes und der Echtheit handelt, Fragen, die doch den irrationalistischen Strömmungen so sehr am Herzen gelegen sind, dann enthüllen deren Methoden ihre Unzulänglichkeit am deutlichsten; denn unabhängig von der Entscheidung, ob und in welchem Maße die technischen Gesetzmäßigkeiten rational entstanden sind oder nicht: ihre Prinzipien sind nur in rationaler Analyse mit der ihr eigentümlichen Exaktheit aufzudecken. Aber die Literaturwissenschaft hat ihre Abwehrtendenzen so auf die Spitze getrieben, daß sie nun selber in eine Situation gebracht ist, die ihr offenbar überhaupt keinen Ausweg mehr läßt. Die metaphysische Verzauberung ihrer Gegenstände hindert sie an der sauberen Betrachtung ihrer wissenschaftlichen Aufgaben. Diese sind gewiß nicht allein historischer Art, es gibt ein sehr wichtiges literaturwissenschaftliches Problem, das wir mit dem Diltheyschen Ausdruck des „Verstehens" vorläufig kennzeichnen wollen. Mit allen analytischen und synthetischen Methoden gilt es, das in Inhalt und Form Gestaltete aufzugreifen, in seiner schlichten und in seiner tiefer gemeinten Bedeutung zu erfassen, gilt es ferner, die Relation zwischen dem Schöpfer und seinem Gebilde aufzudecken. Freilich werden solche Aufgaben sich nur erfüllen lassen, wenn man sich dessen bewußt ist, daß die Mittel einer formalen Poetik in keiner Weise ausreichen. Ohne eine — im großen und ganzen noch zu leistende — Psychologie der Kunst, ohne

[1]) Emil Ermatinger, a. a. O., S. 363f.

eine wirkliche Klärung der Rolle des Ordnungssinns und ähnlicher Faktoren beim Schaffenden und beim Publikum[1]), ohne das Studium der unbewußten Regungen, die an dem psychologischen Dreieck von Dichter, Dichtung und Aufnehmendem beteiligt sind, gibt es keine poetische Ästhetik. Das Bündnis mit einer Psychologie, die das „große Kunstwerk" in mystischen Zusammenhang mit dem Volk stellt, die die „persönliche Biographie des Dichters . . . interessant und notwendig, aber hinsichtlich des Dichters unwesentlich"[2]) findet, kann freilich die Literaturwissenschaft nur kompromittieren.

II.

Für die gekennzeichneten herrschenden Strömungen ist es charakteristisch, daß sie mit einer Psychologie sympathisieren, die in gleicher Weise wie sie selbst zu einer isolierenden Betrachtungsweise der Phänomene tendiert, ja die es gleichfalls sich angelegen sein läßt, ihren Gegenständen eine geistige Würde zu verleihen, die sie selbst unter Preisgabe wissenschaftlicher Methodik zu erkaufen trachtet. Denn der gleiche Psychologe, der von der Belanglosigkeit der persönlichen Biographie der Dichter spricht, bemerkt zugleich von ihnen: „Sie erkennen, als die ersten ihrer Zeit, die geheimnisvollen Strömungen, die sich unter Tage begeben, und drücken sie nach individueller Fähigkeit in mehr oder weniger sprechenden Symbolen aus[3])." Es bedarf keines weitläufigen Nachweises, daß eine Untersuchung über die Beziehung zwischen Unbewußtem, dichterischem Symbol und dem individuellen psychischen Faktor dieses Symbols sich mit der Belangloserklärung der „persönlichen Biographie" nicht vereinbaren läßt.

Wichtige Hinweise zu kunstpsychologischen Theorien vermag die Psychoanalyse zu geben. Sie hat Untersuchungen über zentrale

---

[1]) Einer der wichtigsten Hinweise auf eine psychologisch-materialistische Ästhetik findet sich bei Nietzsche: „Manche der ästhetischen Wertschätzungen sind fundamentaler, als die moralischen, z. B. das Wohlgefallen am Geordneten, Übersichtlichen, Begrenzten, an der Wiederholung, — es sind die Wohlgefühle aller organischen Wesen im Verhältnis zur Gefährlichkeit ihrer Lage, oder zur Schwierigkeit ihrer Ernährung. Das Bekannte tut wohl, der Anblick von etwas, dessen man sich leicht zu bemächtigen hofft, tut wohl usw. Die logischen, arithmetischen und geometrischen Wohlgefühle bilden den Grundstock der ästhetischen Wertschätzungen: gewisse Lebensbedingungen werden als so wichtig gefühlt und der Widerspruch der Wirklichkeit gegen dieselbe so häufig und groß, daß Lust entsteht beim Wahrnehmen solcher Formen." (Werke, 11. Band: Aus dem Nachlaß 1883/88, S. 3.)

[2]) C. C. Jung, Psychologie und Dichtung, a. a. O., S. 330.

[3]) C. G. Jung, zitiert nach Walter Muschg, Psychoanalyse und Literaturwissenschaft, Berlin 1930, S. 7.

Probleme der Literaturwissenschaft zur Diskussion gestellt, besonders über die seelischen Bedingungen, unter denen das große Kunstwerk entsteht, so über den Aufbau der dichterischen Phantasie, und vor allem auch über das bisher immer wieder in den Hintergrund gedrängte Problem des Zusammenhangs von Werk und Aufnahme[1]). Gewiß sind diese Arbeiten noch ganz im Anfang — hat ja doch auch die Literaturforschung kaum etwas zu ihrer Förderung unternommen —, gewiß sind eine Reihe von Hypothesen noch nicht geschliffen und fein genug, noch schematisch und ergänzungsbedürftig. Aber auf die Hilfe der wissenschaftlichen Psychologie beim Studium des Kunstwerks zu verzichten heißt nicht, sich vor „barbarischen Einbrüchen von Eroberern" zu schützen, sondern sich selbst der Barbarei auszusetzen[2]).

Zu dem Verdammungsurteil gegen den „historisierenden Psychologismus", welcher am Geheimnis der „eigentlichen dichterischen Lebensseele"[3]) vorbeigehe, gesellt sich das gegen die historische Methode, besonders aber gegen jede kausal und gesetzesgerichtete Geschichtstheorie, kurzum gegen das, was als der „positivistische Materialismus"[4]) von der modernen Literaturforschung aufs strengste verpönt ist. Freilich steht's hier genau wie bei der Psychologie: vor „Übergriffen" schreckt man seinerseits nicht zurück. Beliebiger wohllautender historischer Kategorien hat sich die moderne Literaturgeschichte stets bedient, ja sie sogar selbst mit erzeugt: da werden Kategorien wie „Volkstum, Gesellschaft, Menschentum"[5]) aufgegriffen, es wird von dem Prozeß des „pluralistischen, steigernden" und des „vergeistigenden, artikulierenden Erlebens"[6]) gesprochen. Man erfährt von „Wesens"- und „Schicksalsverbänden", von „Vollendung und Unendlichkeit" als „Grundbegriffen" der „historischen Erfahrung"[7]), die Redeweise von „Zeitaltern des Homer, Perikles,

[1]) Vgl. an erster Stelle die wichtige Schrift von Hanns Sachs, Gemeinsame Tagträume (bes. den ersten Teil), Leipzig-Wien-Zürich 1924.

[2]) Vgl. Muschg a. a. O., S, 15. Übrigens bemüht sich gerade Muschg um die Verwertung psychoanalytischer Methoden und Erkenntnisse. Vgl. sein Buch: Gotthelf, Die Geheimnisse des Erzählers, München 1931; darüber G. H. Graber in: Imago Bd. XVIII, Heft 2, 1932.

[3]) Sarnetzki, a. a. O. Was alles an Argumentation gestattet ist, mag folgender — polemisch gemeinte — Satz verraten: „Psychoanalyse gräbt nach innen und sucht triebhafte Naturmächte der Seele, sie analysiert; eine soziologische Betrachtung bemüht sich, Ziele zu erkennen, von denen aus allein das Menschliche gedeutet werden kann, sie komponiert" (Ziegenfuß, a. a. O., S. 312.

[4]) Sarnetzki, a. a. O.

[5]) Ziegenfuß, a. a. O., S. 337.

[6]) Cysarz, Erfahrung und Idee, Wien u. Leipzig 1922, S. 6f.

[7]) Strich a. a. O.

Augustus, Dante, Goethe"[1]) wird gerechtfertigt, — aber Verachtung und Zorn sind einer Geschichts- und Gesellschaftswissenschaft sicher, wenn sie im Anschluß an die positivistischen und materialistischen Methoden der historischen Forschung, deren Grund im 19. Jahrhundert gelegt worden ist, die Geschichte der Dichtung als soziales Phänomen zu erfassen trachtet. Offen wird es ausgesprochen, daß es um die „Preisgabe des beschreibenden Standpunkts der positivistischen Methode und die Besinnung auf den metaphysischen Charakter der Geisteswissenschaften"[2]) gehe. Wir werden noch sehen, daß eine Preisgabe um so leidenschaftlicher da gefordert wird, wo an die Stelle der historischen Deskription die materialistische gesellschaftliche Theorie selber tritt. Selbst die Grenze zwischen Wissenschaft und Demagogie wird verwischt, wenn es sich um die isolierende Verklärung der Kunstbetrachtung handelt: „Dem historischen Pragmatismus ergibt sich vielleicht, daß gutenteils die Syphilis den Minnesang und seine polygame Konvention begraben hat oder die Wiederaufrichtung der deutschen Nachkriegswährung den . . . Expressionismus. Die Wesenssicht aber des Minnesangs und des Expressionismus bleiben unmittelbar von solchen Erkenntnissen unabhängig. Die Frage lautet hier eben: was ist er, nicht aber: warum ist er. Dieses Warum eröffnete bloß einen Regressus in infinitum: warum ist am Ende des Mittelalters die Lues eingeschleppt, warum ist Anfang 24 die Reichsmark eingeführt worden und so fort bis zum Ei der Leda[3])." Dies ist eine Karrikatur jeder echten wissenschaftlichen Fragestellung. Keineswegs verlangt jede kausale Frage einen unendlichen Regreß, sondern wenn sie präzis formuliert ist, so ist sie prinzipiell auch präzis beantwortbar, unbeschadet darum, daß mit dieser Antwort irgendwelche anderen neuen wissenschaftlichen Probleme aufgeworfen werden: die Untersuchung der Ursachen, aus denen Goethe nach Weimar ging, erfordert nicht eine Geschichte der deutschen Städtegründung!

Vergegenwärtigt man sich die in Umrissen beschriebene Lage der Literaturwissenschaft, ihr schiefes Verhältnis zur Psychologie, Geschichte und Gesellschaftsforschung, die Willkür in der Auswahl ihrer Kategorien, die künstliche Isolierung und wissenschaftliche Entfremdung ihres Objekts, dann wird man mit Recht der Forderung eines modernen Literarhistorikers zustimmen, der, unbefriedigt von

[1]) Friedrich Gundolf, Shakespeare, Sein Wesen und Werk, Berlin 1928, Bd. I, S. 10.
[2]) Ermatinger, a. a. O., S. 352.
[3]) Csysarz, Das Periodenprinzip, S. 110.

der „Metaphysizierung“, die in seinem Fach eingerissen ist, Rückkehr zur strengen Wissenschaftlichkeit, leidenschaftliche Ergebenheit an den Stoff, intensive Pflege des reinen Wissens, kurz: neue „Hochschätzung des Wissens und der Gelehrsamkeit“[1]) fordert. Wenn freilich Schultz gleichzeitig in bezug auf Konstruktion, Erforschung von Strukturzusammenhängen, übergreifende Theorienbildung sich enthalten möchte[2]), so läßt sich das zwar aus dem Gesagten gut begreifen, doch ist es nicht notwendig. In der Tat ist der Entwurf einer Literaturgeschichte möglich, die ausgestattet mit dem Wissensrüstzeug philologischer und literarischer Forschung es wagen darf, das Dichtwerk geschichtlich so zu erklären, daß sie weder in bloßer positivistischer Beschreibung stecken bleibt, noch sich zur einsamen und verlassenen Höhe metaphysischer Spekulation entfernt.

III.

Es läßt sich natürlich eine Einstellung denken, die solches Entwurfes nicht bedarf, wenn man nämlich die „bewußte Emanzipation der Literaturwissenschaft von der Welthistorie“[3]), ja überhaupt von jedem geschichtlichen und gesellschaftlichen Zusammenhang fordert. Nur verzichtet man damit auf jeden Erkenntnisanspruch und macht aus der Beschäftigung mit der Dichtung selbst wieder Dichtung. Es bleibt dann übrigens bare Willkür, eine solche unverpflichtende, nicht auf kontrollierbare Erkenntnis ausgerichtete Haltung nicht auf alle Erfahrungsgegenstände anzuwenden und die Wissenschaft überhaupt zu vertreiben. Sich mit der Geschichte der Dichtung beschäftigen heißt die Dichtung geschichtlich erklären. Ihre Erklärungsmöglichkeit setzt eine entfaltete Theorie der Geschichte und der Gesellschaft voraus. Dabei soll nicht gemeint sein, daß man sich mit irgendwelchen allgemeinen Zusammenhängen zwischen Poesie und Gesellschaft abzugeben habe, auch nicht, daß ganz allgemein von gesellschaftlichen Bedingungen zu sprechen sei, deren es bedürfe, damit es überhaupt so etwas wie Dichtung gebe[4]), sondern die geschichtliche

---

[1]) Franz Schultz, Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte, Frankfurt a. M. 1928, S. 138.

[2]) a. a. O., S. 141ff.

[3]) Cysarz, a. a. O.

[4]) Etwa wie bei Ziegenfuß, a. a. O., S. 310: „Damit ist aber keineswegs gesagt, daß in den wirtschaftlichen Beweggründen zugleich die bestimmenden und richtunggebenden Motive für die Eigentümlichkeit der besonderen Formen liegen, die diese autonome Kunst sich gibt. Auch in großer wirtschaftlicher Abhängigkeit des Künstlers entspringen die formenden Notwendigkeiten seines Schaffens, vorausgesetzt, er schafft wirklich Kunst und nicht Kitsch und Mache, aus ganz eigener Selbstbestimmung, und nur die

Erklärung der Dichtung hat die Aufgabe zu untersuchen, was von bestimmten gesellschaftlichen Strukturen in der einzelnen Dichtung zum Ausdruck kommt und welche Funktion die einzelne Dichtung in der Gesellschaft ausübt. Die Menschen stehen zum Zweck der Erhaltung und Erweiterung ihres Lebens in bestimmten Produktionsverhältnissen. Diese stellen sich gesellschaftlich als die miteinander ringenden Klassen dar, und die Entwicklung ihrer Beziehungen bildet die reale Grundlage für die verschiedenen Sphären der Kultur. Von der jeweiligen Struktur der Produktion, d. h. von der Ökonomie hängt nicht nur die Gestaltung der Eigentums- und Staatsverhältnisse, sondern zugleich die der gesamten menschlichen Lebensformen in jeder geschichtlichen Epoche ab. Jede „Geistes"- und „Verstehens"wissenschaft, die sich auf die Autonomie oder mindestens auf die autonome Deutbarkeit gesellschaftlicher Überbaugebilde beruft, vergewaltigt das Wissenschaftsgebiet der menschlichen Vergesellschaftung. Literaturgeschichte als bloße Geistesgeschichte vermag prinzipiell keinerlei bindende Aussagen zu machen, wenn auch in der Praxis Begabung und Einfühlungskraft des Literarhistorikers Wertvolles geleistet haben. Eine echte erklärende Literaturgeschichte aber muß materialistisch sein. Das heißt, sie muß die ökonomischen Grundstrukturen, wie sie sich in der Dichtung darstellen, und die Wirkungen untersuchen, die innerhalb der durch die Ökonomie bedingten Gesellschaft das materialistisch interpretierte Kunstwerk ausübt.

Solange eine solche Forderung bloß erhoben wird, wird sie freilich dogmatisch klingen, ebenso wie die von ihr vorausgesetzte Gesellschaftstheorie diesem Vorwurf ausgesetzt ist, wenn sie nicht im einzelnen ihre Fragestellungen präzisiert[1]). Auf dem Spezialgebiet der Ökonomie und der politischen Geschichte ist dies bereits in breitem Maße geschehen, aber auch in der Literaturgeschichte finden sich An-

---

Möglichkeit, daß sie sich überhaupt verwirklichen können, hängt vom Wirtschaftlichen ab. Die Fragen der wirtschaftlichen Selbsterhaltung des Künstlers und der wirtschaftlichen Verwertung der Kunst und Literatur gehören zur Wirtschaftssoziologie." Also: Ressortfragen statt wissenschaftlicher Prinzipienfragen!

[1]) Darum muten auch oft die geisteswissenschaftlich orientierten Arbeiten so dogmatisch und willkürlich an, weil sie ins unzugänglich Allgemeinste verschwimmen. Vgl. z. B. Strich, a. a. O., S. 401: „Es verstand sich natürlich von selbst, daß diese Betrachtung in der Geschichte der Dichtung auf das ganze Menschentum und all seinen, nicht nur formalen, Ausdruck erweitert werden mußte. Es wird sich noch zeigen, daß auch Musik und Religion und jegliches Kultursystem sich so erfassen läßt und daß die grundbegriffliche Durchdringung der ganzen Geschichtswissenschaft die Geschichte des Geistes erst als das offenbar machen wird, was sie wirklich ist: die stilistische Verwandlung des geistigen Willens zur Verewigung."

sätze vor. Hinzuweisen ist vor allem auf die literaturgeschichtlichen Aufsätze von Franz Mehring[1]), der — oft in einer vereinfachten und populären, oft auch in einer nur politisch fundierten Weise — zum ersten Male die Anwendung der materialistischen Gesellschaftstheorie auf die Literatur versucht hat. Freilich ist wie an den oben erwähnten psychologischen Einzeluntersuchungen auch an den materialistischen Arbeiten Mehrings und ihm verwandter Autoren die Literaturgeschichte vorbei zur Tagesordnung oder zum Tagesgeschimpf übergegangen; so hat sie noch in jüngster Zeit einen Anwalt gefunden, für den „solche Denkweise . . . nicht nur unsoziologisch oder der wissenschaftlichen Soziologie entgegengesetzt" ist, sondern dem sie „wie eine Schmarotzerpflanze" vorkommt, die „einem Baum seine gesunden Säfte entzieht"[2]).

Die materialistische Geschichtserklärung vermag nicht in der gleichen simplifizierenden und isolierenden Art und Weise vorzugehen, die wir an der ihr entgegengesetzten Haltung festgestellt haben. Es hieße jene Theorie schlecht verstehen, wollte man ihr den Glauben an eine unmittelbare Ableitung der Gesamtkultur aus der Wirtschaft zuschieben, ja wollte man nur von ihr behaupten, sie versuche die Grundzüge kultureller und psychischer Gebilde aus einer bestimmten ökonomisch erklärten Struktur abzulesen. Es kommt ihr vielmehr darauf an, zu zeigen, in wie vermittelter Weise sich die grundlegenden Lebensverhältnisse der Menschen in allen ihren Formen, also auch in der Literatur, ausdrücken. Damit gewinnt die Psychologie ihren ganz bestimmten Ort in der Literaturwissenschaft: sie ist eine, nicht die einzige, Hilfswissenschaft der Vermittlungen, indem sie aufzeigt, welches die psychischen Vorgänge sind, durch die in den Kulturleistungen des Kunstwerks sich die Strukturen des gesellschaftlichen Unterbaus reproduzieren. Da sich diese Basis der Gesellschaft als das Verhältnis von herrschenden und beherrschten Klassen in der bisherigen Geschichte und als der „Stoffwechsel" von Gesellschaft und Natur darstellt, so wird auch in der Literatur wie bei allen historischen Phänomenen dieses Verhältnis durchscheinen. In der gesellschaftlichen Erklärung des Überbaus — nicht etwa in der gesellschaftlichen

---

[1]) Jetzt gesammelt: in Schriften und Aufsätze 1. u. 2. Bd.: Zur Literaturgeschichte, Berlin 1929, ferner auch sein Buch „Die Lessinglegende" 9. Aufl. Berlin 1926.

[2]) Ziegenfuß a. a. O., S. 330f. — Wie legitimiert Z. zu solcher Kritik ist, belegt er selbst, indem er als — einzigen — Kronzeugen für diese „Denkweise" Alfred Kleinbergs Buch über „Die deutsche Dichtung" zitiert — ein Werk, das den äußerst zweideutigen, jedenfalls nicht materialistischen Untertitel trägt: „. . . in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen"!

Theorie schlechthin — nimmt darum der Begriff der Ideologie eine entscheidende Stelle ein. Denn die Ideologie ist ein Bewußtseinsinhalt, der die Funktion hat, die gesellschaftlichen Gegensätze zu vertuschen und an Stelle der Erkenntnis der sozialen Antagonismen den Schein der Harmonie zu setzen. Die Aufgabe der Literaturgeschichte ist zu einem großen Teil Ideologienforschung.

Den Vorwurf, noch unentwickelte Methoden und einen zu rohen Begriffsapparat zu besitzen, kann die materialistische Geschichtstheorie ruhig hinnehmen. Sie darf demgegenüber darauf verweisen, daß sie immerhin diese Unvollkommenheit dem wissenschaftlichen Fortschritt zur Diskussion stellt und überhaupt alle ihre vermeintlichen Ergebnisse so formuliert, daß sie der Kontrolle des Wissenschaftlers wie der möglichen Veränderung durch neue Erfahrungen ausgesetzt sind und nicht sich zu Gebilden verflüchtigen, die vielleicht verzaubern und die Erkenntnis bestechen, aber nicht sich an ihr zu bewähren vermögen. Diese Theorie darf sich weiterhin sagen lassen, daß sie letzten Endes Glaubenssache wäre; sie ist es in dem Sinn, in dem jede wissenschaftliche Hypothese nicht abgeschlossen und ein für allemal gesichert, sondern stets durch neue Erfahrung zu bestätigen oder abzuändern ist. Sie hat aber gegen die bloße Verkündung der reinen Geisteswissenschaft den Vorteil möglicher Verifikation innerhalb der organisierten Wissenschaft.

IV.

Die folgenden Beispiele machen weder den Anspruch, den ganzen Umfang ihrer Begründung aufzuweisen, noch den, nicht weiter einer Verfeinerung und gegliederteren Ordnung geöffnet zu sein[1]). Zum Teil werden sie als längst bekannte Einsichten anmuten, zum Teil auch einen thesenhaften Charakter zu tragen scheinen; doch ist das erste — entgegen dem in mancher modernen Diskussion angeschlagenen Ton — keine Widerlegung einer Erkenntnis und das andere die notwendige Folge einer im Prinzip geklärten, in ihren Methoden noch undurchgebildeten neuen wissenschaftlichen Arbeitsweise.

Fragen der F o r m, des Motivs wie des Stoffs haben in gleicher Weise sich der materialistischen Betrachtungsweise zu eröffnen. Das

---

[1]) Besondere wissenschaftliche Neigungen haben mich veranlaßt, Darstellungsart und Forschungsmethoden einer materialistischen Literaturgeschichte zunächst an der erzählenden europäischen Dichtung zu versuchen. Die grundsätzliche Absicht dieses Aufsatzes und die Notwendigkeit der Raumbeschränkung zwingen zu einer willkürlichen und unvollständigen Auswahl erreichter Resultate.

soll etwa bei dem Problem der Romanenzyklopädie, wie es bei Balzac und Zola auftritt, angedeutet werden. Beide beabsichtigen mit ihren großen Zyklen die gesamte Gesellschaft ihrer Zeit mit allem lebenden und toten Inventar, Berufen wie Staatsformen, Leidenschaften wie Wohnungseinrichtungen, darzustellen. Dieser Absicht liegt die Vorstellung von der prinzipiellen Möglichkeit, die Welt in Gedanken zu besitzen und durch ihre gedankliche Aneignung sie beherrschen zu können, also der bürgerliche Rationalismus, zugrunde. Vermittelt sich bei Balzac aus bestimmten psychologischen Gründen damit die merkantilistische Wirtschaftsweise, die Vorstellung von der Beherrschbarkeit der Ökonomie durch ihre obrigkeitliche Regelung, so steckt bei Zola eine kritische Haltung zu der kapitalistischen Produktionsweise dahinter, die sich von der Analyse der durch sie bestimmten Gesellschaft die Möglichkeit der Behebung ihrer Mängel verspricht. Die Breite des Romanwerks weist ebensosehr auf den Ort des Verfassers in einer in der Herrschaft begriffenen Klasse, wie auf den bestimmten Standpunkt hin, den der Dichter zu der ökonomischen Struktur seiner Zeit einnimmt.

Diese gesellschaftliche Bedeutung läßt sich auch an anderen, mehr in Einzelheiten gehenden Fragen aufweisen. So kann ein gleiches Formmittel in verschiedenen Zusammenhängen einen durchaus verschiedenen sozialen Sinn haben. Beispiele dafür sind etwa das Hervortreten des Dialogs und damit die Beschränkung der erzählenden oder kommentierenden Zwischenreden und der Kunstgriff der Rahmenerzählung. Für das erste wählen wir Gutzkows, Spielhagens und die impressionistische Erzählungsweise aus. Gutzkow führt wahrscheinlich zum ersten Male in der deutschen Literatur das moderne Gespräch der bürgerlichen Gesellschaft ein. Die Geschichte des Dialogs in der Erzählung zeigt die Entwicklung aus einer starren und gesicherten Tradition zur „zwanglosen" offenen Gesprächstechnik der Gegenwart. Das Gespräch ist in der Realität der Maßstab der psychologischen Kenntnisse, über welche die frei miteinander konkurrierenden Subjekte in der kapitalistischen Gesellschaft, wenigstens in ihrer ersten liberalen Epoche, verfügen. Der Wendigere, der die bessere Kenntnis von der Reaktionsweise des Gesprächspartners besitzt, hat, soweit es sich nicht um grobe, eine Diskussion nicht zulassende Machtverhältnisse handelt, die größere ökonomische Siegeschance. Was sich in der ihrer objektiven Situation fast unbewußten jungdeutschen Dichtung nur indirekt erschließen läßt, gibt sich bei Spielhagen mit einer gewissen Theorie belastet. Die epische Zwischenerzählung wird auf ein Minimum reduziert, so

daß der Eindruck entsteht, der Dichter halte sich im Arrangement der Begebenheit an die Forderungen der Realität und verzichte auf die Willkür persönlicher Kombinationen von Handlung, Begebenheit, Zufall und auf die Interpretation des objektiven Geschehens. Man wird finden, daß der impressionistische Roman mit dem älteren Fontane und mit Sudermann angefangen bis zu Arthur Schnitzler in seinen letzten Novellen ebenfalls im Zeichen des kommentarlosen Dialogs steht. Aber dieser „Verzicht auf die Vorrechte des deutenden und ergänzenden Erzählers"[1]) hat bei Spielhagen einen ganz anderen Sinn als beim deutschen Impressionismus. Der Spielhagenschen Technik liegt die Überzeugung zugrunde, daß in den Gesprächen der Menschen die Sachen selber deutlich werden, daß in der Aussprache für den nachdenkenden Leser eine Theorie über die Beziehungen der Menschen zwischen sich und innerhalb der Gesellschaft entsteht. Als bürgerlicher Idealist glaubt er an die Macht des objektiven Geistes, der in den ausgesprochenen Gedanken der Menschen gerinnt, so daß die Wechselrede bereits keinen Zweifel an den sachlichen Überzeugungen des Dichters offen läßt. Hingegen spricht sich in der asketischen Kommentarlosigkeit des Impressionismus die Kritik des liberalen Bürgertums an sich selber seit Beginn des 20. Jahrhunderts aus; aus dem Unvermögen, soziale Theorien zu bilden, aus der Halt- und Ratlosigkeit des in seinen Positionen bedrängt und unsicher gewordenen mittleren Bürgertums erwächst in der Tat ein Verzicht auf Vorrechte, nämlich auf die des subjektiven Geistes, der an die Möglichkeit vertretbarer Allgemeinerkenntnis glaubt. Spiegelt sich in der tastenden Dialogisierung Gutzkows das wirtschaftliche Tasten eines in den ersten Anfängen befindlichen liberalen Bürgertums in Deutschland, so wird in der Spielhagenschen Technik sein ökonomischer Sieg verklärt und in der des Impressionismus seine Krise ideologisch vertuscht oder in einer gewissen Ratlosigkeit eingestanden.

Andere Klassenverhältnisse enthüllen sich, wenn man die Funktion der Rahmenerzählung bei Storm und Meyer vergleicht. Dieses Gestaltungsprinzip hat bei beiden Dichtern eine entgegengesetzte Bedeutung. Storm gewinnt mit ihm die Haltung der Resignation, des verzichtenden Rückblicks. Er ist der müde kleinbürgerliche Rentner, dem eine Welt zerfallen ist, in der er etwas zu bedeuten hat. Die Zeit ist abgelaufen; der einzige Lebenshalt, den die Gegenwart noch zu bieten vermag, ist die Rückerinnerung. Ihre verklärende Funktion verrät

[1]) Oskar Walzel, Die Deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Berlin 1918. S. 664.

auch die Bildertechnik Storms, durch die das Gedächtnis nur Bruchstücke noch wiederzugeben vermag, solche nämlich, die sich nicht unmittelbar auf die trübe Gegenwart beziehen und der psychischen Verdrängung darum nicht anheimfallen müssen. Bei Meyer hingegen dient die Rahmenerzählung im genauen Wortsinn als prächtiger Rahmen eines herrlichen Gemäldes, erfüllt sie also gleichsam zwei Funktionen. Einmal weist sie auf die Würdigkeit dessen hin, was sie umschließt, zum andern hebt sie aus dem indifferenten Vielerlei der Erscheinungen das jeweils Singuläre, auf das es ankommt, heraus. Was in Storms Welt das Zeichen des Bescheidenen, Kleinen und Absterbenden ist, wird bei Meyer zum Symbol der lebendigsten Wirklichkeit. Wo die Kleinbürgerseele Storms in sich hineinweint, treibt Meyer wuchtig in die Welt seine Gestalten hinaus, die feudalen Wunschträumen des herrschenden Bürgertums um 1870 zu genügen vermögen.

Im Anschluß daran, zugleich als letztes Beispiel für die Analyse von Formproblemen, ein kurzer Hinweis auf die Verwendung der bildmäßigen Schilderung bei Meyer. Für den Ästhetiker Lessing war die Schilderung in der Poesie verpönt; bei Meyer ist sie ein beliebtes Kunstmittel. Für Lessing kommt es auf den Fortschritt der Menschen in der Zeit an, auf die von ihm optimistisch bewertete Entwicklung des Menschengeschlechts. Für ihn geht das Wesentliche in der Zeit und ihrem Progreß vor. Er ist der Vorkämpfer der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft, die in den Spannungsgegensätzen des Dramas mit einer Lösung bereit steht, welche sie für den Antagonismus in der Gesellschaft zu haben glaubt. Meyer ist der Erbe dieser dramatischen Auseinandersetzung, soweit die Sieger durchgehalten haben und zu Großbürgern wurden. Wo Lessing Dramatiker ist, darf Meyer Plastiker sein. Wo der eine die Welt dynamisieren muß, darf der andere das Rad anhalten. Wo dem einen die Kunst ein Mittel ist, das Allgemeine und für alle Menschen Verbindliche als überlegen dem historisch einzelnen und Zufälligen aufzuweisen, ist sie für den anderen die Möglichkeit, eben das Besondere und Großartige als allein wirklichkeitswürdig hervorzuheben. Das an Zeit und Raum nicht fixierte Bild verewigt den großen Moment der großen Gestalt. Auch hier verrät sich eine im Interesse der herrschenden Schicht des Bürgertums ideologische Einstellung. Sein Angehöriger kann im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Welt einzig als Chance der Persönlichkeit sehen, er enthebt sich kleinlicher Sorgen des Alltags nicht nur für sich, sondern in seinem Bewußtsein

auch für die Masse und ist ständig von großen Geschäften, großen Gestalten und großen Idealen umwittert und bestätigt.

Ein Motiv, das ebenfalls der Verklärung ökonomischer Kommandohöhen dient, finden wir etwa in Stendhals Einstellung zur Langeweile. Langeweile ist so gut wie der Tod für „the happy few", die allein berechtigt sind, seine Bücher zu lesen und für die allein er zu schreiben wünscht: für Menschen, die in weitem Abstand von den Konsequenzen einer kleinen ökonomischen Existenz ihrem Glück in eigengesetzlicher Moral zu leben berechtigt sind. Wie Stendhal der Romancier der Bürgeraristokratie Napoleons ist, so singt Gustav Freytag dem liberalen Bürgertum Deutschlands um die Mitte des Jahrhunderts sein Hohelied. Er verklärt es, indem er von vornherein sich den Zugang zu den Erkenntnissen der Widersprüche in der bürgerlichen Gesellschaft versperrt. Offenkundig liegen diese ja in der Arbeit, ihrer Verteilung, ihrer Organisation, ihrer Entlohnung. Indem man grundsätzlich das Motiv der Arbeit aufgreift und undifferenziert es auf den ebenfalls undifferenzierten Begriff „Volk" anwendet, hat man die Gesellschaftsordnung im wörtlichsten Sinn „übersehen", nämlich das, was sie als Gesellschaft konkurrierender Gruppen kennzeichnet. Der Ideologe steht bei Gustav Freytag also bereits am Anfang, wenn er als Motto zu seinem Hauptwerk „Soll und Haben" die Worte von Julian Schmidt wählt: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit."

Schließlich soll noch die Analyse des Todesmotivs, das zu wiederholten Malen in Mörikes „Maler Nolten" und in Meyers „Jürg Jenatsch" anklingt, angedeutet werden. Gestaltet Mörike in Leben und Dichtung das Schicksal des Biedermeiers, d. h. der noch unrevolutionären, aber zur Herrschaft bestimmten bürgerlichen Klasse, empfindet er — auch am eigenen Leibe — immer wieder das Todesurteil aufstrebender bürgerlicher Existenzen im Zeitalter der Reaktion, ist so der Tod in seiner Erzählung durch die Niederlage des Bürgertums seiner Generation zu deuten und die Vergänglichkeit in ideologischer Verklärung dieses Schicksals der Schlüssel zum Leben, so wird umgekehrt in der Erzählung Meyers der Tod zu einem besonders hoch gesteigerten Augenblick aus der Fülle des Lebens. Lucretia tötet Jürg Jenatsch; wir dürfen vermuten, daß diese Tat auch der Beginn ihrer physischen Vernichtung ist. Aber dieser sinngemäße Doppelmord ist der Ausdruck heroischen Lebens; nur diese beiden sind einander ebenbürtig, nur diese in Schicksal und Charakter Artverwandten haben ein Anrecht, sich wechselweise zu beseitigen. Die

Solidarität der internationalen führenden Minderheit bewährt sich hier bis zum Tode.

Auch bei der materialistischen Analyse der Stoffwahl sei zunächst auf Freytag und Meyer hingewiesen. Beide haben historische Romane und Erzählungen geschrieben. So wie das Gesamtwerk Freytags als das Schulbuch des mittleren national-liberalen Bürgertums bezeichnet werden darf, das die Tugenden und Gefahren seiner Angehörigen aufweist, so ist auch die Historie nicht ein Buch der Verzauberung, sondern ein pädagogisches Organ. Zur Warnung oder Nachahmung enthält sie die Geschichte von Menschen und Gruppen, aus denen in späteren Generationen tüchtige Bürger werden konnten oder die das ungewisse Schicksal des Adels oder gar das verachtungswürdiger anderer Gesellschaftsklassen auf sich nehmen mußten. Spricht sich in dieser Haltung zur Geschichte die ökonomische Position eines mit zäher Tüchtigkeit um gesicherte Existenz kämpfenden Bürgertums aus, so dürfen wir in der auswählenden Art, in der Meyer mit der Geschichte verfährt, einen „großbürgerlichen Historismus" erblicken. Wo Geschichte nur je und je durch einzelne Erscheinungen konstituiert wird, tritt nicht nur die Überfülle der historischen Phänomene in ein belangloses Halbdunkel zurück, sondern verliert die Kette der Ereignisse als solche jeden Sinn. Es gibt kein Kontinuum von Geschehen, welches einen deutbaren Charakter, sei es im Sinne der Kausalität oder selbst einer theologischen oder sonst welchen Teleologie, hätte. Die Veränderungen als solche haben keinerlei Gewicht, im Strome des historischen Lebens der Menschen geht nichts Entscheidendes vor. Der „Historiker" in diesem eingeschränkten Sinne gerät in eine Zuschauerhaltung, in der er das Singuläre als ein großartiges Schauspiel genießt. Die Kategorie des Spiels geht in die reale Geschichte sowohl wie in die Geschichtsforschung derart ein, daß das Gewimmel der Mannigfaltigkeit zum Fundus eines Marionettentheaters der Heroen wird und deren Leben selbst zum spielerischen Genuß des Deutenden. In der hier in Rede stehenden Epoche des Großbürgertums ist der ihr konforme Historiker wesentlich Ästhet.

Ein anderes Beispiel ist das Problem der Politik. Bei Gottfried Keller finden wir eine geradezu kühne Mißachtung der wirtschaftlichen Differenzierung der Menschen, dagegen eine außerordentliche Bedeutung der politischen Sphäre, sei es, daß sie gelegentlich in der Karrikierung der Bierbank oder in den weisen Gesprächen der „Aufrechten" über öffentliche Angelegenheiten getroffen wird. In dieser Überschätzung des rein Politischen enthüllt sich, wenn auch in der

Sprache der Verklärung, das Schicksal des gerade noch eben wirtschaftlich gesicherten Schweizer Kleinbürgertums, das Keller darstellt. Politik als ein isoliertes Phänomen zu nehmen, in der Politik eine Sphäre zu sehen, neben der es im gesellschaftlichen Geschehen auch andere gibt wie Kunst oder Wirtschaft oder Recht, die Politik als eine befriedigende Kampfstätte zu betreten, auf der öffentliche Angelegenheiten sich regeln lassen, ja aus der überhaupt im Grunde die öffentlichen Angelegenheiten bestehen — alle diese trügerischen Vorstellungen entstehen in solchen Schichten, deren Situation in der Tat im wirtschaftlichen Kampf zwar nicht verzweifelt, aber ohne Chancen erscheint. Soweit in der Politik die Vorstellung von dem Ausgleich der miteinander ringenden Kräfte, das Sich-Einigen auf einem goldenen Mittelweg, ja letzten Endes die harmonische Verschmelzung und Versöhnung der einander nicht recht kennenden, an verschiedenen Enden stehenden Menschen auftritt, ist diese Vorstellung gerade häufig von gesellschaftlichen Mittelschichten produziert. Denn diese finden eine ideologische Verbrämung ihrer Gesamtsituation in dem Glauben, daß die „Mitte" in der Gesellschaft eine besondere Mission habe. Auch Stendhal verwendet politische Stoffe, aber er bedarf bei ihnen, sei es bewußt oder unbewußt, nicht der gleichen ideologischen Kunstgriffe, da er dem Lebensgefühl der französischen Großbourgeoisie seiner Zeit ein aufgeklärtes Bewußtsein verschafft. Für ihn sind die politischen Geschäfte nur ein Teil oder ein Ausdruck großer ökonomischer Auseinandersetzungen, und die Regierungen sind ihm nichts anderes als geschäftliche Kontrahenten, die man in ganz bestimmter Weise zu behandeln hat.

Angedeutet, wenn auch nicht ausgeführt sei, da es sich hierbei nicht mehr in erster Linie um eine Frage der künstlerischen Gestaltung handelt, daß die materialistische Literaturbetrachtung einen wichtigen Fingerzeig immer durch das Studium des Bewußtseins hat, das dem Dichter von den Aufgaben und der Stellung seines Berufs im Ganzen der bürgerlichen Gesellschaft eignet. An diesem Bewußtsein erhellt jedesmal in einer sehr genauen Weise die psychologische Beschaffenheit des Schriftstellers, und damit eröffnet es die Möglichkeit des Studiums der vermittelnden Zwischenglieder zwischen der gesellschaftlichen Struktur und dem Werk durch die Psyche des Dichters hindurch. Die rasende Verliebtheit in die künstlerische Position bei Balzac, die hochmütige Isolierung Flauberts, die gelassene Haltung Stendhals und Meyers zu poetischen Aufgaben, die bereite Einordnung des Dichters und Schriftstellers in die bürgerliche Ordnung durch Freytag sind

ebensoviele Hinweise auf die bestimmten Formungen, Veränderungen und Verdeckungen, die in den ausgeführten Werken dieser Dichter die ökonomische Struktur ihrer Tage gefunden hat.

Schließlich bleibt es geschichtsphilosophisch interessant, daß eine für die Forschung so unendlich wichtige und zentrale Aufgabe wie das Studium der Wirkung dichterischer Werke fast überhaupt nicht in Angriff genommen worden ist, obwohl in Zeitschriften und Zeitungen, Briefen und Erinnerungen ein unendliches Material bereitliegt, um über die Aufnahme der Dichtungen in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen und Individuen sich zu unterrichten. Diese Aufgabe bleibt der materialistischen Literaturgeschichte vorbehalten, die unbekümmert um die bisherige ängstliche Behütung der Poesie deren Studium breit zu organisieren hat, ohne dabei fürchten zu müssen, in bloßer Philologie und Datensammlung stecken zu bleiben, da die ihr zugrunde liegende gesellschaftliche Theorie ihr die Arbeitsrichtung vorzuschreiben vermag.

Zur gesellschaftlichen Lage der Musik.

Von

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

1. — Umriß. — Produktion.

Wann immer heute Musik erklingt, zeichnet sie in den bestimmtesten Linien die Widersprüche und Brüche ab, welche die gegenwärtige Gesellschaft durchfurchen und ist zugleich durch den tiefsten Bruch von eben der Gesellschaft abgetrennt, die sie selber samt ihren Brüchen produziert, ohne doch mehr als Abhub und Trümmer der Musik aufnehmen zu können. Die Rolle der Musik im gesellschaftlichen Prozeß ist ausschließend die der Ware; ihr Wert der des Marktes. Sie dient nicht mehr dem unmittelbaren Bedürfnis und Gebrauch, sondern fügt sich mit allen anderen Gütern dem Zwang des Tausches um abstrakte Einheiten und ordnet mit ihrem Gebrauchswert, wo immer er übrig sein mag, dem Tauschzwang sich unter. Die Inseln eines vorkapitalistischen „Musizierens", wie sie das 19. Jahrhundert noch dulden konnte, sind überspült; die Technik von Radio und Tonfilm, mächtigen Monopolen zugehörig und in unbeschränkter Verfügung über den gesamten kapitalistischen Propagandaapparat, hat selbst von der innersten Zelle musikalischer Übung, dem häuslichen Musizieren, Besitz ergriffen, deren Möglichkeit bereits im 19. Jahrhundert, gleich dem bürgerlichen Privatleben insgesamt, nur die Rückseite eines gesellschaftlichen Körpers bildete, dessen Vorderseite die privatkapitalistische Produktion ausmacht. Die Dialektik der kapitalistischen Entwicklung hat auch diese letzte Unmittelbarkeit — selber eine bloß scheinhafte, in welcher die Balance zwischen der individuellen Produktion und dem gesellschaftlichen Verständnis stets bedroht und seit dem „Tristan" gestört war — gänzlich aufgehoben. Indem der kapitalistische Prozeß die musikalische Produktion und Konsumtion restlos in sich hineinzieht, wird die Entfremdung zwischen der Musik und den Menschen vollkommen. Wohl hatte die Objektivierung und Rationalisierung der Musik, ihre Ablösung von der bloßen Unmittelbarkeit des Gebrauchs, sie als Kunst erst geprägt: an Stelle ephemeren Erklingens ihr die Dauer verliehen; die Macht weitreichender Triebsublimierung, verbindlicher Aussprache des Humanen ihr geschenkt. Nun aber verfällt die rationalisierte Musik den gleichen

Gefahren wie die rationalisierte Gesellschaft, in der das Klasseninteresse der Rationalisierung Einhalt gebietet, sobald sie wider die Klassenverhältnisse selber sich kehren könnte; das nun die Menschen in einem Stande der Rationalisierung beläßt, der, wenn ihm die Möglichkeit dialektischer Weiterentfaltung versperrt ist, zwischen seinen unaufgelösten Widersprüchen die Menschen zerreibt. Die gleiche Macht der Verdinglichung, die die Musik als Kunst konstituierte und die nie in bloße Unmittelbarkeit sich rückverwandeln ließe, wollte man nicht die Kunst auf ein vor-arbeitsteiliges Stadium zurückverweisen — die gleiche Macht der Verdinglichung hat heute den Menschen die Musik genommen und ihnen bloß deren Schein gelassen; die Musik aber, soweit sie sich nicht dem Gebot der Warenproduktion unterwirft, ihres gesellschaftlichen Haftes beraubt, in den luftleeren Raum verbannt und ihre Gehalte ausgehöhlt. Davon hat jede Betrachtung der gesellschaftlichen Lage der Musik auszugehen, die nicht den Täuschungen verfallen will, die heute — guten Teiles der Verhüllung des tatsächlichen Zustandes, auch der vermittelnden Apologie der ökonomisch eingeschüchterten Musik zuliebe — die Diskussion beherrschen. Diese Täuschungen rühren daher, daß die Musik selber unter der Übermacht des monopolkapitalistischen Musikbetriebes zum Bewußtsein ihrer eigenen Verdinglichung, der Entfremdung von den Menschen gelangte; in einer Unkenntnis des gesellschaftlichen Prozesses indessen, die ebenfalls gesellschaftlich produziert und erhalten wird, die Schuld daran nicht der Gesellschaft sondern sich selber zuschreibt und sich in der Illusion hält, die Isolierung der Musik sei isoliert, nämlich bloß von der Musik aus korrigierbar. Statt dessen gilt es hart einzusehen, daß die Gesellschafts-Fremdheit der Musik, all das, wofür ein eilfertiger und rational unerhellter musikalischer Reformismus Schimpfwörter wie Individualismus, Artistentum, technische Esoterik verwendet, selber gesellschaftliches Faktum, selber gesellschaftlich produziert ist. Und darum auch korrigierbar nicht innermusikalisch, sondern bloß gesellschaftlich: durch Veränderung der Gesellschaft. Es steht dahin, was zu solcher Veränderung dialektisch Musik etwa beitragen mag; gering aber wird ihr Beitrag sein, wenn sie von sich aus eine Unmittelbarkeit herzustellen trachtet, die gesellschaftlich nicht bloß heute verwehrt, sondern schlechterdings nicht wiederherstellbar noch selbst wünschbar ist; und damit zur Verhüllung der Lage beiträgt. Es ist weiter die Frage, wie weit Musik, soweit sie etwa selber in den gesellschaftlichen Prozeß eingreifen sollte, in der Lage sein wird, als Kunst einzu-

greifen. Wie immer jedoch es damit sich verhalte: heute und hier vermag Musik nichts anderes als in ihrer eigenen Struktur die gesellschaftlichen Antinomien darzustellen, die auch an ihrer Isolation Schuld tragen. Sie wird um so besser sein, je tiefer sie in ihrer Gestalt die Macht jener Widersprüche und die Notwendigkeit ihrer gesellschaftlichen Überwindung auszuformen vermag; je reiner sie, in den Antinomien ihrer eigenen Formensprache, die Not des gesellschaftlichen Zustandes ausspricht und in der Chiffernschrift des Leidens zur Veränderung aufruft. Ihr frommt es nicht, in ratlosem Entsetzen auf die Gesellschaft hinzustarren: sie erfüllt ihre gesellschaftliche Funktion genauer, wenn sie in ihrem eigenen Material und nach ihren eigenen Formgesetzen die gesellschaftlichen Probleme zur Darstellung bringt, welche sie bis in die innersten Zellen ihrer Technik in sich enthält. Die Aufgabe der Musik als Kunst tritt damit in gewisse Analogie zu der der gesellschaftlichen Theorie. Wollte man die immanente Entfaltung der Musik absolut setzen, als bloße Spiegelung des gesellschaftlichen Prozesses, so würde man damit eben den Fetischcharakter der Musik sanktionieren, der ihre Not und das heute gerade von ihr darzustellende Grundproblem ist. Daß sie andererseits nicht nach der bestehenden Gesellschaft gemessen werden darf, die sie produziert und zugleich von sich fernhält, steht klar. Daß sie vollends nicht, abstrakt und fern von den tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, als „geistiges" Phänomen genommen werden sollte, das irgendwelche Wünsche der gesellschaftlichen Veränderung unabhängig von deren empirischer Verwirklichung im Bilde vorwegnehmen kann, ist die Voraussetzung jeder historisch-materialistischen und nicht bloß „geistesgeschichtlichen" Methode. Damit ist die Relation von gegenwärtiger Musik und Gesellschaft nach allen Richtungen hin gleich problematisch. Ihre Aporien teilt sie mit der gesellschaftlichen Theorie; zugleich aber auch die Verhaltensweisen, in der diese den Aporien gegenübertritt oder gegenübertreten sollte. Von Musik, die heute ihr Lebensrecht bewähren will, ist in gewissem Sinne Erkenntnischarakter zu fordern. In ihrem Material muß sie die Probleme rein ausformen, die das Material — selber nie reines Naturmaterial, sondern gesellschaftlich-geschichtlich produziert — ihr stellt; die Lösungen, die sie dabei findet, stehen Theorien gleich: in ihnen sind gesellschaftliche Postulate enthalten, deren Verhältnis zur Praxis zwar äußerst vermittelt und schwierig sein mag und die keinesfalls umstandslos sich mögen realisieren lassen, über die aber in letzter Instanz entscheidet, ob und wie sie in die gesellschaftliche

Wirklichkeit einzugehen vermögen. Der Kurzschluß: diese Musik ist unverständlich, also esoterisch-privat, also reaktionär, muß abgewiesen werden: ihm liegt mit einer romantischen Vorstellung primitiver musikalischer Unmittelbarkeit zugleich die Meinung zugrunde, das empirische Bewußtsein der gegenwärtigen Gesellschaft, das in Enge und Unerhelltheit, ja bis zur neurotischen Dummheit von der Klassenherrschaft zu deren Erhaltung gefördert wird, könne als positives Maß einer nicht mehr entfremdeten, sondern dem freien Menschen zugehörigen Musik gelten. So wenig die Politik von diesem Bewußtseinsstand abstrahieren darf, mit dem die gesellschaftliche Dialektik zentral rechnen muß, so wenig darf sich dafür die Erkenntnis von einem Bewußtsein Grenzen setzen lassen, das von der Klassenherrschaft produziert ist und auch als Klassenbewußtsein des Proletariats die Male der Verstümmelung durch den Klassenmechanismus weiter trägt. Wie die Theorie über dies gegenwärtige Bewußtsein der Massen hinausgreift, muß auch Musik darüber hinausgreifen. Wie aber die Theorie dialektisch zur Praxis steht, an welche sie nicht bloß Forderungen richtet, sondern von der sie auch Forderungen übernimmt, so wird auch eine Musik, die das Selbstbewußtsein ihrer gesellschaftlichen Funktion erlangt hat, dialektisch zur Praxis stehen. Nicht indem sie heute und hier, Ware gerade im Schein der Unmittelbarkeit, sich dem „Gebrauch" fügt; wohl aber indem sie in sich selber, in Übereinstimmung mit dem Stande der gesellschaftlichen Theorie, alle die Elemente ausbildet, deren objektive Intention die Überwindung der Klassenherrschaft ist, auch wofern deren Ausbildung gesellschaftlich isoliert und zellenhaft während der Klassenherrschaft sich vollzieht. Wenn die fortgeschrittenste kompositorische Produktion der Gegenwart, lediglich unterm Zwang der immanenten Entfaltung ihrer Probleme, bürgerliche Grundkategorien wie die schöpferische Persönlichkeit und ihren Seelenausdruck, die Welt der privaten Gefühle und die verklärte Innerlichkeit außer Aktion setzte und an ihre Stelle höchst rationale und durchsichtige Konstruktionsprinzipien rückte, so ist diese Musik, gebunden an den bürgerlichen Produktionsvorgang, zwar gewiß nicht als „klassenlose" und eigentliche Zukunftsmusik anzuschauen, wohl aber als die, welche ihre dialektische Erkenntnisfunktion am genauesten erfüllt. Der ungemein heftige Widerstand, dem in der gegenwärtigen Gesellschaft gerade solche Musik begegnet und der den gegen alle, sei's noch so sehr literarisch-politisch akzentuierte, Gebrauchs- und Gemeinschaftsmusik übertrifft — dieser Widerstand scheint immerhin darauf hinzudeuten,

daß die dialektische Funktion dieser Musik in der Praxis, ob auch bloß negativ, als „Destruktion", bereits fühlbar wird.

Unterm gesellschaftlichen Aspekt läßt sich die gegenwärtige Musikübung, Produktion und Konsumtion, drastisch aufteilen in solche, die den Warencharakter umstandslos anerkennt und, unter Verzicht auf jeden dialektischen Eingriff, nach den Erfordernissen des Marktes sich richtet und in solche, die sich prinzipiell nicht nach dem Markt richtet. Anders gewandt: in der Entfremdung von Gesellschaft und Musik stellt die erste Gruppe — passiv und undialektisch — sich auf die Seite der Gesellschaft, die zweite auf die der Musik. Die herkömmliche, in der bürgerlichen Musikkultur sanktionierte Scheidung von „leichter" und „ernster" Musik fällt mit dieser scheinbar zusammen. Freilich nur scheinbar. Denn ein großer Teil der vorgeblich „ernsten" Musik richtet sich wie die Komponisten leichter Musik nach den Erfordernissen des Marktes, wäre es auch unterm Schutz ökonomisch undurchsichtiger „Mode", oder kalkuliert wenigstens die Markterfordernisse der Produktion ein; die Verhüllung der Marktfunktion solcher Musik durch den Begriff der Persönlichkeit, der Schlichtheit, des Lebens dient nur dazu, sie zu verklären und damit ihren Marktwert mittelbar zu steigern. Andererseits enthält gerade die „leichte" Musik, von der gegenwärtigen Gesellschaft geduldet, verachtet und benutzt gleich der Prostitution, mit der sie als „leichtgeschürzt" nicht umsonst verglichen wird, Elemente, die wohl Triebbefriedigungen der heutigen Gesellschaft darstellen, deren offiziellen Ansprüchen aber widerstreiten und damit in gewissem Sinne die Gesellschaft transzendieren, der sie dienen. In der Scheidung von leichter und ernster Musik spiegelt die Entfremdung von Menschen und Musik sich nur verzerrt, nämlich so, wie sie dem Bürgertum selbst sich darstellt. Sie will die „ernste" Musik von der Entfremdung ausnehmen, die doch Strawinskijs Psalmensymphonie mit dem letzten Schlager von Robert Stolz teilt, und dafür die Last der Entfremdung unter dem Titel „Kitsch" allein jener Musik aufbürden, die als exakte Reaktion auf Triebkonstellationen der Gesellschaft als einzige dieser angemessen ist, aber gerade durch ihre Angemessenheit die Gesellschaft desavouiert. Darum ist die Scheidung leichter und ernster Musik durch jene andere zu ersetzen, die die beiden Hälften der musikalischen Weltkugel gleichermaßen im Zeichen der Entfremdung sieht: Hälften eines Ganzen, das freilich durch deren Addition niemals rekonstruierbar wäre.

Die musikalische P r o d u k t i o n im engeren Sinne, die sich nicht umstandslos dem Marktgesetz unterwirft, also die „ernste" unter

Ausschluß der quantitativ freilich überwiegenden, die verkappt ebenfalls dem Markt dient, ist die, welche die Entfremdung gestaltet. Grob läßt sich schematisieren: ihr erster Typ ist einer, der ohne Bewußtsein des gesellschaftlichen Ortes oder gleichgültig dagegen, bloß immanent seine Probleme und Lösungen auskristallisiert und gewissermaßen fensterlos wie die Leibnizsche Monade zwar nicht eine prästabilierte Harmonie, wohl aber eine historisch produzierte Dissonanz, nämlich die gesellschaftlichen Antinomien „vorstellt". Dieser erste Typ, als „moderne" Musik der allein ernstlich chokierende, wird wesentlich von Arnold Schönberg und seiner Schule vertreten. — Dem zweiten Typ rechnet Musik zu, die die Tatsache der Entfremdung, als ihre eigene Isolierung und als „Individualismus", erkennt und ins Bewußtsein hebt, aber in sich selbst, formimmanent und bloß ästhetisch, also ohne Rücksicht auf die tatsächliche Gesellschaft, aufzuheben trachtet; meist durch einen Rückgriff auf vergangene Stilformen, die sie der Entfremdung enthoben meint, ohne zu sehen, daß sie in völlig veränderter Gesellschaft und völlig verändertem Musikmaterial nicht wiederherstellbar sind. Insofern diese Musik, ohne sich auf eine gesellschaftliche Dialektik einzulassen, im Bilde eine nichtexistente „objektive" Gesellschaft oder, nach ihrer Intention, „Gemeinschaft" zitieren möchte, mag sie Objektivismus heißen. Zum Objektivismus zählt in den hochkapitalistisch-industriellen Ländern der Neoklassizismus, in den unentwickelteren agrarischen der Folklorismus. Der wirksamste Autor des Objektivismus, nacheinander übrigens, aufschlußreicher Weise, seiner beiden Hauptrichtungen, ist Igor Strawinskij. — Der dritte Typ ist eine Zwischenform. Mit dem Objektivimus geht er von der Erkenntnis der Entfremdung aus. Zugleich aber erkennt er, gesellschaftlich erhellter als jener, dessen Lösungen als Schein. Er verzichtet auf die positive Lösung und begnügt sich, die gesellschaftlichen Brüche durch brüchige, sich selbst als scheinhaft setzende Faktur hervortreten zu lassen, ohne sie mehr durch ästhetische Totalität zu überwölben. Er bedient sich dabei der Formsprache teils der bürgerlichen Musikkultur des 19. Jahrhunderts, teils der heutigen Konsummusik, um sie zu enthüllen. Mit der Sprengung der ästhetischen Formimmanenz transzendiert dieser Typ zum Literarischen. Weitreichende sachliche Übereinstimmungen mit den französischen Surrealisten berechtigen dazu, beim dritten Typ von surrealistischer Musik zu sprechen. Sie ist ausgegangen vom mittleren Strawinskij, dem der Histoire du soldat zumal. Am konsequentesten ist sie von Kurt Weill in den gemeinsam mit Brecht

produzierten Werken, besonders der „Dreigroschenoper" und „Mahagonny" ausgebildet worden. — Der vierte Typ ist der solcher Musik, die die Entfremdung von sich aus und real zu durchbrechen trachtet, sei es auch auf Kosten der immanenten Gestalt. Er wird gemeinhin mit dem Namen „Gebrauchsmusik" belegt. Doch zeigt gerade die charakteristische Gebrauchsmusik, wie sie zumal von Rundfunk- und Theaterbestellungen hervorgerufen wird, bereits zu deutliche Abhängigkeiten vom Markt, als daß sie hier zur Diskussion stünde. Statt ihrer erheischen Aufmerksamkeit Bestrebungen wie etwa die einer vom Neoklassizismus ausgehenden „Gemeinschaftsmusik", die Hindemith vertritt, und die proletarischen Chorwerke von Hanns Eisler.

Arnold Schönberg, als intellektualistisch, destruktiv, abstrakt und esoterisch verfehmt, trifft mit jedem neuen Werk auf Widerstände, die denen gegen die Psychoanalyse nicht unähnlich sind. In der Tat zeigt er, nicht zwar dem konkreten Gehalt seiner heute von allen psychologischen Bezug abgelösten Musik, wohl aber der gesellschaftlichen Struktur nach weitreichende Übereinstimmungen mit Freud. Gleich ihm und gleich Karl Kraus, zu dessen sprachkritischer Bemühung seine Reinigung des musikalischen Materials das Seitenstück abgibt, rechnet der Wiener Schönberg zu jenen dialektischen Erscheinungen des bürgerlichen Individualismus — das Wort ganz allgemein genommen —, die ohne Rücksicht auf eine vorgedachte gesellschaftliche Totalität in ihren angeblich „spezialisierten" Problemkreisen arbeiten, in ihnen aber Lösungen gewinnen, die sich unvermerkt wider die Voraussetzungen des Individualismus kehren und umschlagen; Lösungen, wie sie einem gesellschaftlich orientierten bürgerlichen Reformismus prinzipiell versagt sind, der seine auf die Totalität abzielende Einsicht, die doch nicht den Grund erreicht, mit „vermittelnden" und damit verhüllenden Lösungen bezahlen muß. Wenn Freud, um zu den objektiven Symbolen und schließlich der objektiven Dialektik des Bewußtseins der Menschen in der Geschichte zu gelangen, die Analyse des individuellen Bewußtseins und Unbewußtseins durchführen mußte; wenn Kraus, um in der Sphäre des „Überbaus" die Konzeption des Sozialismus gleichsam zum zweiten Mal zu vollbringen, nichts anderes tat, als das bürgerliche Leben mit seiner eigenen Norm des richtigen individuellen zu konfrontieren und mit den Individuen deren Norm enthüllte: dann hat, nach dem gleichen Schema, Schönberg die Ausdrucksmusik des privaten bürgerlichen Individuums, lediglich ihre eigenen Konsequenzen verfolgend, zur

Aufhebung gebracht und eine andere Musik an ihre Stelle gesetzt, der zwar unmittelbare gesellschaftliche Funktionen nicht zukommen, ja die die letzte Kommunikation mit der Hörerschaft durchschnitten hat, die aber einmal an immanent-musikalischer Qualität, dann an dialektischer Aufklärung des Materials alle andere Musik der Zeit hinter sich zurückläßt und eine so vollkommene rationale Durchkonstruktion darbietet, daß sie mit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verfassung schlechterdings unvereinbar ist, die denn auch in all ihren kritischen Repräsentanten unbewußt sich zur Wehr setzt und die Natur wider den Angriff des Bewußtseins zu Hilfe ruft, den sie bei Schönberg erfuhr. Mit ihm hat, zum ersten Male vielleicht in der Geschichte der Musik, Bewußtsein das musikalische Naturmaterial ergriffen und beherrscht es. Der Durchbruch des Bewußtseins aber ist bei ihm nicht idealistisch: nicht als Produzieren von Musik aus bloßem Geist zu verstehen. Vielmehr darf in strengem Sinn von Dialektik die Rede sein. Denn die Bewegung, die Schönberg vollzogen hat, geht aus von Fragestellungen, wie sie im Material selbst gelegen sind, und die Produktivkraft, die sie in Bewegung bringt, ist eine Triebrealität, nämlich der Drang zu unverstellter und ungehemmter Expression des Psychischen und gerade des Unbewußten, wie sie in Schönbergs mittlerer Phase, der der „Erwartung", der „Glücklichen Hand" und der Kleinen Klavierstücke, sein Werk in unmittelbare Beziehung zur Psychoanalyse setzt. Das objektive Problem aber, das diesem Drang gegenüber liegt, ist dies: wie vermag das technisch durchgebildetste Material — das also, das Schönberg von Wagner und andererseits von Brahms empfing — der radikalen Expression des Psychischen sich zu unterwerfen? Das vermag es nur, indem es sich von Grund auf verändert: nämlich alle die vorgegebenen Bindungen aufgibt, die — Spiegelungen eines „Einverständnisses" der bürgerlichen Gesellschaft mit der Psyche des Individuums, welches nun von dessen Leiden aufgekündigt wird — der Freizügigkeit des individuellen Ausdrucks im Wege stehen. Es sind das die überkommenen musikalischen Symmetrieverhältnisse in jedem Betracht, die auf einer wie immer gearteten Technik der Wiederholung basieren, und ihre Kritik ereignet sich, abermals in Übereinstimmung mit Karl Kraus, aber auch etwa den architektonischen Absichten von Adolf Loos, als Kritik jeglichen Ornaments. Bei der Verschränktheit aller musikalischen Elemente bleibt diese Kritik nicht etwa bei der musikalischen Architektur, deren Symmetrie und Ornamentik sie negiert, stehen; sie geht ebenso auf das harmonische Korrelat der

tektonischen Symmetrieverhältnisse, die Tonalität, die zugleich von der Dissonanz als dem Träger des radikalen Ausdrucksprinzips getroffen wird; mit dem Zerfall des tonalen Schemas emanzipiert sich der bislang akkordisch eingeengte Kontrapunkt und erzeugt jene Form von Polyphonie, die unter dem Namen dèr „Linearität“ bekannt ist; schließlich wird auch der totale, homogene Klang, wie er von der Substanz des orchestralen Streichertuttis getragen war, angegriffen. Es ist nun die eigentlich zentrale und in der üblichen Betrachtungsweise niemals recht gewürdigte Leistung Schönbergs, daß er schon von den frühsten Werken, etwa den Liedern op. 6 an die expressive Kritik des vorgegebenen Materials und seiner Formen niemals „expressionistisch“, durch selbstherrliches und rücksichtsloses Einlegen subjektiver Intentionen ins heterogene Material vollzog, sondern daß jede Geste, mit der er ins materiale Gefüge eingreift, zugleich die präzise Antwort ist auf Fragen, welche das Material in Gestalt der materialeigenen Probleme an ihn richtet. Jede subjektiv-expressive Errungenschaft Schönbergs ist zugleich eine Auflösung objektiv-materialer Widersprüche, wie sie sowohl in der chromatischen Sequenztechnik Wagners wie der diatonischen Variationstechnik Brahmsens fortbestanden. Wenn der esoterische Schönberg nicht einer spezialisierten und gesellschaftlich irrelevanten Musikgeschichte als Geistesgeschichte vorbehalten ist, sondern in seiner materialen Dialektik auf die gesellschaftliche projiziert werden darf, so rechtfertigt sich das damit, daß er in Gestalt der materialen Probleme, die er übernahm und weitertrieb, die Probleme der Gesellschaft vorfand, die das Material produzierte und in ihm ihre Widersprüche als technische Probleme aufstellte. Daß Schönbergs Lösungen der technischen Probleme trotz ihrer Isoliertheit gesellschaftlich belangvoll sind, erweist sich daran, daß er, trotz und vermöge seiner eigenen expressiven Ursprünge, in ihnen allen an Stelle der privaten Zufälligkeit, die man recht wohl als eine Art anarchischer Musikproduktion bezeichnen könnte, eine objektive Gesetzmäßigkeit rückte, die dem Material nicht von außen aufgezwungen, sondern aus ihm selber herausgeholt ist und es in geschichtlichem Prozeß rationaler Durchsichtigkeit annähert. Das ist der Sinn des Umschlages, der technologisch als „Zwölftonkomposition“ figuriert. Im gleichen Augenblick, da das gesamte musikalische Material der Macht der Expression unterworfen ist, erlischt die Expression — als ob sie nur am Widerstand des subjekt-fremden, selber „entfremdeten“ Materials sich entzündete. Die subjektive Kritik der orna-

mentalen und Wiederholungsmomente zeitigt eine objektive, nichtexpressive Struktur, die an Stelle von Symmetrie und Wiederholung den Ausschluß der Wiederholung in der Zelle, nämlich die Verwendung aller zwölf Töne des Chromas vor der Wiederholung eines Tones daraus setzt und zugleich den „freien“, zufälligen, konstruktiv ungebundenen Einsatz irgendeines Tones verwehrt. Entsprechend tritt für die expressiv gebundene leittönige Harmonik eine komplementäre ein. Der äußersten Strenge des immanenten Gefüges ist zugeordnet radikale Freiheit von allen dinglichen, von außen der Musik gesetzten Normen, so daß sie wenigstens in sich selber die Entfremdung als eine von subjektiver Formung und objektivem Material aufgehoben hat und dem zustrebt, wofür Alois Hàba den schönen Ausdruck „Musikstil der Freiheit“ fand. Freilich überwindet sie die Entfremdung nach innen nur durch deren Vollendung nach außen. Und es wäre romantische Verklärung der Meisterschaft, auch der Schönbergs, der größten der gegenwärtigen Musik, Verkennung der heute unauflöslichen Aporien der Musik, wollte man annehmen, deren immanente Bewältigung sei tatsächlich bruchlos möglich. Denn mit der Textwahl zu seiner letzten Oper „Von heute auf morgen“, einer Verherrlichung der bürgerlichen Ehe gegenüber der Libertinage, die „Liebe“ und „Mode“ bedenkenlos kontrastiert, unterstellt immerhin Schönberg selber seine eigene Musik einer bürgerlichen Privatsphäre, die sie ihrer objektiven Beschaffenheit nach angreift. Gewisse klassizistische Neigungen in der großen Formarchitektur, wie sie sich beim letzten Schönberg verfolgen lassen, mögen in die gleiche Richtung weisen. Vor allem aber: es ist die Frage, ob das Ideal des geschlossenen, in sich ruhenden Kunstwerkes, das Schönberg von der Klassik übernahm und treu festhält, mit den Mitteln, die er auskristallisierte, noch vereinbar ist und ob es, als Totalität und Kosmos, sich überhaupt noch halten läßt. Mag immer in der tiefsten Schicht Schönbergs Werk diesem Ideal entgegen sein — das Moment der Scheinlosigkeit zeugt dafür, das schon in seinem Kampf gegen die Ornamentik sich aussprach und mehr noch in der Nüchternheit seiner heutigen musikalischen Diktion, auch der der Texte —; mag selbst seinem Werk als dessen Geheimnis Kunstfeindschaft innewohnen: dem expliziten Anspruch nach will es mit historisch durchrationalisierten Mitteln das Beethovensche, autonome, sich selbst genügende und symbolkräftige Kunstwerk noch einmal herbeizwingen, und die Möglichkeit solcher Rekonstruktion ist, wie die der Krausschen Rekonstruktion einer reinen Sprache, zu bezweifeln.

Hier, freilich nur hier und nicht in der Unpopularität seines Werkes stößt die gesellschaftliche Einsicht auf seine Grenze; auf die Grenze nicht sowohl seiner Begabung als vielmehr die der Funktion von Begabung überhaupt. Sie läßt sich musikalisch nicht mehr überschreiten. An ihr hat Alban Berg, Schönbergs Schüler, sich angesiedelt. Kompositionstechnisch stellt sein Werk gewissermaßen die rückwärtige Verbindungslinie zwischen dem vorgeschobenen Schönbergschen œuvre und der vorangegangenen Generation: Wagner, Mahler, in mancher Hinsicht auch Debussy dar. Diese Linie ist aber vom Schönbergschen Niveau aus gezogen: dessen technische Errungenschaften: extreme Variation und Durchkonstruktion, auch das Zwölftonverfahren sind auf das ältere, chromatisch-leittönige Material angewandt, ohne es, wie es im Werke Schönbergs geschieht, „aufzuheben“: die expressive Funktion wird erhalten. Bleibt nun Berg damit mehr als Schönberg der bürgerlich-individualistischen Musik — in den herkömmlichen Kategorien der Stilkritik: der neudeutschen Schule — verhaftet, so entringt er sich ihr in anderer Richtung ebenso vollkommen wie Schönberg. Seine Dialektik trägt sich zu im Bereich des musikalischen Ausdrucks, der nicht, wie die Anwälte einer leer-kollektivistischen Neusachlichkeit ohne Unterlaß proklamieren, ohne weiteres als „individualistisch“ verworfen werden kann. Die Frage nach dem Ausdruck läßt sich statt dessen nur konkret, nur nach dem Substrat des Ausdrucks, dem Ausgedrückten, und nach der Bündigkeit des Ausdrucks selber beantworten. Wird diese Frage im Bereich der bürgerlich-individualistischen Ausdrucksmusik ernstlich gestellt, so zeigt sich, daß diese Ausdrucksmusik nicht nur als Musik, sondern ebenso auch als Ausdruck fragwürdig ist: daß, ähnlich wie in einem großen Teil der „psychologischen“ Romanliteratur des 19. Jahrhunderts, gar nicht die psychische Realität des Bezugssubjekts, sondern eine fiktive, stilisierte und in vielem Betracht gefälschte ausgedrückt ward. Auf diesen Sachverhalt deutet in der Musik die Verschränkung des psychologischen Ausdrucks- mit dem Stilbegriff der Romantik hin. Gelingt es nun der Musik, das fiktive psychologische Substrat, also vorweg das heroisch-erotische Menschenbild Wagners zu durchstoßen und ins reale Substrat einzudringen, so ändert sich die Funktion der Musik dem bürgerlichen Individuum gegenüber. Sie will es dann nicht mehr verklären und als Norm statuieren, sondern seine Not und sein Leiden aufdecken, die von der Konvention, der musikalischen nicht anders als der psychologischen, verborgen werden; indem sie die Not — oder die

Gemeinheit — des Individuums ausspricht, ohne es in seiner Isolierung zu belassen, sondern indem sie es zugleich objektiviert, kehrt sie sich schließlich gegen die Ordnung der Dinge, in der sie zwar als Musik entspringt wie das ausgedrückte Individuum als Individuum, die aber in ihr zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Verzweiflung gelangt. Sobald solche Musik, ihrerseits inhaltlich der Psychoanalyse verwandt genug und nicht umsonst in den Regionen von Traum und Wahnsinn beheimatet, die konventionelle Ausdruckspsychologie tilgt, kehrt sie sich zugleich auch gegen die konventionelle Formensprache der Musik, die jener Psychologie entspricht, zerfällt deren Oberflächenzusammenhänge und baut aus den Partikeln des musikalischen Ausdrucks musikalisch-immanent eine neue Sprache, die trotz des gänzlich verschiedenen Weges mit der konstruktiven Schönbergs konvergiert. Diese Dialektik trägt im Werke Bergs sich zu, und sie allein läßt seine Komposition von Büchners Trauerspiel „Wozzeck" in ihrer Tragweite verstehen. Wenn eine Parallele zur bildenden Kunst erlaubt ist: Berg verhält sich zur Ausdrucksmusik des späteren 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wie die Porträts Kokoschkas zu denen der Impressionisten. Die wahrhafte Darstellung der individuellen Psyche, der bürgerlichen und der vom Bürgertum produzierten proletarischen, schlägt mit dem Wozzeck in die gesellschaftskritische Intention um, ohne freilich den Rahmen der ästhetischen Immanenz zu sprengen. Dabei ist es das tiefe Paradoxon Bergs, in dem die gesellschaftliche Antinomik werk-immanent sich abzeichnet, daß diese kritische Wendung gerade im Bezug auf ein vergangenes und von seiner Kritik nun transparent gemachtes Material möglich wird. So stellt es in einem der bedeutendsten Teile des Wozzeck, der großen Wirtshausszene sich dar, und hier überschneidet sich sein Verfahren mit dem surrealistischen. Dieser Bezug ist es zugleich, der bislang Bergs Werk, zumindest das dramatische, vor der vollkommenen Isolierung behütet hat und ihm beim bürgerlichen Publikum eine gewisse Resonanz schuf, die, mag sie immer im Mißverständnis des Wozzeck als des letzten „Musikdramas" Wagnerischer Provenienz gründen, durch die Kanäle des Mißverstehens ins herrschende Bewußtsein einiges von dem einsickern ließ, was als dunkler und gefährlicher Strom im Wozzeck aus den Höhlen des Unbewußten entspringt. — Es ist in diesem Zusammenhang schließlich in Kürze des dritten Repräsentanten der Schönbergschule zu gedenken, dessen gesellschaftliche Interpretation, so fraglos die außerordentliche musikalische Qualität steht, einstweilen noch die größte Schwierigkeit

bereitet und hier nicht einmal versucht werden darf: Anton Weberns. Einsamkeit und Entfremdung der Gesellschaft gegenüber, bei Schönberg durch die Formstruktur des Werkes bedingt, werden ihm thematisch und zum Inhalt: die Aussage des Unaussagbaren, also der vollkommenen Entfremdung ist mit jedem Laut seiner Musik gemeint. Wollte man den für die Schönberg-Schule konstitutiven Grundbegriff der immanenten Dialektik auf Webern anwenden: man müßte, mit einem Untertitel Kierkegaards, der Webern nahe genug liegt, von „dialektischer Lyrik" reden. Denn hier wird die äußerste individuelle Differenzierung, eine Auflösung des vorgegebenen Materials, die musikalisch noch über Schönberg und expressiv noch über Berg hinausgeht, zu keinem anderen Zweck geübt als dem: eine Art Natursprache der Musik, den reinen Laut freizumachen, wie er dem Rückgriff auf ein Naturmaterial, also die Tonalität und die „natürlichen" Obertonverhältnisse, unweigerlich sich versagte. Das Bild der Natur in geschichtlicher Dialektik zu produzieren: das ist die Absicht seiner Musik und das Rätsel, das sie aufgibt; das, als Rätsel, zu jeder positiven Natur-Romantik als Antwort gänzlich konträr steht. Es wird erst später sich déchiffrieren.

Zur Meisterschaft Schönbergs und seiner Schule setzt die genaue Antithesis die Virtuosität Strawinskijs und seines Gefolges; zur Scheinlosigkeit das Spiel; zur gebundenen Dialektik, deren Substrat umschlagend sich verwandelt, der verführerisch-beliebige Wechsel der Masken, deren Träger dafür identisch, aber nichtig bleibt. Die Musik des Objektivismus ist gesellschaftlich um soviel durchsichtiger denn die der Schönberg-Schule, als sie sich technologisch weniger dicht in sich verschließt. Darum hat die gesellschaftliche Interpretation des Objektivismus gerade von dessen technischer Verfahrungsweise auszugehen. Technisch wird in jeglicher objektivistischen Musik der Versuch gemacht, die Entfremdung der Musik von innen her, also ohne Ausblick auf die gesellschaftliche Realität zu korrigieren: nicht aber durch Weiterverfolgung ihrer immanenten Dialektik, die als individualistisch-überdifferenziert — Strawinskij hat, absurd genug, Schönberg einmal mit Oscar Wilde verglichen —, intellektualistisch-abstrakt und naturentfremdet gescholten wird. Sondern die musikimmanente Korrektur der Entfremdung wird erhofft von einem Rückgriff auf ältere, durchwegs vorbürgerliche Musikformen, in denen man einen urtümlichen Naturstand der Musik, man könnte sagen: eine musikalische Anthropologie behaupten möchte, der, zugehörig dem Wesen Mensch und seiner leibhaften Konstitution — daher die Neigung alles Objektivis-

mus zu Tanzformen und im Tanz entspringender Rhythmik —, dem geschichtlichen Wechsel enthoben und jederzeit zugänglich sein soll. Vom stilhistorisch prägnanten Begriff der Romantik, mit einer extremen Formel: dem „Legendenton“ Schumanns unterscheidet der Objektivismus sich dadurch, daß er nicht sowohl einen vergangenen musikalischen Zustand als positiv dem negativen gegenwärtigen gegenüberstellt und sehnsüchtig ihn wiederherzustellen trachtet, als vielmehr im Vergangenen das Bild eines schlechterdings Gültigen konstruiert, das heut und hier wie jederzeit zu realisieren sei. Darum hat der Objektivismus in seinen theoretischen Äußerungen gerade die Romantik aufs heftigste befehdet. Das besagt aber praktisch-musikalisch nichts anderes, als daß der Rückgriff des Objektivismus auf seine historischen Modelle, sei es nun echte und falsche bäuerliche Volksmusik, mittelalterliche Polyphonie oder der „vorklassische“ Konzertatstil, nicht einfach auf Wiedereinsetzung jener Modelle abzielt: nur in Ausnahmefällen hat der Objektivismus, als Stilkopie, um solche Wiedereinsetzung sich bemüht. In der Breite seiner Produktion aber strebt der Objektivismus, als „neue Sachlichkeit“ seine Arriviertheit und Zeitgemäßheit geflissentlich betonend, die alten und vermeintlich ewigen Modelle gerade auf das aktuelle Material anzuwenden: das gleiche harmonisch-freizügige, zur Polyphonie prädisponierte, vom Ausdruckszwang emanzipierte Material, wie es aus der Dialektik der Schönbergschule hervorgeht und undialektisch vom Objektivismus übernommen wird. Die vor-arbeitsteilige, statisch-naturhafte Formung eines höchst differenzierten, in sich alle Merkmale der Arbeitsteilung aufweisenden Materials: das ist das Ideal des musikalischen Objektivismus.

Damit drängen unabweislich aktuelle gesellschaftliche Analogien sich auf. Die ständisch-korporative Gliederung eines hochindustriellen Wirtschaftszusammenhanges: sie scheint in der objektivistischen Musik konform abgebildet, und wie im Faszismus über den „Organismus“ der Gesellschaft eine „Führerelite“, in Wahrheit nämlich die Monopolkapitalisten gebieten, so gebietet über den vorgeblich musikalischen Organismus in Freiheit der souveräne Komponist; wann eine Dissonanz einzuführen, wann ein Vorhalt aufzulösen sei, darüber entscheidet weder ein vorgesetztes Schema, das ja durchs aktuelle Material außer Kraft gesetzt ist, noch die Immanenz des Gefüges, deren rationale Zwangsmäßigkeit gerade im Namen der Natur verneint wird, sondern einzig das Belieben, nämlich der „Geschmack“ des Komponisten. So verlockend nun aber die Analogie ist

und so viel sie vom wahren Sachverhalt erschließt: Erkenntnis darf sich ihr nicht ohne Widerstand überlassen. Zwar ist bei dem russischen Emigranten Strawinskij selber oder gar einem kunstpolitisch ambitionierten Neoklassizisten wie Casella der Zusammenhang mit dem Faszismus außer Frage. Jedoch die gesellschaftliche Interpretation von Musik hat es nicht mit dem individuellen Bewußtsein der Autoren sondern mit der Funktion ihres œuvres zu tun. Und da ergeben sich Schwierigkeiten. Zunächst müßten für die Beziehung Objektivismus-Faszismus, soll sie real verstanden werden, die Vermittlungskategorien gefunden und die Vermittlung expliziert werden. Der Vermittlungsmechanismus ist aber noch unbekannt. Er könnte sich am ehesten erschließen einer Analyse des Sachverhalts der Mode, die — wie es im Fall Strawinskijs etwa seine allgemein geläufigen Abhängigkeiten dartun — wesentliche Formelemente des Neoklassizismus nicht in immanent-technischen Fragestellungen sich ausprägen ließ, sondern sie zunächst von außen hereinwarf, bis sie dann in die technische Immanenz des Kunstwerkes übergeführt wurden. Die Mode selbst aber weist einsichtig auf gesellschaftlich-ökonomische Tatsachen zurück. Indessen es ist damit nicht sowohl eine Lösung des Vermittlungsproblems für die Musik angegeben als vielmehr nur der Ort des Problems genauer bezeichnet. Weiter jedoch ergeben sich für die gesellschaftliche Interpretation des Objektivismus auf den Faszismus inhaltliche Schwierigkeiten. Und zwar durch den gleichen Sachverhalt der Entfremdung, dessen immanent-ästhetische Beseitigung oder Verdeckung der Objektivismus sich zur Aufgabe gestellt hat. Gesetzt nämlich, er wäre in der Tat der Intention und objektiven Struktur nach die Musik der fortgeschrittensten monopolkapitalistischen Schicht: sie vermöchte ihn trotzdem nicht zu konsumieren und nicht zu verstehen. Indem der Objektivismus die Entfremdung nur im Bilde zu beseitigen trachtet, läßt er sie in der Realität unverändert bestehen. Die technische Spezialisierung der Musik ist so weit gediehen, daß das Publikum eine Musik selbst dann nicht mehr adäquat zu begreifen vermag, wenn sie objektiv seine eigene Ideologie ist. Dazu kommt, daß ideologische Mächte anderer Art wie der Begriff der „Bildung“ als einer Akkumulation von geistigem Gut aus der Vergangenheit auf das Publikum auch musikalisch weit stärker wirken als die unmittelbare Ausformung seiner Gesellschaftsideale in der Musik; allzufremd ist es bereits der Musik geworden, um solcher Ausformung noch zentralen Wert beizumessen. Mag immer die Musik Strawinskijs großbürgerliche Ideologien unvergleichlich

viel genauer widerspiegeln als etwa die von Richard Strauß als des großbürgerlichen Komponisten der letzten Generation: das Großbürgertum wird trotzdem Strawinskij als „Destrukteur“ beargwöhnen und an seiner Statt lieber Richard Strauß und noch lieber Beethovens Siebente Synphonie hören. So kompliziert Entfremdung die gesellschaftliche Gleichung. Sie kommt aber auch immanent-ästhetisch zutage — und hier mag der wahre Ursprung des Mißtrauens der Großbürger gegen „ihre“ Musik zu suchen sein. Dem Belieben nämlich, mit dem der Komponist über sein Material zu schalten vermag, ohne daß es objektiv verbindlich vorgeformt wäre, ohne daß aber auch die innere Gefügtheit des musikalischen Gebildes selber über musikalisches Recht und Unrecht eindeutig richtete — diesem schlechten Belieben entspricht die Unstimmigkeit des Gebildes bei sich selber, in dem der Widerspruch zwischen der beschworenen Formintention und dem tatsächlichen Materialstand unaufgelöst bleibt.

Am gerechtesten wird ihm noch ein Kompositionsverfahren, das, wie etwa der bedeutende ungarische Komponist und Volksliedforscher Bèla Bartòk, auf die Fiktion von Formobjektivität verzichtet und statt dessen auf ein vor-objektives, wahrhaft archaisches Material zurückgreift, das aber gerade in seiner partikularen Aufgelöstheit dem aktuellen überaus nahesteht, so daß ein radikaler Folklorismus in der rationalen Durchkonstruktion von partikularem Material der Schönbergschule sich erstaunlich angleicht. Bartòk aber ist im Raume des Objektivismus durchaus singulär; schon bei seinem früheren Mitarbeiter Kodàly ist die echte Folklore zu einem romantischen Wunschbild ungeteilt-völkischen Lebens verfälscht, das durch den Kontrast urtümelnder Melodik und sinnlich-weicher, spätimpressionistischer Harmonik sich selber denunziert. Vor solcher Demaskierung ist Strawinskijs Maskenspiel durch den genauesten und vorsichtigsten Kunstverstand geschützt. Es ist seine große und gefährliche, auch für ihn selbst gefährliche Leistung, daß seine Musik das Wissen um ihre zwangsmäßige Antinomik nutzt, indem sie sich als Spiel gibt; niemals aber blank als Spiel, niemals als offenes Kunstgewerbe: sondern sich in einer steten Schwebe zwischen Spiel und Ernst wie zwischen den Stilen hält, die es fast unmöglich macht, sie beim Namen zu rufen und in der die Ironie jede Durchschaubarkeit der objektivistischen Ideologie verhindert, der Hintergrund einer Verzweiflung aber, der jeder Ausdruck erlaubt ist, weil ihr keiner eindeutig zukommt, das Maskenspiel von der Tiefe

seines düsteren Hintergrundes abhebt. Dies Schwanken, darin jeden Augenblick das Spiel Ernst werden, ins satanische Gelächter umschlagen kann und mit der Möglichkeit nichtentfremdeter Musik die Gesellschaft verhöhnt: dies ist es, was die Aufnahme Strawinskijs als des Modekomponisten, dessen Prätention gleichzeitig seine Musik erhebt, unmöglich macht. Gerade die artistische Sicherheit, mit der er die Unmöglichkeit einer positiv-ästhetischen Lösung der gesellschaftlich bedingten Antinomien anerkennt, damit aber die gesellschaftliche Antinomik selber, macht ihn dem Großbürgertum suspekt und provozierte bei seinen besten und exponiertesten Stücken, wie der Histoire du soldat, Widerspruch. Strawinskijs Überlegenheit im Metier gegenüber allen anderen objektivistischen Autoren gefährdet die ungebrochene ideologische Positivität seines Stiles, wie sie die Gesellschaft von ihm verlangte: so wird auch bei ihm die artistische Folgerichtigkeit gesellschaftlich-dialektisch. Den Verdacht der herrschenden Mächte gegen großstädtische „Atelier"-Kunst, décadence und Zersetzung scheint er erst mit der gewalttätigen Theologie der Psalmensymphonie abgewehrt zu haben.

Es ist die wesentliche gesellschaftliche Funktion Hindemiths, den Objektivismus Strawinskijs durch die Naivität zu entgiften, mit der er ihn übernimmt. Sein Objektivismus gibt sich ungebrochenernst; die artifizielle Sicherheit wird zur handwerkerlichen Biederkeit, wobei die Idee des Handwerkers als eines „Musikanten" wieder dem Ideal eines nicht-arbeitsteiligen Produktionsstandes entspricht, der in der Musik die Differenz von Produktion und Reproduktion nicht kenne; die satanische Ironie zum „gesunden Humor", dessen Gesundheit auf den unreflektierten Naturstand des Objektivismus deutet, den das Grinsen der Strawinskijschen Masken verstörte, während der Humor, gegenüber der aggressiven, sei's avantgardistischen, sei's snobistischen Ironie, seine prinzipielle Versöhnlichkeit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen einbekennt. Die Strawinskijsche Verzweiflung aber, eine sehr geschichtliche Verzweiflung, die in der „Histoire du soldat" bis zur Grenze der Schizophrenie getrieben ist, als Ausdruck einer Subjektivität, welche nur noch von Fetzen und Gespenstern der vergangenen objektiven Musiksprache erreicht wird — diese Verzweiflung moderiert sich bei Hindemith zu einer bloß naturhaften, ungelösten, aber auch undialektischen Schwermut, die auf den Tod als einen ewigen Sachverhalt blickt gleich manchen Intentionen der zeitgenössischen Philosophie, als „existentiell" den konkreten gesellschaftlichen Widersprüchen ausweicht und

damit dem anthropoogisch-außergeschichtlichen Ideal des Objektivismus willig sich einordnet. Strawinskij hat die gesellschaftlichen Widersprüche in die künstlerische Antinomik aufgenommen und gestaltet; Hindemith verdeckt sie, und dafür gerät ihm die blinde Gestalt widerspruchsvoll. Der schärfere technische Blick, der die Oberfläche lückenlos ineinandergeschlossener Bewegungen und untrüglich instrumentensicherer Klangfaktur zu durchdringen vermag, wird allerorten der Brüchigkeit des Hindemithschen Verfahrens inne: der Differenzen zwischen zufälligem Motivmaterial und behaupteter Formgesetzlichkeit; zwischen der prinzipiellen Unwiederholbarkeit der Elemente und den Wiederholungsformen, die sie äußerlich zusammenfassen; zwischen der Terrassenarchitektur im großen und der Wahllosigkeit, mit welcher die Terrassen im einzelnen angelegt sind und angelegt sein müssen, eben weil die „objektive" Architektur nicht, als eine vorgegebene, die einzelnen Produktionsmomente apriorisch umfängt, sondern ihnen von der kompositorischen Willkür aufgeklebt wird, falsche Fassade im Zeichen der neuen Sachlichkeit. Zufällig bleibt hier, wie bei Strawinskij und gewiß der Schar der Gefolgsleute, der Gehalt des Objektivismus; zufällig, das will sagen, auswechselbar nach dem wechselnden ideologischen Bedürfnis und nicht eindeutig vorgezeichnet von einer gesellschaftlichen Verfassung, die an keiner Stelle der ordo ist, für den die Musik zeugen möchte, sondern eine Klassenordnung, die die Musik im Zeichen ihrer Menschlichkeit verdecken soll. Bald wird bloße Formobjektivität ohne allen Gehalt, in ihrer Leere, als Gehalt ausgegeben, Objektivität um der Objektivität willen wie häufig bei Strawinskij, und dabei die dunkle Leere als irrationale Naturmacht gepriesen; bald wird sie, wie bei Hindemith, als Beleg einer Gemeinschaft angeführt, wie sie zwar als kleinbürgerlicher Protest gegen die kapitalistischen Mechanisierungsformen sich ausbilden und als Jugendbewegung auch auf die Produktion einwirken mag, dem kapitalistischen Produktionsprozeß aber lediglich ausweicht. Bald soll die Musik tönendes Spiel sein, das die Menschen entspannt oder ihre Gemeinschaft stiftet, bald soll sie als kultischer oder existentieller Ernst ihnen begegnen, wie in jenem Augenblick, als die Kritik von dem damals noch aggressiveren Hindemith „Vertiefung" verlangte, welchem Verlangen er mit der Komposition des Rilkeschen Marienlebens entsprach. Die Gehalte des musikalischen Objektivismus sind so divergent wie die Interessen der herrschenden Mächte der Gesellschaft, und vollends eine Differenz wie die von Groß- und Kleinbürgertum — die Begriffe so vag gebraucht,

wie es der Stand der geseslchaftlichen Erkenntnis einstweilen noch vorschreibt — spiegelt in den objektivistischen Produktionen sich deutlich wieder; die Frage nach der „Vermittlung“ wäre auch hier zu stellen. Gemeinsam ist den objektivistischen Musiken nur eines: die Intention der Ablenkung vom gesellschaftlichen Zustand. Den einzelnen will sie glauben machen, er sei nicht einsam, sondern mit den anderen in einer Verbundenheit, die die Musik ihm vorführt, ohne ihre gesellschaftliche Funktion zu bestimmen; die Gesamtheit will sie, durch ihre bloße Transformation ins tönende Medium, als eine sinnvolle, das individuelle Schicksal positiv erfüllende vorstellen. Grund und Sinn aber des Verbundenseins sind auswechselbar. Soweit die Intention der Ablenkung real gemeint und nicht bloß Spiegelung von Wünschen im isoliert-ästhetischen Bereich ist, darf sie als mißlungen gelten. Das Kleinbürgertum, um welches mit Singgemeinden und Spielgruppen, „Musikantengilden“ und Arbeitskollektiven der Objektivismus intensiv warb, hat für den Absatz völlig versagt. Die Not der kapitalistischen Krise hat die vom Objektivismus oder seinen Popularisatoren gemeinten Schichten auf andere, handlichere Ideologien verwiesen als die inhaltlich recht unbestimmten und kompliziert geschalteten des Objektivismus. Sie werden kaum Neigung spüren, den „esoterischen“ Schönberg vom „musikantischen“ Hindemith zu unterscheiden, beide mitsamt der Jazzmusik als kulturbolschewistisch ablehnen und sich ihrerseits an die auferstandenen Militärmärsche halten.

Es ist damit bereits das Wesentliche vorweggenommen zur gesellschaftlichen Problematik derjenigen Typen, die die Tatsache der Entfremdung nicht mehr im ästhetischen Bilde meistern, sondern real überwinden wollen durch Einrechnung des tatsächlichen gesellschaftlichen Bewußtseinsstandes ins kompositorische Verfahren: durch Verwandlung des musikalischen terminus a quo in einen gesellschaftlichen terminus ad quem. Zu solchem Verfahren tendiert auf seinen niedrigeren Stufen merkbar bereits der Objektivismus; sprunglos verwandelt sich ihm die Forderung nach ästhetisch-immanent gemeinschaftsmäßiger Musik in die nach ästhetisch gehobener Gebrauchsmusik. Wenn solchem Verfahren und dem schlechten Ideal des Gehobenen gegenüber Kurt Weill als Repräsentant des musikalischen Surrealismus sich weit überlegen zeigt, so rührt das daher, daß er, in besserer Kenntnis des gesellschaftlichen Zustandes, nicht sowohl die positive Veränderung der Gesellschaft durch Musik als möglich annimmt als vielmehr ihre

Enthüllung. Er präsentiert nicht den Menschen eine primitivierte Kunstmusik zum Gebrauch, er hält ihnen ihre eigene Gebrauchsmusik im Zerrspiegel seines künstlerischen Verfahrens vor und zeigt sie als Ware. Nicht umsonst steht der Stil der Dreigroschenoper und von „Mahagonny" der „Histoire du soldat" näher als Hindemith: ein Stil der Montage, welche die „organische" Oberflächengestalt des Neoklassizismus aufhebt und Trümmer und Bruchstücke aneinander rückt oder die Falschheit und Scheinhaftigkeit, die heute an der Harmonik des 19. Jahrhunderts zutage kommt, real auskomponiert durch Zusatz falscher Töne. Der Chok, mit welchem Weills Kompositionsverfahren die gewohnten kompositorischen Mittel, überbelichtet, als Gespenster präsentiert, wird zum Schrecken über die Gesellschaft, aus der sie entspringen und zugleich zur Negation der Möglichkeit einer positiven Gemeinschaftsmusik, die im Gelächter der teuflischen Vulgär- als der wahren Gebrauchsmusik zusammenbricht. Mit den Mitteln vergangenen Scheines bekennt das gegenwärtige kompositorische Verfahren sich selbst als scheinhaft, und im grellen Schein wird die Chiffernschrift eines gesellschaftlichen Zustandes lesbar, der nicht nur jede Beschwichtigung im ästhetischen Bilde verwehrt und samt seinen Widersprüchen darin wiederkehrt, sondern den Menschen so nah auf den Leib rückte, daß er nicht einmal Frage und Versuch des autonomen Kunstwerkes mehr zuläßt. Bewundernswert, welche qualitative Fülle von Ergebnissen Weill mit *Brecht* aus dieser Konstellation entwickelte, welche Neuerungen des *Operntheaters* im Blitzlicht von Momenten angelegt sind, die zugleich dialektisch sich gegen die Möglichkeit des Operntheaters überhaupt kehren. Fraglos ist Weills Musik heute die einzige von echter gesellschaftlich-polemischer Schlagkraft, solange sie auf der Spitze ihre Negativität sich hält; sie hat sich auch als solche erkannt und eingeordnet. Ihre Problematik rührt daher, daß sich auf dieser Spitze nicht verbleiben läßt; daß der Musiker Weill den Bindungen einer Arbeitsweise auszuweichen trachten muß, die von der Musik aus notwendig „literarisch" erscheint wie die Bilder der Surrealisten. Das Publikumsmißverständnis, das die Songs der Dreigroschenoper, die doch sich selbst und dem Publikum feind sind, friedlich als Schlager konsumierte, mag als Mittel dialektischer Kommunikation legitimiert sein. Der weitere Gang der Dinge aber läßt Zweideutigkeit als Gefahr erkennen: der vordem enthüllte Schein spielt in falsche Positivität, die Destruktion in Gemeinschaftskunst im Rahmen des Bestehenden hinüber, und hinter der höhnischen Primitivität wird, herbeigelockt

von ihrer Schmerzlichkeit, der naturgläubige Primitivismus eines Rückgriffs nun nicht mehr auf alte Polyphonie, wohl aber auf Händelsche Homophonie sichtbar. Doch steht gerade der Experimentator Weill jeglichem Glauben ans unbewußt Organische so gründlich fern, daß sich damit rechnen läßt, er werde der Gefahr des Ungefährlichen nicht erliegen.

Ihr ist die Gemeinschafts- und Gebrauchsmusik im weitesten Umfang verfallen. Indem ihre Aktivität an der falschen Stelle, bei der Musik anstatt bei der Gesellschaft, ansetzt, versäumt sie beide. Denn das menschliche Miteinander, von dem sie ausgeht, ist in der kapitalistischen Gesellschaft fiktiv und wo es etwa real sein mag, ohnmächtig gegenüber dem kapitalistischen Produktionsprozeß; die Fiktion von „Gemeinschaft“ in der Musik verbirgt ihn, ohne ihn zu verändern. Zugleich ist die Gemeinschaftsmusik innermusikalisch reaktionär: in gleicher Richtung wie der Objektivismus, nur weit gröber lehnt sie die dialektische Weiterbewegung des musikalischen Materials als „intellektuell“ oder „individualistisch“ ab und zielt auf einen schlechten, statischen Naturbegriff in der Restitution der Unmittelbarkeit: den „Musikanten“. Anstatt die — gewiß berechtigte — Kritik am Individualismus dialektisch zu üben und ihn mit der Korrektur seiner immanenten Widersprüche zu korrigieren, aber als notwendige Stufe der Befreiung der Musik für die Menschen anzuerkennen, wird hier allenthalben auf eine primitive, vorindividualistische Stufe rekurriert, ohne daß auch nur noch die neoklassizistische Frage nach der Umformung des Materials mehr gestellt wäre. Der gründende Irrtum liegt in der Auffassung der Funktion von Musik dem Publikum gegenüber. Dessen Bewußtsein wird verabsolutiert: in der kleinbürgerlichen Gemeinschaftsmusik als „Natur“, in der klassenbewußt-proletarischen, wie etwa Eisler sie vertritt, als proletarisches Klassenbewußtsein, das bereits heute und hier positiv genommen wird. Dabei ist verkannt, daß eben die Forderungen, nach denen hier die Produktion sich richten soll, Singbarkeit, Einfachheit, kollektive Wirksamkeit als solche, notwendig geknüpft sind an einen Bewußtseinsstand, der durch die Klassenherrschaft derart gedrückt und gefesselt ist — keiner hat das extremer formuliert als Marx —, daß er, soll sich die Produktion einseitig an ihm orientieren, zur Fessel der musikalischen Produktivkraft wird. Die immanent-ästhetischen Resultate der bürgerlichen Geschichte, auch der der letzten fünfzig Jahre, können nicht einfach von der proletarischen Kunsttheorie und -praxis beiseite geschoben werden, will sie nicht

einen von der Klassenherrschaft produzierten Zustand in der Kunst verewigen, dessen Abschaffung in der Gesellschaft das unverrückbare Ziel des proletarischen Klassenkampfes ist. Dabei wird die Fügsamkeit der Gemeinschaftsmusik gegenüber dem gegenwärtigen Bewußtsein von diesem selber Lügen gestraft, weil es den Tonfilmschlager vom kleinen Gardeoffizier immer noch lieber gebraucht als eine populär gedachte Gemeinschaftsmusik zur Verherrlichung des Proletariats. Der agitatorische Wert und damit das politische Recht proletarischer Gemeinschaftsmusik wie etwa der Eislerschen Chöre steht außer Frage, und nur utopisch-idealistisches Denken könnte an ihrer Statt eine innerlich der Funktion des Proletariats angemessene, ihm selber aber unverständliche Musik fürs Proletariat fordern. Sobald aber diese Musik aus der Front der unmittelbaren Aktion heraustritt, reflektiert und sich als Kunstform setzt, ist unverkennbar, daß die produzierten Gebilde gegenüber der fortgeschrittenen bürgerlichen Produktion nicht standhalten und sich als fragwürdige Mischung aus Abfällen innerbürgerlich überholter Stilformen, selbst der kleinbürgerlichen Männerchorliteratur, und aus Abfällen der fortgeschrittenen „neuen“ Musik darstellen, die durch die Mischung um die Schärfe des Angriffs wie um die Bündigkeit jeder technischen Formulierung gebracht werden. Denkbar wäre an Stelle solcher Zwischenlösungen, daß man etwa in Umlauf befindlichen Melodien der bürgerlichen Vulgärmusik neue Texte unterlegte, um sie auf diese Art dialektisch „umzufunktionieren“. Immerhin verdient es Aufmerksamkeit, daß in der Figur des bislang konsequentesten proletarischen Komponisten, Eisler, die Schönbergschule, aus der er hervorging, mit Bestrebungen sich berührt, die scheinbar ihr konträr entgegengesetzt sind. Damit diese Berührung fruchtbar würde, müßte der Gebrauch seine Dialektik finden: es müßte die Musik sich nicht passiv-einseitig nach dem Stand des Verbraucherbewußtseins, auch des proletarischen, richten, sondern mit ihrer Gestalt selber aktiv ins Bewußtsein eingreifen.

Ein zweiter Teil folgt.

Geschichte und Psychologie.

Von

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.).

Vortrag, gehalten in der Kant-Gesellschaft Frankfurt a. M.

Das Verhältnis von Geschichte und Psychologie ist im Laufe der letzten Jahrzehnte viel erörtert worden. Sie erwarten von mir aber weder einen Bericht über die in der Literatur geführten, zum Teil berühmten Diskussionen noch eine systematische Entwicklung der verschiedenen Aspekte, die das Problem heute darbietet, sondern die Kennzeichnung der Rolle, die der Psychologie im Rahmen einer dem Stand der Sozialwissenschaften angemessenen Geschichtstheorie zukommt. Zu diesem Zweck muß der Geschichtsbegriff erklärt werden, von dem hier Gebrauch gemacht wird. In der Philosophie erschwert nämlich die Geltung mehrerer Bedeutungen von Geschichte, die heterogenen geistigen Absichten zugeordnet sind, auch die Verständigung über jede Einzelfrage.

Vor allem werden zwei logisch verschiedene Geschichtsbegriffe einander entgegengesetzt. Der erste stammt aus den sich auf Kant berufenden Systemen, die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts als Reaktion gegen materialistische Tendenzen in Wissenschaft und Gesellschaft entstanden sind. Die Gemeinsamkeit ihrer Lehre lag darin, den Sinn von Natur, Kunst, Geschichte nicht aus unmittelbarer Vertiefung in diese Gebiete selbst, sondern aus einer Analyse der ihnen entsprechenden Erkenntnis zu gewinnen. Aus der Grundansicht dieser Philosophie, daß die Welt einen subjektiven Ursprung habe, ergab es sich, die Eigentümlichkeiten der Seinsbereiche auf verschiedene Funktionsweisen des erkennenden Subjekts zurückzuführen. Das, was ihrem Wesen nach die Natur ist, sollte aus der systematischen Ableitung der konstitutiven Methoden der Naturwissenschaft einleuchtend gemacht werden, und ebenso wollte man aus einer Darlegung der historischen Methoden erklären, was Geschichte sei. Der Geschichtsbegriff dieser Philosophie ist daher jeweils am Faktum der Geschichtswissenschaft orientiert; prinzipiell kann sie sich zur Geschichtsschreibung auch in einer Zeit, in der diese mit ihren Methoden und Auffassungsweisen hinter dem allgemeinen

Stand der Erkenntnis zurückbleibt, nicht eigentlich kritisch, sondern nur apologetisch verhalten.

Die Philosophie, die dem anderen Geschichtsbegriff zugrunde liegt, bewahrt keine solche Bescheidenheit gegenüber den vorhandenen Wissenschaften. Sie ist ein Teil des gegenwärtigen Bestrebens, die Entscheidung über die sogenannten weltanschaulichen Fragen von wissenschaftlichen Kriterien unabhängig zu machen und die Philosophie überhaupt jenseits der empirischen Forschung aufzubauen. Im Gegensatz zur erwähnten erkenntnistheoretischen Ansicht sollen jetzt die verschiedenen Seinsgebiete keineswegs mehr aus den Wissenschaften, sondern aus ihrer einheitlichen Wurzel, dem ursprünglichen Sein, zu dem unsere Zeit einen neuen Zugang zu finden beansprucht, verständlich gemacht werden. Besonders aus der phänomenologischen Schule, deren Wesenslehre ursprünglich völlig unhistorisch war, ist ein neuer Begriff von Geschichtlichkeit hervorgegangen. Hatte noch Scheler, der besonders in den letzten Lebensjahren die undialektische Wesenslehre der Phänomenologie mit dem Faktum der umwälzenden Geschichte in Einklang zu bringen versuchte, darunter wesentlich die soziale und politische Geschichte verstanden, so bedeutet bei Heidegger die Geschichtlichkeit eine Geschehensweise im Seinsgrund, den die Philosophie im Menschen zu entdecken hat. Erst aus dieser ursprünglichen Geschehensweise soll die Geschichte als Thema der Historie Sinn gewinnen. Bei fundamentalen Erörterungen scheint es daher heute angemessen zu sein, von dieser Bedeutung auszugehen.

Für das hier zu behandelnde Thema ist es aber nicht weniger problematisch, den Begriff der inneren Geschichtlichkeit zugrunde zu legen als den Geschichtsbegriff der traditionellen Wissenschaft. Weil die Existenzphilosophie nach phänomenologischer Tradition sich von den Ergebnissen der Forschung auf den verschiedenen Gebieten unabhängig zu machen sucht; weil sie entschlossen ist, ganz von vorne anzufangen, und den Sinn von Sein ohne Hinblick auf den Stand der gegenwärtigen Forschung neu zu bestimmen trachtet, erscheint ihr Entwurf für unsere Problematik noch zu eng. Nach der Auffassung, daß die Geschichte erst aus der inneren Geschichtlichkeit des Daseins begriffen werden soll, müßte die Verflochtenheit des Daseins in den realen Geschichtsprozeß bloß als äußerliche und scheinhafte gelten. Es macht aber die Beschäftigung mit der äußeren Geschichte ebensowohl das jeweilige Dasein verständlich, wie die Analyse der jeweiligen Existenzen das Verständnis der Geschichte bedingt. Das Dasein ist in die äußere Geschichte unlöslich verflochten, und

seine Analyse wird daher keinen Grund entdecken können, der als solcher zwar in sich bewegt, jedoch unabhängig von jeder äußeren Bestimmung wäre. Die wirkliche Geschichte mit ihren vielfältigen, die Individuen übergreifenden Strukturen ist dann nicht, wie es der Existenzphilosophie entspräche, bloß ein Abgeleitetes, Sekundäres, Objektiviertes. Damit verwandelt sich die Lehre vom Sein im Menschen ebensowohl wie jede Art philosophischer Anthropologie aus einer trotz allem statischen Ontologie in die Psychologie der in einer bestimmten Geschichtsepoche lebenden Menschen.

Die Schwierigkeiten, denen die Anwendung der erwähnten Geschichtsbegriffe begegnet, werden in diesem Zusammenhang noch durch ihr negatives Verhältnis zur Psychologie vermehrt. Auf die Tendenz der gegenwärtigen Phänomenologie, die Aufgaben der Psychologie einer von wissenschaftlichen Kriterien unabhängigen Ontologie zu übertragen, habe ich soeben hingewiesen. Die Stellung des Kantianismus zu unserer Frage hat sich seit Fichtes Behauptung, daß die Psychologie „nichts ist"[1]), wenig geändert. Der Geschichtstheoretiker des Neukantianismus, Rickert, hält die Hoffnungen, „die man auf eine Förderung der Geschichtswissenschaft durch die Psychologie oder gar durch den Psychologismus setzt", für Zeugnisse eines Denkens, „dem das logische Wesen der Geschichte völlig fremd geblieben ist"[2]). Ich möchte daher statt von der Geschichtsauffassung der gegenwärtigen Philosophie von einer Ihnen allen bekannten Geschichtsphilosophie, nämlich der Hegelschen, ausgehen. Nach einer Andeutung ihres Verhältnisses zur Psychologie soll dann die Rolle der Psychologie in der ökonomischen Geschichtsauffassung mit einiger Ausführlichkeit bestimmt werden. Ich hoffe, daß die Erörterung des Problems auf der Grundlage dieser Theorie auch denjenigen unter Ihnen eine gewisse Anregung zu bieten vermag, denen die historischen Fragen unter dem Aspekt einer subjektivistischen Philosophie erscheinen.

Die philosophische Betrachtung hat es mit der Erkenntnis der einheitlichen dynamischen Struktur in der verwirrenden Vielfältigkeit des Geschehens zu tun. Diese Aufgabe ist im Sinne Hegels unmöglich ohne die aus der dialektischen Logik hervorgehende genaue Kenntnis der Idee und ihrer Momente zu lösen, denn philosophische Geschichtsbetrachtung ist nichts anderes als die Anwendung der Überzeugung

---

[1]) J. G. Fichte, Werke, hrsg. v. F. Medicus, Leipzig, 3. Bd. S. 589.
[2]) H. Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, Tübingen 1913, 2. Aufl., S. 487.

von der Macht der Idee, sich in der Wirklichkeit durchzusetzen und zu entfalten, auf die Menschenwelt. Dabei empfängt der Geschichtsphilosoph nicht bloß das Rohmaterial, sondern schon weitgehend geformte Bestandteile seiner geschichtlichen Konstruktion von der empirischen Historie. Wie nach Hegel der Naturforscher dem Naturphilosophen nicht eine bloße Aufzählung der Tatsachen liefert, sondern ihm durch die theoretische Formulierung seines Wissens weitgehend entgegenkommt und vorarbeitet, so bietet die Historie der Geschichtsphilosophie außer der Kenntnis der wirklichen Ereignisse auch so wesentliche kategoriale Bestimmungen wie die ursächlichen Zusammenhänge, die Perioden, die Einteilung der geschichtlich handelnden Menschen in Rassen, Stämme, Nationen dar. Aber den lebendigen Sinn gewinnen die Perioden erst, indem wir sie als Epochen der sich entfaltenden Idee begreifen; erst indem sich die weltgeschichtliche Nation als Trägerin eines jeweils neuen, eigenen und der Idee mehr adäquaten Prinzips erweist, wird sie aus einem Ordnungsbegriff zu einer sinnvollen Realität, wird ihr Geist, der Volksgeist, aus einer Zusammenfassung von Eigentümlichkeiten zur metaphysischen Macht und der Kampf der Nationen aus beklagenswerten Händeln mit zufälligem Ausgang zu dem in den Gegensätzen sich verwirklichenden Weltgericht.

Hegel nimmt dieses Zusammenspiel von empirischer Historie und Geschichtsphilosophie ganz ernst. Er will nicht etwa die empirische Geschichte von einem ihr äußerlichen Gesichtspunkt aus nachträglich deuten oder sie an einem ihr fremden Maßstab messen, sein Vernunftbegriff ist vielmehr so wenig abstrakt, daß z. B. der Sinn des Moments der Freiheit, so wie es in der Logik auftritt, erst durch die bürgerliche Freiheit im Staat, die der Historiker feststellt, vollständig zu bestimmen ist. Erst wenn man weiß, daß es sich in der Logik um dieselbe Freiheit handelt, die in den orientalischen Tyrannendynastien bloß bei einem einzigen und bei den Griechen bloß bei einigen verwirklicht war und die daher zur Sklaverei in Widerspruch steht, vermag man die Freiheit zu begreifen. Das Hegelsche System ist wirklich ein Kreis; die abstraktesten Gedanken der Logik sind nach ihm nur vollendet, insofern die Zeit vollendet ist, d. h. insofern alles wesentliche, was die Zukunft enthalten mag, bereits in der Wesensbestimmung der Gegenwart vorweggenommen ist. Das Ende des Glaubens an die Gegenwart und der Wille zu ihrer radikalen Veränderung mußte daher notwendig das Hegelsche System, dem die Geschlossenheit wenigstens in seiner späteren Gestalt wesentlich

zu eigen war, als System aufheben, und zwar in einem neuen, mit seinen eigenen Prinzipien nicht zu vereinbarenden Sinn.

Damit ist auch die Bedeutung der Psychologie für die Erkenntnis der Geschichte verändert worden. Bei Hegel sind ja die Triebe und Leidenschaften der Menschen wie bei irgendeinem französischen Aufklärer der unmittelbare Motor der Geschichte. Die Menschen werden durch ihre Interessen zum Handeln bestimmt, und ebensowenig wie die Masse haben die großen Männer „das Bewußtsein der Idee überhaupt"[1]. Es kommt ihnen vielmehr auf ihre eigenen politischen und sonstigen Zwecke an, sie werden durch ihre Triebe bestimmt. Aber der psychischen Struktur solcher Menschen nachzugehen, ist nach Hegel im Gegensatz zur Aufklärung unwichtig, ja subaltern, denn die eigentliche Macht, die sich in der Geschichte durchsetzt, ist grundsätzlich weder aus der Einzelpsyche noch aus der Massenpsyche zu verstehen. Hegel lehrt, daß die Heroen „aus einer Quelle" schöpfen, „deren Inhalt verborgen und nicht zu einem gegenwärtigen Dasein gediehen ist, aus dem inneren Geiste, der noch unterirdisch ist, der an die Außenwelt wie an die Schale pocht und sie sprengt, weil er ein anderer Kern als der Kern dieser Schale ist"[2]. Er meint damit nicht etwa das Unbewußte der modernen Psychologie, sondern die Idee selbst, d. h. jenes nicht durch Psychologie, sondern durch Philosophie zu begreifende immanente Telos der Geschichte, durch das es geschieht, daß die Resultate jeweils nicht bloße Resultanten sind, sondern Zeugnis ablegen von der Macht der Vernunft und daß Geschichtserkenntnis nicht bloße Feststellung und möglichst umfassende Erklärung von Geschehnissen, sondern Gotteserkenntnis ist.

Nach dem Zusammenbruch des Hegelschen Systems tritt die liberalistische Weltansicht wieder teilweise die Herrschaft an. Sie verwarf zugleich mit dem Glauben an die Macht einer in der Geschichte wirkenden Idee die Ansicht von den übergreifenden dynamischen Strukturen in der Geschichte und stellte die ihre Interessen verfolgenden Individuen als letzte selbständige Einheiten im geschichtlichen Gange auf. Die sinngemäße Geschichtsauffassung des Liberalismus ist ihrem Wesen nach psychologisch. Die Individuen mit den in ihrer Natur fest begründeten ewigen Trieben sind nicht mehr bloß die unmittelbaren Akteure der Geschichte, sondern auch die letzten Instanzen für die Theorie des Geschehens in der gesell-

---

[1] Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (Jubiläumsausgabe, Stuttgart 1928, Bd. 11. S. 60).

[2] A. a. O.

schaftlichen Wirklichkeit. Das Problem, wie trotz dieser chaotischen Grundlage die Gesellschaft als Ganzes leben kann oder vielmehr wie ihr Leben durch diese Grundlage in steigendem Maß beeinträchtigt wird, hat freilich der Liberalismus nicht zu lösen vermocht. Der Zukunftsglaube des 18. Jahrhunderts, daß die Triebe der Individuen nach Abschaffung der feudalistischen Schranken zur Einheit der Kultur zusammenstimmen müssen, hat sich im Liberalismus des 19. Jahrhunderts in das Dogma der Interessenharmonie verwandelt.

Andererseits haben Marx und Engels die Dialektik in einem materialistischen Sinn übernommen. Sie hielten dabei an der Überzeugung Hegels von der Existenz überindividueller dynamischer Strukturen und Tendenzen in der geschichtlichen Entwicklung fest, verwarfen aber den Glauben an eine in der Geschichte wirkende selbständige geistige Macht. Es liegt nach ihnen der Geschichte nichts zugrunde, und es kommt in der Geschichte nichts zum Ausdruck, was als durchgehender Sinn, als einheitliche Macht, als bewegende Vernunft, als immanentes Telos gedeutet werden dürfte. Das Vertrauen auf die Existenz eines solchen Kerns ist nach ihrer Ansicht vielmehr ein Zubehör der verkehrten idealistischen Philosophie. Das Denken, daher auch die Begriffe und Ideen sind Funktionsweisen der Menschen und keine selbständige Macht. In der Geschichte gibt es keinen durchgehenden, zu sich selbst kommenden Gedanken, denn es gibt keinen von den Menschen unabhängigen Geist. Die Menschen mit ihrem Bewußtsein sind bei all ihrem Wissen, ihrer Erinnerung, ihrer Tradition und ihrer Spontaneität, ihrer Kultur und ihrem Geist vergänglich; es existiert nichts, was nicht entsteht und vergeht.

Aber Marx gelangt dabei keineswegs zu einer psychologistischen Geschichtstheorie. Die geschichtlich handelnden Menschen werden nach ihm nirgends bloß aus ihrem Innern, sei es aus ihrer Natur oder aus einem in ihnen selbst zu entdeckenden Seinsgrund, verständlich, sie sind vielmehr eingespannt in geschichtliche Bildungen, die ihre eigene Dynamik haben. Methodologisch ist Marx hierbei Hegel gefolgt. Dieser hatte eigene Strukturprinzipien jeder großen geschichtlichen Epoche behauptet: die Grundsätze der Verfassungen der Völker wechseln nach einer inneren Gesetzmäßigkeit, die Nationen stehen in den Kämpfen der Weltgeschichte gegeneinander und erleiden ihr Schicksal, ohne daß der Grund in der Psyche einzelner oder gar einer Mehrheit von Individuen zu entdecken wäre. Während jedoch die Artikulation dieser Dialektik bei Hegel aus der Logik des absoluten Geistes, aus der Metaphysik, einsichtig wird, liefert nach Marx keine

der Geschichte logisch vorgeordnete Einsicht den Schlüssel zu ihrem Verständnis. Vielmehr ergibt sich die richtige Theorie aus der Betrachtung der jeweils unter bestimmten Bedingungen lebenden und mit Hilfe bestimmter Werkzeuge ihr Leben erhaltenden Menschen. Weder ist die in der Geschichte zu entdeckende Gesetzmäßigkeit eine Konstruktion a priori, noch eine Registrierung von Tatsachen durch ein als unabhängig gedachtes Erkenntnissubjekt, sondern sie wird von dem selbst in die geschichtliche Praxis einbezogenen Denken als Spiegelung der dynamischen Struktur der Geschichte produziert.

Die ökonomische oder materialistische Geschichtsauffassung, die in dieser Einstellung begründet worden ist, erweist sich so gleichzeitig als Gegensatz wie als Fortsetzung der Hegelschen Philosophie. In dieser stellt sich die Geschichte wesentlich als Kampf der welthistorischen Reiche um die Herrschaft dar. Dabei ist es den Individuen ebenso wie den Völkern und Staaten um ihre Macht und nicht um den Geist zu tun. Der Ausgang der Kämpfe entbehrt aber trotz dieser Bewußtlosigkeit nicht des geistigen Sinnes. Die Weltgeschichte wird von Hegel deshalb als Weltgericht angesprochen, weil nach ihm stets das Volk die Herrschaft antritt, dessen innere Verfassung eine konkretere Gestalt der Freiheit darstellt als die des unterliegenden. Das Maß der Entfaltung der Staaten „zum Bild und zur Wirklichkeit der Vernunft“[1]) entscheidet über ihren Sieg. Aber daß dieser der Logik des absoluten Geistes entsprechende Stufengang in den kriegerischen Aktionen sich tatsächlich durchsetzt, daß mit anderen Worten das Volk, dessen Staat eine adäquatere Darstellung der Idee und ihrer Momente bildet, auch die bessere Strategie, die überlegenen Waffen besitzen muß, wird bei Hegel nicht mehr erklärt, sondern erscheint als welthistorischer Zufall, als eine der prästabilierten Harmonien, die notwendig zur idealistischen Philosophie gehören. Soweit die wissenschaftliche Erforschung der vermittelnden Bedingungsreihen an Stelle der bloß behaupteten Parallelität erkannte historische Zusammenhänge zu setzen vermag, wird der Mythos von der List der Vernunft und damit auch das metaphysische Hauptstück dieser Geschichtsphilosophie überflüssig. Wir erfahren dann die wirklichen Ursachen, warum differenziertere Staats- und Gesellschaftsformen an die Stelle von unentwickelteren getreten sind, d. h. nach Hegel die Ursachen des Fortschritts im Bewußtsein der Freiheit. Die Erkenntnis der realen Zusammenhänge entthront den Geist als autonom die Geschichte gestaltende Macht und setzt die Dialektik zwischen den verschieden-

[1]) Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 360.

artigen in der Auseiandersetzung mit der Natur wachsenden menschlichen Kräften und veralteten Gesellschaftsformen als Motor der Geschichte ein.

Die ökonomische Geschichtsauffassung vollzieht diese Wendung von der Metaphysik zur wissenschaftlichen Theorie. Nach ihr zwingt die Erhaltung und Erneuerung des gesellschaftlichen Lebens den Menschen jeweils eine bestimmte soziale Gruppenordnung auf. Diese, die nicht bloß die politischen und rechtlichen Institutionen, sondern die höheren Ordnungen der Kultur bedingt, wird den Menschen vorgezeichnet durch die verschiedenen Funktionen, die im Rahmen des Wirtschaftsprozesses, so wie er in einer bestimmten Periode den menschlichen Fähigkeiten entspricht, ausgeführt werden müssen. Daß z. B. im alten Rom die Gesellschaft in Freie und Sklaven, im Mittelalter in Grundherren und Leibeigene, im Industriesystem in Unternehmer und Arbeiter geteilt ist, ebenso die Differenzierung dieser Verhältnisse im Innern der Staaten, ferner auch die Spaltung in Nationen und die Gegensätze zwischen nationalen Machtgruppen — all dieses ist weder aus dem guten oder bösen Willen, noch aus einem einheitlichen geistigen Prinzip zu erklären, sondern aus den Erfordernissen des materiellen Lebensprozesses auf seinen verschiedenen Gestaltungsstufen. Je nachdem auf Grund des Entwicklungsgrades der Menschen die Technik ihrer Werkzeuge und ihrer Zusammenarbeit geartet ist, d. h. je nach der Weise des Produktionsprozesses bilden sich auch die Abhängigkeitsverhältnisse und der dazugehörige juristische und politische Apparat. Wird durch das Wachstum der produktiven menschlichen Fähigkeiten eine neue Produktionsweise möglich, welche die Allgemeinheit besser versorgen könnte als die alte, so verhindert das Bestehen der gegebenen sozialen Struktur mit den ihr entsprechenden Institutionen und festgewordenen menschlichen Dispositionen zunächst ihre Ausbreitung als herrschende. Daraus ergeben sich die gesellschaftlichen Spannungen, welche in den geschichtlichen Kämpfen zum Ausdruck kommen und gleichsam das Grundthema der Weltgeschichte bilden.

Wenn der Gegensatz zwischen den wachsenden menschlichen Kräften und der gesellschaftlichen Struktur, der sich in diesem Zusammenhang als Motor der Geschichte erweist, als universales Konstruktionsschema an die Stelle konkreter Untersuchungen tritt oder zu einer mit Notwendigkeit die Zukunft gestaltenden Macht erhoben wird, so kann sich die soeben angedeutete Geschichtsauffassung in eine abschließende dogmatische Metaphysik verwandeln. Gilt sie jedoch

als die richtige Theorie des uns bekannten geschichtlichen Verlaufs, die freilich der erkenntnistheoretischen Problematik der Theorie überhaupt untersteht, so bildet sie eine der gegenwärtigen Erkenntnis entsprechende Formulierung der historischen Erfahrung. Versuchen wir ihr Verhältnis zur Psychologie zu bestimmen, so zeigt sich zunächst, daß sie, im Gegensatz zur liberalistischen Ansicht, nicht psychologisch ist. Diese mußte sinngemäß die Geschichte aus dem Zusammenspiel der als isoliert gedachten Individuen und ihren im wesentlichen konstanten psychischen Kräften, ihren Interessen, erklären. Gliedert sich die Geschichte aber nach den verschiedenen Weisen, in denen sich der Lebensprozeß der menschlichen Gesellschaft vollzieht, so sind nicht psychologische, sondern ökonomische Kategorien historisch grundlegend. Die Psychologie wird aus der Grundwissenschaft zur freilich unentbehrlichen Hilfswissenschaft der Geschichte. Durch diese Funktionsänderung wird auch ihr Inhalt betroffen. Ihr Gegenstand verliert im Rahmen dieser Theorie die Einheitlichkeit. Sie hat es nicht mehr mit dem Menschen überhaupt zu tun, sondern in jeder Epoche sind die gesamten in den Individuen entfaltbaren seelischen Kräfte, die Strebungen, welche ihren manuellen und geistigen Leistungen zugrunde liegen, ferner die den gesellschaftlichen und individuellen Lebensprozeß bereichernden seelischen Faktoren zu unterscheiden von den durch die jeweilige gesellschaftliche Gesamtstruktur determinierten und relativ statischen psychischen Verfassungen der Individuen, Gruppen, Klassen, Rassen, Nationen, kurzum von ihren Charakteren.

Ist der Gegenstand der Psychologie solchermaßen in die Geschichte verflochten, so läßt sich doch andererseits die Rolle der Individuen nicht in bloße Funktionen der ökonomischen Verhältnisse auflösen. Die Theorie verneint weder die Bedeutung weltgeschichtlicher Personen noch diejenige der psychischen Verfassung bei den Angehörigen der verschiedenen sozialen Gruppen. Die Erkenntnis, daß die Ablösung unterlegener Produktionsweisen durch differenziertere, den Bedürfnissen der Allgemeinheit besser angepaßte, gleichsam das Gerippe der uns interessierenden Geschichte darstellt, ist der zusammenfassende Ausdruck für die menschliche Aktivität. Auch die in ihm enthaltene Behauptung, daß von der Art, wie sich der Lebensprozeß einer Gesellschaft, d. h. ihre Auseinandersetzung mit der Natur vollzieht, die Kultur abhänge, ja, daß jeder Teil dieser Kultur den Index jener grundlegenden Verhältnisse an sich trage und daß sich mit der wirtschaftlichen Tätigkeit der Menschen auch ihr Bewußtsein verändere, leugnet

keineswegs die menschliche Initiative, sondern versucht Einsicht in die Formen und Bedingungen ihrer geschichtlichen Wirksamkeit zu geben. Die menschliche Aktivität muß freilich jeweils an die Lebensnotwendigkeiten anknüpfen, die von den vorhergegangenen Generationen gestaltet worden sind, aber sowohl die auf Erhaltung als auch die auf Veränderung der vorhandenen Verhältnisse gerichteten menschlichen Energien haben ihre eigentümliche Beschaffenheit, die von der Psychologie zu erforschen ist. Vor allem dadurch unterscheiden sich ja die Begriffe der ökonomischen Geschichtstheorie grundsätzlich von den metaphysischen, daß sie zwar die geschichtliche Dynamik in ihrer möglichst bestimmten Form zu spiegeln versuchen, aber keine abschließende Sicht der Totalität zu geben beanspruchen, sondern im Gegenteil die Instruktionen zu weiteren Untersuchungen enthalten, deren Ergebnis auf sie selbst zurückwirkt.

Dies gilt besonders für die Psychologie. Die in der Theorie behauptete Bestimmung des geschichtlichen Handelns von Menschen und Menschengruppen durch den ökonomischen Prozeß kann im einzelnen erst verständlich werden durch die wissenschaftliche Aufhellung der ihnen auf einer bestimmten historischen Stufe jeweils eigenen Reaktionsweisen. Soweit noch nicht erkannt ist, wie strukturelle Veränderungen des wirtschaftlichen Lebens durch die psychische Verfassung, die bei den Mitgliedern der verschiedenen sozialen Gruppen in einem gegebenen Augenblick vorhanden ist, sich in Veränderungen ihrer gesamten Lebensäußerungen umsetzen, enthält die Lehre von der Abhängigkeit dieser von jenen dogmatische Elemente, die ihren hypothetischen Wert für die Erklärung der Gegenwart aufs stärkste beeinträchtigen. Die Aufdeckung der psychischen Vermittlungen zwischen der ökonomischen und der sonstigen kulturellen Entwicklung wird zwar die Aussage bestehen lassen, daß auf radikale ökonomische Veränderungen radikale kulturelle gefolgt sind, aber sie kann unter Umständen nicht bloß zu einer Kritik der Auffassung von den funktionalen Verhältnissen zwischen beiden Reihen, sondern auch zur Bestärkung der Vermutung führen, daß sich die Folgeordnung in der Zukunft einmal ändern oder umkehren wird. Dann müßte sich auch das Rangverhältnis von Ökonomik und Psychologie in Beziehung auf die Geschichte verändern, und es zeigt sich somit, daß die Auffassung, von der hier die Rede ist, ebensosehr die Ordnung der Wissenschaften und damit ihre eigenen Thesen in die Geschichte einbezieht wie die menschlichen Triebe selbst.

Der reale Sachverhalt freilich, der gegenwärtig das Verhältnis der beiden Wissenschaften bestimmt, spiegelt sich auch in der aktuellen Gestalt der Psychologie. Daß die Menschen ökonomische Verhältnisse, über die ihre Kräfte und Bedürfnisse hinausgewachsen sind, aufrecht erhalten, anstatt sie durch eine höhere und rationalere Organisationsform zu ersetzen, ist nur möglich, weil das Handeln numerisch bedeutender sozialer Schichten nicht durch die Erkenntnis, sondern durch eine das Bewußtsein verfälschende Triebmotorik bestimmt ist. Keineswegs bloß ideologische Machenschaften bilden die Wurzel dieses historisch besonders wichtigen Moments — eine solche Deutung entspräche der rationalistischen Anthropologie der Aufklärung und ihrer historischen Situation —, sondern die psychische Gesamtstruktur dieser Gruppen, d. h. der Charakter ihrer Mitglieder wird im Zusammenhang mit ihrer Rolle im ökonomischen Prozeß fortwährend erneuert. Die Psychologie wird daher zu diesen tieferliegenden psychischen Faktoren, mittels deren die Ökonomie die Menschen bestimmt, vorzustoßen haben, sie wird weitgehend Psychologie des Unbewußten sein. In dieser durch die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse bedingten Gestalt ist sie keineswegs auf das Handeln der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten in gleicher Weise anzuwenden. Je mehr das geschichtliche Handeln von Menschen und Menschengruppen durch Erkenntnis motiviert ist, um so weniger braucht der Historiker auf psychologische Erklärungen zurückzugreifen. Hegels Verachtung der psychologischen Deutung der Heroen kommt hier zu ihrem Recht. Je weniger das Handeln aber der Einsicht in die Wirklichkeit entspringt, ja dieser Einsicht widerspricht, um so mehr ist es notwendig, die irrationalen, zwangsmäßig die Menschen bestimmenden Mächte psychologisch aufzudecken.

Die Bedeutung der Psychologie als Hilfswissenschaft der Geschichte ist darin begründet, daß sowohl jede Form der Gesellschaft, die auf der Erde herrschend gewesen ist, einen bestimmten Entwicklungsgrad der menschlichen Kräfte voraussetzt und daher psychisch mitbedingt ist, als auch vor allem das Funktionieren einer schon bestehenden und auch die Aufrechterhaltung bereits versagender Organisationsformen unter anderem auf psychischen Faktoren beruht. Bei der Analyse einer bestimmten Geschichtsepoche kommt es besonders darauf an, die psychischen Kräfte und Dispositionen, den Charakter und die Wandlungsfähigkeit der Angehörigen der verschiedenen sozialen Gruppen zu erkennen. Doch wird

die Psychologie darum keineswegs zur Massenpsychologie, sondern gewinnt ihre Einsichten aus der Erforschung von Individuen. „Die Grundlage der Sozialpsychologie bleibt immer die Individualpsyche“[1]. Es gibt weder eine Massenseele noch ein Massenbewußtsein. Der Begriff der Masse im vulgären Sinn scheint aus der Beobachtung von Menschenansammlungen bei aufregenden Ereignissen gebildet zu sein. Mögen die Menschen als Teile solcher zufälliger Gruppen auf eine charakteristische Weise reagieren, so ist das Verständnis hierfür in der Psyche der sie bildenden einzelnen Glieder zu suchen, die bei jedem freilich durch das Schicksal seiner Gruppe in der Gesellschaft bestimmt ist. An die Stelle der Massenpsychologie tritt eine differenzierte Gruppenpsychologie, d. h. die Erforschung derjenigen Triebmechanismen, die den Angehörigen der wichtigen Gruppen des Produktionsprozesses gemeinsam sind. Sie wird vor allem zu untersuchen haben, inwiefern die Funktion des Individuums im Produktionsprozeß durch sein Schicksal in einer bestimmt gearteten Familie, durch die Wirkung der gesellschaftlichen Bildungsmächte an dieser Stelle des gesellschaftlichen Raums, aber auch durch die Art und Weise seiner eigenen Arbeit in der Wirtschaft für die Ausgestaltung seiner Charakter- und Bewußtseinsformen bestimmend ist. Es wäre zu erforschen, wie die psychischen Mechanismen zustandekommen, durch die es möglich ist, daß Spannungen zwischen den gesellschaftlichen Klassen, die auf Grund der ökonomischen Lage zu Konflikten drängen, latent bleiben können. Wenn in manchen Darstellungen der Psychologie bei ähnlichen Gegenständen viel von Führer und Masse gesprochen wird, so ist zu bedenken, daß das bedeutsame Verhältnis in der Geschichte weniger die Gefolgschaft einer unorganisierten Masse zu einem einzelnen Führer als das Vertrauen der gesellschaftlichen Gruppen in die Stabilität und Notwendigkeit der gegebenen Hierarchie und der herrschenden gesellschaftlichen Mächte darstellt. Die Psychologie hat beobachtet, daß „alle Vervollständigungen der gesellschaftlichen Organisation, sei es unter demokratischer oder aristokratischer Form, zur Wirkung haben, einen überlegten, zusammenhängenden, individuellen Zweck reiner, weniger verändert und tiefer, auf sichereren und kürzeren Wegen in das Gehirn der Gesellschaftsmitglieder zu bringen“, und daß der Führer eines Aufstands mangels einer so vervollkommneten Organisation niemals, der General dagegen fast immer vollständig über seine Leute ver-

[1]) E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, 5. u. 6. Aufl., Leipzig 1908, S. 677.

fügen kann[1]). Aber dieser ganze Fragenkomplex, der das Verhältnis von Führer und Masse als ein Spezialproblem enthält, bedarf noch der psychologischen Vertiefung[2]). Der Begriff der „habitude", dem die französische Forschung bei der Behandlung sozialpsychologischer Fragen eine wichtige Funktion zuweist, bezeichnet vortrefflich das Resultat des Bildungsprozesses: die Stärke der zum sozial geforderten Handeln treibenden psychischen Dispositionen. Aber es gilt, tiefer zu dringen und die Entstehung dieses Resultats, seine Reproduktion und fortwährende Anpassung an den sich verändernden gesellschaftlichen Prozeß zu begreifen. Dies ist nur auf Grund von Erfahrungen möglich, die in der Analyse von Einzelpersonen zu gewinnen sind[3]).

Unter den methodologischen Richtlinien einer für die Historie fruchtbaren Psychologie wird u. a. die Anpassungsfähigkeit der Mitglieder einer sozialen Gruppe an ihre ökonomische Lage besonders wichtig sein. Die jeweiligen psychischen Mechanismen, die diese Anpassung fortlaufend ermöglichen, sind freilich selbst im Laufe der Geschichte entstanden, aber wir haben sie etwa bei der Erklärung bestimmter historischer Ereignisse der Gegenwart als gegeben vorauszusetzen, sie bilden dann einen Teil der Psychologie der gegenwärtigen Epoche. Hierher gehört z. B. die Fähigkeit der Menschen, die Welt so zu sehen, daß die Befriedigung der Interessen, die sich aus der ökonomischen Situation der eigenen Gruppe ergeben, mit dem Wesen der Dinge in Einklang steht, daß sie in einer objektiven Moral begründet ist. Das muß sich keineswegs so rational abspielen, daß verdreht und gelogen würde. Kraft ihres psychischen Apparates pflegen die Menschen vielmehr die Welt schon so zur Kenntnis zu nehmen, daß ihr Handeln ihrem Wissen entsprechen kann. Kant hat bei der Erörterung des „Schematismus", dessen Leistung wesentlich in der allgemeinen Präformation unserer Eindrücke vor ihrer Aufnahme ins empirische Bewußtsein besteht, von einer verborgenen Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele gesprochen, „deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abraten und sie unverdeckt vor Augen legen werden"[4]). Jene besondere Präformation dagegen, die den Einklang des Weltbildes mit dem ökonomisch

[1]) G. Tarde, L'Opinion et la foule, Paris 1922, S. 172.

[2]) Einen wichtigen Schritt über die herrschenden Theorien der Massenpsychologie hinaus (Le Bon, Mc Dougall) hat Freud in seinem Buch über „Massenpsychologie und Ich-Analyse" getan.

[3]) Die Begründung einer Sozialpsychologie auf psychoanalytischer Grundlage wird in den Arbeiten von E. Fromm versucht. Vgl. seinen Beitrag zu diesem Heft.

[4]) Kritik der reinen Vernunft, 2. Ausg. S. 180/1.

geforderten Handeln zur Folge hat, wird von der Psychologie zu erklären sein, und es ist sogar nicht unmöglich, daß dabei auch etwas über den von Kant gemeinten Schematismus ausgemacht wird. Denn seine Funktion, die Welt so ins Bewußtsein zu bringen, daß sie nachher in den Kategorien der mathematisch-mechanischen Naturwissenschaft aufgeht, erscheint — ganz unabhängig von der Entscheidung über diese selbst — als ein geschichtlich bedingter psychischer Effekt.

Zu dem Mißtrauen, das manche Historiker der Psychologie entgegenbringen, hat mit Recht die Festlegung einiger psychologischer Systeme auf einen rationalistischen Utilitarismus beigetragen. Danach sollen die Menschen ausschließlich auf Grund von Erwägungen über ihren materiellen Nutzen handeln. Solche psychologischen Vorstellungen haben — freilich im Sinn von Arbeitshypothesen, aber doch in ausschlaggebender Weise — die liberalistische Nationalökonomie bestimmt. Gewiß spielt das Privatinteresse in der Gesellschaft bestimmter Epochen eine kaum zu überschätzende Rolle. Aber das, was dieser psychologischen Abstraktion an den wirklich handelnden Menschen entspricht, der wirtschaftliche Egoismus, ist selbst ebenso wie der gesellschaftliche Zustand, zu dessen Erklärung das Prinzip herbeigezogen wird, geschichtlich bedingt und radikal veränderlich. Wenn in der Auseinandersetzung über die Möglichkeit einer nicht individualistischen Wirtschaftsordnung Argumente eine Rolle zu spielen pflegen, denen die Lehre von der egoistischen Menschennatur zugrunde liegt, so sind sowohl die Anhänger als die Gegner der ökonomischen Theorie im Unrecht, sofern sie ihre Argumente auf die allgemeine Gültigkeit eines so problematischen Prinzips stützen. Die moderne Psychologie hat längst erkannt, daß es verkehrt wäre, die Selbsterhaltungstriebe im Menschen als die natürlichen zu behaupten und dort, wo individuelle und gesellschaftliche Taten offensichtlich nicht auf sie zurückzuführen sind, sogenannte „zentrale“ Faktoren einzuführen. Der Mensch und wahrscheinlich auch die Tiere sind keineswegs psychisch so individualistisch organisiert, daß alle ihre ursprünglichen Triebregungen sich notwendig auf unmittelbare Lust an materiellen Befriedigungen bezögen. Die Menschen vermögen z. B. in der Solidarität mit Gleichgesinnten ein Glück zu erleben, das sie Leiden und Tod in den Kauf nehmen läßt. Kriege und Revolutionen bieten das sichtbarste Beispiel dafür. Nichtegoistische Triebregungen hat es zu allen Zeiten gegeben, sie sind auch faktisch von keiner ernsthaften Psychologie geleugnet, sondern höchstens durch problematische Erklärungen auf individualistische Motive zurückzuführen versucht worden.

Gegenüber jener ökonomistischen Entstellung der Lehre vom Menschen durch psychologische und philosophische Strömungen haben manche Soziologen versucht, eigene Trieblehren aufzustellen. Aber diese pflegen im Gegensatz zur utilitaristischen Psychologie, die alles aus einem Punkte erklärt, große Tafeln von Instinkten und Trieben, die alle gleichermaßen als angeboren angesehen werden, zu enthalten und die spezifisch psychologischen Funktionsverhältnisse zu vernachlässigen[1]).

Jedenfalls entspringen die Handlungen der Menschen nicht bloß ihrem physischen Selbsterhaltungsstreben, auch nicht bloß dem unmittelbaren Geschlechtstrieb, sondern z. B. auch den Bedürfnissen nach Betätigung der aggressiven Kräfte, ferner nach Anerkennung und Bestätigung der eigenen Person, nach Geborgenheit in einer Kollektivität und anderen Triebregungen mehr. Die moderne Psychologie (Freud) hat gezeigt, wie sich solche Ansprüche vom Hunger dadurch unterscheiden, daß dieser eine direktere und stetigere Befriedigung verlangt, während jene weitgehend aufschiebbar, modellierbar und der Phantasiebefriedigung zugänglich sind. Aber zwischen beiden Arten von Triebregungen, den unaufschiebbaren und den „plastischen“, bestehen Zusammenhänge, die im geschichtlichen Gange von großer Wichtigkeit sind. Die mangelnde Befriedigung der unmittelbar physischen Bedürfnisse kann trotz ihrer größeren Dringlichkeit teilweise und eine Zeitlang wenigstens durch die Lust auf anderen Gebieten ersetzt werden. Die circenses aller Art sind in vielen historischen Situationen weitgehend an die Stelle des panis getreten, und das Studium der psychologischen Mechanismen, die dies ermöglichen, ist nebst ihrer sachkundigen Anwendung auf den zu erklärenden konkreten historischen Verlauf eine dringende Aufgabe, welche die Psychologie im Rahmen der Geschichtsforschung zu erfüllen hat.

Das ökonomistische Prinzip könnte bei dieser Leistung nur Schaden stiften. Es könnte etwa dazu verführen, die Teilnahme der unteren gesellschaftlichen Schichten an Aktionen der Allgemeinheit, von denen sie keine unmittelbare Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage zu erwarten haben, z. B. an Kriegen, auf theoretischen Umwegen doch auf mate-

---

[1]) Im allgemeinen enthält die soziologische Literatur — selbst wenn sie, wie die Durkheimschule, die Soziologie von der Psychologie radikal getrennt wissen will — tiefere psychologische Erkenntnisse als die traditionelle Schulpsychologie. L. v. Wiese z. B. wendet sich gegen eine Belastung seiner Wissenschaft mit spezifisch psychologischen Aufgaben, wobei er freilich als Gegenstand der Psychologie zu Unrecht bloß Bewußtseinsvorgänge angibt. Aber seine Arbeiten legen selbst von einem differenzierteren Wissen um psychische Vorgänge Zeugnis ab, als es bei denen, welche die Soziologie der Psychologie unterordnen, vorhanden zu sein pflegt.

rielle Zielsetzungen zurückzuführen. Dabei verkennte man aber die große psychische Bedeutung, welche die Zugehörigkeit zu einer geachteten und mächtigen kollektiven Einheit für die Menschen hat, wenn sie durch die Erziehung auf persönliche Geltung, Aufstieg, gesicherte Existenz hingewiesen sind und die Verwirklichung dieser Wertordnung ihnen als Individuen kraft ihrer gesellschaftlichen Lage unmöglich gemacht ist. Eine erfreuliche und die Selbstachtung hebende Arbeit läßt physische Entbehrungen leichter ertragen, und schon das einfache Bewußtsein des Erfolges kann weitgehend die Unlust an schlechter Nahrung wettmachen. Ist diese Kompensation der drückenden materiellen Existenz den Menschen verwehrt, so wird die Möglichkeit, sich in der Phantasie mit einer überindividuellen Einheit zu identifizieren, die sich Achtung verschafft und Erfolg hat, um so lebenswichtiger. Wenn wir von der Psychologie lernen, daß die Befriedigung der hier zugrunde liegenden Bedürfnisse eine psychische Realität ist, die an Intensität nicht hinter den materiellen Genüssen zurückzustehen braucht, so wird für das Verständnis einer Reihe weltgeschichtlicher Phänomene schon viel gewonnen sein.

Ich gebe ein weiteres Beispiel für die Rolle der Psychologie im Rahmen der Geschichtstheorie. Die differenzierten Vorgänge und Konflikte im Bewußtsein fein organisierter Individuen, die Phänomene ihres Gewissens sind insofern ein Produkt der ökonomischen Arbeitsteilung, als die für den Bestand der Gesellschaft notwendigen groben Verrichtungen ihnen abgenommen werden. Obwohl ihr Leben, so wie sie es führen, davon abhängt, daß es Gefängnisse und Schlachthäuser gibt und eine ganze Reihe von Arbeiten ausgeführt werden, deren Verrichtung unter den gegebenen Verhältnissen ohne Brutalität überhaupt nicht zu denken ist, können sie doch infolge ihrer gesellschaftlichen Entfernung von den groben Formen des Lebensprozesses diese Vorgänge aus ihrem Bewußtsein verdrängen. Ihr seelischer Apparat vermag infolgedessen so fein zu reagieren, daß ein unbedeutender moralischer Konflikt in ihrem eigenen Leben die größten Erschütterungen zur Folge haben kann. Sowohl ihr Verdrängungsmechanismus als auch ihre bewußten Reaktionen und Schwierigkeiten werden von der Psychologie zu erfassen sein, die Bedingung ihrer Existenz ist dagegen ökonomisch. Das Ökonomische erscheint als das Umfassende und Primäre, aber die Erkenntnis der Bedingtheit im einzelnen, die Durchforschung der vermittelnden Hergänge selbst und daher auch das Begreifen des Resultats hängen von der psychologischen Arbeit ab.

Mit der Ablehnung einer Psychologie, die auf ökonomistische Vorurteile festgelegt ist, soll aber nicht davon abgelenkt werden, daß die wirtschaftliche Situation der Menschen bis in die feinsten Verästelungen ihres Seelenlebens hinein wirksam ist. Nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Stärke der Ausschläge des psychischen Apparats sind ökonomisch bedingt. Es gibt Verhältnisse, die es mit sich bringen, daß die geringste Schikane oder eine unbedeutende erfreuliche Abwechslung Gemütsbewegungen von einer für die Außenstehenden kaum verständlichen Stärke auslösen. Die Reduktion auf einen kleinen Lebenskreis bedingt eine entsprechende Verteilung der Liebe und Lust, die auf den Charakter zurückwirkt und ihn qualitativ beeinflußt. Günstigere Situationen im Produktionsprozeß, z. B. die Leitung großer Industrien, gewähren dagegen einen solchen Überblick, daß Genüsse und Betrübnisse, die für andere Menschen große Schwankungen ihres Lebens bedeuten, belanglos werden. Weltanschauliche und moralische Vorstellungen, die von denen, für welche die gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht sichtbar sind, starr festgehalten werden und die ihr Leben bestimmen, werden von hohen ökonomischen Positionen aus in ihren Bedingungen und Schwankungen überschaut, so daß sich ihr starrer Charakter auflöst. Selbst wenn wir voraussetzen, daß die angeborenen psychischen Unterschiede äußerst groß sind, so wird doch die Struktur der Grundinteressen, die jedem durch sein Schicksal von Kindheit an aufgeprägt wird, der Horizont, der jedem durch seine Funktion in der Gesellschaft vorgezeichnet ist, in den seltensten Fällen eine ungebrochene Entfaltung jener ursprünglichen Unterschiede zulassen. Die Chance dieser Entfaltung selbst ist vielmehr je nach der sozialen Schicht, der ein Mensch angehört, verschieden. Vor allem können sich Intelligenz und eine Reihe sonstiger Tüchtigkeiten desto leichter entwickeln, je weniger Hemmungen von Anfang an durch die Lebenssituation gesetzt sind. Die Gegenwart ist mehr noch als durch das bewußte ökonomische Motiv durch die unerkannte Wirkung der ökonomischen Verhältnisse auf die gesamte Gestaltung des Lebens gekennzeichnet.

Das Verdienst, die Beziehungen zwischen Psychologie und Geschichte wirksam zum Gegenstand philosophischer Erörterungen gemacht zu haben, gebührt Dilthey. Zu diesem Problem ist er im Laufe seiner Arbeit immer wieder zurückgekehrt. Er hat eine den Bedürfnissen der Geisteswissenschaften entgegenkommende, die Mängel der Schulpsychologie überwindende neue Psychologie gefordert. Die Entwicklung der einzelnen Geisteswissenschaften ist nach ihm an die

Ausbildung der Psychologie gebunden; ohne den seelischen Zusammenhang, in dem ihre Gegenstände gegründet sind, bilden die Geisteswissenschaften „ein Aggregat, ein Bündel, aber kein System[1]).“ „Es ist so“, schreibt er, „und keine Absperrung der Fächer kann es hindern: Wie die Systeme der Kultur: Wirtschaft, Recht, Religion, Kunst und Wissenschaft, wie die äußere Organisation der Gesellschaft in den Verbänden der Familie, der Gemeinden, der Kirche, des Staates, aus dem lebendigen Zusammenhang der Menschenseele hervorgegangen sind, so können sie schließlich nur aus diesem verstanden werden. Psychische Tatsachen bilden ihren wichtigsten Bestandteil, ohne psychische Analyse können sie also nicht eingesehen werden“[2]). Aber wenn die Psychologie bei Dilthey als Hilfswissenschaft für die Geschichte fungiert, so gilt ihm die Geschichte selbst wesentlich als ein Mittel zur Erkenntnis des Menschen. Es steht ihm fest, daß in den großen Kulturperioden der Geschichte das einheitliche Menschenwesen sich nach seinen verschiedenen Seiten, die ursprünglich in jedem Menschen angelegt sind, entfalte, die repräsentativen Persönlichkeiten jeder Epoche sind ihm nur die besten Ausdrucksformen für je eine dieser verschiedenen Seiten. „Menschenrassen, Nationen, gesellschaftliche Klassen, Berufsformen, geschichtliche Stufen, Individualitäten: alle diese sind . . . Abgrenzungen der individuellen Unterschiede innerhalb der gleichförmigen Menschennatur“[3]), die sich in jeder Epoche auf besondere Weise offenbart.

So sehr die Diltheysche Forschung einer den Bedürfnissen der Geschichtsforschung entgegenkommenden Psychologie berechtigt ist, so wenig richtig muß es erscheinen, daß den Kultursystemen einer Epoche ein einheitlicher seelischer Zusammenhang zugrunde liege und daß gar dieser seelische und durchgehend verständliche Zusammenhang eine Seite des totalen Menschenwesens darstelle, das sich erst in der Gesamtentwicklung der Geschichte voll zur Entfaltung bringe. Diese Einheit der Kultursysteme in einer Epoche und der Epochen untereinander müßte wesentlich eine geistige Einheit sein, denn sonst könnten ihre Äußerungen nicht als verständliche, durch die Methoden einer verstehenden Psychologie zugängliche Äußerungen behauptet werden. Die von Dilthey geforderte Psychologie ist ja eine Psychologie des Verstehens, und die Geschichte wird daher in seiner Philosophie wesentlich zur Geistesgeschichte. Nach dem hier Dar-

---

1) Gesammelte Schriften (Leipzig und Berlin) V, S. 147f.
2) A. a. O.
3) A. a. O. S. 235.

gelegten ist aber weder eine Epoche noch gar die sogenannte Weltgeschichte, auch nicht die Geschichte der einzelnen Kulturgebiete aus einer solchen Einheit verständlich zu machen, wenn auch manche Stellen etwa der Philosophiegeschichte, vielleicht die Folge der Vorsokratiker, sich in einem einheitlichen Gedankenzug darstellen lassen mögen. Mit Seelischem und mit Geistigem sind die geschichtlichen Veränderungen jeweils gleichsam durchsetzt, die Individuen in ihren Gruppen und innerhalb der vielfach bedingten gesellschaftlichen Antagonismen sind psychische Wesen, und daher bedarf es auch der Psychologie in der Geschichte; aber es wäre weit gefehlt, Geschichte an irgendeiner Stelle aus dem einheitlichen Seelenleben einer allgemeinen Menschennatur begreifen zu wollen.

Das Verständnis der Geschichte als Geistesgeschichte pflegt auch mit dem Glauben verbunden zu sein, der Mensch sei wesentlich identisch mit dem, als was er sich selbst ansieht, fühlt, beurteilt, kurz, mit seinem Bewußtsein von sich selbst. Diese Vermengung der Aufgabe des Geisteswissenschaftlers mit der des Ökonomen, Soziologen, Psychologen, Physiologen usf. geht auf eine idealistische Tradition zurück, bildet aber eine Verengerung des geschichtlichen Horizonts, die mit dem Stande der gegenwärtigen Erkenntnis schwer zu vereinbaren ist. Was für die Individuen gilt, gilt auch für die Menschheit im allgemeinen: wenn man wissen will, was sie sind, darf man nicht dem glauben, was sie von sich halten.

Mit diesen Ausführungen habe ich Ihnen nicht mehr als einige Gesichtspunkte zur Frage nach dem logischen Ort der Psychologie in einer Geschichtstheorie, die der gegenwärtigen Situation entspricht, geben können. Trotz der Orientierung an der ökonomischen Auffassung konnte diese Ansicht keineswegs auch nur einigermaßen vollständig umrissen werden. Die Frage, inwiefern die psychologische Arbeit in ihren Einzelheiten überhaupt für die Geschichtsforschung etwas bedeutet, ist jedoch nicht unwichtig, weil die psychologischen Probleme von manchen Soziologen und Geschichtsforschern aus prinzipiellen Gründen vernachlässigt werden, und vor allem, weil als Folge davon in vielen geschichtlichen Darstellungen eine primitive Psychologie unkontrolliert eine Rolle spielen darf. Auch erhält die Psychologie in der Gegenwart noch eine besondere Bedeutung, die freilich flüchtig sein mag. Mit der Beschleunigung der ökonomischen Entwicklung können nämlich die Änderungen der menschlichen Reaktionsweisen, die unmittelbar durch die Wirtschaft bedingt sind, d. h. die unmittelbar aus dem wirtschaftlichen Leben

sich ergebenden Gewohnheiten, Moden, moralischen und ästhetischen Vorstellungen so rasch wechseln, daß ihnen gar keine Zeit mehr bleibt, sich zu verfestigen und richtige Eigenschaften der Menschen zu werden. Dann gewinnen die relativ ewigen Momente in der psychischen Struktur an Gewicht und dementsprechend auch die allgemeine Psychologie an Erkenntniswert. In stabileren Perioden scheint die bloße Unterscheidung gesellschaftlicher Charaktertypen auszureichen, jetzt tendiert die Psychologie dazu, die wichtigste Quelle zu werden, aus der über die Seinsweise des Menschen etwas zu erfahren ist. Schon deshalb wird die Psyche in kritischen Momenten mehr als sonst zu einem ausschlaggebenden Moment, weil darüber, ob und in welchem Sinn die zur abgelaufenen Geschichtsperiode gehörende moralische Verfassung von den Mitgliedern der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen bewahrt oder verändert wird, nicht ohne weiteres selbst wieder ökonomische Faktoren entscheiden.

Weder die Bedeutung eines Problems noch diejenige einer Theorie ist unabhängig vom Stand der Geschichte und von der Rolle, die ein Mensch in ihr spielt. Dies gilt auch für ihre ökonomische Auffassung: es mag Existenzen geben, denen die Geschichte andere Seiten zukehrt oder für die sie überhaupt keine Strukturiertheit zu haben scheint. Es ist dann schwer, in diesen Fragen Einverständnis zu erzielen und zwar keineswegs bloß wegen der Verschiedenheit der materiellen Interessen, sondern auch weil die theoretischen unter scheinbarer Parallelität in verschiedene Richtungen führen. Aber dies betrifft die Schwierigkeit der Verständigung, nicht die Einheit der Wahrheit. Bei aller Verschiedenheit der Interessen ist auch das subjektive Moment in der Erkenntnis der Menschen nicht ihre Willkür, sondern der Anteil ihrer Fähigkeiten, ihrer Erziehung, ihrer Arbeit, kurz, ihrer eigenen Geschichte, die im Zusammenhang mit der Geschichte der Gesellschaft zu begreifen ist.

Besprechungen.

Der Besprechungsteil dient der Absicht, wichtige Erkenntnisse aus verschiedenen Wissensgebieten für die Erfassung gesellschaftlicher Vorgänge zu verwerten. Es ist seine Aufgabe, auf die in Betracht kommenden wichtigen neuen Arbeiten, möglichst aus allen Sprachgebieten, durch kurze Berichte über Inhalt und Grundeinstellung des Verfassers hinzuweisen; besonderes Gewicht wird darauf gelegt, daß die Schriften möglichst innerhalb kurzer Zeit nach ihrem Erscheinen angezeigt werden. Bei sehr wichtigen Werken mag dann später im Hauptteil eine ausführliche Würdigung erfolgen, oder sie mögen auch in einem Sammelreferat über ein Einzelgebiet wieder erscheinen; zunächst aber gilt es, durch kurze Angaben auf Bücher und Aufsätze aufmerksam zu machen, gleichgültig, ob diese gut oder schlecht erscheinen.

Es versteht sich, daß der zur Ausgestaltung des Besprechungsteils notwendige Apparat erst im Lauf der Zeit ausgebaut werden kann. In den ersten Heften werden nicht nur wichtige Schriften aus den behandelten Sachgebieten unerwähnt bleiben, sondern es werden auch die Erscheinungen mancher Länder überhaupt fehlen. Wirkliche Vollständigkeit aber ist in gar keiner Gruppe des Besprechungsteils erstrebt. Seine Aufgabe ist lediglich, über Philosophie, Soziologie, Psychologie, Geschichte, soziale Bewegung, Sozialpolitik, ökonomische Theorie und auch über belletristische Werke zu berichten, soweit die Sozialforschung ein besonderes Interesse daran hat.

Philosophie.

Jaspers, Karl, *Die geistige Situation der Zeit. De Gruyter, Berlin u. Leipzig 1931. (191 S., RM. 1,80)*

Wenn Jaspers in der Novalisschen Art philosophieren will, „in der universalen Heimatlosigkeit faktisch eine neue andere Heimat“ zu gewinnen, so lehnt er doch die romantischen Versuche ab, sich in verlassene „Heimaten“ zurückzufinden. „Mit der Technisierung ist ein Weg beschritten, der weiter gegangen werden muß“, sagt er an einer Stelle, ohne allerdings näher zu bestimmen, wie er gegangen werden soll. Der Weg kann keineswegs in vertrauendem Befolgen dessen bestehen, was empirische Forschung an das bisher Geleistete anfügt oder was vorfindliche Kräfte im „Dasein“ bewirken. Über dieses bloß vorfindbare „Dasein“ will alle Existenzphilosophie „hinausgreifen“, um in „philosophischer Weltorientierung“ und „Existenzerhellung“ zum „Beschwören der Transzendenz“ in der Metaphysik zu gelangen. Über die gegenwärtige „Massenordnung in Daseinsfürsorge“ muß also wohl hinausgegangen werden, wenn auch der Weg der Technisierung weiterbeschritten werden soll. Und hier findet J. im Hinblick auf diese transzendierende Orientierung im Dasein, daß die „Kampffronten verwirrt“ sind.

Aber diese dennoch vorhandenen Kampffronten bleiben so hart wie die Tatsachen von jeher, und auf sie hin und an ihnen muß sich eine Philosophie entscheiden, die die menschliche Existenz an der geschichtlich orientierten Entscheidung aufhängen will. Was und wie diese Kampffronten sind, kann nur der Forschung empirischer Wissenschaften überlassen bleiben. Wahrscheinlich würde eine genauere Analyse ergeben, daß die Jasperssche Philosophie hierbei die Hinweise auf die Befunde widerlegten (Bestimmung des Staats, des Sozialismus, des Fascismus, der Psychoanalyse usw.). Aus diesem Grunde darf man in diesem Büchlein die Klärung eines aktuellen Entscheidungsbegriffes nicht erwarten, wohl aber die interessante beschreibende Charakterisierung aktueller Erscheinungen.

W. Strzelewicz (Berlin).

Lehrbuch der Soziologie und Sozialphilosophie, *hrsg. v. Karl Dunkmann. T. 1: Gerhard Lehmann, Sozialphilosophie. — T. 2: Karl Dunkmann, Soziologie. — T. 3: Soziologie der Kultur. Mit Beiträgen von Heinz Sauerland und den Obengenannten. Junker u. Dünnhaupt. Berlin 1931. (486 S.; br. RM. 22.—, geb. RM. 25.—)*

Bei der engen Beziehung, die in Deutschland stets zwischen Philosophie und Soziologie geherrscht hat, war zu erwarten, daß die jüngste Entwicklung der Philosophie nicht ohne Einfluß auf die Soziologie bleiben werde. Die in der Hegelrenaissance und der Existenzialphilosophie angelegten sozialphilosophischen Elemente mußten sich, zusammen mit der umwälzenden Einwirkung des primär sozialtheoretisch orientierten Marxismus, zu einem starken Antrieb für die sozialphilosophische Selbstbesinnung des bürgerlichen Denkens verdichten. Dafür zeugt nicht minder die „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ von Freyer wie das vorliegende Kollektiv-

werk, das auf den „Grundsätzen einer methodologisch verwerteten ‚Existenzialdialektik'" basiert. Die äußere Dreiteilung des Buches in eine Sozialphilosophie, der die Aufgabe der Sinnerfragung und damit Sinngebung des Gegenstands der Soziologie zugewiesen wird; in eine Soziologie, die — unter Geltendmachung ihres historisch gewordenen Substrats — systematisch ausgegliedert ist; und schließlich in eine Kultursoziologie, die alle „Gemeinschaftsobjektivation" (Kunst, Wirtschaft, Recht, Religion, Erziehung) nach ihrem sozialen Urgrund erforscht — dieser Aufbau soll der Lösung des richtig erfaßten Grundproblems des sozialtheoretischen Denkens dienen: der unlösbaren Durchdringung und wechselseitigen Bedingtheit von Sozialphilosophie und Sozialforschung. Allein die Berechtigung einer gesonderten Sozialphilosophie ist m. E. weder aus der vorausgesetzten Konzeption der „metaphysischen Erkenntnis" als der „begleitenden Beziehung metaphysischer Gestaltung (Poiesis) und reiner, d. h. sachlicher Erkenntnis" (S. 11) abzuleiten, noch aus den fruchtbaren Ergebnissen, zu denen der dialektisch-existenzielle Ansatz der sozialphilosophischen Betrachtung verhilft.

Dank jenem Ansatz wird das philosophierende Bewußtsein von vornherein als „gespaltenes, mit sich selbst zerfallenes" gefaßt und der Grund der Sozialphilosophie in die „Zerrissenheit des sozialen Bewußtsein" (S. 18) gelegt. Vom gleichen Ausgangspunkt her gelingt es, bei der Bestimmung des Verhältnisses von Erkenntnistheorie und Sozialphilosophie ihr dialektisches Ineinander sichtbar zu machen: die „Struktur des erkennenden Bewußtseins" wird als „soziale Struktur" angesprochen und Erkenntnis als „sozialer Prozeß" begriffen (S. 20, 21). Das „Lehrbuch" kann sich daher konsequent auf die bedeutsamen Ergebnisse stützen, zu denen die Bemühung um eine „soziale Logik" (H. Pichler) geführt hat. Unter Ablehnung der „gegenständlichen" Erkenntnis (S. 60) als dem Sozialen inadäquat wird die „zuständliche" (S. 159), d. h. die sich als Selbstbewußtsein des sozialen Prozesses verwirklichende Erkenntnis gefordert. Das impliziert, daß die sozialphilosophische „verstehende" Erfahrung letzten Endes „politisches Handeln" im Sinne „persönlicher Entscheidung" (S. 111) bedeutet. Dem entspricht als sozialtheoretisch wertvollstes Resultat ein Begriff des „sozialen Gesetzes", die „anscheinende Paradoxie, daß es soziale Gesetze nur gibt, indem sie wirklich und willentlich befolgt werden" (S. 61).

Neben dem bisher Gesagten gehören zahlreiche anregende Einzelbemerkungen zu den wissenschaftlich fruchtbaren Leistungen des Lehrbuchs. Allerdings verbleibt ein peinlicher Rest von Abstraktheit gerade dort, wo das wirkliche Subjekt „existenzial dialektischen" Denkens — die konkrete Klasse im historischen Elemente des Klassenkampfes — aufzuzeigen wäre. Die Hauptfunktionen des Staats werden „Kultur und Wehrmacht"; der „Imperialismus . . . erscheint als unentbehrliches Moment in jedem Staat" (S. 250), die inneren Antagonismen des Staats verflüchtigen sich zu einer „soziologischen Antinomie im Staatsbegriff" (S. 249), in der die Machtordnung mit der Kulturordnung kollidiert. Aus der ökonomischen Abhängigkeit der Lohnarbeiter wird nach D. eine „widerwillige Gefolgschaft" (S. 241), die mit ihren „Führern", die man „in der Wirtschaft ganz allgemein ‚Wirtschaftsführer', ‚Generaldirektoren'" (S. 241) nennt, nicht harmoniert. Als methodische Grundlage für diese Begriffsbildung dient eine ausdrück-

lich als „platonisch-mittelalterlich“ bezeichnete Unterscheidung von übergeschichtlich Realem und geschichtlich Konkretem, zu der die Realdialektik von Julius Bahnsen hinzugenommen wird.

A. F. Westermann Frankfurt a. M.

Seifert, Friedrich, *Charakterologie.* — **Seifert, Friedrich,** *Psychologie. Metaphysik der Seele.* — **Groethuysen, Bernhard,** *Philosophische Anthropologie. In: Handbuch der Philosophie, hrsg. v. Baeumler u. Schröter, Abt. III, Mensch und Charakter. R. Oldenbourg. München-Berlin 1931, (899 S.; RM. 42.—)*

Der Rahmen der Zeitschrift verlangt Beschränkung auf die im engeren Sinne anthropologischen Beiträge. Als systematische Abhandlung kommt vor allem Seifert, Charakterologie, in Betracht. Bemerkenswert ist die methodische Ausgangsstellung dieser Arbeit. S. will nicht den Ort einer neuen Wissenschaft Charakterologie im bestehenden Wissenschaftsgefüge durch Bestimmung ihres Gegenstandsbereichs und ihrer methodischen Besonderheiten festlegen. Charakterologie ist ihm ein Name für eine Reihe in die gleiche Richtung zielender Bewegungen, die mit einer veränderten Einstellung an die von den Wissenschaften aufgeteilte menschliche Gesamtwirklichkeit herangehen. Der Erlebnishintergrund dieses neuen wissenschaftlichen Wollens ist für ihn der neue Realismus des 20. Jahrhunderts. Diesen „Realismus“ grenzt er ab gegen den Naturalismus und den Idealismus. Realismus ist hier nicht erkenntnistheoretisch als Anerkennung eines vom Bewußtsein unabhängigen Seins gemeint, Realität nicht als Gegenüber eines zum Bezugskorrelat verflüchtigten Subjekts. Sofern Realität überhaupt ein Gegenüber ist, ist sie es in der lebendigen Auseinandersetzung und nicht in der vergegenständlichenden Betrachtung. Zunächst ist sie die zu übernehmende, auszuhaltende und zu bewährende eigene konkrete Wirklichkeit. Obwohl die alternativen Begriffspaare des Idealismus: Subjekt-Objekt, Allgemeines-Besonderes, Vernünftiges und empirisches Ich die Erfassung der menschlichen Wirklichkeit erschwert haben, glaubt der Verf. doch, daß in der philosophischen Entwicklung des deutschen Idealismus auch Kategorien herausgearbeitet worden sind, die dem neuen Verständnis der menschlichen Wirklichkeit dienstbar gemacht werden können, vor allem die aus der Beschäftigung mit der künstlerischen, organischen und geschichtlichen Wirklichkeit hervorgegangene Kategorie der Totalität und der aus der Naturspekulation stammende Begriff der Polarität.

Der zweite Beitrag von S. über die Metaphysik der Seele ist durch die systematische Grundhaltung, die im vorigen skizziert wurde, bestimmt. Man kann dies an der Gegenüberstellung des aristotelisch-thomistischen und des augustinischen Seelenbegriffs ersehen. Für Aristoteles steht die Seele an bestimmter Stelle im hierarchisch gegliederten Formenkosmos, sie ist selbst gegliedert, einmal gestaltendes Prinzip der vitalen Funktionen, dann als Nous-Prinzip der Wesenserkenntnis. Das eigentlich Persönliche geht hier ebenso verloren wie bei der idealistischen Aufteilung des Menschen in Vernunft und Sinnlichkeit. Demgegenüber steht Augustin, der Entdecker der menschlichen Gesamtwirklichkeit, des abgründigen Lebens, des cor humanum. Für ihn ist Seele der Ort unmittelbaren und erschütternden

Angesprochenseins vom Unbedingten. S. hebt gegenüber den immer wieder angeführten unter neuplatonischem Einfluß stehenden augustinischen Frühschriften die Bedeutung der späten Schriften hervor; vor allem sind für ihn die „Konfessionen“ als Aussprechen des Ringens, Unterliegens und Erlebens der Einzelseele Ausdruck einer gegenüber der griechischen Situation völlig veränderten Auffassung von der persönlichen Wirklichkeit.

Die historischen Darlegungen des Verf. bleiben jedoch weitgehend hinter dem Programm des neuen „Realismus“ zurück. Allzusehr noch werden nebeneinandergereihte Meinungen vorgetragen. S. läßt uns nicht sehen, wie diese Meinungen in der Auseinandersetzung geschichtlicher Menschen mit den Problemen ihrer Situation erwachsen. Allzuhäufig werden Begriffe, die in konkreter historischer Situation deren Erleben und Ringen Ausdruck verschaffen, wie ein jederzeit verfügbarer Kategorienvorrat gebraucht. Dieser Mangel drängt sich vor allem da auf, wo der Verf. ungelöste Probleme in der Geschichte sieht, zu deren Bewältigung den betreffenden Denkern die begrifflichen Mittel gefehlt hätten.

Die Groethuysensche Untersuchung ist demgegenüber mehr aus der Analyse konkreter historischer Situationen erwachsen. Auf das Inhaltliche der sorgfältig und mit großem historischen Verständnis durchgeführten Einzelanalysen kann hier leider nicht eingegangen werden. Wir müssen uns auf einige Bemerkungen über das Methodische beschränken. G. s Beitrag will eine Geschichte der menschlichen Selbstbesinnung geben. Diese Selbstbesinnung tritt in doppelter Form auf. Die erste als Lebensphilosophie bezeichnete Form umfaßt alle begrifflichen, aber auch künstlerischen Ausdrucksformen, in denen der Mensch, im Lebenszusammenhang verbleibend, Lebenserfahrungen ausspricht, Lebensstimmungen und Motivzusammenhänge zur Darstellung bringt. Diese dem Leben selbst zugehörige Selbstbesinnung „gibt die Atmosphäre an, in der die geistigen Schöpfungen entstehen“. Sie bildet die ständige, das Erleben selbst mit aufbauende Unterströmung alles expliziten Fragens nach dem, was der Mensch sei. Diese letztgenannte Form der Selbstbesinnung stellt sich außerhalb des eigenen Lebenszusammenhanges, um von dort her nach dem Wesen der Seele, des Bewußtseins, des Ichs usw. zu fragen. Durch das Mittelglied der deutenden Darstellung eigenen Erlebens in alltäglicher Rede, Brief, Tagebuch, Gedicht usw. versucht G. die Verbindung zwischen dem kontinuierlichen Gang des Erlebens in Zusammenhang und Auseinandersetzung mit der eigenen seelischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit und den isolierten Aufgipfelungen menschlich-kultureller Leistungen zu gewinnen. Es ist die Methode, die der Verf. schon in seinem früheren Werk über die Entstehung der bürgerlichen Weltanschauung in Frankreich mit so großem Erfolg verwendet hat.

Franz Steinrath (Frankfurt a. M.).

Spengler, Oswald, *Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens. C. H. Beck. München 1931. (V u. 88 S., br. RM. 2.—, geb. RM. 3.20)*

Die Broschüre, vorgetragen mit jenem polternd generösen Pathos, kraft dessen seit Nietzsche kulturphilosophische Überlegungen gern den Anspruch urtümlicher Schau erheben, stellt in Wahrheit sich dar als Entwurf

einer anthropologischen Naturdialektik, wie sie seit der Aufklärung bis zu Engels stets wieder in Angriff genommen ward. Die Kategorien aber, aus denen hier die Dialektik entspringt und die von der Dialektik umschlossen werden, sind eben die Nietzscheschen. Idealisten, die die Frage nach der Technik als untergeistig abweisen, werden wirklichkeitsfremd, Materialisten, die dem Nutzen der Technik nachfragen, flach gescholten. Legitimes Erkenntnismittel soll der „physiognomische Takt" (S. 6) sein: der Spenglersche Erbe des alten Intuitionsbegriffs, in welchem die Lebensphilosophen die Frage nach wahr und falsch nun einmal verlöschen lassen. Anders als sonst im Leben hat es der Takt nicht mit dem Kleinen sondern einzig mit dem Großen zu tun: dem Schicksal, dem man am taktvollsten begegnet, wenn man sich ihm fügt (cf. S. 13). Der Rhythmus dieses Schicksals hebt an mit dem Satze: „Denn der Mensch ist ein Raubtier" (S. 14); Raubtier, wohlverstanden, der Seele nach, denn Spengler ist ja beileibe kein Materialist, aber doch Raubtier von Natur und ein für allemal. Sein Leben — freilich doch wohl nicht bloß das Seelenleben — besteht im Töten (S. 16). Weil ihm die Freiheit des Tötens eignet, darum findet der physiognomische Takt, das Raubtier sei „die höchste Form des freibeweglichen Lebens" (S. 17). Eine Ontologie der Sinnesorgane kommt ihm zuhilfe: die Nase sei bloß das Organ der Verteidigung, dem Raubtier und Menschen aber sei das Auge als Organ der Angriffs gegeben (cf. S. 19). Die Menschenseele, gelegentlich von Spengler ganz schlicht der „göttliche Funke" geheißen (S. 20), konstituiert sich als solche durch die Distanz von der Gattung, wie sie irgendwie bereits im spähenden Blick angelegt sein soll, ohne daß deutlich würde, warum dann die Panther nicht auch des Geschenks der Nietzsche-Spenglerschen Einsamkeit teilhaftig werden. Technik heißt danach die Lebenstaktik des erfinderischen, gattungsunabhängigen Raubtieres. Sie wird anthropologisch auf die Hand zurückgeführt: Hand und Werkzeug — und damit Technik — sollen im Ursprung korrespondieren (S. 28). In der naturerzeugten Taktik von Hand, Auge, Werkzeug setzt der Mensch sich als Antithesis zur Natur: „der Natur wird das Vorrecht des Schöpfertums entrissen" (S. 35). Damit beginnt für Spengler, und nicht umsonst steht an dieser Stelle eine ästhetische Kategorie an Stelle einer geschichtsphilosophischen, die „Tragödie des Menschen, denn die Natur ist stärker" (S. 35). Auf der zweiten Stufe gelangt das Für-sich-sein des Menschen zur Darstellung: der zweiten Stufe in der Geschichte des geschichtlichen Menschenwesens nämlich und nicht der Gesellschaft: Sprechen und Unternehmen sind, als Antithesis zu Hand und Werkzeug, die Signa jener zweiten Stufe. Die Seele bringt es rein aus sich heraus zum Übergang vom organischen zum organisierten Leben und damit zum Staat (S. 53). Es folgt die Synthesis als Katastrophe. Freilich etwas vag und allgemein: die Technik, ursprünglich von Spengler als Taktik, als Verhaltensweise angesetzt, wird von ihm verabsolutiert, ohne daß auch bloß die Frage gestellt wäre, ob nicht gerade die Verselbständigung der Technik gegenüber ihrem gesellschaftlichen Gebrauch durch eine Veränderung der gesellschaftlichen Struktur korrigierbar wäre. Die Kritik an der falschen Funktion der Technik hintertreibt er mit einer technischen Mythologie, die die Fetische noch anbetet, nachdem ihr Fetischcharakter erkannt ist: „Wie einst der Mikrokosmos Mensch gegen die Natur, so empört sich jetzt der

Mikrokosmos Maschine gegen den nordischen Menschen. Der Herr der Welt wird zum Sklaven der Maschine“ (S. 75). Folgerecht-mythisch spricht Spengler von „Frevel und Sturz des faustischen Menschen“ (S. 75) und prophezeit baldigen Untergang der abendländischen Technik, die in Vergessenheit geraten müsse, weil für die kommenden, nichtfaustischen Seelen „die faustische Technik kein inneres Bedürfnis“ (S. 87) sei, obwohl doch nach Spenglers eigener Aussage „die Japaner .. binnen 30 Jahren technische Kenner ersten Ranges“ (S. 86) wurden. Den betroffenen Abendländern bleibt nichts übrig als heroisch-tragische Gesinnung.

Zur Kritik ist die kurze Anzeige nicht der Ort. Es sollen statt dessen einige Sätze Spenglers stehen, die für sich selbst sprechen: „Jetzt aber, seit dem 18. Jahrhundert, arbeiten die zahllosen ‚Hände‘ an Dingen, von deren tatsächlicher Rolle im Leben, auch im eigenen, sie gar nichts mehr wissen und an deren Gelingen sie gar keinen inneren Anteil nehmen“ (S. 74). Das ist richtig, wenn auch anderwärts schärfer formuliert. Wie aber interpretiert Spengler die Warenform? „Eine seelische Verödung greift um sich, eine trostlose Gleichförmigkeit ohne Höhen und Tiefen, die Erbitterung weckt“ — gegen wen wohl? — „gegen das Leben der Begabten, die schöpferisch geboren sind“ (S. 74). Die schöpferisch Geborenen aber sind ihm heutzutage die kapitalistischen Unternehmer, die das Schicksal gnädig an ihren Platz stellte: „Die kleine Schar der geborenen Führer, der Unternehmer und Erfinder, zwingt die Natur ...“ (S. 72). Es gibt eben „von Natur Befehlende und Gehorchende“ (S. 50) und bei der Theodizee der Edelmenschen fällt der Satz: „Nur Kinder glauben, daß der König mit der Krone zu Bett geht, und Untermenschen der Großstädte, Marxisten, Literaten glauben von Wirtschaftsführern etwas Ähnliches“ (S. 51). Es wird nicht verraten, welche Art von Menschen heute noch kapitalistische Unternehmer für die naturgewollten, begnadeten Führer ansieht. Aber der Satz läßt wenigstens keinen Zweifel, welchen zwischenmenschlichen Beziehungsformen der physiognomische Takt hier zugute kommt und welche konkrete Bestätigung die These, der Mensch sei ein Raubtier, durch Spenglers Philosophie selber etwa finden mag.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

Marck, Siegfried, *Die Dialektik in der Philosophie der Gegenwart. 1. und 2. Halbbd. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1929 und 1931. (IV u. 166 und VI u. 174 S.; geb. in einem Band RM. 20.—)*

Das Werk will einen Querschnitt durch die Philosophie der Gegenwart unter dem Gesichtspunkt des Problems der Dialektik geben. Mit dieser Absicht greift es bewußt in die auch von anderer Seite als Leitfaden durch die Fülle der Probleme und Systeme dargestellte „Reproduktion“ der Problemgeschichte von Kant bis Hegel auf „erweiterter Stufenleiter“ ein. Das Ziel des Verfassers ist die Rechtfertigung einer „kritischen Dialektik“, die gegen die spekulative Dialektik des Neuhegelianismus und den nichtdialektischen Kritizismus der Neukantianer abgegrenzt und als Konvergenzpunkt der Gegenwartsphilosophie aufgewiesen wird.

Die entscheidende Leistung, die dem Kritizismus die Einbeziehung der nachkantischen Motive ermöglicht, ohne daß er den metaphysischen Konsequenzen der nachkantischen Systeme verfallen müßte, sieht der Verfasser

in der vor allem durch R. Hönigswald erreichten Wendung der Denkpsychologie zur philosophischen Prinzipienlehre. — Außer Hönigswald werden J. Cohn, H. Bauch, P. Hofmann, E. Cassirer und Th. Litt als Vertreter der kritischen Dialektik behandelt.

Im Sinne der oben erwähnten Abgrenzung erfolgt die kritische Auseinandersetzung mit H. Rickert, E. Lask, R. Kroner, Kierkegaard, Barth, Gogarten, E. Brunner, P. Tillich, G. Lukacs, E. Griesebach, M. Heidegger, G. Simmel, P. Natorp, A. Liebert, N. Hartmann, E. Troeltsch, E. Przywara und P. Wust.

Obwohl im übrigen der Bezug der philosophischen Probleme auf die Probleme der Einzelwissenschaften nicht behandelt wird — so sehr auch die kritische Dialektik (kantisch gesprochen) eine kritische Analytik fordert —, so darf doch besonders auf die klare Darstellung der Denkpsychologie hingewiesen werden, die in den bisher nur zu wenig bekannt gewordenen Werken R. Hönigswalds eine Fülle grundlegender Einsichten und scharfsinniger Untersuchungen für die Probleme der Geistes- und Sozialwissenschaften enthält. Freilich, die methodologischen Probleme der Soziologie kommen entgegen der in der Vorrede zum ersten Halbbd. vom Verfasser geäußerten Absicht zu kurz. Franz Meyer (Breslau).

Sauerland, Kurt, *Der dialektische Materialismus, 1. Buch: Schöpferischer oder dogmatischer Materialismus? Berlin 1932. (320 S.; RM. 4.80)*

Das Buch bildet den ersten Band eines größeren Werkes, in dem die Leninsche Auffassung des dialektischen Materialismus den westeuropäischen Auffassungen entgegengestellt werden soll. Der vorliegende Band versucht einen historischen Abriß der Entwicklung des dialektischen Materialismus zu geben, die systematische Darstellung soll erst im 2. Bande folgen. Als erste Aufgabe wird die „Wiederherstellung des wahren Marxismus“ (S. 3) bezeichnet. Die sozialdemokratischen Theorien, einschließlich derjenigen R. Luxemburgs und K. Liebknechts, werden dabei im wesentlichen als Mißverständnisse betrachtet. Der Verfasser bestimmt die materialistische Dialektik im Anschluß an Lenin als „die wissenschaftliche Lehre von den Gesetzen der Entwicklung aller materiellen und geistigen Dinge, d. h. der Entwicklung alles konkreten Inhalts der Welt und der Erkenntnis derselben“ (S. 40), und gibt ihr die dreifache Funktion, Weltanschauung, Methodologie und Erkenntnistheorie zu sein (S. 42). Die „materialistische Dialektik“ ist nach S. zugleich „die Logik des revolutionären proletarischen Klassenkampfes“ (S. 261).

Die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstands entspräche in der Tat einem Bedürfnis. Der Wert des Buches wird aber entschieden dadurch beeinträchtigt, daß die Thesen weniger durch logische Beweisführungen als durch Berufung auf politische Autoritäten gestützt werden, deren Bedeutung bestimmt nicht auf philosophischem Gebiet zu suchen ist. Ein endgültiges Urteil wird sich erst nach Erscheinen des zweiten Bandes abgeben lassen. A. F. Westermann (Frankfurt a. M.)

Gouhier, Henri. *La Vie d'August Comte. („Vies des hommes illustres“, Nr. 63). Gallimard. Paris 1931. (300 S.)*

Henri Gouhier ist ein junger Philosophiehistoriker, der durch seine ausgezeichneten Arbeiten über Malebranche und Descartes bekannt ist. Seine

Comte-Biographie gehört nicht zu der Gattung der heute so beliebten „biographies romancées", sondern ist ein wissenschaftlich relevantes Buch. Allerdings ein Buch, das für ein breiteres Publikum bestimmt und sehr leicht, man möchte sogar sagen spannend, geschrieben ist. Die Lehre Comtes ist darin nicht berücksichtigt worden, aber das Persönliche wurde stets im Hinblick auf das theoretische Werk behandelt. Der Verf. hat sich eine doppelte Aufgabe gestellt: „Ich muß Auguste Comte so wiederfinden, wie er sich selbst gesehen hat; es ist mir untersagt, auf das Wissen zu verzichten, ob er sich so gesehen hat, wie er war" (S. 9).

Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob G. diese Aufgabe richtig gelöst hat; aber alles, was er sagt, ist interessant, durchdacht und mit reichlichem und gut gewähltem Zitatmaterial belegt.

A. W. Kojevnikoff (Vanves [Seine]).

Allgemeine Soziologie.

Vierkandt, A., *Handwörterbuch der Soziologie. Hrsg. in Verb. mit G. Briefs, F. Eulenburg, F. Oppenheimer, W. Sombart, F. Tönnies, A. Weber, L. v. Wiese. Ferd. Enke. Stuttgart 1931. (XII u. 690 S.; geh. RM. 69.—, geb. RM. 74.—)*

Die von dem Herausgeber im Vorwort ausgesprochene dreifache Absicht dieses Handwörterbuches ist: 1. die Kenntnis der Soziologie „in weiteren Kreisen zu verbreiten", 2. „gleichsam durch einen Akt der Kodifikation" den gegenwärtigen Stand der Soziologie festzulegen und 3. zur Selbstbesinnung der Soziologie zu dienen und auf ihren Fortschritt hinzuwirken. Ist die Durchführung des ersten Punkts durch den hohen Preis erschwert und der dritte durch die Zukunft zu beantworten, so wird man feststellen müssen, daß dem Herausgeber die Übersicht über das, was heute unter Soziologie verstanden und in ihr geleistet wird, in hohem Maß gelungen ist.

Mitgearbeitet haben an diesem Werk fast sämtliche Soziologen an deutschen Universitäten und technischen Hochschulen. In 62 Artikeln von 4—30 Seiten Umfang behandeln die Autoren die verschiedenen Probleme der Soziologie. Eine systematische Inhaltsübersicht teilt das Buch in 5 Abteilungen ein: Allgemeines, Gesellschaftssoziologie, allgemeine Kultursoziologie, Soziologie der einzelnen Kulturgüter, einzelne Kulturen und Epochen. Zwar wird der Leser keine durchgängige Auffassung über das, was Soziologie sei, feststellen können, es sei denn die, daß es sich um so etwas wie um die Erforschung des „Gesellschaftlichen" handele; was aber in diesen Bereich einzubeziehen, was aus ihm auszuschließen sei, darüber hat fast jeder Autor seine eigene Meinung. Die Soziologie befindet sich im Stadium des Experimentierens, aber sie ist darum nicht weniger fruchtbar und bietet nicht weniger Erkenntnisse als bei starrer Fixierung. Man kann den Spielraum und die Weite der Soziologie am besten an einer Gegenüberstellung von Sombart und Mannheim erläutern. Sombart (Art. Grundformen des menschlichen Zusammenlebens) anerkennt nur die durch „Geist" konstituierten Gruppen („echte" Verbände) als legitime Objekte der Soziologie, Mannheim (Art. Wissenssoziologie) zieht sämtliche Erscheinungen des historisch-sozialen Lebens in seine Fragestellung und untersucht sie auf ihre Bezie-

hung zum realen gesellschaftlichen Sein hin. In diese Spannung ordnen sich je nach Gegenstand und Methode die anderen Auffassungen von Soziologie ein. Es würde den Rahmen dieses Referates sprengen, wollte man auf alle Aufsätze einzeln eingehen und sie nach ihrem Werte würdigen. Es kann nur auf einige hingewiesen werden, die uns besonders bemerkenswert und wichtig erscheinen. So die Aufsätze von G. Briefs über die Sozialstruktur der Gegenwart (Betriebssoziologie, Sozialform und Sozialgeist der Gegenwart, Proletariat). Klar und einsichtig weist hier der Verf. auf den Prozeß der Verdinglichung der menschlichen Beziehungen im modernen Betrieb, auf die Klassenspaltung der kapitalistischen Gesellschaft und auf das Phänomen der Entproletarisierung des Proletariats, von dem „Verbürgerlichung" nur ein möglicher Weg ist, hin. Eine wertvolle Ergänzung findet die Soziologie der Gegenwart in dem temperamentvoll geschriebenen ausgezeichneten Aufsatz von A. Meusel über Bürgertum, der die mannigfaltige Schichtung und Gliederung des modernen Bürgertums darstellt. Ferner erwähnt seien die klaren formalsoziologischen Artikel von Th. Geiger über Führung, Gesellschaft, Gemeinschaft und Revolution. Gundlach zeigt in einem ausgeschliffenen Aufsatz über die Soziologie des Ordens neben vielem Sachlichen die Mentalität der modernen katholischen Soziologie. Bemerkenswert erscheint uns auch der Aufsatz von K. Mannheim über Wissenssoziologie, der im Rahmen der Behandlung des Wissens in seiner Beziehung zu den gesellschaftlichen Gruppierungen einen Vorstoß in das Gebiet der Erkenntnistheorie unternimmt. An diese Abhandlung wird sich sicher noch eine lebhafte Diskussion anschließen. Daneben bietet das Handwörter buch eine Fülle von Aufsätzen über die Soziologie der Gruppen (Tönnies, Vierkandt, Sombart, Oppenheimer, Colm), der zwischenmenschlichen Beziehungen (L. v. Wiese), zwei Aufsätze über allgemeine Kultursoziologie (A. Weber, Freyer), mehrere über besondere Kulturen: China. Aufklärung, Mittelalter, Renaissance (v. Rosthorn, B. v. Wiese, v. Martin). Die Soziologie der Politik findet ihre Behandlung durch Michels, Heller, Mitscherlich, v. Beckerath, Grabowsky u. a., die über Patriotismus, Staat, Volk und Nation, Faschismus, Bolschewismus usw. referieren. Religionssoziologie, Pädagogische Soziologie, Rechtssoziologie werden von Wach, A. Fischer und J. Kraft behandelt. Schering und Ziegenfuß berichten über die Soziologie der Kunst (Musik, Literatur und bildende Kunst). Wie nicht anders zu erwarten ist, sind bei der Beschränktheit des Raumes nicht alle Probleme im Handwörterbuch zu Wort gekommen, und nicht alle sind so ausführlich behandelt worden, wie sie es eigentlich verdienten. Deshalb sind auch die einzelnen Aufsätze nicht von gleichem Wert. Im großen und ganzen kann jedoch gesagt werden, daß das Handwörterbuch seinen Zweck, einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Soziologie in Deutschland zu geben, erfüllt. W. Gollub (Frankfurt a. M.).

Verhandlungen des Siebenten deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (X u. 203 S.; RM. 11.40)

Durch die Überlastung der Tagesordnung mit fünf Fragen wurden die Debatten kürzer, die Auseinandersetzungen weniger ausführlich als auf

früheren Soziologentagen, obzwar hervorgehoben werden muß, daß trotz der Kürze der Zeit wertvolle Vorträge und Diskussionsreden gehalten wurden. Nur auf einiges kann im Rahmen einer kurzen Besprechung hingewiesen werden.

Der erste Punkt der Tagesordnung lautete: Presse und öffentliche Meinung. Brinkmann sieht die geschäftsmäßige Entwicklung des modernen Pressewesens und vergleicht sie mit der der anderen monopoloiden Großproduktionen. Er sieht auch die Gefahren dieser Entwicklung für öffentliche Meinung und Kultur, erhofft aber die Hilfe von der Herausbildung einer neuen aristokratischen Schicht führender Geister und Organe, die die Presse zu ihren idealen Zwecksetzungen zurückführen werde. Von Eckardt arbeitete die Verflochtenheit der Presse mit Wirtschaft, Kultur und Staat heraus und wies besonders auf die ökonomische Fundierung des Zeitungswesens mit allen ihren Begleit- und Folgeerscheinungen hin. In der Diskussion bekämpfte Kapp die Behauptung, daß die Presse die Partei mache, und zeigte auf große Schichten hin, die gegen den publizistischen Willen der großen Presse immun sind.

In der Untergruppe für Methodologie wurden über die Begriffsbildung in der Soziologie zwei Vorträge gehalten. Stoltenbergs, eines an sich anregenden Soziologen, Vortrag kann schwer gewürdigt werden, denn er hat die Leidenschaft, für die ihm wichtig erscheinenden Begriffe sofort auch neue Worte zu schaffen, deren Erfassung viel Zeit und Geduld erfordert. Koigen suchte die Aufgabe der Soziologie im wissenschaftlichen Aufbau des soziologischen Gegenstandes, in der Auffindung der Begriffe und der Regeln, nach denen sich der soziologische Tatbestand aufbaut. Aus der Diskussion: Pieper warnte vor der Überschätzung der Erfahrung. Stepun zeigte, daß das Miterleben der russischen Revolution die nachträgliche adäquate Erfassung der französischen Revolution erleichterte. Gierlichs warf den fruchtbaren Gedanken einer Soziologie des Alltagslebens auf.

Über die Soziologie der Kunst sprach als erster v. Wiese. Unter Zugrundelegung seiner Beziehungslehre zerlegte er die Aufgabe in zwei Problemkreise: die Kunst als Komplex sozialer Prozesse und die Kunst als soziales Gebilde. Nach Rothacker ist die Aufgabe der Kunstsoziologie, die soziale Bedingtheit der Entstehung und Wandlung der Lebens-, Kultur- und Kunststile darzulegen. Breysig betrachtete das geistige Schaffen als Gegenstand der Gesellschaftslehre, und alle drei Gattungen des geistigen Verhaltens: das neuernde Erzeugen, das nachahmende Weitergeben und das hinnehmende Empfangen, machte er zum Gegenstand seiner Untersuchungen. Die drei Vorträge zeichneten sich durch eine Fülle geistiger Anregungen aus. Dementsprechend war auch die Diskussion bemerkenswert. Schmalenbach wies mit Recht darauf hin, daß nicht nur das Kunstwerk soziologisch wirkt, sondern daß es auch soziologisch erwirkt ist. Honigsheim widmete seine Ausführungen der Soziologie des Publikums.

Über die Soziographie sprach zuerst Tönnies. Die S. hat die verborgenen Quellen, die sich der Statistik verschließen, aufzuspüren. Der soziographische Begriff der Stadt, den er als Beispiel entwickelte, ist sehr lehrreich. In der Diskussion warnte Bortkiewicz vor der Gegenüberstellung von Soziographie und Soziologie.

In der Untergruppe für politische Soziologie wurden „Die deutschen Stämme“ behandelt. Die einleitenden Worte sprach Eulenburg, der eine rassenmäßige Lösung des Problems als unwissenschaftlich zurückwies. Hellpach befaßte sich mit der naturforschenden und geisteswissenschaftlichen Seite des Themas und empfahl die strengste Wertungsenthaltsamkeit. Nadler hielt über die literaturhistorischen Erkenntnismittel des Stammesproblems einen interessanten Vortrag. Aubin sprach von den geschichtlichen Grundlagen der deutschen Stämme; als entscheidendes Merkmal der Stammesbildung betrachtet er das gemeinsame und von der Umwelt sondernde Erleben und zeigt, daß „reine“ Stämme überhaupt nicht existieren. Aus der Diskussion wollen wir folgendes erwähnen: Hertz: Die Lösung des Stammesproblems ist bisher nicht gelungen, weil dieses eigentlich eine Gleichung mit vielen Unbekannten darstellt, zu deren Lösung bisher noch nicht genug Gleichungen vorhanden sind. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisversuche leiden an einem Mangel geschichtlicher Kenntnisse. Sombart: Der Stamm als eine Angelegenheit der Blutsverwandtschaft und Abkommenschaft ist kein soziologischer Begriff. Volk ist diejenige soziologische Gruppe, die eine gemeinsame Tradition hat, Nation eine Gruppe, die ein gemeinsames Ziel hat.

Der Anhang enthält schriftliche Beiträge zur Soziologie der Kunst von Müller-Freienfels, Hanna Meuter und Alfred Peters.

Der Berliner Soziologentag stand auf einem hohen geistigen Niveau, und trotz der Überfüllung der Tagesordnung war er imstande, eine ersprießliche Arbeit zu leisten. Paul Szende (Wien).

Soziologie von heute. Ein Symposion der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie. Hrsg. v. Richard Thurnwald. C. L. Hirschfeld, Leipzig 1932. (VIII, 158 S.; RM. 5.—, geb. RM. 6.50)

In diesem „Symposion“ vereinigt Th. zu dem Thema: Aufgaben und Grenzen der Soziologie die programmatischen Ausführungen führender Soziologen. Nur einige kommen zu Wort: Freyer, Ginsberg, MacIver, W. F. Ogburn, Plenge, Sorokin, Steinmetz, Thurnwald, Tönnies und Walther. Die Aussprache dient einem „allgemeinen Gedankenaustausch“ und soll mehr das Verbindende und Einigende als das Trennende in wichtigen Grundüberzeugungen betonen, damit sich — wie der Herausgeber im Vorwort hervorhebt — „mit der Zeit ein fester Wissens- und Methodenkern herausbildet, ohne den es nicht möglich sein darf, Soziologie zu treiben“. Um dieses Programms willen und weil hier so ganz verschieden geartete deutsche mit amerikanischen Soziologen diskutieren, verdient dieser soziologische „Sängerkrieg“, wie Tönnies die Diskussion humorvoll bezeichnet, Beachtung.

Gemeinsam fordern die 4 amerikanischen und 6 deutschen Soziologen eine Weiterführung der methodologischen Klärung und lehnen den „Sprung in die Empirie“ mit guten Gründen ab. Daß die konkrete Einzelforschung mit der Prinzipienbetrachtung engen Konnex behalten oder neu finden müsse, sagen auch die amerikanischen Soziologen, von denen besonders MacIver interessante Ausführungen über die behavioristische Sozialpsychologie in Amerika macht. Unter Ablehnung „dogmatischer Verengungen“ begibt man sich gemeinsam auf den Boden methodisch-liberaler Toleranz;

die verschiedenen soziologischen Schulen können „in friedlichem Nebeneinander organisch-verbunden existieren“, meint Sorokin, und Freyer spricht von ihrem „sinnvollen Zusammenspiel“ und ihrer „sachbedingten Kooperation“. So wie eine gewisse Wendung zur methodologischen Theorie in den amerikanischen, so ist eine neuartige Betonung der Gegenwart und Praxis in den deutschen Beiträgen auffällig.

Daß es trotzdem den „Rednern im Symposion“ mit ihren Beiträgen weder eine gemeinsame Gesprächsbasis zu finden gelungen noch bedeutungsvollere theoretische Übereinstimmungen aufzuzeigen geglückt ist, hat seine besonderen Gründe. Denn wenn auch die Soziologie durch Differenzierung ihrer Methoden und Vermehrung ihrer Forschungsergebnisse weiter fortgeschritten ist, so ist sie in Wirklichkeit doch noch weit entfernt von jenem „Konsolidierungszustand“, der eine der notwendigen Vorbedingungen für jenes oben angedeutete „Symposion“ wäre. Gerade denjenigen, der die Gesellschaftswissenschaften gerne mit dem von Freyer neuentdeckten Begriff das „Selbstbewußtsein einer Epoche“ nennen möchte, wird es nicht wundernehmen, wenn eine Zeit wie die Gegenwart auch bewußtseinsmäßig schärfste Spaltungen erzeugt. Erich Winter (Frankfurt a. M.).

Freyer, Hans, *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlegung des Systems der Soziologie. Teubner. Leipzig und Berlin 1930. (310 S., br. RM. 10.—, geb. RM. 12.—)*

Freyer, Hans, *Einleitung in die Soziologie. Quelle & Meyer. Leipzig 1931. (149 S., RM. 1.80)*

In seinem bedeutsamen Buch zur Grundlegung eines „Systems der Soziologie“ sucht Freyer die Soziologie als eine Wissenschaft mit eigenem Gegenstandsgebiet und besonderen Erkenntnismethoden neu zu konstituieren. Zwei Drittel des Buches dienen der kritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Soziologie. Da die Soziologie „das organische Produkt einer bestimmten Kultur und darum in eine andere Kultur nicht einfach übertragbar ist“ (Zitat F.s aus Walther S. 7) und da die europäische Soziologie „durch ihre eigene Geschichte auf ganz bestimmte Problemstellungen verpflichtet“ sei, will er sich mit der amerikanischen Soziologie nicht auseinandersetzen. Gegen die Auffassungen, die die Soziologie „als Philosophieersatz für die philosophisch ungläubig Gewordenen anpreisen“ setzt er die These, daß die Soziologie „in aller Strenge des Worts System ist“ und die Aufgabe habe, „die gesellschaftliche Wirklichkeit der Gegenwart ins wissenschaftliche Bewußtsein zu heben“ (S. 12).

Die geisteswissenschaftliche Fundierung der Soziologie bei Dilthey, Simmel und Spann habe gerade die Eigentümlichkeit des Gegenstandes und der Methode der Soziologie verwischt. Für die „Logoswissenschaften“ werde „die gesellschaftliche Wirklichkeit mit ihren Gegensätzen, Kämpfen, Entwicklungen und Entscheidungen zu dem Kräftespiel, in dem sich der Sinnzusammenhang der Kulturformen verwirklicht“ (S. 35). Diese logoswissenschaftliche Soziologie müsse scheitern, weil „drei grundlegende Eigenschaften, die einander bedingen . . ., die gesellschaftlichen Gebilde von allen Formen des objektiven Geistes unterscheiden“ (S. 81). Erstens seien sie „Formen aus Leben“; deshalb auch sei der Soziologie die theoretische Hal-

tung des geisteswissenschaftlichen „Verstehens" versagt. Sie seien zweitens „der konkreten Zeit eingelagert"; deshalb müsse die Soziologie „ein System des Nacheinander sein" (S. 87). Die dritte Bestimmung sei, daß die gesellschaftlichen Gebilde „die existenzielle Situation des Menschen sind" (S. 97). Sinn der soziologischen Theorie sei „Vertiefung der eigenen Entscheidung, Unterbauung der eigenen Wirklichkeit". „Nicht souverän soll der Erkennende werden, sondern verantwortlich . . ."; so trete neben die Logoswissenschaften ein zweiter Typus von Geisteswissenschaften: „die Ethoswissenschaften" (S. 91).

Wenn auch „von einem höchsten Blickpunkt aus, philosophisch betrachtet, alles Sein zur Wirklichkeit, der der Mensch existenziell angehört, alle Wissenschaft vom Sein zur Wirklichkeitswissenschaft im hier gemeinten Sinn" (S. 201/02) werde, so sei doch in den drei Wissenschaftsgruppen (Natur-, Geistes-, Wirklichkeitswissenschaften) „ein notwendiges Gliederungsgesetz der Erkenntniswelt zu erfassen" (S. 202). „Wirklichkeitswissenschaften (Psychologie, Geschichte, Soziologie) sind zugleich ethische Wissenschaften" (S. 206). Dabei beruhe die zentrale Aufgabe der Soziologie in der Analyse der Beziehung von Staat und Gesellschaft.

Im dritten Teil seines Buches will F. seine Methode praktisch durchführen. An Phänomenen wie „Gesellschaft", „Staat und Gesellschaft", „Klassen" u. a. sucht er die soziologischen Sätze zu erhärten, daß die eigentümlichen soziologischen Strukturbegriffe generalisierbar sind, die gesellschaftliche Wirklichkeit geschichtet ist und in ihr „relativ reine und relativ unreine, d. h. verhüllte, getrübte oder überschichtete Strukturen" feststellbar sind (S. 224); „für jede einzelne Grundstruktur" gebe es „typische Formen der Einschichtung" anderer Strukturelemente.

F. versucht die Existenzialphilosophie zur Begründung seines Systems zu verwenden. Die philosophische Kritik seines Werkes müßte sich gerade diesem existenzialphilosophischen Ansatzpunkt F.s zuwenden und sich fragen, ob nicht F. schließlich doch die Soziologie als „Philosophieersatz", zumal einer philosophisch-soziologischen Ethik aufzubauen sucht. Wenn F. im Kampf gegen die Logoswissenschaften auf Marx und Hegel zurückgreift und die Dialektik von dort übernimmt, so steht diesem unbestreitbaren Verdienst doch entgegen, daß er sich auf die Philosophie, nicht aber auf die politische Ökonomie von Marx bezieht. Das Buch F.s, so interessant und wichtig die eigenartige Behandlung der Probleme ist, erbringt keinen vollgültigen Beweis für die Notwendigkeit eines soziologischen Systems, das neben der Ökonomie, der Geschichte, Kulturkreisforschung oder über ihnen zu stehen hätte. Es rechtfertigt keineswegs ein neues System im Rahmen der Wissenschaft, sondern stellt lediglich mit Hilfe geistesgeschichtlicher und philosophischer Methoden fest, wie stark die begriffliche und sachliche Differenzierung des Denkens bei dem sein muß, der sich mit den Kämpfen des gesellschaftlichen Lebens theoretisch befaßt.

In seiner „Einleitung" faßt F. die Ergebnisse seines oben besprochenen Buches kurz zusammen. Der historische Teil über die Geschichte der Soziologie ist neu hinzugekommen. Das kleine Buch ist sowohl historisch instruktiv wie auch lehrreich für den Einbruch der Existenzialphilosophie in das Gebiet der Soziologie.

Erich Winter (Frankfurt a. M.).

Neurath, Otto, *Empirische Soziologie. Der wissenschaftliche Gehalt der Geschichte und Nationalökonomie. Jul. Springer. Wien 1931. (151 S.; RM. 9.60)*

Neuraths Buch ist eine Programmschrift, eine Schrift über Wesen und Methode der Soziologie mit scharf polemischer antitheologischer und antimetaphysischer Spitze. Es gibt nur eine Wissenschaft mit einer Methode („Einheitswissenschaft"), die sich in der Physik als der vorgeschrittensten und grundlegendsten aller wissenschaftlichen Disziplinen am reinsten verkörpert („Physikalismus"). Jede Wissenschaft (die es mit der Wirklichkeit zu tun hat, von Logik — Mathematik abgesehen) stellt sich dar als Logisierung empirisch gefundener Daten, sie faßt diese Beobachtungstatsachen daher in ihrem funktionellen Abhängigkeitsverhältnis und in ihrer raumzeitlichen Ordnung, derart, daß kontrollierbare Voraussagen von Erfahrungstatsachen möglich werden. Von dieser Grundthese ausgehend lehnt N. die prinzipielle Scheidung zwischen natur- und geisteswissenschaftlicher Erkenntnis, die Trennung von „erklärender" und „verstehender" Wissenschaft, die Behauptung von der weltanschaulichen Grundlage oder der Wertbeziehung geisteswissenschaftlicher Forschung ab. Er sieht ferner im Geschichtsmaterialismus, im Marxismus, den „geschlossensten aller bisherigen Versuche, eine streng wissenschaftliche, unmetaphysische physikalistische Soziologie zu schaffen".

Das kleine Buch ist von erfreulicher Klarheit und Entschiedenheit, und vor allem der Forderung, daß die Soziologie nur klare und erfahrungsmäßig definierte Begriffe verwenden dürfe, möchte Ref. nachdrücklich zustimmen. Es ist heute besonders notwendig zu betonen, daß die Begriffe einer echten Wissenschaft termini sein müssen und nicht etwa „ausdruckskräftige Worte der Sprache", die „die Lebendigkeit in ihr Recht einsetzen wollen" — um eine bezeichnende Wendung eines modernen philosophischen Werks zu zitieren. Der Gefahr des Einbruchs solcher Philosophie und ihrer „Begriffe" in die Soziologie vorzubeugen, ist ein Verdienst, das ich auf alle Fälle Neurath und seiner Richtung zuerkennen möchte, auch wenn ich ihm im einzelnen nicht überall folgen kann. Vor allem führt ihn das Vorbild der Physik m. M. nach zu weit: so wenn er sich den „Behaviorismus" zum Muster nimmt, der sich trotz exakter Reiz- und Reaktionsbestimmungen als völlig unfruchtbar erwiesen hat, wo es sich darum handelte, grundlegende gesetzmäßige Zusammenhänge zu finden; nie wäre man z. B. auf seinen Wegen zu der bedeutendsten und durchaus empirischen Schöpfung der modernen Psychologie, zur Psychoanalyse Freuds gekommen. Im Grunde begeht der Behaviorismus denselben Fehler wie die metaphysische Soziologie: er geht mit vorgefaßtem Programm an die Tatsachen, anstatt sich von ihnen leiten zu lassen. Mit Recht betont N. selbst, daß Soziologie soziologisch betrachtete Geschichte werden muß — m. a. W. historische Reihenbildung, aus dem einmaligen historischen Material herausgearbeitet, die zugleich das Einmalige in seinem Zusammenhang und seiner Richtungstendenz erkennen läßt und das „Typische" seines Ablaufs, das man in andern Fällen wiedererkennt, gleichgültig, ob es sich in einem Gesetz im strengen Sinn formulieren läßt. Es wäre, scheint mir, günstig für die Soziologie, wenn die Erörterung der Programme und Methoden (einer Wissenschaft, die selbst erst in ihren An-

fängen steht!) hinter der praktischen Arbeit mehr zurückträte. In der Naturwissenschaft ist die erkenntnistheoretische Reflexion der Wissenschaft gefolgt, nicht ihr vorausgegangen. E. v. Aster (Gießen).

Tönnies, Ferdinand, *Einführung in die Soziologie. Ferd. Enke, Stuttgart 1931. (327 S.; br. RM. 11,50, geb. RM. 13.—)*

Wer Tönnies ist und wo sein wissenschaftlicher Standort ist, weiß jeder. Es kann sich also nur darum handeln anzugeben, was von dem Gedankengut des Forschers gerade in diesem Buch zu finden ist, was nicht. Es fehlt die sog. generelle Soziologie, deren Hauptbestandteile die physische Anthropologie in ihrer soziologischen Bedeutung und die Sozialpsychologie sind. T. gibt nur den theoretischen Teil der reinen Soziologie; das Ziel seiner Darstellung sind Normalbegriffe und ideelle Typen (dieser Terminus scheint ihm angemessener als „Idealtypen" zu sein). Im Mittelpunkt seines Interesses steht auch hier der Komplex Gemeinschaft-Gesellschaft; die „Einführung in die Soziologie" kann geradezu als Fortsetzung des Buches „Gemeinschaft und Gesellschaft" aufgefaßt werden. Das Buch berichtet von der Statik und von der systematischen Ordnung der sozialen Wesenheiten, nicht von ihrer Dynamik.

T. hält überall die Linie des Theoretikers inne; wo er Aussagen über das „wirkliche Leben" macht und über die Veränderungen und Bewegungen, in die die sozialen Wesenheiten durch das wirkliche Leben geraten, handelt es sich um sorgfältig ausgewählte Beispiele einer Verifizierung des Behaupteten. Daß er mit warmem Herzen an den Sorgen unserer Zeit teilnimmt, zeigt schön eine Stelle der Vorrede, wo er sagt, daß er seine Hoffnung nur in die Internationalität der nationalen Arbeiterbewegungen setze, wenn er an eine bessere Zukunft denke. Justus Streller (Leipzig).

Karl Marx / Friedrich Engels, *Die heilige Familie und die Schriften von Marx von Anfang 1844 bis Anfang 1845. (Marx-Engels Gesamtausgabe; I. Abteilung, 3. Band.) Marx-Engels-Verlag GmbH., Berlin 1932. (640 S., RM. 18.—)*

Karl Marx, *Der historische Materialismus. Die Frühschriften, 2 Bände, hrsg. von S. Landshut und J. P. Mayer. (Kröners Taschenausgaben) Kröner. Leipzig 1932. (414 u. 638 S., je RM. 3.75)*

Der neue Band der Gesamtausgabe ist von V. Adoratskij, dem Nachfolger des verdienstvollen und kenntnisreichen D. B. Rjazanov, im Auftrag des Marx-Engels Instituts, Moskau, herausgegeben und weist die textwissenschaftlichen und bibliographischen Vorzüge der vorhergegangenen Bände auf. Der vorliegende Band enthält — wie auch Band I der Landshut-Mayerschen Ausgabe — ein zum ersten Mal veröffentlichtes Manuskript philosophisch-ökonomischen Inhalts aus dem Jahr 1844, das für die Kenntnis der Jugendgeschichte M.s von besonderem Wert ist. Das Jahr 1844 in Paris ist für M. damit bedeutsam geworden, daß er dort — wie aus den abgedruckten Exzerptheften hervorgeht — die englische und französische ökonomische und sozialistische Literatur und die französische Arbeiterbewegung aus persönlicher Anschauung kennenlernt. Das Manuskript enthält denn auch seine ersten kritischen Bemerkungen über die bürgerliche politische Ökonomie sowie eine Kritik der utopischen kommunistischen und sozialistischen Schriften. Im Zusammenhang mit dem Pro-

blem der Selbstentfremdung des Menschen findet sich auch eine Auseinandersetzung mit Hegel. Jenes Problem hat M. während seiner ganzen Frühzeit beschäftigt und nimmt in den Gedankengängen des Manuskripts eine entscheidende Stelle ein. Hier tritt es zum letzten Male als philosophisch-metaphysisches Problem auf, um dann in der materialistischen Geschichtsauffassung, wie sie in der „Deutschen Ideologie" von 1845—46 zum ersten Mal ausgeführt ist, in den ökonomisch-soziologischen Begriff der Verdinglichung überzugehen. Die Frage, inwieweit M. in seiner Grundhaltung immer Hegelianer geblieben ist oder ob seine Kritik an Hegel seinen späteren ametaphysischen Materialismus zureichend begründet hat, ist allein auf Grund jenes Manuskripts nicht zu entscheiden.

Deswegen ist auch die ethisierend-idealistische Interpretation, als deren Verfechter S. Landshut und J. P. Mayer in der Einleitung zu ihrer Ausgabe auftreten, recht problematisch. Sie ist auch unzureichend fundiert, weil sie auf den Anteil des Feuerbachschen Humanismus an der Prägung des M.schen Begriffs vom Menschen und auf die spätere Entwicklung M.s und die Selbstkritik an seiner hegelianisch-philosophischen Vergangenheit gar nicht eingeht. Die Bemühungen, M. zum „vielleicht echtesten Hegelianer" zu stempeln, wirken umso befremdender, als die Herausgeber M. mangelndes Hegelverständnis vorwerfen.

Der zweite Band der Landshut-Mayerschen Ausgabe enthält den vollständigen Abdruck der „Deutschen Ideologie" mit einigen bisher unveröffentlichten Bruchstücken.

A. F. Westermann (Frankfurt a. M.).

Heider, Werner, *Die Geschichtslehre von Karl Marx. Cotta. Stuttgart u. Berlin 1931. (VIII u. 201 S.; RM. 9.50)*

Als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nimmt H. die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung; die Darstellung will er, nach Breysigs Beispiel, „vom Boden der Geschichtswissenschaft selbst aus" unternehmen, und sein Ziel sieht er darin gegeben, „die in zahlreichen Schriften Marx' verstreuten Bausteine seiner Geschichtslehre zusammenzutragen und sinnvoll ineinander zu fügen". Im Dienste eben dieses Leitmotivs haben „alle Arbeiten Marx' gestanden", und so gilt es, gegen die Wirtschaftstheoretiker zu kämpfen, die die Bedeutung des „Historisch-Philosophischen in Marx' Arbeiten zu gering anschlagen und als Quintessenz der Forschungsergebnisse Marx' die Mehrwert-, Krisentheorie usw." betrachten.

Das Buch ist in drei Abschnitte geteilt. Im ersten werden „die wissenschaftlichen Grundlagen der Marxschen Geschichtslehre" als die philosophischen Voraussetzungen und die Methode Marx' aufgezeichnet, im zweiten „das System der geschichtlichen Formen und Kräfte" — was etwa dem Thema Produktivkräfte—Produktionsverhältnisse entspricht — behandelt und im letzten, „Bewegung und Entwicklung", die Gesetze der dialektischen Bewegung und die Stufenreihe der Entwicklung angegeben und an Hand der Marxschen Erklärungen der einzelnen Stufen seine Geschichtslehre erläutert. H. versucht erfolgreich, jeglicher Polemik fernzubleiben, geht deshalb direkt auf keine der vielen früheren Untersuchungen des Problems ein, belegt desto mehr seine Ausführungen mit Marxzitaten,

wobei auch die erst neuerdings veröffentlichten Schriften von Marx — insbsondere die „Deutsche Ideologie" — stark herangezogen werden; die Darstellung ist sehr lebendig und klar, und das ganze Werk liest sich sehr leicht.

Hier ist kein Platz für eine Auseinandersetzung vorhanden, es muß aber betont werden, daß die Aufgabe, die der Verf. sich setzt, nicht in der Weise bewältigt werden kann, daß die „verstreuten Bausteine Marxscher Geschichtslehre" zusammengetragen werden. Bei einem solchen Vorgehen werden die verschiedenartigen Elemente nebeneinandergestellt, die dann eben nur — sinnvoll oder überhaupt nicht geordnet werden können. Warum aber „brüchige Stellen" in der Marxschen Geschichtslehre entstanden sind und auf welche Weise sie ausgefüllt werden sollen — diese Fragen sind unbeantwortet geblieben. Dem Leser drängen sie sich desto mehr unaufhörlich auf.

Michael Milko (Berlin).

Essays on Research in the Social Sciences. The Brookings Institution. Washington 1931. (194 S.)

Das Brookings Institut lud 1930/31 eine Anzahl bekannter Forscher ein, zu dem Problem wissenschaftlicher Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften Stellung zu nehmen. Diese Vorträge liegen nun in Buchform vor.

Angeregt von dem Erfolg der Naturwissenschaften, allerdings mit der einschränkenden Erkenntnis, daß die Sozialwissenschaften durch die Besonderheit ihres Materials kaum gleiche Resultate haben können, versucht man Arbeitsmethoden zu finden, die ebenfalls relativ sichere Schlüsse zulassen. Die grundlegende Frage: was ist Wissenschaft? wird allerdings von W. F. G. Swann m. E. kaum beantwortet. W. W. Cook, der die Möglichkeiten gesellschaftlicher Studien als Wissenschaft untersucht, verwirft die künstliche Scheidung zwischen Tatsachen- und Werturteilen und gibt eine Analyse dessen, was wir unmittelbare Tatsachen nennen, um zu zeigen, daß jede gegebene Tatsache im Augenblicke, wo wir sie beschreiben, denjenigen Aspekt zeigt, den unser Interesse gerade beleuchtet. Die Naturwissenschaften sind deshalb nicht mehr als die Sozialwissenschaften imstande, absolute Wahrheiten zu enthüllen. Es sind immer nur der Situation entsprechende relative Wahrheiten auffindbar. — Dann folgen Aufsätze über die Methoden in den einzelnen Wissenschaftsgebieten, die zur Sozialwissenschaft gehören: in der politischen Geschichte (Beard), in der Volkswirtschaft (I. M. Clark), im Recht (K. L. Llewellyn), in der Psychologie (M. Bentley) und in der Geschichte (A. M. Schlesinger).

Was dieser Abschnitt eigentlich nur zeigt, ist, daß gegenseitige Befruchtung sehr selten stattfindet und daß der Forscher doch zumeist Historiker, Volkswirt usw., nicht aber Sozialwissenschaftler ist.

Fast alle Aufsätze wehren sich gegen eine Überschätzung der quantitativen Methode. Sie ist „eine Phase, nicht etwa ein besonderer Typus des Denkens", durch die sich Wahrheitsfragmente erreichen lassen; Hypothesen sind nötig, um die sich die sonst chaotischen Tatsachen lagern müssen. Interessant ist im Gegensatz dazu Ogburns Aufsatz über die Grundsätze

der Auswahl von Forschungsproblemen, die nach ihm alle allein der Wissenschaft, also der „Entdeckung neuen dauernden Wissens" dienen sollen; entscheidend bei der Auswahl soll sein, ob es zuverlässiges Material darüber gibt, das sich mit den Methoden, die uns zur Verfügung stehen, wissenschaftlich erforschen läßt. Ein Aufsatz von W. I. Thomas folgt, der das menschliche Verhalten nicht durch statistische Methoden, sondern aus der Gesamtsituation her studiert sehen will.

Die gesammelten Aufsätze geben uns, ohne die methodologischen Probleme etwa erschöpfend zu behandeln, einen guten Überblick über die Art, wie man sich in den einzelnen Gebieten der Sozialwissenschaft in Amerika über die jedem gemäßen Forschungsmethoden klar zu werden versucht.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Roß, E. A., *Principles of Sociology, Revised Edition. The Century Co. New York 1930. (592 S. $ 4)*

In noch stärkerem Maße als die Erstauflage ist diese neue veränderte Ausgabe der „Principles of Sociology" (die auch in Deutschland als „Das Buch der Gesellschaft", Verlag G. Braun, Karlsruhe 1926, vorliegen) das Werk eines Forschers, der die fernsten Länder — Mexiko, Portugiesisch-Afrika, Südafrika, Indien, Java, Siam, Ägypten und Palästina — bereist, um die lebendigen Probleme unserer heutigen Zeit mit anzuschauen und darzustellen. Mutig bekennt er sich zu Veränderungen, wie dem Weglassen der früher oft zur Erklärung herangezogenen Instinktpsychologie oder dem Hinzufügen früher wenig beachteter anthropologischer Erkenntnisse. Ein System — wenigstens in unserm Sinn, als ein Einordnen der gesamten soziologischen Phänomene in ein in sich selbst beständiges Gedankengebäude — ist es auch jetzt nicht. Vielmehr geht R. mit reichem Tatsachenmaterial auf die sozialen Probleme unserer Zeit ein. Demgemäß ist denn auch eine verstärkte Betonung auf den Abschnitt „Konflikt" gelegt worden!

Wenn R. als einen der Gründe für die Neuausgabe die in der Forschung gemachten Fortschritte angibt, so will er damit nicht etwa sagen, daß er nun die neusten „exakt"-wissenschaftlichen Methoden der neuen Forschungsrichtung hätte anwenden wollen. Das hieße sein gesamtes Lebenswerk in Frage stellen. R., der sich, soviel ich weiß, früher niemals veranlaßt gesehen hat, seine Forschungsmethode theoretisch zu rechtfertigen oder überhaupt zum Problem der Methodologie Stellung zu nehmen, sieht sich jetzt gegenüber der unter dem Banner „exakter" oder „quantitativer" Forschungsmethoden immer mächtiger heranmarschierenden Front der jüngeren amerikanischen Soziologen veranlaßt, in seinem Artikel „The Uniqueness of the Social Sciences" in „Sociology and Social Research", September-Oktober 1931, S. 3—6, seine eigene Methode zu verteidigen. Daß auch dieser Artikel keine Auseinandersetzung mit den grundsätzlichen Problemen bietet, liegt nicht nur an der Beschränktheit des Raums, sondern auch an R.s Temperament und Einstellung, die Lebendiges lebendig anpackt und der jede ausgesponnene methodologische Vorfrage als Zeitvergeudung erschiene.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.)

Spahr, Earl, und Rinehart John Swenson, *Methods and Status of Scientific Research. Harper & Brothers. New York 1930. (XXI u. 553 S.; $ 4.—)*

Ein Hilfsbuch für amerikanische Studenten, das ihnen sowohl den wissenschaftlichen Geist als Voraussetzung bei Forschungsarbeit analysiert als auch die sämtlichen technischen Phasen einer Arbeit beschreibt. Es gibt wichtige Information über Bibliotheksbenutzung, nationale und internationale Forschungsinstitute, Anlegen übersichtlicher Kartotheken, Anfertigung von Manuskripten und Korrekturlesen und über Bücherbesprechungen: kurzum über alles Technische wissenschaftlicher Arbeit, das zu wissen nötig ist und viel Zeit erspart.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Davy, Georges, *Sociologues d'hier et d'aujourd'hui. Félix Alcan. Paris 1931. (308 S.)*

Die moderne französische Soziologie wandelt noch immer in Durkheims Fußstapfen; der Einfluß Spencers und sogar der Comtes ist im Verschwinden begriffen. Auch Le Play vermag der jetzigen Generation wenig zu sagen, seine Anhänger rekrutieren sich meistens aus reaktionär und klerikal eingestellten Wissenschaftlern. Von diesem Stand der französischen Soziologie gibt das vorliegende Buch ein ausführliches Bild. Die Einleitung schildert die Entwicklung der französischen Soziologie in der ersten Nachkriegszeit. Das Buch umfaßt vier Abhandlungen: In der ersten wird das Werk des Soziologen Espinas, der von Spencer ausging, aber später auch Wege der Durkheim-Schule einschlug, beschrieben. Das 2. Kapitel bespricht die Lehre Durkheims von Familie und Verwandtschaft, im 3. ist eine Parallele zwischen der Sozialpsychologie des englischen Gelehrten William McDougall und der Soziologie Durkheims gezogen. Im letzten Kapitel wird ausführlich das Lebenswerk von Lévy-Bruhl, seine Leistung auf dem Gebiete der Psychologie der primitiven Völker gewürdigt. Schade, daß die letzte Schrift Lévy-Bruhls „Das Übernatürliche und die Natur im Denken der primitiven Völker" später erschienen ist und daher nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Das Buch gewährt eine aufschlußreiche Orientierung.

Paul Szende (Wien).

Turgeon, Charles, *Critique de la Conception matérialiste de l'histoire. Librairie du Recueil Sirey. Paris 1931. (III u. 530 S.)*

Turgeon will beweisen, daß die materialistische Geschichtsauffassung weder neu, noch logisch, noch wissenschaftlich ist. Der Angriff geht auf drei Fronten vor sich. Zuerst sucht er zu zeigen, daß die Produktivkräfte nicht die einzige Triebkraft in der Geschichte bilden. Gegen den Determinismus der materialistischen Geschichtsauffassung operiert er dann mit der abstrakten Idee der individuellen Freiheit: nicht die ökonomischen Tatsachen, sondern Pflichtgefühl und religiöser Glaube bestimmen nach seiner Ansicht die menschlichen Handlungen. „Die ersten deutschen Kanonenschüsse durchbrachen diesen internationalistischen Zauber, die materialistischen

Trugschlüsse. Freiwillig, in einem triebhaften Schwung, sind alle französischen Arbeiter zu den Grenzen geeilt, um das Vaterland zu verteidigen, als ob sie ihrer Mutter zu Hilfe gelaufen wären". Die Zunahme der Religiosität in Frankreich nach dem Kriege benützt der Verf. auch als Argument gegen die materialistische Geschichtsauffassung. Er verwechselt aber zwei Sachen: nicht die Religiosität hat im Frankreich der Nachkriegszeit zugenommen, sondern die Macht der Kirche, die sich mit der Schwerindustrie und Hochfinanz verbündet und ihre Kräfte den Geldmächten zur Verfügung gestellt hat. Entsprechend seiner klerikalen Einstellung hält es der Verf. nicht für möglich, die letzten Gründe der geschichtlichen Entwicklung zu entdecken: „Angesichts dieses vielleicht unergründlichen Unbekannten müssen wir ein großes religiöses Stillschweigen bewahren, das sich allen Seelen von gutem Glauben, die nicht bar jeder Bescheidenheit und Vorsicht sind, auferlegt". Auch ein wissenschaftlicher Standpunkt!

Paul Szende (Wien).

Steinmetz, S. R., *Inleiding tot de sociologie. (Einleitung in die Soziologie) Haarlem 1931. (256 S.)*

Diese Einführung in die Soziologie von der Hand des bekannten holländischen Soziologen hätte m. E. besser mit dem Titel „Einführung in die Probleme der Soziologie" bezeichnet werden können. Die Soziologie steht nach S. noch erst in ihren Anfängen, man hat zu lange über Methode, Definition und Begrenzung dieser Wissenschaft diskutiert, statt mit dem Studium der vielen noch nicht aufgedeckten gesellschaftlichen Probleme anzufangen. Bei jeder Gelegenheit versucht S. deshalb nachzuweisen, welche ungelösten Fragen es gibt, und betont die Notwendigkeit, diese gründlich und unbefangen zu studieren.

Die Schrift will gleichzeitig eine Anklage gegen den Dilettantismus auf soziologischem Gebiet sein. Um diesen zu bekämpfen, sei es zunächst nötig, den direkten Zusammenhang zwischen dieser Wissenschaft und anderen, welche sich mit dem Menschen und der Gesellschaft beschäftigen, festzustellen. Als wichtige Hilfswissenschaften sollen neben Psychologie und Geschichte die politische Ökonomie, die Ethnographie und Soziographie gelten, deren Bedeutung, auch an der Hand von umfangreichem holländischem Material, in dieser „Einleitung" besonders hervorgehoben wird.

Von den zur Behandlung gelangten Themen nennen wir besonders „Die Gemeinschaft und ihre Seele", „Die Macht der ‚großen Männer'" und „Die Arten der Gruppierungen und ihre Einteilung". Am meisten hat die Behandlung des letztgenannten Themas unsere Aufmerksamkeit erregt, da es hier eine Fülle von anregenden Gedanken gibt; zu bedauern ist nur, daß in diesem Abschnitt über die Bedeutung und das eigene Lebensgesetz der verschiedenen sozialen Gruppierungen viel zu wenig gesprochen wird.

Generell muß festgestellt werden, daß die Vielheit der Fragen und die Anhäufung von Problemen zusammen mit dem aggressiven Charakter der Schrift für Anfänger nicht direkt ermutigend wirkt. Vielmehr ist diese „Einführung" als Meditationsschrift geeignet für diejenigen, welche bereits mit den verschiedenen soziologischen Richtungen vertraut sind. Die viel-

fach wiederholte, übrigens berechtigte Bemerkung, daß diese Zeit experimentelle soziologische Studien fordere, richtet sich wohl auch mehr an die Fachleute als an diejenigen, denen diese „Einführung“ an erster Stelle dienen soll.

Andries Sternheim (Genf).

Psychologie.

Breysig, Kurt, *Die Geschichte der Seele im Werdegang der Menschheit. M. & H. Marcus. Breslau 1931. (XXXVII. u. 526 S.; br. RM. 15.—, geb. RM. 17.—)*

Breysig will die Weltgeschichte (politische wie Geistesgeschichte) als eine Geschichte der menschlichen Seele, ihre einzelnen Perioden als Ausdruck verschiedener seelischer Grundverfassungen — nicht eines fiktiven Zeitgeistes oder einer Volksseele, sondern der wirklichen handelnden und schaffenden Menschen — „deuten“. Die Perioden selbst — Urzeit, Altertum, Mittelalter, neuere und neueste Zeit — werden in ihrer Abgrenzung vorausgesetzt, übrigens zugleich als Allgemeinbegriffe genommen. Auch die Primitiven der Gegenwart leben in der Urzeit, von einer neueren und neuesten Zeit wird auch bei den alteuropäischen Völkern gesprochen. In früheren Werken hatte B. einen Versuch solcher „Weltseelengeschichte“ durch die Unterscheidung der beiden alternierenden Perioden eines überwiegenden „Hingabe“- und „Ichbehauptungstriebes“ gemacht, diese Unterscheidung soll nicht aufgehoben, sondern ergänzt werden durch das vorliegende Buch, das von den vier „Seelenkräften“ Einbildungskraft, Gefühl, Wille, Verstand ausgeht. Die Urzeit wird bestimmt durch die Vorherrschaft der Einbildungskraft (als des Quells der großen Mythen, aber auch der Sprache und der Geschlechtsordnungen, in deren minutiöser Regelung B. das Walten „frei spielender Lust“ (?) erkennen will) unter starker Anteilnahme des Gefühls. Das Altertum ist durch den Primat des vom Verstand unterstützten Willens gekennzeichnet: der Despotismus als Staatsform, übergewaltige Göttergestalten zeigen diesen Willenscharakter ebenso wie die Pyramiden der Ägypter oder der gewaltige Bau der babylonischen Astralreligion. Das Mittelalter zeigt wieder Verwandtschaft mit der Urzeit, nur daß in ihm das Gefühl herrscht, die Einbildungskraft die unterstützende Rolle spielt; die neuere Zeit entspricht dem Altertum, nur daß dem Verstand die überragende Stellung zufällt. Die neueste Zeit — mit dem Hervortreten des Gefühls in der Rousseauzeit und der Romantik beginnend, dann in den Willensprimat der Diktaturen eines Robespierre und Napoleon umschlagend, später zwischen Imperialismus und Demokratismus, kapitalistischem Eroberertum und sozialistischer Heilsbotschaft, zerfließender Mystik und zielbestimmter Begriffstechnik, naturalistischer Hingabe an den Stoff und Wertung geprägten Stils — zwischen Gefühls- und Willensbewegungen in schnellstem Wechsel schwankend, mehr und mehr gleichzeitig in sie gespalten, zeigt nicht mehr das Dominieren einer Seelenkraft, sondern ein stoßweises Hin und Her. Andererseits weist das Ganze der weltgeschichtlichen Entwicklung *eine* fortschreitende Richtung auf in der Seite des stärkeren Hervortretens der *Bewußtheit* alles Geschehens.

Das Hauptbedenken, das man gegen Breysigs Versuch haben wird, ist natürlich die Unbestimmtheit jener vier Grundbegriffe, es sind sozusagen Begriffe einer naiven Vermögenspsychologie. Läßt sich z. B. der qualitative Unterschied zwischen dem Denken und Fühlen der Primitiven und dem unsrigen auf die einfache Formel von der Herrschaft der „Einbildungskraft" bringen? Mir scheint, wir müßten, wie die Dinge heute lägen, erst eine genauere Psychologie der Menschen der verschiedenen Zeiten und (besonders je näher wir der Gegenwart kommen) auch der Klassen haben, ehe wir eine Geschichte der menschlichen Seele durch die Weltgeschichte verfolgen können. Damit will ich dem B.schen Buch Wert und Verdienst nicht absprechen, es besitzt sie schon durch die historische Sachkenntnis des Verfassers und durch seine Fähigkeit, Ähnlichkeiten und Gleichgerichtetheiten in den verschiedenen Seiten gleichzeitiger Tat- und Geistesgeschichte zu entdecken, und das Prinzip von der Dominanz und Mischung der Seelenkräfte ist natürlich ein Ordnungsprinzip, das wie jedes an den Tatsachen gewonnene Ordnungsprinzip heuristischen Wert hat. E. v. Aster (Gießen).

Jung, C. G., *Seelenprobleme der Gegenwart. Rascher. Zürich 1931. (435 S., geb. RM. 11.20)*

Das Buch vereinigt Vorträge und Aufsätze teilweise polemischer Form. „Probleme der modernen Psychotherapie" sind identisch mit Psychoanalyse, allerdings in einem weit über Freud hinaus erweiterten Sinn. Die erste Stufe der Psychologie ist die Reinigung: durch die Idee der Sünde entsteht das Verdrängte, das von der Gemeinschaft abscheidet und als „kleine eingeschlossene Psyche" seine Schatten auf das Bewußtsein wirft. Da meist der Kranke diese nicht erkennen kann, muß der Arzt aufklären und evtl. deuten, namentlich die Übertragung. Dies kann zerstörerisch sein, denn „selbst unsere reinsten und allerheiligsten Anschauungen ruhen auf tiefen dunklen Grundlagen". Es sei ein Irrtum Freuds, zu glauben, daß „das Lichte" nicht mehr bestehe, weil es von der Schattenseite her erklärt ist. Dieser „Relativismus" sei „als ferne östliche Wahrheit" eine Ergänzung zu „unseren abendländischen Illusionen und Beschränktheiten". Die dritte Stufe, die Erziehung zum sozialen Menschen, basiere Adler auf der „Psychologie des Unterdrückten und sozial Erfolglosen", dessen „einzige Leidenschaft das Geltungsbedürfnis" sei. Adler wolle den normalen Menschen. Da aber nicht jeder ein „Durchschnittsmensch" sein könne, sieht für ihn J. die ethische Forderung: „du mußt der sein, als der du wirken willst" und „führt so an die irrationalen Faktoren der menschlichen Persönlichkeit heran". Dieser Einleitungsaufsatz zeigt den psychologischen und soziologischen Ort von J.: er ist befangen von Ressentiments gegen den als überlegenen Geist empfundenen Freud. Aus ihnen heraus stellt er Dinge, die sein Lehrer vor 30 Jahren als Selbstverständlichkeiten voraussetzte (z. B. Selbsterforschung des Analytikers, ethische und ästhetische Wertungen) als neue Funde im großen Gegensatz zu Freud dar. Dabei nimmt die Polemik für Verhältnisse medizinischer Literatur erstaunlich klare Formen an: J. ist der Verteidiger des abendländischen Ethos gegen die östliche Skepsis und im Falle Adler noch der bodenständige Schweizer gegenüber dem Vertreter der sozial Erfolglosen. Er ist der Verfechter des archaischen Menschen und seiner dichterischen

Phantasien gegenüber dem geistigen. Und so stellt er in seiner „Psychologischen Typologie“ den Weltabgewandten, der mit dem Abkömmling seines Unbewußten zufrieden spielt, dem anderen gegenüber, der der Außenwelt zugekehrt ist, um sie zu verändern. J. bringt so, gerade weil er polemisch und daher sehr offen ist, einen glänzenden Beitrag zur Psychologie des Intellektuellen, der zurück zur Natur, weg vom Sozialen, der Bewunderung der Persönlichkeit — seiner eigenen — lebt.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Freud, Sigmund, *Über libidinöse Typen. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, XVII. Band. Intern. Psychoanalytischer Verlag. Wien 1931. (S. 313—316)*

Es gibt viele Möglichkeiten, die Menschen nach Typen einzuteilen. Die ideale Typisierung unterscheidet nach körperlich-seelischen Bildern (wie das auch Kretschmer vorschwebt. D. Ref.). Da dies z. Z. noch nicht möglich ist, so versucht F. eine Typisierung nach der vorwiegenden Unterbringung der Libido in den Provinzen des seelischen Apparates. I. Reine Typen: 1. Der erotische Typ hat sein Hauptinteresse dem Liebesleben zugewendet. Die Personen sind beherrscht von der Angst vor Liebesverlust und abhängig von denen, die ihnen die Liebe versagen können. Sozial wie kulturell vertreten sie die elementaren Triebansprüche des Es. 2. Der Zwangstyp ist charakterisiert durch die Vorherrschaft des Überichs. Beherrscht von Gewissensangst, zeigt er innere Abhängigkeit statt der äußeren, entfaltet ein hohes Maß von Selbständigkeit und wird zum eigentlichen, vorwiegend konservativen Träger der Kultur. 3. Der narzistische Typ ist negativ charakterisiert durch das Fehlen der Spannung zwischen Ich und Überich und der Übermacht der erotischen Bedürfnisse. Sein Hauptinteresse gilt der Selbsterhaltung. Hohe Bereitschaft zur Aktivität. Lieben wird vor dem Geliebtwerden bevorzugt. Derartige Menschen imponieren als „Persönlichkeiten“, übernehmen oft die Rolle von Führern, geben der Kulturentwicklung neue Anregung und schädigen das Bestehende. — Viel häufiger sind II. die Mischtypen: 1. Beim erotischen Zwangstyp ist die Übermacht des Trieblebens durch das Überich eingeschränkt. 2. Der häufigste Typ überhaupt ist der erotischnarzistische; er vereinigt Gegensätze, die sich gegenseitig mäßigen. 3. Der narzistische Zwangstyp, die kulturell wertvollste Variation, fügt zur äußeren Unabhängigkeit und Beachtung der Gewissenforderungen die Fähigkeit zur kraftvollen Betätigung hinzu. — Ein erotisch - zwangshaft - narzistischer Mischtyp wäre die absolute Norm, die ideale Harmonie. In bezug auf die Anwendung der Typenlehre für das Verständnis der Neurosen und ihre Entstehung äußert sich Freud sehr vorsichtig, wie überhaupt dieser kleine Aufsatz die ganze Weisheit und Zurückhaltung des greisen Forschers kund tut.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Bumke, O., G. Kolb, H. Roemer, E. Kahn, *Handwörterbuch der Psychischen Hygiene und der Psychiatrischen Fürsorge. De Gruyter. Berlin und Leipzig 1931. (VI u. 400 S., geh. RM. 23.—, geb. RM. 25.—).*

Es handelt sich um den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der psychischen Hygiene, einer wissenschaftlichen Bestrebung,

die in den letzten Jahren hauptsächlich auf amerikanischen Anstoß hin ins Leben trat. Bis vor ganz kurzem waren die einschlägigen Arbeiten an den verschiedenartigsten Stellen zu suchen, auch fehlte ein Forum, das 1930 im Intern. Kongreß für Psych. Hygiene (Washington) geschaffen wurde. Der Neuartigkeit des darzustellenden Gesamtthemas entspricht es, wenn nicht ein lehrbuchmäßiger Aufbau sich schon jetzt ermöglichen ließ, vielmehr die Einteilung nach Schlagworten im Sinne eines Wörterbuches gewählt wurde. Man hat für die einzelnen Kapitel bewährte Autoren gefunden, so für „Ausbildung der mit Ps. H. befaßten Personenkreise" Sioli, „Grundsätzliches zur Eugenik" Luxemburger, „Fürsorge für Encephalitiker" Stern-Kassel, „Beschäftigungsbehandlung der Geisteskranken" Simon-Güntersloh, „Entwurf des preußischen Irrenfürsorgegesetzes und neues Strafgesetzbuch" Schulze-Göttingen, „Pathopsychologie" Schneider-Köln, „Psychotherapie" Kretschmer. Man wird demzufolge die verschiedenen sich widersprechenden psychiatrischen und soziologischen Anschauungen vertreten finden und sich über sie orientieren können.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Römer, G. A., *Die wissenschaftliche Erschließung der Innenwelt einer Persönlichkeit. Emil Birkhäuser & Cie. Basel 1930. (32 S., RM. 1.80)*

Diese Arbeit aus dem Stuttgarter „Ärztlich-psychologischen Institut" versucht mit Erfolg, auch die tieferen Schichten des Menschen experimentell zu erfassen. R. benützt die durch ihn wesentlich ausgebaute Methode von Rorschach (Phantasien zu Tintenklecksen), die mit zahlreichen z. T. geschickt verbesserten Tests verknüpft wird. So kann er zeigen, daß zu den verschiedenen Konstitutionen bestimmte Atemtypen gehören. Auch bringt er Tatsachen bei, die es schwer werden lassen, weiterhin ein Unbewußtes abzulehnen. Neben diesem theoretisch wichtigen Resultat bringt die kluge und fleißige Arbeit dem Eignungsprüfer auch reichlich praktische Anregung.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Murphy, Gardener, and Louis Barclay Murphy, *Experimental Social Psychology. Harper & Brothers. New York 1931. (709 S.; $ 3.50)*

Die experimentelle Sozialpsychologie besitzt in Amerika seit längerer Zeit die Stellung einer anerkannten Disziplin, die in engstem Kontakt zu den allgemeinen biologischen Fragen, z. B. zum Instinktproblem (MacDougall), sowie zur Kinder- und Tierpsychologie steht.

Viel statistisches Material über die Bedeutung von Anlage und Erziehungseinfluß für die individuellen Unterschiede wird beigebracht (Zwillingsforschungen; der Einfluß von Säuglingsheim und Kindergarten; die Bedingungen für die bessernde Wirkung einer Anstalt auf straffällige Kinder, insbesondere die große Bedeutung der Stellung des Kindes zur Arbeit usf.). Nach Collins ist der Einfluß des Berufs der Eltern auf die Intelligenz der Kinder nicht groß (verglichen wird eine ganze Stufenfolge vom sozial gehobensten Berufe bis zum ungelernten Arbeiter). Trotz einer Fülle von Untersuchungen hat sich kein eindeutiger Intelligenzunterschied zwischen Negern und Weißen ergeben, wohl aber besteht ein deutlicher Intelligenz-

unterschied zwischen den Negern auf dem Lande und in der Stadt. Man sucht zu ermitteln, ob hier die Stadt selektiv wirkt oder ob eine Änderung durch die Umwelt vorliegt.

Ausführlich werden die Probleme der Nachahmung, der Suggestibilität und Hypnotisierbarkeit behandelt, die Entwicklung des sozialen Verhaltens beim Kinde, des sozialen Kontaktes, die Bedeutung der Sprache. Wichtig ist eine Reihe russischer Arbeiten über Gruppenbildung und Führerschaft bei Kindern (Doroschenko); Beziehung von Altersgleichheit und Freundschaft; Zusammenarbeit in der Gruppe; Gruppendenken in Konfliktsituationen; die Abhängigkeit der Dauer einer Gruppe von ihrer Größe; verschiedene Arten des Zerfalls der Gruppen; Vergleich der Tendenz zur Gruppenbildung bei Kindern von russischen Arbeitern und russischen Beamten u. ä. m.

Die Bedeutung der Stellung eines Kindes in der Familie, vor allem in der Geschwisterreihe, und die Wirkung der Berufsarbeit der Mutter werden untersucht. Amerikanische Arbeiten berichten über die Einstellung der Mitglieder verschiedener Rassen und Klassen zueinander (dabei können der ersten Frage 22 Seiten, der zweiten 1 Seite gewidmet werden).

Murphys Buch gewährt eine ausgezeichnete Orientierung über ein gegenwärtig bereits recht umfangreiches Tatsachenmaterial. Es läßt auch erkennen, wo innerhalb der statistischen Tatsachensammlung Tendenzen auftreten, über die gebräuchliche Problemstellung zu tieferen Fragen vorzustoßen.

Kurt Lewin (Berlin).

Folsom, Joseph K., *Social Psychology, Harper & Brothers. New York 1931. (XVIII—701 S. $ 3,50)*

Das vorliegende Buch ist ein Lehrbuch der Sozialpsychologie vom behavioristischen Standpunkt. Es legt besonderen Wert auf den Aufbau der Einzelpersönlichkeit, wobei in getrennten Kapiteln die angeborene und erworbene Organsiation des Verhaltens, Wünsche und Organisation der Persönlichkeit, Wunschvereitelung und Wiederherstellen (readjustment) der Persönlichkeit, individuelle Unterschiede und ihre Messung behandelt werden.

Im zweiten Teil geht der Verfasser zu den Wechselwirkungen (interactions) zwischen den Persönlichkeiten über. Ein dritter Teil behandelt die Wirkung der Kultur auf das Individuum.

Die Masse wird im wesentlichen in Übereinstimmung mit Allport als Summe der einzelnen Individuen aufgefaßt, und durch diese einseitige Haltung fehlt eine Auseinandersetzung mit der Tatsache der verschiedenen Gruppentypen, mit der Rolle des einzelnen in einer ursprünglichen Gemeinschaft (wie bei den Naturvölkern vor der Berührung mit den Kulturvölkern), mit der individualistischen Gesellschaftsform u. a. m. (vgl. die Auseinandersetzung mit Lévy-Bruhl).

Der Literaturnachweis gibt eine Auswahl solcher Literatur, die in englischer Sprache vorliegt, so daß wichtige Werke fehlen (Karl Marx, Wundt, Erismann, Bühler, Künkel u. a.).

S. Liebmann (Berlin).

Young, Kimball, *Social Attitudes. Henry Holt. New York 1931. (382 S.)*

Um den Begriff „Social Attitudes", den W. I. Thomas in seinem Buch „Der polnische Bauer in Europa und Amerika" zum Verständnis sozialpsychologischer Probleme gebrauchte, gruppieren sich die in diesem Sammelbande vereinigten Aufsätze seiner Freunde und Schüler. Dieser gemeinsame Hintergrund bringt freilich nicht auch eine Übereinstimmung aller Ansichten mit sich. Faris stellt zuerst einmal den Begriff in seiner Bedeutung für die Soziologie dar. Gegenüber dem Versuch, das menschliche Verhalten und die Institutionen durch exakt zu definierende Instinkte zu erklären, erklärt man es nun durch die Erfahrung und die Betätigung der Gruppe, in der das Individuum aufwächst. Hier entwickelt sich die „Definition einer Situation" — hier eine bestimmte Einstellung den Werten (Thomas) oder Dingen (Faris) der Umwelt gegenüber, die sich in Handlungen auswirkt. In den Einstellungen sind die Erfahrungen und Einsichten einer Persönlichkeit zusammengefaßt und organisiert. Sie sind selbstverständlich subjektiv, es gibt keine festgelegte Beziehung zwischen einem Gegenstand und einer bestimmten daraus unabänderlich resultierenden Einstellung. Besonders dem Behaviorismus gegenüber betont dann Park die richtunggebende Kraft, die die Einstellungen auf das Verhalten des Organismus haben. Sie wurzeln in der Erfahrung, lassen sich jedoch ebenfalls unter gewissen Umständen auch dorthin übertragen, wo die Voraussetzung der Erfahrung fehlt (Massenstimmungen). Bernard weist die Quellen auf, aus denen sich eine Umwandlung der Einstellung und damit des Verhaltens vor allem in kritischen Zeiten ergibt, in denen die alten Ansichten veränderte Situationen nicht mehr adäquat erklären. E. F. Young zeigt das dynamische Sichausbalanzieren neuer Einstellungen, die alte Wertordnungen durchstießen, um sich dann selbst wieder zu organisieren. Wenn in dem Beitrag von Kimball Young das Wort „Attitude" auch kaum vorkommt, so zeigt er uns doch das wichtigste Mittel auf, durch das die Atmosphäre und die Denkformen, und dadurch die Einstellungen, bedingt werden: nämlich die Sprache der Gruppe, in der wir zur Persönlichkeit wurden. McKennzie schreibt über die kulturellen und rassenmäßigen Unterschiede als Basis menschlicher Symbiose, während sich Steiner und Burgeß für den Wandel der Sitten und der Familientradition, die sie als „Attitudes" sehen, interessieren. Es schließen sich an Untersuchungen von Queen über den Stand der Kontroverse um den Begriff „Attitude", von Thrasher und Sutherland über die Beeinflussung von jugendlichen Delinquenten durch die Gruppen, in denen sie leben, und eine Reihe anderer Arbeiten.

Wenn es den einzelnen Autoren auch nicht gelang, uns ein geschlossenes und in sich beständiges Bild über Bedeutung und Funktion der „Social Attitudes" zu übermitteln (vielleicht lag das nicht einmal in ihrem Plan), so weisen sie uns doch das gesamte Gebiet auf, in dem der Begriff sozialpsychologisch fruchtbar verwendet wird. Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Eulenburg, Franz, *Phantasie und Wille des wirtschaftenden Menschen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (47 S., br. RM. 1.50)*

Die im „Weltbild der Gegenwart wichtigen emotionellen Kräfte" werden in ihrer Bedeutung für den wirtschaftenden Menschen untersucht. Wille

und Phantasie sind nach E.s Meinung treibende Faktoren für die in der Wirtschaft Tätigen und sollen entscheidenden Einfluß auf ihre Stellung und ihr Handeln besitzen. Die Bedeutung dieser beiden Kräfte wird für die verschiedenen „wirtschaftlichen Typen der Gegenwart" dargelegt. Beim Bauer und Handwerker sind Phantasie und Wille dem mehr statischen Charakter dieser Wirtschaftstypen entsprechend begrenzt. Ganz anders liegt es beim Händler, dessen Tätigkeit ausschlaggebend von diesen Triebfedern bestimmt wird. Auch der moderne Industrielle wirtschaftet mit „schöpferischer Phantasie" und „starker Willenskraft". Ihre Mitwirkung an der Wirtschaftsentwicklung wird, so glaubt E., auch trotz Rationalisierung und Mechanisierung im Bürobetrieb noch längere Zeit andauern. Phantasie und Wille „gehören zu den wirksamsten Mächten der Gegenwart und zu den eigentlich gestaltenden Kräften des sozialen Lebens".

In den mit vitalistischen Kategorien arbeitenden, ausschließlich psychologischen Untersuchungen bleiben die ökonomischen und sozialen Einflüsse auf den in der Wirtschaft tätigen Menschen unbeachtet. So kommt E. bei seinen wirklichkeitsfremden Betrachtungen zu Trugschlüssen, die den Erkenntnissen ökonomischer und soziologischer Forschung widersprechen: „Der Lebenskampf ist ein Zeichen gesteigerten Willens"; die Sportbewegung, die eine eindeutige soziale Funktion hat, ist „ein starker Ausdruck für den Lebensdrang"; „das Hochhaus ist der klare Ausdruck für das willensmäßige Emporstreben". Romantisch glorifiziert der Verfasser die Tätigkeit des Händlers als „von der Phantasie beflügelt". Die Reklame wird nicht als Hilfsmittel für den Absatz der Überproduktion und für die Erzeugung künstlichen Bedarfes enthüllt, sondern von ihr wird ausgesagt, daß sie „intuitive, nervöse Einfühlung in den fremden Menschen erfordert". Ebenso ist „die kaufmännische Phantasie dynamisch feinfühlig, feinnervig". Wie wenig die Betrachtungen des Verfassers die realen Vorgänge in der Wirtschaft treffen, beweist z. B. die Darstellung, die er von dem Ausleseprozeß gibt. Er setzt sich über alle ökonomischen und sozialen Vorbedingungen hinweg und behauptet: „Die Auswahl der speziellen Begabung, die immer zugleich eine solche der Willensenergie ist, wird aus den Reihen des geistig unverbrauchten Volkes getroffen. Aus ihm erwachsen die Männer, die in schnellem Aufstieg in Führerstellen einrücken". Die Arbeit stellt sich als romantische Verherrlichung des Unternehmers dar, der, von „schöpferischer, extensiver, musischer Phantasie" beflügelt, seine Aufgabe mit stärkster Willenskraft erfülle.

Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Vergin, Fedor, *Das unbewußte Europa. Psychoanalyse der europäischen Politik. Heß. Wien, Leipzig 1931. (342 S.; br. RM. 6.50, geb. RM. 8.50)*

Dieses Buch, das die geheimen, unbewußten Triebfedern und Hintergründe der europäischen Politik aufzeigen und sogar ein praktischer Wegweiser für die Politik sein will, mutet wie eine Karrikatur einer falschen, psychologistischen Soziologie an. Karrikatur deshalb, weil die von dieser Methode gemachten Fehler, soziales Geschehen ohne Zusammenhang mit seinen wirtschaftlichen Wurzeln als Produkt irgendwelcher an der rechten Stelle auftauchender Triebe zu „erklären", hier bis zum grotesken Extrem

übertrieben werden. Der Autor meint einleitend: „Hinsichtlich der Politik muß jedoch zuerst ernsthaft die Forderung erhoben werden, daß die politischen Erscheinungen in ihren übertriebenen Symptomen als seelisch krankhaft erkannt und anerkannt werden". Er gibt dann weiter an: „Von Wichtigkeit ... sind allerdings alle rein materiellen, rein wirtschaftlichen Ursachen. Dies wurde, wenn auch vielfach stillschweigend, in Rechnung gestellt". Als Quelle seiner Orientierung über diese Frage gibt der Verfasser — Lewinsohn (Morus), „Geld in der Politik" an. Er kommt zum Schluß, die Weltfinanz sei „dem Seelenleben des einzelnen wie den kollektiven Größen ebenso untertan, als ob das Geld nicht existiere". Auf diesem Niveau geht es das ganze Buch hindurch weiter. Es sei nur bemerkt, daß der Verfasser auch von der Psychoanalyse nur die oberflächlichsten Kenntnisse zu haben scheint, daß es sich also durchaus nicht etwa um eine psychoanalytische Untersuchung handelt. Erich Fromm (Berlin).

Halbwachs, M., *Les causes du suicide. Félix Alcan. Paris 1931. (VII u. 520 S.)*

Das Buch M. Halbwachs', zuerst als Zusatz zu der Neuausgabe des klassischen Werkes Durkheims (Le suicide, 2 ed. Paris 1930) gedacht, ist schließlich zu einer großangelegten und völlig selbständigen Arbeit geworden, welche die Durkheimschen Thesen weitgehend modifiziert und auch methodologisch seine Theorien umgestaltet. Und zwar handelt es sich nicht nur um die Verwendung der neuesten und feinsten statistischen Methoden, mittels deren das reichhaltige Material bearbeitet wird, sondern um eine entsprechende Verfeinerung und Vertiefung der psychologisch-phänomenologischen Analyse. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als in der Definition des Selbstmordes selbst, welcher von D. folgendermaßen formuliert wurde: „Man nennt Selbstmord jeden Fall des Todes, welcher direkt oder indirekt die Folge eines — positiven oder negativen — Aktes ist, der von dem Opfer selbst vollzogen wird und von dem es wußte, daß er dieses Resultat herbeiführen müsse." Dieser Begriffsbestimmung, deren eigenster Sinn darin liegt, daß sie — bewußt und absichtlich — auf jegliche innere Charakterisierung verzichtet (was D. ermöglicht, alle Arten des selbstgewollten Todes, so z. B. auch das Selbstopfer, als Selbstmord zu bezeichnen), wird von H. — für den die sozialen Kräfte aus äußeren Ursachen zu inneren, die Motivationsstrukturen der Seele und deren Aufbau bestimmenden Faktoren geworden sind — eine andere substituiert: „Der Selbstmord ist ein Fall des Todes, welcher aus einem, von dem Opfer selbst in der Absicht sich zu töten (von mir gesperrt) vollzogenen Akt resultiert und der kein Opfer ist."

Denn nach H. ist ein Selbstopfer — Ausdruck einer Selbstifidentizierung des einzelnen mit der Gemeinschaft — ein von dem Selbstmord, dem Ausdruck eines sich von der Gemeinschaft Loslösens, einer Vereinsamung eines seine Stelle in der Gesellschaft nicht — oder nicht mehr — findenden Individuums, toto coelo verschiedenes Phänomen, welches deshalb auch in der Untersuchung von dem ersteren streng geschieden werden muß. Daß in beiden Fällen soziale Faktoren wirksam sind, ist für H. selbstverständlich; es sind aber andere Faktoren, die jedesmal am Werke sind; deshalb wird auch

der Selbstmord von der Gesellschaft auf gänzlich verschiedene Weise beurteilt. Es ist eben nicht dasselbe, ob einer aus dem Leben flüchtet, der Gesellschaft auf diese Weise absagend, oder sich richtet oder sich tötet, um seine Ehre usw. zu retten, wodurch er eben die gesellschaftliche Wertskala bejaht. Diese Fälle unterschiedslos unter eine Rubrik zu bringen, war ein Fehler D.s gewesen.

In einer Reihe von Kapiteln werden von H. zunächst die Untersuchungsmethoden (Kap. I u. II), dann die statistischen Daten über die Häufigkeit des Selbstmordes in verschiedenen europäischen Staaten (Kap. III bis VII), bei der Land- und Stadtbevölkerung (Kap. VII) behandelt. Kap. VIII untersucht den Einfluß der Familie, Kap. IX denjenigen der Religion, wobei H. der landläufigen Behauptung, daß der Katholizismus eine den Selbstmord verhindernde Kraft ist, ziemlich skeptisch gegenübersteht. Kap. XI und XII analysieren den Einfluß der Kriege und Krisen, wobei H. den Hauptfaktor in der Vereinfachung der sozialen Struktur dieser Perioden oder umgekehrt in deren Verkomplizierung sieht. — Endlich wird gegen die psychiatrische These von der psychologischen Natur des Selbstmordes die sozialpsychologische Auffassung verfochten (Kap. XIII, XIV und Schluß). Eine Anzahl übersichtlicher Tabellen erleichtern die Benutzung und erhöhen den „Gebrauchswert" des ausgezeichneten Buches.

A. Koyré (Paris).

Fromm, Erich, *Die Entwicklung des Christusdogmas. Intern. psychoanalyt. Verlag. Wien 1931. (72 S.; RM. 3.—)*

Mit dieser Studie liefert Fromm den ersten Versuch, die Methode einer Verknüpfung des Marxismus mit der Freudschen Psychoanalyse an einem konkreten Beispiel aufzuzeigen. Er hat glänzend nachgewiesen, daß aus der Psychoanalyse der verschiedenen Fassungen des Christusdogmas das Verständnis der dem Christentum zugrunde liegenden sozialen Strömungen und damit des Christentums selbst überhaupt erst gewonnen werden kann. Die dabei angewandte Methode ist — im gröbsten — etwa folgende: Eine scheinbare Entfremdung von Ideologie und Wirklichkeit tritt ein, wenn eine Klasse keine Aussicht hat, ihre Klassenziele durch Kampf in der Realität durchzusetzen. Dann tritt an Stelle der realen Befriedigung die Phantasiebefriedigung der mit den realen Kampfobjekten unzertrennlich verbundenen, aber inhaltlich realitätsfremden, unbewußten Triebziele. Diese können, da unbewußt, auch in der Phantasie nur in transformierter Gestalt, an Symbolen, befriedigt werden. Der Sinn solcher symbolischer Massenphantasien verschließt sich dann jedem zweckrationalen Deutungsversuch; sie sind der rocher de bronce der Lehre von der Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit ideologischer Gebilde, und nur die Psychoanalyse kann ihre Beziehung zur gesellschaftlichen Realität aufdecken. — Ein solcher Zwang zur Regression lag für die unterdrückten Massen z. Z. der Entstehung des Christentums in der Aussichtslosigkeit ihres Kampfes gegen die Kaisermacht. Die dem Kampf gegen die Staatsautorität zugeordnete unbewußte Triebregung war die Rebellion gegen den Vater. Daher tritt zunehmend an Stelle des realen Kampfes gegen die Staatsgewalt die Phantasie vom Sturze des Vatersymbols, Gottes, teilweise zunächst in Kombination mit passiven, messia-

nischen Hoffnungen auf einen Fall der Herrschenden. Das Urchristentum ist adoptianisch, es läßt den Menschen Jesus zu Gott werden, vernichtet dadurch das Herrscherprivileg des Vatergottes. In einer dreihundertjährigen Entwicklung wird das christliche Dogma zum Ausdruck der Interessen der Herrschenden, da sich auch die Kirche zu einem Instrument der Herrschenden entwickelt. Im nicäanischen Dogma ist endgültig festgelegt, daß Christus von Ewigkeit her mit Gott eins war. Gott läßt sich jetzt also zum Menschen herab, aber durch diese Herablassung zum menschlichen Leiden ermöglicht er es den leidenden Massen immer noch, sich mit ihm — nun unter Wahrung der Unterwürfigkeit — zu identifizieren. F. lehnt entschieden die Auffassung Reiks ab, der eine Selbstentwicklung des Dogmas nach Analogie des spontanen Ablaufs von Fällen von Zwangsdenken bei Individuen annimmt; andererseits aber auch die Kautskys, der zwar die zentrale Rolle des Klassenkampfs in der Geschichte des Christentums als erster ausführlich nachgewiesen hat, das Dogma aber für ein bloßes, charitative Einrichtungen deckendes Firmenschild hält. Fromm beansprucht nicht, mit dem vorliegenden Büchlein die historischen Bedingungen des Christentums allseitig zu erfassen. Darum fehlt wohl die Untersuchung der sozialpyschologischen Bedingungen des Übergangs zum Monotheismus und zur spiritualistischen Auffassung der Gottheit, die die allgemeinste Voraussetzung der Entstehung des Christentums bilden. Franz Borkenau (Wien).

Jüngst, Hildegard, *Die jugendliche Fabrikarbeiterin. Ein Beitrag zur Industriepädagogik. Ferdinand Schöningh. Paderborn 1929. (136 S.; RM. 8.—)*

Franzen-Hellersberg, Lisbeth, *Die jugendliche Arbeiterin. Ihre Arbeitweise und Lebensform. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1932. (XII u. 144 S.; br, RM. 6.—, geb. RM. 8.70)*

Rada, Margarete, *Das reifende Proletariermädchen. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. Wien-Berlin 1931. (82 S.; RM. 4.—)*

Kelchner, Mathilde, *Schuld und Sühne im Urteil jugendlicher Arbeiterinnen. J. A. Barth. Leipzig 1932. (IV u. 147 S.; geb. RM. 8.40)*

Es ist erfreulich, daß diese Arbeiten mit vereinten Kräften einem Problem zu Leibe rücken, das bisher in der soziologischen und psychologischen Forschung nur wenig Interesse und so gut wie keinerlei Klärung gefunden hat. Die früheren Arbeiten von Rosa Kempf, Erna Barschak und Mathilde Kelchner etwa wirken den umfassenden Versuchen von Hildegard Jüngst und Lisbeth Franzen-Hellersberg gegenüber wie erste Ansätze. Auch in dieser Reihe bleibt übrigens die Kelchnersche Arbeit an sachlichem Gewicht nicht unbeträchtlich hinter den andern zurück. Wie schon bei ihrer Schrift „Kummer und Trost jugendlicher Arbeiterinnen" (deren wesentlisches Resultat: positive Stellung der jugendlichen Arbeiterin zur Familie — durch die Arbeiten von Jüngst, Franzen-Hellersberg und Rada übereinstimmend als falsch erwiesen wird), so zeigt sich auch jetzt wieder, daß eine so einlinige Methode, wie sie sie zur Anwendung bringt (Anfertigen von Aufsätzen über gestellte Themen in Berufsschulklassen und Auswerten dieser Aufsätze in vergleichender Betrachtung), einen so hohen Zufallsquotienten in sich hat, daß die gezogenen Schlußfolgerungen nur mit allergrößter Vor-

sicht aufgenommen werden können. Außerdem wird hier ganz übersehen, daß Urteil und Haltung durchaus zweierlei sind. Jedenfalls aber bleibt die Arbeit als Materialsammlung ebenso interessant wie wertvoll.

Auch Margarete Rada benutzt Aufsätze, die sie die Kinder (11 bis 13jährige Mädchen aus einem Wiener Proletarierviertel) schreiben läßt. Aber diese Aufsätze gehen über Jahre und behandeln die allerverschiedensten Themen, die sich aus einer sorgfältigen Beobachtung der Kinder ergeben. Dazu werden diese Beobachtungen von Frau Rada als der Lehrerin der Kinder aufgezeichnet und außerdem ergänzt durch systematische Hausbesuche. Das Ziel aller dieser Beobachtungen und Untersuchungen ist, festzustellen, was für das innere und äußere Leben des reifenden Proletariermädchens charakteristisch ist, namentlich in welchen Beziehungen es zu seiner Umwelt steht. Das Resultat ist, kurz zusammengefaßt, dieses: daß das reifende Proletariermädchen für seine innere und äußere Entwicklung von der Familie wenig oder nichts, von der Schule im allgemeinen etwas mehr, wirklich viel aber nur hat von einem Verein, wenn es Anschluß an ihn findet und wenn der Verein eine ideelle oder politische Orientierung hat. „Die Idee, für die das Mädchen sich hier begeistert, wirkt sich in seiner ganzen Lebensführung aus, gibt ihm Halt und dem Leben eine gewisse Einheitlichkeit." In die pädagogische Auswertung dieses Resultates spielen dann allerdings Wertungen hinein, die kritisch zu nehmen sind und die doch auch vielleicht für den Gang der Untersuchung nicht ganz unmaßgeblich waren.

Die beiden Monographien über die jugendliche Arbeiterin sind in ihrem Charakter denkbar verschieden, und doch berühren sie sich in der Methode, die sie ausbilden und anwenden, wie auch in den Resultaten. Und gerade dieser doppelte Umstand macht ihr Studium so aufschlußreich. Die Arbeit von Hildegard Jüngst ist in ihrem Ansatz begrenzter (ihr wesentliches Material schöpft sie aus einer mehrmonatigen Mitarbeit in einer Schokoladenfabrik als Arbeiterin unter Arbeiterinnen und aus einem anonymen Mitwohnen zeitweise in einem Arbeiterinnenheim, zeitweise in einer Schlafstelle), die Atmosphäre des Buches ist ausgesprochen jugendlich, die Neigung zum Optimismus behauptet sich gegen die Angriffe der Realität. Die Untersuchung von Frau Franzen-Hellersberg ist reifer und großzügiger, sie charakterisiert ihre Methode selbst als „kombinierende und relativierende Methode der Erkundung" und registriert ihre pessimistischen Beobachtungen ohne Abzug auch da, wo sie einer Frau unangenehm sein müssen. Aber auch Hildegard Jüngst macht sich (in wirklich gediegenen methodischen Überlegungen) die Fehlerquellen ihres begrenzten Untersuchungsganges klar und zieht andere Forschungsmittel heran, die denen von Franzen-Hellersberg ganz ähnlich sind.

Die entscheidende Überlegenheit der Franzen-Hellersbergschen Arbeit erweist sich darin, daß sie es zu einer zusammenhängenden Charakteristik bringt, sowohl hinsichtlich der privaten Existenz der jugendlichen Arbeiterin wie ihrer industriellen oder gewerblichen Arbeit wie endlich charakteristischer Äußerungsformen proletarischer Mädchen. Natürlich ist dabei auch die Gefahr der Verallgemeinerung gegeben, der gegenüber eine Reihe von Einzelbemerkungen bei Hildegard Jüngst als notwendige Einschränkungen empfunden werden müssen. Als die im Zusammenhang

der modernen soziologischen und psychologischen Forschung durchschlagendste Erkenntnis (auf die eine Arbeit über „Gemeinschaftsformen jugendlicher Mädchen“ von Gertrud Herrmann schon hinzielte) erscheint aber bei Franzen-Hellersberg die von der „vitalen Existenzform“ der jugendlichen Arbeiterin. Das Jugenderlebnis der Proletarierin hat positive Inhalte (Freund, Sexualverkehr, gemeinsames Sonntagsvergnügen zu mehreren Paaren, Schwimmen, Tanzen, Kino, Schmuck, schöne Kleider usw.) zum Gegenstand. Ihre Vorstellung der Weltordnung ist durch dieses Früherlebnis festgelegt. („Dagegen ist die Pubertätszeit kultivierter Mädchen ausgefüllt von Reflexionen über sich und über die Welt. Ihnen scheint noch alles unsicher und fragwürdig. Proletarische Mädchen aber erfahren einen primitiven, letzten Sinn ihrer Existenz durch ihr höchst realistisches Reifeerlebnis.“) Die drei andern Arbeiten nehmen ihre Maßstäbe für die Gruppierung und Auswertung ihrer Beobachtungen zuletzt doch aus dem Reifeerlebnis des „kultivierten“ Mädchens. Hier zum erstenmal ist die existentiale Eigenform der körperlich arbeitenden Frau in voller Klarheit erkannt und ausdrücklich zugestanden. Daß demgegenüber die pädagogischen Konsequenzen, die Hildegard Jüngst aus ihren Feststellungen zieht, fragwürdig anmuten, ist nur selbstverständlich. Auch die Arbeit von Franzen-Hellersberg ist gewiß noch mehr Anfang als Ende, aber eine Häufung von Erkenntnissen jedenfalls, mit denen jede sozialpsychologische wie sozialpädagogische Arbeit der Zukunft sich wird auseinandersetzen müssen.

Karl Mennicke (Frankfurt a. M.).

Künkel, Fritz, *Grundzüge der politischen Charakterkunde. Junker und Dünnhaupt. Berlin 1931. (118 S.; RM. 4.80)*

Aufgabe einer politischen Charakterkunde ist nach K. die Erforschung der Wechselwirkung zwischen ich und wir (Individuum und Kollektiv) von einem „psychophysisch neutralen“ Standpunkte aus. Die Grundlage aller politischen Charakterkunde sei in den Sätzen von Karl Marx enthalten, daß das Bewußtsein der Menschen vom gesellschaftlichen Sein bestimmt werde und daß Umstände und Erziehung, deren Produkt der Mensch sei, eben von dem Menschen verändert werden, daß der Erzieher selbst erzogen werden müsse.

In den Mittelpunkt rückt K. die innere Krise des einzelnen und deren produktive Lösung im Sinne einer Anerkennung der Forderungen der Wirklichkeit und der Gemeinschaft („Wirhaftigkeit“). Echte Führer sind diejenigen, die in privaten Krisen ihre Ichhaftigkeit überwunden haben. Bei genauer Charakteranalyse zeigt sich, daß gewisse Mitläufer des Radikalismus an Stelle einer inneren Revolution in die äußere geflohen sind. „Nicht das Proletariat steht als vorwärts treibende Kraft dem hemmenden Bürgertum gegenüber, sondern die wenigen reifenden Menschen, die es gibt, stehen im Bürgertum ebenso wie im Proletariat einer hemmenden Masse von Mitläufern gegenüber.“ — Die Charakterform, unbewußt und in der frühen Kindheit erworben, ist das Resultat „ichhafter“ Erziehung. Der Erzieher ist aber letzten Endes eindeutig von der Gesellschaftsform bestimmt. Im Zeitalter des Individualismus und der Privatwirtschaft gibt es nur ichhafte Erzieher. Aber die Änderung der Gesellschaft erfolgt bloß auf die ernsthafte Charakter-

krise des einzelnen hin, in welche er durch die unerbittliche reale, soziale Not getrieben wird. Die Entscheidung aber ist frei, keine historische Notwendigkeit und keine Mechanik der Gehirnmoleküle kann sie beeinflussen.

Auf die zugrunde liegende Auffassung vom Menschen kann hier nicht eingegangen werden, da dies in eine Kritik der Adlerschen Individualpsychologie einmünden müßte. Manchmal sind allzu einfach auf soziale Probleme die Gesichtspunkte angewandt, die sich in der Kinderstube bewähren mögen. Doch ist die Herkunft K.s aus der psychotherapeutischen Arbeit wohltuend fühlbar ebenso wie das ehrliche Ringen mit den Problemen und Nöten der Zeit. Das Buch ist ganz im Dienst wirklicher Anwendbarkeit geschrieben; es kann einen guten Einblick in die individualpsychologische Gedankenwelt speziell Künkelscher Prägung geben.

S. H. Fuchs (Frankfurt a. M.).

Behrendt, Richard. *Politischer Aktivismus. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. (178 S.; RM. 5.80)*

Neurotiker, denen die Einordnung in die Gesellschaft Schwierigkeiten macht, erreichen sie, indem sie sich die Umgestaltung derselben zum Ziel setzen; Narzisten, denen es unmöglich ist, mit Gleichen zusammenzuleben, gelingt ein soziales Dasein, indem sie sich zu Herrschern machen. Mit dem Wegfall einer Reihe leidkompensierender Kulturgebilde (Religion usw.), mit der zunehmenden Rationalisierung und Technisierung des modernen Lebens verfallen ganze gesellschaftliche Gruppen, insbesondere Intellektuelle, einer neurotischen Asozialität und können den Anschluß an das soziale Leben nur auf dem Umweg über revolutionären politischen Aktivismus finden. Diese Tatsachen, die der Schrift von B. zugrunde liegen, sind richtig und altbekannt. Ein wahrer Skandal ist es aber, daß er sie für das Entscheidende an der Psychoanalyse und Soziologie der politischen Aktivität hält. Diese Behauptung stützt B. mit der These, daß alle politischen Inhalte bloß akzidentell seien, im Wesen sei Politik nichts als Aktivität um der Aktivität willen. Eine Behauptung, die durch nichts als eine Zitatensammlung aus Michels, Scheler, Wiese, Treitschke, Taine, Sorokin usw. gestützt wird. Schlußfolgerung: jede Änderung der Gesellschaft sei nutzlos, da sie ja die unbewußten Triebkräfte der Krankheit „politische Aktivität" doch nicht beseitige. Wie man sieht, lohnt eine Spezialkritik nicht. Nur auf zweierlei sei hingewiesen. Das Resultat, politische Aktivität sei im Wesen nur Neurose, ergibt sich aus der vorgefaßten Meinung von der Nichtigkeit aller spezifisch politischen Inhalte, d. h. die für die Untersuchung angeblich grundlegenden psychoanalytischen Einsichten sind nichts als Aufputz der antipolitischen Grundthese, die ohne diese Scheinpsychologie doch allzu wenig eindrucksvoll wäre. Denn — dies ist das zweite — es ist Scheinpsychologie, weil der Begriff der neurotischen Asozialität zu weit ist, um eine konkrete psychologische Typologie des Politikers zu ermöglichen, und weil eine solche Typologie überhaupt nur möglich wäre, wenn der Gesichtspunkt der psychischen Struktur mit dem der Klassengebundenheit und der politischen Situationsnotwendigkeiten kombiniert würde. Selbst psychologisch ist B.s Schrift belanglos. Zum Glück beginnen in letzter Zeit auch autoritative Psychoanalytiker — ich nenne nur O. Fenichel — gegen die scheinbare

Fundierung falscher Soziologien auf schlecht verarbeitete psychoanalytische Lesefrüchte zu protestieren. Franz Borkenau (Wien).

Privat, Edmond, *Le choc des patriotismes. — Les sentiments collectifs et la morale entre nations. Félix Alcan. Paris 1931. (179 S.; frs. 15.—)*

P. untersucht das Massengefühl „Nationalismus" und seine Bedeutung im Zusammenleben der Nationen. Nach ihm sind nicht nur — bereits hinlänglich behandelte — ökonomische und politische Faktoren bestimmend für die Haltung der Massen, sondern auch ihre Gefühle und Religionen. Im Nationalismus sieht P. eine solche Religion. Diese stünde in krassem Gegensatz zur Individualmoral: Mord, Raub, Vergewaltigung und Verleumdung seien oberster pflichtmäßiger Dienst an ihr, Kritik und Besinnung aber Sakrileg. Kennzeichen des Nationalismus seien Intoleranz und Feindseligkeit gegen alles Fremde, die sich noch bis in die Sprachbildung auswirkten. Schule, Presse und Kirche nährten dieses Massengefühl. Jede große Idee bedürfe der Mystik, um die Massen mitzureißen; die des Nationalismus seien die schmetternden Hymnen, flatternden Fahnen, die Tradition des Heroismus. Notwendig müsse diese Einstellung zum Konflikt mit anderen gleichen Nationalismen führen, der nur im blutigen Kriege gelöst werden könne. Nach dieser Darstellung wirft P. die große Menschheitsfrage auf, ob es denn notwendig so sein müsse, ob die Hekatomben, die der Nationalismus fordere, nicht zu vermeiden, Toleranz und friedliche Lösung der Gegensätze im Zusammenleben der Nationen nicht möglich wären. Und er bejaht diese Frage. Über dem engen Nationalismus beginne eine neue Massenmoral sich durchzuringen, die im Einklang mit der Einzelmoral: „Du sollst nicht töten" die Nationen durch die Menschheit ersetze. In der S. d. N., im Esperanto, in Ghandis „non-violence"-Bewegung und in Polens passivem Erdulden roher Mordgewalt 1861 sieht P. erste Keime, die er begrüßt. Nur die Mystik fehle dieser neuen Religion noch, und daher stoße sie auf Widerstände im Massenempfinden.

P. steht hart an der Grenze der Psychologie, auf die er sich auch ab und zu beruft, ohne aber ihre Methodik oder ihr Aufgabenbereich einzuhalten. Über die Entstehung des Nationalismus sagt er nichts: „Im 20. Jahrhundert übernimmt Europa von Asien dessen herrschende Religion . . . den Nationalismus". Die moderne Psychologie weiß, daß die Existenzbedingungen Massengefühle gestalten und berücksichtigt sie in ihrer Anamnese (cf. Fromm, „Psychoanalyse und Politik", Psychoanalytische Bewegung, III, 5 u. Fromm, „Entwicklung des Christusdogmas", Wien 1931). Mystik um Religionen aber ist oft nur der Fetisch, hinter dem sich das Interesse verbirgt. Aufgabe der Psychologie ist es, den Mechanismus zu erklären, in dem die Masse auf die realen Untergründe ihrer Existenz reagiert. P., der im Nationalismus einen gegebenen selbständigen Faktor erblickt, dessen Entstehung er nicht untersucht, ist an dieser Frage vorbeigegangen. So gibt er wohl ein scharfes Abbild des Nationalismus, aber keine Analyse, obwohl er sieht, daß innerhalb jeder nationalistischen Gruppe „les classes opprimées", deren Interessen sich nicht mit denen der Gruppe decken, Träger seiner neuen internationalen Religion sind . . . genau so bereit zum blutigen,

intoleranten Kampf für ihre Religion wie die Anhänger des Nationalismus für diesen. Verdienstvoll aber ist jeder Pionierversuch, der in das bislang noch so rätselhafte Gebiet der Massenpsychologie vordringt, und ein Erfolg ist es schon, eine Darstellung gegeben zu haben, auf der die Analyse aufbauen kann. Emil Grünberg (Frankfurt a. M.)

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Brügel, Fritz und Benedikt Kautsky, *Der deutsche Sozialismus von Ludwig Gall bis Karl Marx. Heß. Wien, Leipzig 1931. (302 S.; br. RM. 6.—, geb. 7.50.)*

In der letzten Zeit regt sich das Interesse am deutschen Frühsozialismus. Während aber K. Mielcke in seinem „Deutschen Frühsozialismus" nur Weitling und Heß in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, versuchen Fritz Brügel und Benedikt Kautsky in dem vorliegenden „Lesebuch des Sozialismus" „den Entwicklungsgang der sozialistischen Idee in Deutschland von Ludwig Gall bis zum ‚Kapital' von Karl Marx und dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein von Lassalle, also den Weg von der Utopie bis zur wissenschaftlichen und politisch-praktischen Formulierung, an der Hand von ausgewählten wissenschaftlichen und politischen Dokumenten darzustellen. Einundvierzig Lesestücke sind in chronologischer Reihenfolge geordnet. Neben bekannteren Namen wie Ludwig Gall, Georg Büchner, Weitling, Rodbertus, Engels, Moses Heß, Lorenz von Stein, Ferdinand Lassalle findet man auch weniger bekannte Lesestücke von Bettina von Arnim und vor allem manches aufschlußreiche anonyme Schriftstück. Es ist klar, daß die Auswahl sich auf typische Stellen beschränken mußte und daß Karl Marx ausgiebig zu Wort kommt. Es ist den beiden Herausgebern damit gelungen, ein lebendiges Bild des deutschen Frühsozialismus zu zeichnen, das durch die knappe und übersichtlich geschriebene Einleitung wertvolle Untermalung erfährt. Emil J. Walter (Zürich).

Louis, Paul, *Les idées essentielles du socialisme. Marcel Rivière. Paris 1931. (204 S.; frs. 12.—)*

Der Historiker des französischen Sozialismus und der französischen Arbeiterklasse sucht in seinem neuesten Buche Klarheit über die letzte Entwicklung des Weltsozialismus zu gewinnen. Ausgehend von der Tatsache, daß die sozialistischen Parteien zersplittert, ihre revolutionäre Kraft geschwächt, ihre theoretische Einstellung und Schulung gegen frühere Epochen zurückgegangen und die Kämpfe zwischen den beiden sozialistischen Hauptlagern der Kommunisten und der Sozialdemokraten zu einem erbitterten Bruderkrieg ausgeartet sind, stellt er die Frage, ob die marxistischen Thesen noch gelten, ob die Gedanken der sozialen, ökonomischen Revolution und der vorübergehenden Diktatur des Proletariats noch Lebenskraft haben. L. gibt zu diesem Zwecke eine planmäßige und klare Übersicht über die im Sozialismus widerstreitenden Hauptströmungen und bewertet sie an den tatsächlichen Ereignissen. Dabei prüft er die wichtigsten marxi-

stischen Thesen, wiegt sie gegen die Theorien der Reformisten ab und kommt zur Schlußfolgerung, daß diese Thesen heute noch Geltung haben, daß nur durch die soziale-ökonomische Revolution eine Änderung der Lage der Arbeiterklasse möglich sei, während die Geschehnisse der letzten Zeit die Sinnlosigkeit der Teilnahme an einer bürgerlichen Regierung zeigten, durch die nur der zu stürzende Staat gegen die Revolution verteidigt werde. Die Kommunisten freilich sind nach L. Marx insofern untreu geworden, als sie den Grundsatz der Einigkeit des Proletariats verlassen haben und in sektenhafter Abgeschlossenheit in ihren Reihen Gewissensterror üben. So seien sie Anlaß neuer Spaltungen und somit einer neuen Schwächung des Proletariats geworden. Die vorübergehend unerläßliche Diktatur des Proletariats dauere in Rußland bereits zu lange an und werde in gleicher Form in Westeuropa unbedingt einen Sieg der Reaktion bedeuten. Trotz aller Fehler aber sei die russische Revolution der kostbarste Besitz der Arbeiterklasse und unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu schützen: sie bedeute den ersten sozialistischen Keil im kapitalistischen System. Die Arbeiterklasse aber müsse — und dies ist sein endgültiges Ergebnis — wieder geeint werden. Nicht eine militante, terrorisierende Minderheit, sondern die Gesamtheit des Weltproletariats allein könne die Befreiung herbeiführen.

Diese Ideen sind flüssig und leicht dargestellt. Sie ermangeln aber der Tiefe und theoretischen Fundierung. L. hält sich an die allgemeinste Form der marxistischen Thesen, wie sie im „Kommunistischen Manifest" niedergelegt sind. Er verteidigt die materialistische Geschichtsauffassung, ohne sie aber auf seine eigene Fragestellung anzuwenden. Nirgends versucht er einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Ereignissen und den von ihm besprochenen Thesen und Handlungen der Sozialisten herzustellen. Dadurch verliert sein Versuch, die Marxsche Lehre zu verteidigen, wesentlich an Wert. In seiner Polemik bringt er kein neues Argument, sondern begnügt sich, die bekannten in allerdings klarer und scharfer Form herauszuarbeiten. Am wertvollsten ist das Kapitel „L'expérience social-démocrate et l'expérience communiste", in dem er diese beiden Hauptrichtungen des Sozialismus und ihre bisherigen Erfahrungen und Erfolge gegeneinanderstellt. Der große Wert des Buches liegt aber in der leichten und verständlichen Darstellung der prinzipiellen Gedanken des Sozialismus, zumal des wissenschaftlichen Sozialismus, und der historischen Tatsachen.

Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Mielcke, Karl, *Deutscher Frühsozialismus. Gesellschaft und Geschichte in den Schriften von Weitling und Heß. J. G. Cottasche Buchhandlung. Stuttgart und Berlin 1931. (XII, 199 S.; RM. 9.50)*

Goitein, Irma, *Probleme der Gesellschaft und des Staates bei Moses Heß. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (VI, 181 S.; RM. 8.80)*

Mit Recht betont Mielcke, daß die Theoretiker des Sozialismus vor Marx selbständige richtige Denkansätze und Sehweisen entwickelt haben. Er sucht daher den Anteil von Weitling und Heß, den beiden bedeutenden Vertretern des deutschen Frühsozialismus, am Gesamtbau des Sozialismus zu würdigen. Leider bleiben in seiner Arbeit die Beziehungen des deutschen Frühsozialismus zum französischen Sozialismus einerseits, zur deutschen

Philosophie und zum Marxismus andrerseits einer kurzen Schlußbetrachtung vorbehalten. Die Formeln, auf die M. die Bestrebungen von Weitling und Heß gemeinsam zu bringen meint: Organisation der Erziehung, Organisation der Arbeit, Idee des Rechts, eröffnen sehr weitgehende Parallelen gerade in einer international vergleichenden Betrachtung. Weitling und Heß faßten ihre Gedanken nicht zu einem geschlossenen System. Die Schrift von M. gibt daher zuerst eine getrennte Gegenüberstellung der philosophischen Ausgangspunkte, der Gesellschaftsanschauungen und der Geschichtsanschauungen von Weitling und Heß. Der Verf. ist der Ansicht, Weitlings System sei konstruiert, ohne daß die Entwicklungstendenzen der voraufgegangenen Zeit gewürdigt seien, während Heß dagegen wisse, daß der Sozialismus, wie er durch die Entwicklung des Geistes gebieterisch gefordert werde, auch seine Voraussetzungen in realen Verhältnissen habe. Dagegen sprechen aber u. E. Weitlings Hinweise auf die notwendigen Übergangslösungen. Weitlings Aufsätze in der „Republik der Arbeiter" werden leider, weil ihre Veröffentlichung erst in spätere Zeit nach Erscheinen des „Kommunistischen Manifestes" fällt, vom Verf. nicht berücksichtigt. Die Gesellschaftslehre Weitlings scheint uns in ihrem historischen Gehalt mit seiner Geschichtsauffassung nicht so lose verbunden. M. selbst hat den soziologischen Entwicklungsgedanken Weitlings sehr deutlich herausgestellt: die Auflösung der überlieferten, in der inneren Harmonie der Menschen garantierten Ordnung, die Vereinzelung des Individuums im Zusammenhang mit der Entwicklung des Eigentums und die Ausbildung einer neuen Sozialordnung auf der Grundlage gemeinsamen Zweckinteresses, die, insoweit in ihr das Wissen als Ausdruck des geistig-moralischen Lebens die Menschen zusammenhält und das gesellschaftliche Leben gestaltet, ideeller Natur ist. Ganz richtig kennzeichnet der Verfasser Weitlings Stellung zum religiösen Sozialismus: Glaube ist ihm eine bloße Vorstufe des Wissens, an der Religion wird vor allem die ethische Seite gesehen. Dieser naturrechtlich begründeten Gesellschaftslehre entspricht auch Weitlings Fortschrittsgedanke im Geiste der Aufklärung. Die widersprechenden Anklänge an Rousseau sind eine leicht verständliche Wendung des Revolutionärs zum Mythos. Der Vergleich mit Moses Heß wird deshalb so schwer, weil hier fraglos sehr voneinander verschiedene Epochen der Gesellschafts- und Staatskritik von Heß unterschieden werden müssen.

Das Gemeinsame bleibt, daß der Sozialismus von Heß, wie Irma Goitein hervorhebt, immer — welche Wandlungen er auch erfuhr — ethisch fundiert und ethisch orientiert war. Weiter sei hingewiesen auf die auffallend übereinstimmenden Züge in dem anonym erschienenen Aufsatz in den Rheinischen Jahrbüchern, dessen Verfasserschaft Goitein erstmalig Heß zuschreibt. Die Arbeit von Irma Goitein zeigt die Stellung von Moses Heß zwischen Idealismus und historischem Materialismus an seinem sozialistischen Entwicklungsgang auf. Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge werden so in den einzelnen Phasen des Schaffens von Heß sichtbar. Die Gesellschafts- und Staatskritik der Strauß, Bauer, Feuerbach, des Junghegelianismus kennzeichnet die geistige Situation der Erstlingswerke von Heß. Der zunehmende Einfluß von Feuerbach und Fichte findet dann seinen Niederschlag in einer Radikalisierung des Heßschen Sozialismus. Ein drittes

Stadium bedeutet die Zeit seiner Auseinandersetzung mit Marx, Proudhon, Herzen. Besonders wertvoll ist in diesem Zusammenhang die Veröffentlichung bisher ungedruckter Handschriften und Briefe von Heß, sowie der Abdruck der seltenen Broschüre von Heß „Roter Katechismus für das deutsche Volk“ und der anonym erschienenen Abhandlung „Kommunistisches Bekenntnis“. Kurt Moldenhauer (Berlin).

Brentano, Lujo, *Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands. Eugen Diederichs. Jena 1931. (423 S.; br. RM. 14.50, geb. 18.—)*

Der Titel dieser Memoiren ist kennzeichnend für den Menschen und sein Werk. Brentano war ein Kämpfer sein Leben lang, und wenn die zahlreichen Schriften, die er im Laufe von sechs Jahrzehnten veröffentlichte, auch einen sehr weiten Kreis theoretischer und praktischer Fragen berührten, so stand im Zentrum seiner Untersuchungen doch die Problematik der modernen wirtschaftlich-sozialen Entwicklung — eine Problematik, die den Ausgangspunkt für seine wissenschaftliche Arbeit bildete und zu der er immer wieder zurückkehrte.

Brentano war Liberaler, aber einer, der sich mehr als dem deutschen dem „sozialpolitisch“ orientierten Liberalismus Englands verbunden fühlte, jenes Landes, dessen ökonomische und politische Anschauungen und Einrichtungen für seine Ideenwelt schon frühzeitig von entscheidender Bedeutung wurden. Sein erstes großes Werk, die zweibändigen „Arbeitergilden der Gegenwart“ (1871/2) brachte sozusagen die „Entdeckung“ der englischen Gewerkvereine für Deutschland, und am Ende seines wissenschaftlichen Schaffens steht die umfassende „Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands“ (1927ff.). Seine Untersuchungen führten ihn, den „Bürgerlichen“, an die Seite der Arbeiterschaft, deren berechtigte Forderungen er in Wort und Schrift gegen den Interessentenansturm zu Zeiten verteidigte, in denen solche Haltung noch nicht oder nicht mehr als „zeitgemäß“ galt. Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und echte Humanität — das waren die Leitsterne seines Lebens, die Ideale, für die er auf wirtschafts- und sozialpolitischem, aber auch auf staats- und hochschulpolitischem Gebiete unzählige Kämpfe führte, die sich in dem vorliegenden Erinnerungswerk widerspiegeln.

Die berühmte Familie, der Brentano entstammte und deren Geschichte er einleitend mit Stolz und Liebe schildert, vermittelte ihm Beziehungen zu zahlreichen politisch einflußreichen Persönlichkeiten, von denen mancher bemerkenswerte Zug berichtet wird und die sich vielfach seines sachkundigen Rats bedienten. Mit seinen englischen Gesinnungsfreunden verband ihn ein Treueverhältnis, das durch den Krieg nur eine vorübergehende Trübung erlitt. Nicht zuletzt diese Freundschaft hat es ihm ermöglicht, Deutschland wertvolle politische Dienste zu leisten, wenn er auch offizielle politische Missionen (so das der Öffentlichkeit bisher kaum bekannt gewordene Angebot, als erster Botschafter der Republik nach Washington zu gehen) stets abgelehnt hat.

Man pflegt B. meist zur sog. „jüngeren historischen Schule“ der Nationalökonomie zu zählen, doch wird man Inhalt und Methode seines Werkes mit

einer solchen Klassifikation kaum gerecht. Gewiß nimmt das Historische einen breiten Raum bei ihm ein, aber es hat die Theorie nicht überwuchert, und seiner Grundauffassung entsprechend, die im Menschen „Ausgangs- und Endpunkt der Volkswirtschaft" sieht, sucht er die ökonomisch-sozialen Entwicklungen nicht mechanistisch, sondern soziologisch zu erkennen und zu deuten. Sorgsamstes Detailstudium hindert ihn freilich, mag es sich nun um Einzelfragen des Gewerkschafts- oder Wohnungswesens, der Lohntheorie, der Agrarreform, des Kartellwesens usw. handeln oder um zusammenfassende geschichtliche Darstellungen wie das Englandbuch oder die antike Wirtschaftsgeschichte, sich in allgemeine Phrasen zu verlieren. Stets hat sein strenges wissenschaftliches Gewissen sein leidenschaftliches Kämpfertemperament zu zügeln gesucht.

Seine Lebenserinnerungen geben so das Bild einer machtvollen, geschlossenen und geradlinigen Persönlichkeit. Sie schließen mit einer Motivierung seines Austritts aus dem — von ihm selbst mit begründeten — „Verein für Sozialpolitik", den er vollzog, weil dieser zu den großen sozial- und handelspolitischen Fragen der Gegenwart nicht jene Stellung einnahm, die seine Tradition ihm nahegelegt hätte. Noch die letzte Seite des Buchs zeigt in ihren anklägerischen Fragen an die Vereinsleitung den ungebrochenen Kämpfer für wirtschaftliche Vernunft und soziale Gerechtigkeit, ausklingend in den Satz: „Ich verstehe diese Politik nicht; will man eine soziale Revolution?" Fritz Neumark (Frankfurt a. M.).

Harnack, Arvid, *Die vormarxistische Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten. Gustav Fischer. Jena 1931. (X u. 167 S.; geb. RM. 8.—)*

Der Verfasser der vorliegenden Studie hat in den Jahren 1926 bis 1928 dank der Unterstützung des „Laura Spelman Rockefeller Memorial" vor allem in Wisconsin und Washington die Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung studiert. Die vorliegende Arbeit bildet „den ersten Teil einer Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung".

Als vormarxistische Periode wird von H. die Periode von 1792 bis 1857 bezeichnet. In einem einleitenden Kapitel wird zunächst der ökonomische und politische Hintergrund aufgezeigt, auf dem sich die amerikanische Arbeiterbewegung dieser Zeit bewegt. Sich stark an Friedrich Lists Wirtschaftsstufentheorie anlehnend, zeichnet der Verfasser ein anschauliches Bild der geographischen, bevölkerungspolitischen und staatsrechtlichen Grundlagen der amerikanischen Wirtschaft, der wirtschaftlichen Entwicklung und der Entwicklung der Klassengegensätze zwischen Industrie, Großgrundbesitz und Farmern und innerhalb der Industrie selbst. Von großem Einfluß auf die Arbeiterbewegung waren die Wirtschaftskrisen, die in Amerika ganz besonders scharfe Formen annahmen, so jene von 1819, 1837 und 1857. Die Leiter der aufstrebenden Industrie des Nordostens und die Sklavenbesitzer des Südens waren die Hauptfaktoren der Politik der Vereinigten Staaten. Nach und nach schoben sich zwischen diese beiden Klassen die Farmer, welche der Freilandbewegung und der Antisklavenbewegung schließlich zum Sieg verhalfen.

Die Arbeiterbewegung stützte sich in der vormarxistischen Periode vor allem auf die Arbeiter der von Verlegern und Kaufleuten abhängigen Betriebe. Die Fabrikarbeiterschaft wurde damals von der Arbeiterbewegung kaum erfaßt. „Der freie Mann auf freier Scholle und der selbständige Handwerker war das Ziel."

Die vormarxistische Periode zerfällt in vier Unterabschnitte. Die erste Periode, die der ersten Gewerkschaften, begann 1792 und endete in den Krisenjahren 1814 bis 1819. Die Schuhmacher und die Drucker der Küstenstädte suchten durch gewerkschaftlichen Zusammenschluß ihre Lage zu verbessern. Durch Monopolisierung des Arbeitsmarktes, Kontrolle des Lehrlingswesens und auch durch Streiks suchten sie ihr Ziel zu erreichen, erlagen aber bald der Gegenwehr der Arbeitgeber und der richterlichen Rechtsprechung. In der langdauernden Depressionsperiode nach 1815 mißlangen alle gewerkschaftlichen Versuche. Deshalb versuchten die Arbeiter in den Jahren 1827 bis 1832 durch die Beeinflussung des Staates ihre Lage zu verbessern. Arbeiterparteien vermochten in einzelnen Staaten vorübergehende Wahlerfolge zu erzielen, aber innere Spaltungen ließen die Bewegung bald zusammenbrechen. Sie gewann nur indirekten Einfluß auf die Entwicklung, indem der Forderung auf öffentliche Schulen, Abschaffung der Schuldhaft, strengere Überwachung der Banken, Abschaffung der Miliz und der Fabrikgesetzgebung vorgearbeitet wurde. Mit der Besserung der Wirtschaftslage setzt um 1833 wieder die gewerkschaftliche Bewegung auf verbreiterter Basis ein. In New York werden 1833 über 30 Gewerkschaften gegründet. Die Zahl der Streiks steigt. Es kommt zur Bildung von Ortskartellen, Zentralgewerkschaften und einem Zentralkartell. Aber die Arbeiter der Fabrikindustrie werden kaum erfaßt. An vielen Orten führten die Kämpfe für den Zehnstundentag zum Erfolg. Die Einzelheiten der Organisation entsprechen modernen gewerkschaftlichen Grundsätzen. Aber die schwere Krise des Jahres 1837 bedeutete auch für diese zweite Periode der Gewerkschaftsbewegung das Ende. Die letzte Periode von 1837 bis 1857 ist die der Reformer. Albert Brisbane, der Schüler Fouriers, regte in den Jahren 1843/44 die Gründung zahlreicher „phalanstères" an, die aber in der Mehrzahl nach kurzer Frist wieder zusammenbrachen zufolge des Fehlens der Rechtspersönlichkeit, des Kapitalmangels, ungeschickter Leitung oder innerer Streitigkeiten. G. H. Evans verfocht die Landreform, das Recht des amerikanischen Bürgers auf gleichmäßige, unentgeltliche Zuteilung von Land und leitete damit einen der heißesten Kämpfe der Geschichte des amerikanischen Parlaments ein. Er erlebte den Sieg seiner Idee durch die Annahme des Heimstättengesetzes 1862 nicht mehr, da er schon 1856 verschied. Die Konsumgenossenschaftsidee wurde seit 1842 durch die „New England Workingsman Association" intensiv gefördert. Der Bürgerkrieg zerstörte aber diese Ansätze zu einer starken Konsumgenossenschaftsbewegung, indem etwa noch bestehende Unternehmungen sich in privatwirtschaftliche Gesellschaften umwandelten. Endlich lebte die Bewegung für den Zehnstundentag wieder auf und faßte in den Fabriken Fuß.

Wenn man auch im einzelnen der vorliegenden Arbeit eine tiefer schürfende Analyse der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Perioden wünschen möchte, ist sie doch ein anregendes Werk, das durch die

Skizzierung amerikanischer Verhältnisse indirekt manches Streiflicht auf die Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung fallen läßt.

Emil J. Walter (Zürich).

Posse, Ernst H., *Der Marxismus in Frankreich 1871—1905. Prager. Berlin 1930. (82 S.; RM. 3.50)*

Der „Marxismus" wurde in Frankreich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in der Form des „Guesdismus" rezipiert, ganz ebenso wie er in der gleichen Periode in Deutschland in der Form des „Kautskyanismus", in wieder anderen spezifisch verschiedenen Formen in Italien und in Rußland rezipiert worden ist. Aber während der kautskyanische deutsche Marxismus in dem Lande der „demokratischen und revolutionären Ohnmacht" (Jaurès) in dieser Periode eine zwar nur ideologische, aber in dieser Form auch fast unbestrittene Vormachtstellung innerhalb der sozialistischen Gesamtbewegung einnahm, mußte der Guesdistische französische Marxismus unter den ganz anders gearteten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen der dritten Republik fast vom ersten Augenblick seiner Existenz an die praktische Brauchbarkeit seiner theoretischen Prinzipien für die wirkliche Aktion der Arbeiterklasse bewähren und hierbei zugleich noch einen unaufhörlichen scharfen Konkurrenzkampf gegenüber den aus der früheren Entwicklung überlieferten und den aus der lebendigen Entwicklung neu entstehenden Theorien und Taktiken bestehen. P. zeigt, wie in diesem jahrzehntelangen Ringen der Guesdismus einerseits seinen anfänglich absoluten, revolutionär-proletarischen Charakter mehr und mehr einbüßt und am Ende fast am äußersten rechten Flügel der damaligen sozialistischen Gesamtbewegung angelangt ist, wie aber andererseits zugleich in dieser Periode die von den beiden Alten in London bis zu ihrem Tode stets als „unsere Partei" bezeichnete Gruppe Guesdes die erfolgreichste Erziehungsarbeit geleistet und der Gesamtbewegung in einer im Guten und Bösen noch heute nachwirkenden Weise ihren marxistischen Stempel aufgedrückt hat.

Ist angesichts dieser widerspruchsvollen Entwicklung die herkömmliche Auffassung begründet, nach welcher der formelle Sieg der marxistisch-guesdistischen Minderheit über die reformistische und zentristische Mehrheit des Pariser Einigungskongresses von 1905 einen Sieg des revolutionären proletarischen Klassenstandpunktes in der französischen Arbeiterbewegung der Vorkriegszeit bedeutet? Zu dieser Frage hat der Autor in dem hier rezensierten Buche nicht mehr klar und eindeutig Stellung genommen. Er läßt zwar in seiner Darstellung der Kritik, die seit der Jahrhundertwende einerseits vom revolutionären Syndikalismus (Pelloutier, Lagardelle, Sorel), andererseits von der Richtung Jaurès am französischen Guesdismus und deutschen Kautskyanismus geübt worden ist, deutlich genug erkennen, daß er diese kritischen Angriffe im einzelnen als begründet ansieht. Er bleibt aber gleichwohl in seiner Gesamtbeurteilung der von ihm behandelten geschichtlichen Entwicklungsphase bei dem konventionellen Schema ausdrücklich stehen. Insofern besteht zwischen dem formell ausgesprochenen und dem wirklichen Resultat seiner Darstellung ein unbehebbarer Widerspruch, der noch deutlicher hervorträte, wenn der Autor seine Untersuchung

nicht von vornherein in zweifacher Hinsicht, zeitlich auf die Entwicklung bis 1905, sachlich auf die im engeren Sinne „politische“ Bewegung, eingeschränkt hätte. Trotz des ungelösten Restes von Zweideutigkeit in ihrem formellen Resultat hat die Schrift von P. durch ihren materiellen Inhalt zu der Lösung der schwierigen Aufgabe, einen „von der Parteien Gunst und Haß verwirrten“ wichtigen Abschnitt der wirklichen Entwicklungsgeschichte des Marxismus kritisch-wissenschaftlich aufzuklären, einen wesentlichen Beitrag geleistet. Karl Korsch (Berlin).

Wirz, J. Paul, *Der revolutionäre Syndikalismus in Frankreich. Girsberger & Co. Zürich 1931. (XI u. 214 S.; schw. frs. 13.75)*

Die vorliegende Arbeit bildet ein weiteres Glied der von Prof. Saitzew in den „Zürcher Volkswirtschaftlichen Forschungen“ systematisch geförderten Studien über den französischen Sozialismus. W. beschreibt zunächst die Entstehung des revolutionären Syndikalismus, wobei in interessanter Weise die 1895 erfolgte Gründung der „Confédération Générale du Travail“ (C. G. T.) in die Entwicklung der französischen Arbeiterbewegung eingereiht wird. Unter revolutionärem Syndikalismus definiert der Verf. die Prinzipien, welche die Mehrheit der C. G. T. in den Jahren 1902—1914 geltend machte: 1. die Berufsorganisation wird als Zelle der zukünftigen Gesellschaftsordnung betrachtet, 2. die föderalistische Organisation, 3. die Betonung des absoluten Klassengegensatzes von Arbeiter und Unternehmer, der zur Revolution und zum Siege des Proletariates führen müsse, 4. der Antietatismus, die Ablehnung der parlamentarischen Kampfmethoden.

In einem zweiten „Die Organisation des revolutionären Syndikalismus“ überschriebenen Teil untersucht W. die Organisationsprobleme der C. G. T., das Problem der Industrieverbände, das föderalistische Prinzip in der syndikalistischen Organisation, die Abneigung der revolutionären Minderheit gegen eine prozentuale Vertretung im syndikalistischen Kongreß. Der dritte Teil ist dem „Antietatismus“ gewidmet, der vierte Teil der „Sozialpolitik des revolutionären Syndikalismus“. Einzig auf dem Gebiete der Organisation des Arbeitsmarktes hat der Syndikalismus durch Errichtung von Arbeitsbörsen einige Erfolge erzielt. Der Ausbruch des Weltkrieges vollendete die Zersetzung der Prinzipien des revolutionären Syndikalismus. In der Gegenwart deckt sich das Programm der C. G. T. mit dem Programm der sozialistischen Partei, während der linke abgespaltene Flügel der französischen Gewerkschaften der Parole der Kommunisten folgt.

Die vorstehend gebotene Skizze des Inhaltes der Dissertation von Wirz läßt vielleicht mehr erwarten, als die Arbeit wirklich bietet. So breit sie angelegt scheint, so krankt sie doch an wesentlichen methodischen Mängeln. W. schrieb eine geisteswissenschaftliche Studie, die wohl treffende Bemerkungen enthält, als Ganzes aber nicht befriedigt. Es fehlen vor allem Daten und statistische Angaben. Sogar im Kapitel „Biographisches“ sucht man vergeblich nach einigen Lebensdaten der bedeutendsten syndikalistischen Führer. Ebenso spärlich sind die Angaben über die organisatorische Entwicklung des revolutionären Syndikalismus. Wichtiger als eine „geisteswissenschaftliche“ Untersuchung der Gedankenwelt des revolutionären Syndikalismus wäre eine anschauliche Beschreibung

seiner soziologischen Grundlagen und eine lebendige Schilderung der französischen Arbeiterbewegung gewesen. So aber bietet die Schrift bloß eine Darstellung der Ideen des revolutionären Syndikalismus, wie sie sich im Kopfe des Verf. spiegeln. Ob W. Endgültiges zu sagen vermochte, läßt sich daher nicht entscheiden.

Emil J. Walter (Zürich).

Saposs, David J., *The Labor Movement in Post-War France. Columbia University Press. New York 1931. (508 S., $ 6.—)*

S. ist ein Schüler des bekannten Historikers der amerikanischen Arbeiterbewegung John R. Commons. Zur Zeit unterrichtet er an der Schule der American Federation of Labor, am Brookwood College. Aus beidem ergibt sich der Blickpunkt, von dem aus das vorliegende Buch geschrieben ist: S. steht der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung nicht ablehnend gegenüber, er wünscht aber ihre Besserung auf evolutionärem Wege. Das Buch basiert auf einer außerordentlich gründlichen Quellenforschung und wird deshalb für jeden, der sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigt, von großem Werte sein, auch wenn er sich den Urteilen seines Verfassers in vielem nicht anschließen kann.

Die Arbeit zerfällt in fünf Teile. Der erste befaßt sich mit der Gewerkschaftsbewegung. Es wird in ihm geschildert, wie schon vor dem Kriege syndikalistische Strömungen durch die reformistischen verdrängt wurden, wie der Krieg zunächst den vollständigen Sieg der letzteren bedeutete, dann aber doch zur Heranbildung des radikalen Flügels führte, wie schließlich nach dem Kriege die Spaltung eintrat und wie sich danach die Bewegung entwickelte. 1927 zählte die der Zweiten Internationale angeschlossene Confédération Générale du Travail rund 900000 Mitglieder, die der Dritten Internationale zugehörige Confédération Générale du Travail Unitaire immerhin beinah eine halbe Million. Die daneben bestehenden katholischen und syndikalistischen Organisationen hatten keine Bedeutung. Teil 2 und 3 handeln von der Sozialpolitik des Staates und der Stellung, die die Unternehmer der Arbeiterfrage gegenüber einnahmen. Auch in Frankreich brachte der Krieg einen gewaltigen Ausbau der vorher dürftigen Sozialgesetzgebung mit sich. Sie fand ihre Krönung in dem Sozialversicherungsgesetz vom 5. April 1928, das die bisherigen Bestimmungen zusammenfaßte und erweiterte. Es sieht Zahlungen bei Krankheit, Unfällen, Arbeitsunfähigkeit infolge Alters, Todesfällen, Schwangerschaft und Arbeitslosigkeit vor. Die meisten der großen Unternehmer nehmen den Gewerkschaften gegenüber eine offen feindliche Stellung ein. In Teil 4 wird die Entstehung der Genossenschaftsbewegung dargestellt und ihre Nachkriegssituation eingehend analysiert. Die Konsumgenossenschaften zählten 1926 rund 2,2 Millionen Mitglieder. Sie haben überwiegend eine kleinbürgerliche Ideologie und neigen deshalb politisch der radikalsozialen Partei zu. Bezeichnend für die Stärke der kleinbürgerlichen Einflüsse und der Proudhonschen Tradition ist auch die Tatsache, daß die Produktivgenossenschaften eine gewisse Bedeutung behielten. 1923 betrug ihr Umsatz 155 Millionen Francs. Den Abschluß des Buches (Teil 5) bildet eine Darstellung der politischen Arbeiterbewegung. Die Sozialistische Partei erhielt 1928 rund 1,7, die

Kommunistische rund 1 Million Stimmen bei einer Gesamtstimmenzahl von rund 9 Millionen. Arvid Harnack (Berlin).

Meyer, Håkon, *Den politiske arbeiderbevegelse i Norge. (Die politische Arbeiterbewegung Norwegens.) Det norske arbeiderpartis forlag. Oslo 1931. (176 S.; Kr. 3.—)*

Das Buch ist in erster Linie als Handbuch für die Studiengemeinschaften und Vorlesungskurse der Norwegischen Arbeiterbildungszentrale geschrieben. Es beschränkt sich deshalb auf eine Übersicht des geschichtlichen Entwicklungsganges der politischen Arbeiterbewegung Norwegens. M. macht keinen Anspruch auf eingehende wissenschaftliche Erörterungen der eigenartigen Entwicklung der norwegischen Arbeiterbewegung während und nach dem Kriege. Sein Werk hat jedoch Bedeutung als die einzige vorliegende Darstellung der ganzen bisherigen Geschichte unserer Bewegung.

Die ersten Seiten schildern in sehr konzentrierter Form die Periode der Vorläufer, 1848—1880. Etwas ausführlicher werden dann die 80er Jahre behandelt, die Periode des Durchbruchs des bürgerlich-bäuerlichen Parlamentarismus und der bürgerlichen Kultur, aber auch die Zeit der Entstehung der Gewerkschaften und der norwegischen Arbeiterpartei und ihrer Emanzipation von bürgerlich-liberaler Ideologie. Der zweite Teil schildert dann die Entwicklung von der propagandistischen Sekte zur praktisch-politischen Partei während der Periode der Wahlrechtskämpfe der 90er Jahre, die Konsolidierung der Partei auf parlamentarischem Gebiete 1903—12, unter Zuziehung kleinbürgerlicher und kleinbäuerlicher Elemente, und die ersten Ansätze einer syndikalistisch beeinflußten Opposition. Die Entstehung einer neuen oppositionellen Führergeneration 1912—15 und der Durchbruch dieser „neuen Richtung“ 1914—18 werden dann sehr klar geschildert, ohne daß jedoch die Ursachen dieser Entwicklung, die in erster Linie in der Eigenart und dem überschnellen Tempo der Industrialisierung Norwegens während dieser Periode zu suchen sind, genügend hervortreten. Dieselbe Kritik der mangelnden Berücksichtigung wirtschaftlicher Faktoren trifft auch die Schilderung der ersten Parteispaltung durch den Austritt der bewußt sozialdemokratischen Elemente nach dem Beitritt der Partei zur dritten Internationale 1919—20, der weiteren Spaltung als Folge des Streites zwischen der halbsyndikalistischen Mehrheit der Arbeiterpartei und der Leitung der Internationale 1920—23 und der allmählichen Vorbereitung der Sammlung, die durch das Zusammengehen der Sozialdemokraten und der Arbeiterpartei 1927 erfolgte. Die letzten Kapitel schildern den politischen Aufschwung der letzten Jahre und die lehrreiche Episode der Arbeiterregierung von 1928.

Als Anhang enthält das Buch eine kurze Übersicht der Wahlrechtsbestimmungen seit 1814, eine Tabelle über die Vertretung der Partei bei internationalen Kongressen, die Parteivorsitzenden und Redakteure des Hauptorgans, die Stimmenzahlen und die Vertretung bei Wahlen, die Mitgliederbewegung und ein ausführliches Namensregister.

Wie schon angedeutet, leidet das Buch bei all seiner Klarheit und Übersichtlichkeit daran, daß es in engstem Sinne Organisationsgeschichte sein will. Die wirtschaftliche Entwicklung, die Verschiebungen der Klassen-

gegensätze und der politischen Konstellationen der bürgerlichen Welt werden nur angedeutet, und auch die parlamentarische Wirksamkeit der Arbeiterpartei selbst wird kaum in Betracht gezogen. Dadurch entsteht eine gewisse Einseitigkeit in der Beurteilung der verschiedenen Phasen der Parteientwicklung, die besonders der sozialdemokratischen Periode sowie der rein sozialdemokratischen Strömung in der jetzigen Partei kaum Gerechtigkeit leistet. Halvard M. Lange (Oslo).

Tönnies, Georg Ove, *Die Auflehnung der Nordmark-Bauern. Küstenlandverlag. Flensburg 1930. (30 S.; RM. 1.20).* — **Luetgebrune, Walt.,** *Neu-Preußens Bauernkrieg. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1931. (213 S.; RM. 3.80).* — **Karsthans,** *Die Bauern marschieren. Stalling. Oldenburg 1931. (297 S.; RM. 4.80, geb. RM. 5.80).* — **Fallada, Hans,** *Bauern, Bonzen und Bomben. Rowohlt. Berlin 1931. (565 S.; RM. 6.—, geb. RM. 8.50)*

Die durch die verzweifelte Lage der deutschen Bauern entstandene politische Umschichtung hat ihren Niederschlag in zahlreichen Broschüren und Büchern gefunden. Die beginnende politische Aktivierung geht in den kapitalistischen Ländern Europas nach den verschiedensten Richtungen: zum Faschismus (Bekämpfung der Arbeiterschaft in Österreich), zur bäuerlichen Demokratie (Bündnis mit der Arbeiteraristokratie in Rumänien), zum Kampf gegen die Stadt (Bulgarien), im Gegensatz zum Bolschewismus (Bündnis mit dem Proletariat in der Sowjet-Union).

Die kleine Broschüre von Tönnies eröffnet interessante Einblicke in die politische Atmosphäre der Bauernbewegung. Der Verf. lehnt die Gewalt ab, mißtraut den Parteien und polemisiert gegen Stadt und Industrie; gleichzeitig reißt er also eine Kluft auf, die er auf der anderen Seite schließen will. Er berichtet von den Leiden der Bauern, die seit Jahrhunderten die Lasttiere der Gesellschaft gewesen seien. Heute sei ein „bäuerliches Klassenbewußtsein" entstanden. Während T. einerseits den Arbeiter als Bundesgenossen für eine neue Ordnung sucht, betont er immer wieder, daß der Bauer völlig allein stehe, und kommt so zu stadtfeindlichen Schlußfolgerungen und ständischen Gedanken, für die er nur eine zentralistische Handhabung verwirft. Er fordert „Bauernland" und „Bauernräte", die als berufsständische Schlichtungsausschüsse wirken und die Steueraufbringung regeln sollen, bekennt sich also zur reformistischen Lösung.

Der rechtsradikale, aus zahlreichen Prozessen gegen Nationalsozialisten und Landvolkleute bekannte Anwalt Luetgebrune liefert in seinem Buch eine Kampfschrift gegen das „preußische Regierungssystem". Es enthält zahlreiche amtliche Schreiben, Urteile, Gutachten, Gesetzestexte und Verwaltungsentscheidungen und zerfällt in drei Abteilungen: „Kampf der Finanzbehörden", „Kampf des Verwaltungsapparates", „Kampf durch die Justiz". Die Gruppierung und die Auswahl des autentischen Materials machen das Buch zwar zu einer Anklageschrift. Durch den Verzicht auf jede politische und ökonomische Analyse bleibt jedoch das Problem ungelöst; so kommt L. zu schiefen Behauptungen und primitiven Erklärungen wie der, daß die Notlage der Bauern eine Folge der Reparationszahlungen und der Verwaltungsschikanen sei.

Karsthans schildert in Romanform den Krieg von 1525, dessen Tradition in der heutigen Landvolkbewegung eine große Rolle spielt. Mit deutlicher Beziehung auf die heutige Zeit ist dies Buch geschrieben; das geschichtliche Beispiel soll warnend und mahnend die Bauern wachrütteln, so hofft der Verf. im Vorwort. Die Darstellung der historischen Ereignisse ist teilweise zwar sehr dramatisch, packend und eindrucksvoll, aber die Parallele zu den aktuellen Vorgängen ist — getrübt durch romantische Vorstellungen — völlig irreführend. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich Herbert Blank von den „Revolutionären Nationalsozialisten".

In dem ausgezeichneten Roman von Fallada wird die moderne Landvolkbewegung in sehr lebendiger und interessanter Weise geschildert. Es handelt sich um einen Schlüsselroman, der deutlich als Hintergrund die bekannten Ereignisse in Neumünster erkennen läßt. Der Verfasser bemüht sich um eine naturgetreue Wiedergabe der Vorgänge. So ist das Buch als unterrichtende Materialsammlung der aktuellen Bauernbewegung zu werten. Aber indem F. allen gerecht werden will, kommt es zu einem — standpunktlosen Standpunkt! Hans Jaeger (Berlin).

Mein Arbeitstag — mein Wochenende. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen. Ges. u. hrsg. vom Dt. Textilarbeiterverband, Hauptvorstand, Arbeiterinnensekretariat. Berlin 1930. Verlag Textilpraxis. (230 S.; RM. 2.50) — Suhr, Susanne, Die weiblichen Angestellten. Arbeits- und Lebensverhältnisse. Eine Umfrage des Zentralverbands der Angestellten. Zentralverband der Angestellten. Berlin 1930. (48 S.; RM. 1.40) — Die wirtschaftliche und soziale Lage der Angestellten. Ergebnisse und Erkenntnisse aus der großen sozialen Erhebung des Gewerkschaftsbunds der Angestellten. Vollst. erw. Ausgabe B, Berlin. Sieben-Stäbe-Verlag. Berlin 1931. (334 S.; RM. 10.—) — Die Gehaltslage der Kaufmannsgehilfen. Eine Fragebogenerhebung des D. H. V. (Bearb. Werner Deiters). Hanseat. Verlagsanstalt. Hamburg 1931. (159 S.; RM. 7.—) — Was verbrauchen die Angestellten? Ergebnisse der dreijährigen Haushaltungsstatistik des Allgemeinen Freien Angestelltenbundes. Freier Volksverlag. Berlin 1931. (82 S.; RM. 1.75) — Die Lebenshaltung des Landarbeiters. Wirtschaftsrechnungen von 130 Landarbeiterfamilien. Eine Erhebung des Reichsverbands ländlicher Arbeitnehmer, bearb. von Max Hofer. Landvolk-Verlag. Berlin 1930. (245 S.; RM. 7.50) — Bernier, Wilhelm, Die Lebenshaltung, Lohn- und Arbeitsverhältnisse von 145 deutschen Landarbeiterfamilien. Ergebnis einer Erhebung d. dt. Landarbeiterverbandes in der Zeit vom 1. Juli 1929 bis 30. Juni 1930. Hrsg. vom Vorstand d. Dt. Landarbeiterverbandes, Berlin 1931. (120 S.; RM. 4.—) — Die Lebenshaltung der Bauarbeiter nach Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahre 1929. Deutscher Baugewerksbund. Berlin 1931. (167 S.; geh. RM. 8.—)

Das Arbeiterinnensekretariat beim Hauptvorstand des freigewerkschaftlichen Deutschen Textilarbeiter-Verbandes hat im Herbst 1928 den Mitgliedern die Preisaufgabe gestellt, anschaulich und wahrhaftig den regelmäßigen Verlauf eines Samstags und Sonntags zu schildern. Von je 1000 weiblichen Mitgliedern beteiligte sich je eines. Die 150 Antworten („Mein

Arbeitstag — mein Wochenende") sind ungewöhnlich wertvoll, da sie Verhältnisse und Bewußtseinszustände zu erfassen gestatten, die sonst sehr schwer faßbar sind. Das Buch, 150 monotone Anklagen (durchschnittliche Arbeitszeit in Betrieb und Haushalt: $13^3/_4$ Std.), sei jedem Sozial- und Bevölkerungspolitiker, jedem Soziologen und Sozialpsychologen nachdrücklich empfohlen, auch den Gewerbeaufsichtsbeamten. Arbeits- und Lebensverhältnisse der weiblichen Angestellten hat der freigewerkschaftliche Zentral-Verband der Angestellten durch eine kleine Erhebung (5741 Personen) ermittelt („Die weiblichen Angestellten"). Die Ergebnisse sind unter folgenden Gesichtspunkten statistisch und textlich dargestellt: Alter, Familienstand usw. (92% ledig), Schulzeit und Berufsausbildung (84,1% Volksschulbesucher), Stellungswechsel und -dauer (54% traten die erste Stellung zwischen dem 14. und 15. Jahr an), Arbeitszeit (fast die Hälfte machte Überstunden, davon 46% ohne jedes Entgelt), Einkommen: 146,24 RM. Durchschnitt, 46% unter 125 RM. brutto. Die sachlich umfassendste Erhebung über „Die wirtschaftliche und soziale Lage der Angestellten" hat im Frühjahr 1929 der freiheitlich-nationale Gewerkschaftsbund der Angestellten durchgeführt. Jeder Fragebogen enthielt über 100 Fragen, mehr als 75 Millionen Lochkarten waren zur Verarbeitung nötig. Die Enquete erfaßte über 120000 männliche und weibliche Angestellte aller Kategorien. Besonders aufschlußreich für den Soziologen sind die Ermittlungen über die soziale Herkunft in den einzelnen Ortsgrößenklassen, die in Verbindung mit der Altersgliederung Rückschlüsse auf die Veränderung der sozialen Aufstiegsvorgänge gegenüber der Vorkriegszeit ermöglichen. „Die Gehaltslage der Kaufmannsgehilfen", eine Fragebogenerhebung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes vom 3. 2. 1929, ist sachlich enger begrenzt, stützt sich aber auf über 188000 Fälle und ist in der tabellarischen Darstellung ausführlicher. Besonders wertvoll ist die ins einzelne gehende Aufgliederung nach Berufen. Nebenbei sei erwähnt, daß ein Vergleich der letztgenannten Arbeiten auch recht interessante Einblicke in die soziale Struktur der beiden Verbände zuläßt. Die jüngste Haushaltsstatistik von Angestellten hat der Afa-Bund veröffentlicht („Was verbrauchen die Angestellten?"), der besondere Bedeutung schon deswegen zukommt, weil sie sich über 3 Jahre (vom 1. 7. 1928—31. 7. 1931) erstreckt und daher auch Aufschlüsse über die Wirkung der Konjunktur auf die Haushaltsführung gibt. Leider wurde der letzte Abschnitt, in dem Haushaltsrechnungen erwerbsloser Angestellter ausgewertet werden, aus zeitlichen Gründen kürzer gefaßt als die übrigen Kapitel. Der christlich-nationale Reichsverband ländlicher Arbeitnehmer hat an Hand von 130 Wirtschaftsrechnungen ‚die Lebenshaltung des Landarbeiters' im Jahre 1927 genau untersucht. Das durchschnittliche Monatseinkommen je Durchschnittsfamilie (4,92 Personen) betrug einschließlich der Einnahmen aus Naturallohn, Eigenwirtschaft, Mitarbeit von Frau und Kindern 162,56 RM. In Ostpreußen, Nordwest- und Ostdeutschland lag es darunter. Nur in 9 Familien wurde während weniger Wochen die Lohnsteuerfreigrenze erreicht! Die später, in der Zeit vom 1. Juli 1929 bis 30. Juni 1930, durchgeführte Erhebung des freigewerkschaftlichen Deutschen Landarbeiter-Verbandes kommt zu ähnlich traurigen Resultaten. Leider können ihre Ergeb-

nisse mit denen der vorhergenannten Erhebung nicht verglichen werden vor allem wegen der teilweise abweichenden Bewertung von Deputat- und Eigenwirtschaftserzeugung sowie wegen der differierenden statistischen Aufbereitung des Materials. Doch zeigen sich weitgehende relative Übereinstimmungen im Großen, z. B. in bezug auf die starken Unterschiede der Einkommenszusammensetzung und Lebenshaltung in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten und Einkommensstufen. Die Arbeit des D. L. V. ist thematisch weiter gefaßt: interessant, wenn auch bei der geringen Teilnehmerzahl nicht unbedingt von typischem Wert, sind die Ermittlungen über das Verhältnis von Zeit- und Akkordlohnarbeit. Im übrigen geht die Arbeit des Reichsverbandes stärker ins einzelne und ist übersichtlicher gruppiert. Beide Erhebungen vermeiden Schwarzmalerei; sie geben bei großer Vorsicht in der Naturallohnberechnung ein objektives Bild, was um so verdienstvoller ist, als die Notlage der Landarbeiterschaft von Arbeitgeberseite zuweilen statistisch gemildert wird. Zum Schlusse sei auf die Haushaltsstatistik des freigewerkschaftlichen Baugewerksbundes hingewiesen: „Die Lebenshaltung der Bauarbeiter nach Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahre 1929". Sie stützt sich auf 896 Fälle (!) und ist methodisch musterhaft. Durch die Gliederung nach Berufsgruppen, Ortsgruppenklassen und -gebieten, durch Untersuchungen, wie Arbeitslosigkeit und Familiengröße die Lebenshaltung beeinflussen und wie diese sich von der der Eisenbahner und Schuhmacher unterscheidet, ergeben sich wichtige neue Aufschlüsse über die Lage dieser Arbeiterschicht. Es ist zu wünschen, daß der Verband die Arbeit fortführt.

Hans Speier (Berlin).

Kuczynski, Jürgen u. Marguerite, *Die Lage des deutschen Industriearbeiters. Internat. Arbeiterverlag. Berlin 1931. (166 S.; RM. 2.50)*

Das kleine Buch versucht, die Lage des deutschen Industriearbeiters in der Nachinflationszeit statistisch darzustellen, und führt zu diesem Zweck Daten aus den Gebieten des Arbeitsmarkts, der Entwicklung der Löhne sowie der Unfallhäufigkeit als Folge der Rationalisierung auf. Nach einem kurzen Überblick über die Gesamtsituation werden die einzelnen Industriezweige entsprechend untersucht. Bemerkenswert sind die Errechnungen des Reallohns und der relativen Verelendung des deutschen Arbeiters; nur fehlen genaue Angaben über die Quellen des Materials. Überdies sind die Unterlagen zu den eigenen Berechnungsmethoden ungenügend erläutert, so daß sie nicht hinreichend überprüft werden können. Auch stünden die Schlußfolgerungen für den Arbeiter selbst, die sich am Ende der Beschreibung der Lage in jedem Industriezweig wiederholen, besser zusammenhängend und ausführlicher am Abschluß der ganzen Arbeit. Kuczynski bringt in knappem Rahmen reiches Material; auf Grund seiner Berechnungen sucht er den Nachweis zu erbringen, daß der Lebenshaltungsindex des Statistischen Reichsamts unbrauchbar ist und daß die Reallöhne in keinem der Nachinflationsjahre — mit Ausnahme von 1928 — an die Vorkriegslöhne heranreichten.

Hilde Weiß (Frankfurt a. M.).

Stenbock-Fermor, Graf Alexander, *Deutschland von unten. Engelhorn. Stuttgart 1931. (159 S.; kart. RM. 5.50, geb. RM. 7.50)*

Schwarz, Georg, *Kohlenpott. Büchergilde Gutenberg. Berlin 1931. (207 S. geb. RM. 3.—)*

„Überall wohin ich kam, steigendes Elend, steigende Verbitterung, steigende Verzweiflung. Eine Welt der Armut und des Hungers und der Ausbeutung.“ So faßt Stenbock die Eindrücke zusammen, die er auf einer Reise durch die vom Proletariat dicht besiedelten Gegenden Deutschlands empfangen hat. Die Reportage berichtet von den Webern des Eulengebirges, den Glasbläsern im Thüringer Wald, den Spielzeugschnitzern und Holzarbeitern im Erzgebirge, den Holzflößern und Heimarbeitern im Frankenwald, den Bergleuten in Waldenburg und dem Ruhrgebiet, den Arbeitern des Leunawerkes. Im grauenvollsten Elend, in entsetzlicher Not fristen Millionen von Menschen ihr Dasein, diese untere Schicht des Proletariats, von deren Existenzbedingungen nichts bekannt ist; die Presse schweigt hierüber. Wir erfahren, daß zahllose mehrköpfige Heimarbeiterfamilien von 40 Mark im Monat leben müssen, wenn man den langsamen Hungertod in überfüllten baufälligen Wohnhöhlen so nennen will. Zehn Menschen hausen in einem Raum, Erwachsene und Kinder arbeiten fünfzehn Stunden am Tag, um dann erschöpft und hungrig auf dem mit Lumpen bedeckten Fußboden den Schlaf zu finden. Der Bericht ist von einer grausamen Objektivität. Nackte Tatsachen, nüchterne Zahlen werden aufgezeigt, von einer großen Anzahl erschütternder Photographien belegt, von Zeitungsmeldungen und historischen Darlegungen ergänzt. Jeder, der sich mit wirtschaftlichen, sozialpolitischen und soziologischen Fragen beschäftigt, muß dieses Buch lesen; es verdient stärkere Beachtung als zahlreiche Versuche wirklichkeitsfremder Theoretiker.

Auch die Reportage über das Ruhrrevier von Georg Schwarz ist eine wertvolle Tatbestandsaufnahme, aus Einzelschilderungen und Illustrationen zusammengefügt, die eine genaue Sachkenntnis des Verfassers verraten. Der Leser erhält — in einer allerdings unerfreulichen Ausdrucksform — eine anschauliche Vorstellung von diesem Industriegebiet, von seiner historischen Entwicklung, den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen, von den Organisationen und Vereinen, von den Werken und ihrer Rationalisierung. Allerdings ist dem Verfasser, der sich eindeutig zur Sozialdemokratie bekennt, die Darstellung der Existenzbedingungen und der Freizeitgestaltung des Proletariats besser gelungen als die Schilderung des Bürgertums, dessen Sein und Bewußtsein oft falsche oder oberflächliche Deutungen finden.

Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Probleme der Arbeitslosigkeit im Jahre 1931. Internationales Arbeitsamt, Reihe C, Nr. 16 der Studien und Berichte. Genf 1931. (316 S.; schw. frs. 7.50)

Les Aspects Sociaux de la Rationalisation. Bureau International du Travail, Études et Documents, Série B (Conditions économiques). No. 18 Genf 1931. (415 S.; schw. frs. 10.—)

Internationale Arbeitskonferenz. 16. Tagung, Genf 1932. Bericht des Direktors. Internationales Arbeitsamt. Genf 1932. (112 S.; RM. 4.—)

Das Internationale Arbeitsamt hat sich seit seiner Gründung und selbstverständlich besonders während der letzten Jahre dem Studium der Arbeitslosigkeit gewidmet. So erschien im vorigen Jahr das Buch über „Probleme der Arbeitslosigkeit", das neben einem Auszug aus dem Bericht des Direktors eine Reihe von Studien enthält, welche teils vom I.A.A. selbst, teils von Sachverständigen aus verschiedenen Ländern geschrieben wurden. Die Beiträge über die Frage der Geldwertschwankungen und Arbeitslosigkeit sowie über Rationalisierung und Beschäftigung wurden vom Amt selbst geliefert. Außerdem schrieben Prof. Ansiaux, Brüssel, über die Störungen des Welthandels, Prof. Albert Hahn, Frankfurt a. M., über die Ungleichheiten der internationalen Kapitalverteilung, Professor Hersch, Genf, über das Bevölkerungsproblem und Cole, Oxford, über die Löhne, alles im Zusammenhang mit dem Problem der Arbeitslosigkeit.

Der Beitrag des inzwischen verstorbenen Direktors gibt eine allgemeine Analyse der Krisenursachen. Wir möchten diesen Bericht vor allem als „document humain" betrachten, denn hier spricht jemand, der das Elend der Massen kennt und sich Mühe gibt, eine Lösung herbeizuführen. Die weiteren Studien befassen sich nur mit Teilproblemen. Diese Methode hat ihre Vor- und Nachteile: Einige Studien, wie die über Bevölkerungsfragen und Rationalisierung, stellen geglückte Versuche dar, die behandelten Themen eingehend zu beleuchten; ein Nachteil ist jedoch der Mangel einer einheitlichen Auffassung in den verschiedenen Arbeiten und einer gegenseitigen Ergänzung.

Die Arbeit über die Geldwertschwankungen führt aus, daß die Preisschwankungen nicht als eine Ursache der Arbeitslosigkeit bezeichnet werden können. Die Studie über Kapitalverteilung legt den Nachdruck auf die Notwendigkeit der Elastizität der Löhne, auf die Gefahren brüsker Kapitalausfuhr und den Vertrauensmangel, der die freie Zirkulation des Kapitals behindert. Ansiaux stellt fest, inwieweit Import- und Exportbeschränkungen nachteilig wirken. Hersch gelangt zu der Überzeugung, daß die Ursachen der Krise nicht in einer Übervölkerung, sondern teilweise in einer zu geringen Bevölkerungszunahme liegen. Die Arbeit über Rationalisierung stellt fest, daß diese auf die Dauer für die ganze Gesellschaft eine gute Auswirkung haben muß, und verteidigt teilweise noch die Kompensationstheorie; schließlich ist Cole der Meinung, daß die Handhabung der Löhne nie Ursache der Arbeitslosigkeit sein kann. Der große Wert der Studien liegt in der Aufrollung einer Reihe mit der Arbeitslosigkeit zusammenhängender Probleme. Jedoch zeigt sich hier, wie gesagt, die unbedingte Notwendigkeit, alle Kräfte zu koordinieren, die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Faktoren zu untersuchen, wobei dann von selbst die tiefer liegenden fundamentalen Ursachen der Krise aufgedeckt werden.

In der bisher nur französisch erschienenen zweiten hier besprochenen Veröffentlichung des I.A.A. wird die Rationalisierung zwar ausschließlich von ihrer sozialen Seite studiert, aber dennoch unter verschiedenen Gesichtspunkten: im Zusammenhang mit Ertrag, Arbeitsdauer, Gehalt, Beschäftigung, Vorbeugung von Unfällen, Arbeitsmethode, Beziehungen zwischen Arbeit-

geber und Arbeitnehmer und Bedeutung der auf genossenschaftlichem Prinzip basierten Unternehmungen.

Die ausgezeichneten, wenn auch in vielen Fällen auf lückenhaftem Material aufgebauten Studien zeigen, welchen gewaltigen Aufschwung die Rationalisierung seit dem Krieg genommen und wie sie, wenn auch eine Fortsetzung der bereits vor dem Krieg sich zeigenden Mechanisierung der Wirtschaft, grundlegende Änderungen im Wirtschaftsleben hervorgerufen hat. Wenn die Rationalisierung auch nicht als die Ursache der Krise betrachtet wird — der Bericht wagt nicht, sich in positiver Form darüber auszusprechen — so zeigt sich doch, daß sie einen stark mitwirkenden Faktor darstellt. Festgestellt wird, daß die Rationalisierung immer Arbeitslosigkeit hervorruft — wenn auch vorübergehend. Da die Ausdehnung der Rationalisierung mit den großen weltwirtschaftlichen Störungen parallel läuft, ergeben sich daraus Schwierigkeiten, ihre Folgen genau abzugrenzen. Besonders hingewiesen wird in dem Bericht auf die durch die Rationalisierung entstandene engere Zusammenarbeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf sozialpolitischem Gebiet.

Wenn auch die Weltkrise in dieser Arbeit außer Betracht gelassen wird, so hat das empirisch gesammelte Material doch großen Wert. Der Gedanke, der sich beim Durchlesen dieser Veröffentlichung aufdrängt, ist wohl der, daß die planlose Rationalisierung schließlich Folge der planlosen Wirtschaft ist und daß unter Beibehaltung dieses planlosen Systems die Rationalisierung die Krise verschärft, anstatt ihr entgegenzuwirken.

Es ist eine gute Gewohnheit, daß der jährlich stattfindenden Arbeitskonferenz nicht mehr wie früher ein umfangreicher Bericht über die ganze Tätigkeit des I.A.A. vorgelegt wird, sondern ein kurzer, der die brennenden Fragen der Gegenwart behandelt. Der diesjährige befaßt sich ausschließlich mit dem Problem der Arbeitslosigkeit und der Weltkrise. Auch werden die Maßnahmen dargelegt, welche das I.A.A. selbst zur Aufhebung der Krise vorgeschlagen hat, und welche von einem ernsten Willen zeugen, alles zu tun, was das in seinen Befugnissen immerhin stark begrenzte Amt vermag.

Ein ganzes Kapitel ist diesmal der organisierten Wirtschaft gewidmet, wobei auch viel Material über den Stand der planwirtschaftlichen Fragen gebracht wird. Dies zeigt wieder, daß das I.A.A. von allen neuen Tendenzen in der Wirtschaftswissenschaft genau Kenntnis nimmt und daß es bestrebt ist, eine vitale Kraft in der heutigen Gesellschaft zu sein.

Daß es sich bei diesen Bestrebungen mit rein wirtschaftlichen Problemen befassen muß, während das Sozialpolitische relativ in den Hintergrund gedrängt wird, ist ein neuer Beweis für die vom I.A.A. vertretene These, daß in letzter Instanz auf sozialpolitischem Gebiet keine bedeutenden Fortschritte gemacht werden können, ohne daß die Wirtschaft gesundet.

Andries Sternheim (Genf).

Douglas, Paul H., and Aaron Director, *The Problem of Unemployment The Macmillan Company. New York 1931. (XIX, 505 S.)*

Dieses Buch, das eine umfassende Analyse des Arbeitslosenproblems in der kapitalistischen Wirtschaft anstrebt, steht sowohl seinem sachlichen

Gehalt nach wie auch in seiner sozialpolitischen Intention in Parallele zu dem bekannten grundlegenden Werk von Beveridge „Unemployment a Problem of Industry“ aus der Vorkriegszeit. Die Arbeitslosigkeit wird aufgefaßt als Friktionserscheinung des in seiner lokalen, beruflichen und zeitlichen Fluktuation gehemmten Arbeitsangebots mit der unstetigen Bewegung der Industrie. Als die wichtigsten Ursachen der Schwankungen der Arbeiternachfrage der Industrie werden jahreszeitliche Einflüsse, technische Fortschritte und Konjunkturbewegung hervorgehoben und die ihnen entsprechenden Formen der Arbeitslosigkeit: Saisonarbeitslosigkeit, technologische und zyklische Arbeitslosigkeit am amerikanischen Material einer quantitativen Analyse unterzogen und mit entsprechenden europäischen Zahlen in Vergleich gesetzt. Mit den so gewonnenen Resultaten werden die verschiedenen Projekte zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit wie etwa Regularisierung der Beschäftigung in einzelnen Unternehmungen und ganzen Industriezweigen oder Ausschaltung von Konjunkturschwankungen durch Dosierung öffentlicher Aufträge oder Kreditpolitik konfrontiert und — eine sehr positive Seite des Buches — auf das wirkliche Maß ihrer möglichen Wirkung reduziert. Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung werden als notwendige sozialpolitische Maßnahmen herausgearbeitet. Die theoretischen Ausführungen, zu denen die Verf. bei der Behandlung der technologischen und zyklischen Arbeitslosigkeit gekommen sind, sind schwach. Beispielsweise glauben die Verf. die Unmöglichkeit eines absoluten Arbeiterüberschusses einfach aus der Übertragung der Kaufkraft der freigesetzten Arbeiter auf andere Bevölkerungsschichten beweisen zu können. Typisch für die Art, wie die ökonomische Theorie dabei behandelt wird, ist die Feststellung in einer Anmerkung, daß „Sismondi, Rodbertus und natürlich Marx sowie neuerdings Henry Ford“ die Depression daraus erklärten, daß der Arbeiter nicht sein volles Produkt zurückkaufen könnte, weshalb es sich als Vorrat ansammle und schließlich die Produktion verstopfe, bis die Läger wieder geräumt seien.

Die zweite Hälfte des Buches wird von einer Beschreibung der Arbeitslosenversicherung und Arbeitslosenvermittlung in den verschiedenen Ländern ausgefüllt, wobei entsprechend dem praktischen Zweck des Buches besonderes Gewicht auf die Organisation und Verwaltung gelegt wird. Während die Beschreibung der europäischen Institutionen wenig Neues bringt, ist die Schilderung der amerikanischen Verhältnisse gerade auch in ihren Details für den nichtamerikanischen Leser von großem Interesse.

Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Employment Regularization in the United States of America. American Section International Chamber of Commerce. Washington D. C. 1931. (84 S.)

Dieses von der Internationalen Handelskammer herausgegebene Heft sei hier erwähnt, weil es eine interessante Darstellung eines bestimmten Zweiges der amerikanischen Arbeitslosenpolitik gibt, nämlich der Versuche einzelner Unternehmungen und Gruppen von Unternehmern, die Arbeitslosigkeit durch Vergleichmäßigung des Produktionsumfangs zu reduzieren. Es werden eine ganze Reihe von Budgetierungsplänen einzelner Unter-

nehmungen zur Ausschaltung der Saisonbewegungen der Produktion geschildert. Was hingegen die Beseitigung der zyklischen Arbeitslosigkeit angeht, so muß sich dieser Versuch der Beschreibung der spezifisch individualistisch-amerikanischen Formen der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit im wesentlichen auf die Aufführung unzähliger Komitees für diesen Zweck beschränken. Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Case Studies of Unemployment. Compiled by the Unemployment Committee of the National Federation of Settlements. University of Pennsylvania Press, Philadelphia 1931. (XLIX, 418 S.)

Calkins, Clinch, *Some Folks Won't Work. Harcourt, Brace and Company. New York o. J. (1931). (202 S.)*

Die beiden Bücher sind entstanden aus einer Untersuchung des Arbeitslosigkeitsausschusses der National Federation of Settlements. Ihre Bedeutung liegt erstens in der sozialwissenschaftlich-methodisch wichtigen Forschungsweise der Untersuchung, zweitens darin, daß sie klarer als dies allgemein in der amerikanischen Arbeitslosenliteratur geschieht, ein System der Sozialpolitik fordern und begründen. Die Untersuchung stellt es sich zur Aufgabe, die Wirkung der Arbeitslosigkeit auf die Familie als die unmittelbar durch den Einkommensausfall getroffene soziale Einheit festzustellen. In den „Case Studies" unterbreiten die Verfasser das Quellenmaterial dieser Untersuchung: die Chronik von 150 Familien im Laufe mehrerer Jahre, in denen diese während größerer oder geringerer Zeiträume und mit wechselnder Häufigkeit von Arbeitslosigkeit betroffen wurden. Die Berichte über die einzelnen Familien sind von Settlementworkers in verschiedenen Städten auf Grund sehr eingehender persönlicher Bekanntschaft an Hand von sachkundig ausgearbeiteten Fragebogen geliefert worden und ergeben eben durch diese Verbindung von wissenschaftlicher Methode mit unmittelbarster Nähe der Beobachtung ein weder durch Statistik noch durch allgemeine Erfahrung ersetzbares Urmaterial.

Die sozialpolitische Gedankenführung der Verf. zeigt große Ähnlichkeit mit der europäischen, insbesondere englischen Arbeitslosenliteratur des Vorkriegsjahrzehnts. Wie diese versuchen die Verfasser, „die Arbeitslosen von den ‚unemployables' zu sondern" und nachzuweisen, daß sie nicht identisch mit der Schicht der Paupers sind, daß vielmehr die Arbeitslosigkeit ein „Problem der Industrie" ist und daß ihr Arbeiter von guter Qualifikation und industriellem Standard verfallen. Zu diesem Zweck schließen die Verfasser aus den Berichtfällen alle Familien ausdrücklich aus, bei deren Arbeitslosigkeit „Streiks, Krankheit, Lebensgewohnheiten oder andere persönliche Faktoren überwiegend waren". Der zweite Schritt der Argumentation ist die aus den untersuchten Fällen überzeugend nachgewiesene Tatsache der Unzulänglichkeit aller individuellen „Schutzwälle" des Arbeiters gegen die Arbeitslosigkeit und zwar nicht nur in Zeiten der Depression, sondern bereits in der Prosperität. (Sämtliche Fälle sind vor dem Eintritt der Krise gesammelt worden, illustrieren also dadurch die Verhältnisse der amerikanischen „Normalarbeitslosigkeit", wodurch das Buch ein ganz besonderes Interesse gewinnt.) In allen Fällen setzt

mit einem gut herausgearbeiteten typischen Verlauf der bei dem relativ hohen Lebensstandard des amerikanischen Arbeiters besonders auffällige Prozeß des Abstiegs auf der industriellen und sozialen Stufenleiter ein, an dessen Ende der qualifizierte Arbeiter zum Gelegenheitsarbeiter geworden ist, der schließlich in vielen Fällen in die Schicht des Pauperismus versinkt, jedenfalls mit größter Schwierigkeit nur seinen früheren sozialen Standard wieder erreicht. Auf die sehr interessante Schilderung dieses Prozesses im einzelnen kann hier nur hingewiesen werden.

Die sozialpolitischen Forderungen der Verfasser übernehmen im wesentlichen die Prinzipien der europäischen Vorkriegssozialpolitik: Glättung der Konjunkturzyklen (hier berühren sich ihre Gedankengänge mit den zahllosen amerikanischen „regularization of employment"-Vorschlägen), Organisation des Arbeitsmarkts (um das „hunting the job" zu beseitigen) und Arbeitslosenversicherung, um „ein Minimum sozialer Vorkehrungen gegen die schlimmsten Formen der Not zu schaffen".

Das Buch von Calkins ist eine propagandistisch populäre, sehr temperamentvolle und gut geschriebene Zusammenfassung der Resultate aus den „Case Studies". Das zum Titel gewählte Schlagwort „Some Folks won't Work", das der Verfasser als eine in Amerika noch vielfach als ausreichend erachtete Erklärung des Arbeitslosenproblems bezeichnet, charakterisiert die Rückständigkeit der „öffentlichen Meinung", gegen die das Buch ankämpfen will.

Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Weber, Adolf, *Sozialpolitik. Reden und Aufsätze. Duncker & Humblot. München u. Leipzig 1931. (235 S.; br. RM. 9.—, geb. RM. 11.—)*

Während die üblichen Lehrbücher der Sozialpolitik die Geschichte der sozialpolitischen Organisation und Gesetzgebung in den Vordergrund zu rücken pflegen, bemüht sich diese Sammlung von Essays aus der Hand Adolf Webers ausschließlich um die Klärung der theoretischen Grundfragen der „Grenzen und Gefahren der Sozialpolitik" — wie es der Titel des letzten Abschnitts treffend umschreibt. Drei Problemgruppen stehen dabei im Zentrum der Diskussion: 1. die grundsätzliche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, 2. das Verhältnis von Staat und Wirtschaft innerhalb einer grundsätzlich freien Verkehrswirtschaft und 3. das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Die erste Frage wird von W. klar zugunsten der freien Verkehrswirtschaft und gegen die Planwirtschaft entschieden. Die grundsätzlich zu bejahende kapitalistische Verkehrswirtschaft biete für politische Beeinflussung und Regulierung nur wenig Raum. Die Wirtschaft habe ihre Eigengesetzlichkeit, die weder durch private Monopolbildungen noch durch staatliche Interventionen ungestraft durchbrochen werde. Auf die Dauer stelle das freie Spiel der Kräfte die im Gesamtinteresse liegende beste Versorgung her, und es könne nur darauf ankommen, durch Stärkung der Anpassungskräfte die unvermeidlichen Friktionen zu mildern. Diese Einstellung bedeute nicht die Forderung atomisierter Konkurrenz, wie sie der Theorie der Klassiker zugrunde gelegen habe. Die Konkurrenz schreie geradezu nach Organisation der Selbsthilfe. Der Hauptfehler der Kartelle und Gewerkschaften bestehe in der Behinderung der Elastizität der Preisbildung und der Anpassungs-

prozesse. Politische Preise jeglicher Art führten stets zu unwirtschaftlicher Überteuerung und zu Kapitalfehlleitungen mit nachfolgender Kapitalvernichtung. — Das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern müsse mit Verständnis für das volkswirtschaftlich Notwendige in Vertrauen und Selbstverantwortung gestaltet werden. Der Klassenkampfgedanke sei schroff abzulehnen und an seine Stelle der Gedanke der „Mitarbeit" zu setzen, der in Arbeitsgemeinschaften von Unternehmern und Arbeitern, die beide das gleiche Interesse der Wohlstandssteigerung hätten, verwirklicht werden könnte. — W.s Liberalismus läßt ihn eine Rückbildung der Sozialpolitik fordern, sein Katholizismus hebt um so stärker die Bedeutung der ethischen und religiösen Motive für die Lösung der sozialen Frage hervor.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Brauer, Theodor, *Sozialpolitik und Sozialreform. G. Fischer. Jena 1931. (116 S.; RM. 4.50)*

Sozialpolitik ist Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten im Hinblick auf die gesellschaftlichen Bedürfnisse. Gesellschaft ist die allerallgemeinste Zusammenfassung von Menschen, und die gesellschaftlichen Bedürfnisse gruppieren sich um das Problem der qualitativen Schichtung; diese qualitative Schichtung ist die naturgemäße Organisation der Gesellschaft. B. behandelt nur die deutschen Verhältnisse und nur die staatliche Sozialpolitik. Er findet, daß in Deutschland eine qualitativ geschichtete Gesellschaft nicht vorhanden ist, weil eine solche Schichtung auf differenzierten Leistungen beruhen müßte; tatsächlich beruhe sie aber lediglich auf differenziertem Besitz. Dieser Pseudo-„Gesellschaft" steht ein Staat gegenüber, der sich ausschließlich von der Staatsräson leiten und der alle Erwägungen hinter dem Interesse an der Erhaltung seiner selbst zurücktreten läßt. Dieser Staat treibt keine Sozialpolitik; die Gesellschaft verlangt es auch nicht, da sie eben rein mengenmäßig konstituiert und zur Erhebung von sozialkonstitutiven Forderungen nicht imstande ist. Richtig verstandene Sozialpolitik muß Sozialreform sein; Ansätze dazu liegen in der Berufsberatung vor, in Teilen des Koalitions- und Arbeitsrechts. — B. zeigt dann, wie er sich eine sozialkonstitutive Sozialpolitik denkt: berufsständische Gliederung der Gesellschaft, freiwillige Bildung von Arbeitsgemeinschaften zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden, Verteilung der Aufgaben des Arbeitnehmerschutzes, der Altersversorgung, der Arbeitsmarktpolitik und der Sozialversicherung auf die Berufsgemeinschaften. Dem Staat kommt die Aufgabe zu, die Interessenbereiche der Berufsgemeinschaften gegeneinander abzugrenzen und Grenzverletzungen zu verhindern.

B.s Sprache ist einfach und klar. Über die ungeheuren Schwierigkeiten einer berufsständischen Dezentralisierung der heutigen staatlichen sozialpolitischen Einrichtungen macht er sich keine Illusionen. Leider geht er an zwei Problemen, die zu seinem Thema gehören, vorüber. Er behauptet, daß die berufliche Tätigkeit dasjenige sei, was auf die Wesenheit des Menschen den stärksten Einfluß habe und infolgedessen am besten zum Ausgangspunkt von sozialkonstitutiven Maßnahmen gewählt werde. Er läßt ununtersucht, ob nicht die „Arbeitnehmerhaftigkeit" und das „Chefsein" viel stärkere

Bildungsfaktoren sind oder, falls sie das seiner Ansicht nach nicht sind, ob nicht „Tischlersein" und „Arbeitnehmersein" im Falle der Konstituierung der Berufsgemeinschaften doch in einen Konflikt miteinander geraten können bzw. müssen, der die Berufsgemeinschaft gefährdet. Zweitens kümmert sich B. nicht um das Phänomen „Betrieb", nicht um das Verhältnis zwischen Berufszugehörigkeit und Betriebszugehörigkeit, nicht um die Ansätze zur Bildung von Betriebsgemeinschaften (wir meinen hier nicht die künstlichen „Werksgemeinschaften"). Im übrigen sagt B., daß zunächst das „prinzipielle Mißtrauen (d. h. der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber und umgekehrt), diese Teufelsgeburt" überwunden werden müsse.

Justus Streller (Leipzig).

Pipkin, Charles W., *Social Politics and Modern Democracies. Macmillan. New York 1931. (Bd. 1, XXXIV u. 377 S., Bd. 2, VII u. 417 S.)*

Der Gegenstand des Buches ist „die Entwicklung der Sozialgesetzgebung und -verwaltung in England und Frankreich", aufgefaßt als „die Geschichte des Versuchs zweier großer Staaten, die Probleme eines sich verändernden Wirtschaftssystems" zu bewältigen. Dabei kommt es dem Verfasser darauf an, die Herausbildung der modernen Sozialpolitik innerhalb und vermittels der parlamentarischen Demokratie zu zeigen, eine Entwicklung, die er als „die Annahme von Vernunft und Gerechtigkeit zum leitenden Prinzip der innerstaatlichen Politik" interpretiert. Den größten Teil des 1. Bandes nimmt eine historische Darstellung der sozialpolitischen Gesetzgebung in England sowie der Umformung der Verwaltung zu ihrer Durchführung ein. Ausführlich behandelt wird die Zeit von der Jahrhundertwende an bis zur Gegenwart als die Periode, in der die Sozialpolitik zu einem geschlossenen Kreis vorbeugender und unterstützender Maßnahmen ausgebaut worden ist. Der Begriff Sozialpolitik ist weit gefaßt; Fabrikgesetzgebung, Jugendlichenschutz, Wohnungswesen sowie die gesamte Sozialversicherung werden einbezogen. Den Sinn aller dieser Maßnahmen sieht der Verfasser in der Fixierung und staatlichen Sicherung eines „national standard of life". Der historischen Darstellung ist neben viel zeitgenössischer Literatur in der Hauptsache das Quellenmaterial der Parlamentsberichte zugrundegelegt. Die Wahl der Quellen, die dem Buch seinen besonderen Charakter in der sozialpolitischen Literatur verleiht, ergibt sich aus der Art, in der der Verfasser den Zusammenhang der Sozialpolitik des 20. Jahrhunderts mit der parlamentarischen Staatsform sieht. Er versucht, aus der detaillierten Schilderung der parlamentarischen Geschichte jedes einzelnen sozialpolitischen Gesetzes den Fortschritt der öffentlichen Meinung herauszuarbeiten, die in einer Demokratie auf dem Wege über die Volksvertretungswahlen die Triebkraft der Gesetzgebung sei. Nicht allein versäumt der Verfasser — bis auf gelegentliche Bemerkungen — den Zusammenhang der sozialpolitischen Gesetzgebung mit der Herausbildung und Umformung der Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert aufzuweisen, er unterläßt es auch, die parlamentarische Haltung der verschiedenen Parteien in die jeweilige politische Situation einzuordnen.

Den zweiten Teil des 1. Bandes bildet eine Untersuchung über die Rückwirkung des Parlamentarismus und der Sozialgesetzgebung auf die englische

Arbeiterbewegung. Der Verfasser begründet die Herausbildung der Labour-Party aus der Gewerkschaftsbewegung mit der Einsicht der Gewerkschaften in die Notwendigkeit einer selbständigen Vertretung im Parlament zur Sicherung ihrer juristischen Stellung und zu kräftigerer Durchsetzung staatlicher sozialpolitischer Maßnahmen. Als Resultat des Übergreifens der Gewerkschaften in die politische Sphäre stellt der Verfasser die Erweiterung der Ziele der Arbeiterbewegung dar: zu einem Volksprogramm der Arbeiterpartei einerseits, zu einer Ausgestaltung des Gewerkschaftsprogramms in der Richtung eines wirtschaftsdemokratischen Ausbaus der Stellung der Arbeiter in Staat und Wirtschaft andererseits. Unter dieser Perspektive wird der Prozeß des Einbaus der Gewerkschaften in den administrativen Apparat der Sozialpolitik (einschließlich des Schlichtungswesens) betrachtet, wobei sich der Verfasser allerdings meist auf die Herausstellung der Ansätze dieser Entwicklung in den einzelnen Gesetzen beschränkt.

Der zweite, Frankreich behandelnde Band ist ähnlich aufgebaut; Raummangel verbietet eine inhaltliche Besprechung.

Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Eibel, Meyer-Brodnitz, Preller, *Praxis des Arbeitsschutzes und der Gewerbehygiene. Mit einem Vorwort von Theodor Leipart. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Berlin 1931. (233 S.; RM. 3.50, Org.-Ausgabe RM. 2.60)*

Das handliche Buch gibt eine ausgezeichnete und klare Übersicht über alle für den Betriebsrat wesentlichen Fragen aus der Organisation und dem Recht des Arbeitsschutzes, aus dem Gesundheitsschutz des arbeitenden Menschen (wobei den Berufskrankheiten besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist), dem betrieblichen Arbeitsschutz und schließt mit Ratschlägen für erste Hilfe. Besondere Hervorhebung verdienen die in einer Tasche beigefügten Tafeln über das geltende Arbeitszeitrecht, den besonderen Kinder-, Frauen- und Jugendlichenschutz, die Sonntagsarbeit und die Schutzbestimmungen für einzelne Gewerbe. Die Arbeit kann als vorbildlich für die Behandlung komplizierter Fragen des modernen Betriebs- und Arbeitslebens für das Verständnis der Arbeiterschaft bezeichnet werden.

Fritz Croner (Berlin).

Richter, Lutz, *Sozialversicherungsrecht. Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft, Bd. XXXIa. Julius Springer. Berlin 1931. (XII u. 235 S.; RM. 12.60)*

Richter wendet sich nach Ablehnung der „Versicherungstheorie" und der „Fürsorgetheorie" auch gegen die Auffassung Kaskels, insbesondere gegen dessen Auffassung des Arbeitsrechts (also auch der Sozialversicherung) als Sonderrecht des Proletariats. Er behauptet, daß die Sozialversicherungsgesetze den Eintritt des Versicherungsverhältnisses usw. nicht an „außerhalb des sachlichen Tatbestands" liegende persönliche Merkmale, sondern an „bestimmte Tatbestände", d. i. die „Arbeiter-Arbeit" bzw. „Angestellten-Arbeit", knüpfen. Diese Auffassung steht nicht nur im Widerspruch zu der eigenen Ableitung R.s von der Entstehung und Funktion der Sozialversicherung, sie führt ihn auch in größte Schwierigkeiten bei dem Versuch, von dieser Basis

aus den Personenkreis der Sozialversicherung abzugrenzen. Da er den Sonderrechtscharakter der Sozialversicherung nicht zugeben will, konstruiert er einen Unterschied zwischen dem Proletarier, der als soziologische Erscheinung für die Sozialversicherung nicht relevant sei, und dem „Arbeiter in concreto", der den allein entscheidenden Tatbestand des Arbeiterseins für die Sozialversicherung repräsentiere. Zu welchen Künstlichkeiten diese Unterscheidung bei den Angestellten führt, wo von der „gesellschaftlichen Gesamtstellung als Angestellte" im Gegensatz zum „Angestellten in concreto" die Rede ist, ist leicht einzusehen. Die Unterscheidung ist aber auch unfruchtbar, wenn man sie vom Boden des R. schen Systems zu Ende denkt. Nach R. ist der Kreis der Sozialversicherung abgesteckt durch den „Arbeiter in concreto", nicht durch den Proletarier, weil rechtserheblich „nur" die persönliche Abhängigkeit, nicht auch die wirtschaftliche sei, die zwar „oft", aber „nicht notwendig" dazutrete. R. übersieht, daß die sog. „persönliche" Abhängigkeit nicht existiert ohne wirtschaftliche Abhängigkeit. Die „Eigenart" der Arbeit, die zum Ertragen solcher persönlichen Abhängigkeit zwingt, ist eben, daß sie von Proletariern verrichtet wird. Das Gegenbeispiel R. s, die Versicherungspflicht nebenberuflicher Tätigkeit, schlägt — ganz abgesehen von seiner zahlenmäßigen Bedeutungslosigkeit — nicht durch, da von diesen nebenberuflichen Tätigkeiten entweder die von R. genannten Kennzeichen persönlicher Abhängigkeit nicht erfüllt werden oder aber auch für sie zugleich der Tatbestand wirtschaftlicher Abhängigkeit gegeben ist.

Die Darstellungsmethode des Sozialversicherungsrechts bei R. ist neuartig. Er gliedert nicht nach Sozialversicherungszweigen, also vertikal, sondern horizontal jeweils durch die gesamte Sozialversicherung nach den einzelnen Rechtsverhältnissen. Das Buch setzt also eine gute Kenntnis der Sozialversicherung voraus. Zur Einführung ist es nicht dienlich. Wohl aber kann es gute Dienste bei jeder Überlegung und Maßnahme leisten, die das Ganze der Sozialversicherung angehen, so etwa bei einer Reform der Sozialversicherung. Fritz Croner (Berlin).

Spezielle Soziologie.

Schmitt, Karl, *Der Begriff des Politischen. Duncker & Humblot. München 1932. (81 S.; RM. 2.40)*

In der geistreichen Abhandlung des Verf., die unter gleichem Titel bereits in Band 58 des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" erschienen ist, wird der Begriff der Politik von der „letzten" Unterscheidung aus bestimmt, „auf die alles im spezifischen Sinne politische Handeln zurückgeführt werden" könne: von der Unterscheidung Freund-Feind, Feind im Sinne von hostis, nicht von inimicus verstanden. Der Verf. betont, daß seine Begriffsbestimmung gegenstandsgerecht sei, jede juristische oder moralische Behandlung dagegen die Klarheit des Gegenstands trüben müsse. Die Möglichkeit soziologischer Betrachtung berücksichtigt S. nicht, obwohl seine Polemik gegen den Liberalismus, der — ohnmächtig zur Totalitätsbetrachtung — die politischen Begriffe nach der wirtschaftlichen und

ethischen Seite aufgelöst habe, nämlich Kampf in Konkurrenz und Diskussion usw., bestes soziologisches Erbgut ist: Saint-Simon, Comte, Marx u. a. haben freilich angegeben, welche konkreten Kräfte die Freund-Feind-Gruppierung nun eigentlich bewirken. S. unterläßt es. Er hält die formale Scheidung in Freund und Feind für eine seinsmäßige, also nicht weiter ableitbare. Wie die Soziologie in der Polemik gegen das politische Denken (Hobbes) entstanden ist, als es eine ausreichende Deutung des öffentlichen Lebens nicht mehr zu leisten vermochte, so setzt sich heute die Restauration der Politik dem soziologischen Denken entgegen. Dabei wird dieses zur Chimäre, zum Anhängsel des Liberalismus, als seien Smith und W. v. Humboldt und nicht Mill und Hegel seine Bahnbrecher gewesen. Es wäre zu wünschen, daß die Kritik ebenso präzis und energisch geübt wird, wie Schmitt seine Thesen vorgetragen und begründet hat.

Hans Speier (Berlin).

Schmitt, Karl, *Der Hüter der Verfassung. J. C. B. Mohr. Tübingen 1931. (VI u. 159 S.; br. RM. 10.50, geb. RM. 12.50)*

Das in politischen Restaurationsperioden, also in der neueren Verfassungsgeschichte zuerst in England nach dem Tode Cromwells, in Deutschland mit der Weimarer Verfassung, aktuell werdende Problem des „Hüters der Verfassung" wird in dieser gedanken- und materialreichen Untersuchung wissenschaftlich, d. h. im Zusammenhang mit der konkreten Verfassungslage behandelt. S. widerlegt zunächst die Anschauung, wonach für den heutigen deutschen Staat ebenso wie für USA. die Justiz zum Hüter der Verfassung berufen sein soll. Er prüft dann in eindringlicher Analyse der drei nach seiner Meinung aus der konkreten Verfassungslage der Gegenwart hervorbrechenden staatsauflösenden Tendenzen des „Pluralismus", der „Polykratie" und des „Föderalismus" die Frage, warum es im heutigen deutschen „demokratischen Verfassungsstaat" überhaupt eines besonderen „Hüters der Verfassung" bedarf und warum nicht einfach nach der für den „Gesetzgebungsstaat" des 19. Jahrhunderts selbstverständlichen Vorstellung das Parlament „seiner Natur und seinem Wesen nach in sich selbst die eigentliche Garantie der Verfassung enthält". Nach S. steht und fällt diese „parlamentarische" Anschauung mit der liberal-bürgerlichen Gegenüberstellung von Gesellschaft und Staat. Sie ist heute endgültig überholt einerseits durch die „Entwicklung des Parlaments zum Schauplatz eines pluralistischen Systems", andererseits durch die über alle hemmenden und kreuzenden Gegentendenzen hinweg sich siegreich durchsetzende „Wendung vom nicht-interventionistisch neutralen zum Wirtschafts- und totalen Staat". Infolge dieser beiden letzten Endes aus der ökonomischen Entwicklung entspringenden Tendenzen steht der Staat heute vor der Alternative, entweder die (nach S. zu seinem Wesen gehörige) Einheit und Ganzheit völlig aufzugeben und sich in ein „pluralistisches System", einen bloßen „Vertrag der sozialen Machtkomplexe", umzuwandeln, mit allen daraus entstehenden Konsequenzen, oder aber „zu versuchen, aus der Kraft der Einheit des Ganzen heraus die notwendige Entscheidung herbeizuführen". Als gegenwärtig besten Weg zur Durchführung dieses Versuchs proklamiert S. im wesentlichen Anschluß an Benjamin Constant die von der Weimarer Ver-

fassung bereits vorgezeichnete und in den letzten 10 Jahren gewohnheitsrechtlich weiterentwickelte Ausbildung eines plebiszitären „pouvoir neutre" in Gestalt des „vom ganzen deutschen Volke" gewählten Reichspräsidenten.

Die Stärke der hiermit in den Grundzügen dargestellten Theorie liegt in ihrer kritischen Analyse der bisher vorherrschenden bürgerlich-liberalen Staatsauffassung, die dem tatsächlichen Pluralismus der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen einen neutralen, in wirtschaftliche und gesellschaftliche Angelegenheiten nicht intervenierenden Staat überbauen zu können vermeinte. S. schildert überzeugend die dialektische Entwicklung, in der sich dieser liberale Staat und sein Parlament „aus dem Schauplatz einer einheitbildenden, freien Verhandlung freier Volksvertreter, aus dem Transformator parteiischer Interessen in einen überparteiischen Willen zu einem Schauplatz pluralistischer Aufteilung der organisierten gesellschaftlichen Mächte, zu einer „Börse, an der die verschiedenen Stücke sozialer Macht gehandelt werden", verkehrt hat. In Wirklichkeit aber tritt in dieser von S. ausgemalten pluralistischen Auflösung nicht nur der illusionäre und widerspruchsvolle Charakter der bisherigen parlamentarisch-liberalen Staatsform in Erscheinung, sondern ein viel tiefer liegender, auf der heute gegebenen ökonomischen Grundlage dem ganzen bürgerlichen Staat innewohnender Konflikt: der Widerspruch zwischen den sich entwickelnden Produktivkräften und den jeweilig fixierten Produktionsverhältnissen und der aus diesem Widerspruch entspringende Gegensatz und Kampf der gesellschaftlichen Klassen. Und gerade dieser Widerspruch wird nicht überwunden, sondern nur noch einmal und sogar in verschärfter Form aktualisiert in jenem faschistischen „Totalstaat", von dessen endlicher Herankunft S. heute ganz ebenso unkritisch wie einst die liberalen Bourgeois von ihrem „Rechtsstaat" die positive Lösung des von ihm behandelten Staatsproblems erwartet. Nicht ohne Grund beginnt die wirkliche Geschichte des juristischen Problems des „Hüters der Verfassung" mit jenen lakedämonischen Ephoren, deren Aufgabe nach der von S. zitierten Darstellung von Busolt-Swoboda darin bestand, „vor allem auch die bestehende Ordnung gegen eine Rebellion der unterdrückten Heloten zu sichern".

Karl Korsch (Berlin).

Salomon, Gottfried, *Allgemeine Staatslehre. Industrieverlag Späth & Linde. Berlin-Wien 1931. (166 S.; br. RM. 4.80, geb. RM. 6.60)*

Das Buch ist eine Zusammenfassung von Vorlesungen an Beamtenhochschulen über die historisch-soziologische Seite des Materials. S. stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung des Staates, der Staatsgewalt, der Staatsverfassungen und der Staatsform historisch-kritisch zu beleuchten und das Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft zu erläutern. Im zweiten Teile des Buches gibt er eine übersichtliche Geschichte der Staatslehren; endlich befaßt er sich mit der Politik als Wissenschaft.

Es gelingt dem Verf., die Wirklichkeit des Staates in seinem Verhältnis zur Gesellschaft illusionsfrei darzustellen. Nach S. darf eine Soziologie des Staates nicht parteilich gebunden sein, weil die Staatslehre als Wissenschaft im Gegensatz zur Parteilehre antidogmatisch ist. Wir wollen jetzt

nicht darüber streiten, ob eine wirklich unparteiische Staatslehre überhaupt denkbar ist, sondern nur darauf hinweisen, daß der Verf. schon auf S.2 seines Buches feststellt: „Der Staat ist Macht im Verhältnis der herrschenden zur beherrschten Gruppe. Der Kampf um die Macht ist der Inhalt der politischen Geschichte.“ Diese Feststellung wird gewiß auch durch die politischen Kämpfe in der Jetztzeit bestätigt.

S. hat die Gabe, aus dem unübersehbaren Material geschichtlicher Tatsachen die wichtigsten und kennzeichnendsten auszuwählen, obzwar alle historisch aufgetretenen Staats- und Machtgebilde wie auch die sie betreffenden Theorien in Betracht gezogen worden sind. Als besonders gelungene Kapitel heben wir das über die Rechtfertigung und den Zweck des Staates und die Staatsformen hervor. Sehr glücklich ist seine Definition der französischen Republik: „Frankreich hat ein liberales System erhalten, welches die Gleichheit in der Freiheit, die Verallgemeinerung des Eigentums und der Bildung und die völlige Freiheit der kapitalistischen Wirtschaft entsprechend dem Charakter dieses bourgeoisen Volkes verfassungsmäßig festlegt“. In der Besprechung der staatsrechtlichen Umwälzungen der Nachkriegszeit weist er mit Recht darauf hin, daß es nicht Ideen, sondern vor allem materielle Leiden waren, welche die Revolution und die Demokratie, den Aufstand und Aufstieg des Volkes bewirkten.

In der Geschichte der Staatslehren kommt auch die materialistische Geschichtsauffassung zur Würdigung. Paul Szende (Wien).

Ziegler, Heinz O., *Die moderne Nation. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (VIII u. 308 S.; br. RM. 14.—, geb. RM. 17.—)*

Die Behandlung politischer Gegenstände wurde in Deutschland in der Regel sei es vom Staatsrecht, sei es von der Ideengeschichte her unternommen. So hat man auch seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts immer von neuem versucht, dem Phänomen „Nation“ von der Ideen- und Begriffsgeschichte her nahe zu kommen. Verf. weist nach, daß alle Versuche, objektivistische oder subjektivistische Definitionen zu geben, notwendig scheitern müssen. Besonders eingehend und wichtig bleibt seine Kritik an Otto Bauers Theorie von der Nation als historischer Schicksalsgemeinschaft. Demgegenüber schlägt der Verfasser einen anderen Weg ein, der durch eine soziologische Fragestellung gekennzeichnet ist. Alles soziale Zusammenleben wird gebunden und gekittet durch bestimmte Vorstellungen, die den Institutionen erst ihre Legitimität und Wirksamkeit verleihen. Diese soziale Verbindlichkeit von Vorstellungen und Ideen gerade innerhalb der politischen Sphäre ist der eigentliche Gegenstand einer politischen Soziologie. Der methodischen Einleitung folgt ein historisch-politisches Kapitel, in welchem im wesentlichen auf Grund der Literatur über die französische Revolution der Zusammenhang und der Gegensatz zu dem absoluten Staat aufgezeigt wird. Übernommen wird die Staatseinheit und der Zentralismus, die Souveränität der politischen Entscheidungseinheit, neu und besonders aber ist die Kollektivierung der Souveränität in der Nation. Im folgenden Kapitel werden für Deutschland diejenigen ideellen Voraussetzungen aufgezeigt, die für die Geltung der modernen Nationvorstellung wichtig geworden sind. Und zwar sieht der Verf. mit Recht

in der deutschen Identitätsphilosophie den wichtigsten Bestandteil für ein neues politisches Bewußtsein. Indem das Bewußtsein von der geschichtlich-sozialen Welt aus einem religiös-transzendenten Zusammenhang herausgerissen und in den Geschichtsprozeß selbst eingelagert wurde, erhält dieser eine Absolutheit, die alles politisch-soziale Geschehen zum Ausdruck eines absoluten Geistes macht. In diesem Zusammenhang ist auch die Verabsolutierung der Nation beheimatet. Die Bedeutung dieses philosophischen Denkens für die deutsche Geschichtswissenschaft und die deutsche Staatsphilosophie wird durch ausgezeichnete Charakteristiken von Ranke und Stahl erhärtet. Besonders dankenswert ist das Eingehen auf Dahlmann, dessen „Politik" leider immer noch zu den unbekannten Büchern deutscher Staatslehre gehört. Am wichtigsten ist das letzte Kapitel: Nation und Politik. Hier führt Z. die soziologische Analyse radikal zu Ende und trennt alle liberal-konstitutionelle Entwicklung von dem demokratischen Absolutismus, der mit der nationalen Souveränität identisch ist. Die Konsequenz der national-demokratischen Legitimität führt zu einer Reihe politischer Krisenerscheinungen, die systematisch entwickelt werden. Der Umbau der nationalen Idee wird erforderlich; der Zusammenhang zwischen rationaler Ordnungstechnik des politischen Geschehens und den irrationalen Kräften ihrer Mobilisierung wird sowohl innen- wie außenpolitisch mit vollster Deutlichkeit aufgewiesen. Zieglers Buch ist ein bedeutender Beitrag zur politischen Soziologie. Albert Salomon (Köln).

Gegenwartsfragen aus der allgemeinen Staatslehre und der Verfassungstheorie. Hrsg. von Hans Gmelin und Otto Koellreuter. Festgabe für Richard Schmidt zu seinem 70. Geburtstag. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (VI, 273 S.; geh. RM. 18.—, geb. RM. 20.—)

Das Werk enthält außer rein staatsrechts-theoretischen Aufsätzen über Reichsreform, Wahlrechtsgrundsätze und Selbstverwaltung Aufsätze, die nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhange mit der Staatslehre als einer juristischen Disziplin stehen. Sie gelten einer Verbindung der Staatslehre mit politischen, geopolitischen, historischen und soziologischen Fragestellungen, wie dies der Methode und den Arbeiten Richard Schmidts entspricht. Da im Rahmen dieser Besprechung nicht darauf eingegangen werden kann, ob eine solche Verbindung der Jurisprudenz mit den genannten Disziplinen überhaupt möglich ist, so müssen wir uns hier mit dem Hinweis auf einige wichtige Beiträge begnügen.

Gmelin bezeichnet in seinem Aufsatz über „Politische Abhängigkeit von Staaten untereinander" als neue Aufgabe der allgemeinen Staatslehre die Untersuchung neu entstandener und entstehender zwischenstaatlicher Abhängigkeiten, eine Aufgabe, die von der Geopolitik bisher nur unter einseitiger Berücksichtigung der geographischen Zusammenhänge behandelt werde. Besonders die juristisch noch nicht erfaßten Abhängigkeitstypen sollen untersucht und gleichsam als Modelle und Idealtypen für neue staatstheoretische Begriffsbildungen benutzt werden. Demgemäß wird eine Aufstellung der hauptsächlich vorkommenden zwischenstaatlichen Abhängigkeitsverhältnisse gegeben, ferner eine Darstellung der Abstufung dieser Abhängigkeit, aber ohne präzise Trennung der realen Momente (geographische,

militärische, wirtschaftliche Situationen) von den ideologischen (gemeinsame Religion, „Parteisympathien", persönliche Beziehungen). Leider geht G. kaum über diese Aufzählung heraus, die als solche ebensogut in das Gebiet der politischen Soziologie gehört. Einen wertvollen Hinweis für die Staatstheorie i. e. S. gibt er nur mit den Ausführungen über den geschichtlichen und im ursprünglichen Sinne nicht mehr zureichenden Begriff der Souveränität.

Eine ausgezeichnete Darstellung der Geschichte und zukünftigen Perspektiven des politischen Verhältnisses Asien-Europa ist der Beitrag Grabowskys „Die Konstruktion des eurasischen Raums". Von besonderem Interesse ist schließlich die Abhandlung Koellreutters über „Parteien und Verfassung im heutigen Deutschland", die die eingangs erwähnte Verbindung der allgemeinen Staatslehre mit der „wissenschaftlichen Politik" bis zu einem Punkte vortreibt, an dem u. E. die Wissenschaft aufhört und der — subjektive — Glaube beginnt. K. betont zunächst gegen Kelsen die Notwendigkeit der politischen Methode in der Staatslehre. Er untersucht dann mit den Mitteln der „politischen Methode" die Möglichkeiten staatlicher Willensbildung unter der Parteienkonstellation in Deutschland seit 1918. Mit dem Anwachsen der Parteien, die die Weimarer Verfassung seit ihrem Bestehen bekämpfen, d. h. der KPD., der DNVP. und der NSDAP., und dem entsprechenden Rückgang der Parteien der Weimarer Koalition wurde das Problem einer demokratischen Regierungsbildung immer schwieriger; schon vorher war das Problem in Staaten mit einer KPD.- oder NSDAP.-Mehrheit (Sachsen 1923, Thüringen) aufgetaucht. K. versucht nun eine Rechtfertigung des Einmarsches von 1923 in Sachsen und des Fehlens einer ähnlichen Reichsexekution etwa gegen Braunschweig 1931 mit folgender Explikation des Begriffes revolutionär: die deutsche Verfassung bildet nur den Rahmen für die geschichtlich gewordene Einheit der Nation. Wer diese Einheit zerstören will, handelt revolutionär, nicht dagegen, wer innerhalb dieser Einheit — u. U. mit Gewalt — die Macht erringt; er handelt nur „illegal". Die Nationalsozialisten können demnach gar nicht revolutionär handeln, wohl aber die Kommunisten: denn sie würden im Aufstand die Grundlagen der deutschen Nation zerstören, Privateigentum, Ehe, Religion. Also sind die Kommunisten nicht an die Regierung zu lassen, selbst im Falle einer demokratischen Mehrheit für sie.

Die Unhaltbarkeit der juristischen Konstruktion dieses Vorschlags zu beweisen, ist nicht unsere Aufgabe. Als Kritik der politischen Methode möge folgendes Zitat genügen: „Das scharfe Wort Erich Kaufmanns, daß „die bloß technische Rechtswissenschaft eine Hure sei, die für alle und zu allem zu haben ist", enthält sehr viel Wahrheit. Denn jede Verfassung ist . . . nur das Gefäß für die politische Substanz der Nation . . . Deshalb muß aber auch die Auslegung der einzelnen Verfassungsbestimmungen danach ausgerichtet werden . . ., wobei ganz bewußt in jedes Verfassungsrecht ein politisches Element hineingetragen wird. Das ist keine Mythologie, . . . sondern es bedeutet nur die Anerkennung der Tatsache, daß Volksgeist und Volkswille reale Größen einer bestimmten Seinsstruktur sind." Das bedeutet also — abgesehen von der sinnleeren Formulierung der letzten Aussage — realiter, daß in dieser neuesten Richtung der deutschen Staatslehre wieder einmal

„das alte Gespenst des Volksgeistes“ dazu herhalten muß, eine „überpersönliche Autorität“ zu konstruieren.

P. v. Haselberg (Frankfurt a. M.).

le Hénaff, Armand, *Le pouvoir politique et les forces sociales. Recueil Sirey. Paris 1931. (162 S., frs. 20.—)*

H. untersucht die Entstehung und Entwicklungsgeschichte der politischen Macht. Über ihre Anfänge stellt er die Hypothese auf: die Urgruppen waren Träger der Macht durch ihre absolute Einheitlichkeit und das Aufgehen des Individuums. Allmählich lösen sich daraus der Rat der Alten, begabte Krieger, Zauberer und Priester. Die Gesellschaft beginnt sich zu Untergruppen zu spezialisieren: Familie, durch die Arbeitsteilung hervorgerufene Gruppierungen, territoriale Gruppen. Die Macht wird dadurch komplizierter. Ihre Aufgabe kann es nicht mehr sein, allgemeingültige Vorschriften zu erlassen und auch sofort durchzuführen, denn die Untergruppen treten für ihre divergierenden Interessen ein. Sie muß jetzt diese verschiedenen Interessen gegeneinander abwägen und dem Gemeinwohl nutzbar zu machen suchen. Dies führt zur Teilung der Macht: exekutive und legislative. Die Exekutive führt aus und hat das Gleichgewicht zur Aufgabe, die Legislative vertritt die verschiedenen Interessengruppen, gibt der Exekutiven so die Richtlinien an und übt die Kontrolle aus. Durch die ganze Geschichte schildert H. an den verschiedenen Erscheinungsformen der politischen Macht diese Entwicklung, die zu einer immer stärkeren Betonung des Individuums führt, das durch die Spezialisierung zunehmend aus der einst homogenen Masse herausgehoben wird. Die Entwicklung führt so zu einer immer größeren Betonung des Individuums in den verschieden gearteten Formen des Parlamentarismus und der Demokratie. Nebenher kann als dritte Macht noch die Gerichtsbarkeit bestehen, über die H. nichts weiter aussagt. Das treibende Entwicklungsmoment ist der Gegensatz zwischen Einzel- und Gesamtinteresse; die notwendige Ausbalancierung des Gleichgewichts: der Kompromiß. Von diesem Standpunkt urteilt H. auch über den Wohlfahrtsausschuß der französischen Revolution, die U.S.S.R. und den Faschismus, die durch ihre sich an keine Regeln haltende Machtausübung das Individuum seiner Rechte und vor allem jeder Sicherheit beraubten. Es sei eingeflochten, daß es unmöglich ist, in diesem Zusammenhang die drei Machtformen zu beurteilen: es sind revolutionäre Ausnahmezustände, in denen sich gewaltsam eine Entwicklung vollzieht und die erst in großem zeitlichen Abstand aus ihren Ergebnissen heraus abgeurteilt werden können. Für den italienischen Faschismus und die U.S.S.R. fehlt dieser Abstand noch. — H. begrüßt die berufliche Gruppierung, wie etwa der Faschismus sie kennt, und in ihr — allerdings ohne ihr große Gewalt zu übertragen — erblickt er einen wichtigen Faktor der künftigen Formen politischer Macht, da sie die sich immer stärker zersplitternden Individuen wieder zusammenfasse und die Herstellung des Gleichgewichts-Kompromisses erleichtere.

H. spricht viel über die Formen politischer Macht . . . über die sozialen Kräfte sagt er nichts: der Widerstreit der Interessen ist ihm erklärendes Moment, das daher selbst nicht weiter untersucht zu werden braucht. Einmal erwähnt er den feudalen Grundbesitz als Machtquelle, da dieser durch

Leibeigene militärische Macht gewähre. Aber die Bedeutung des Privateigentums schlechthin und seine Wandlungen führt er nirgends in die Analyse ein. Er zeichnet nur abstrakte Idealtypen verschiedener Regierungsformen, die nie existiert haben, nicht aber die lebendigen Kräfte, die hinter den Formen stehen und sie gestalten, nicht einmal die Wirklichkeit dieser Formen. Zu seiner Ausgangsthese — Entstehung der Urmacht — sei noch gesagt, daß sie in seiner Konzeption auf die ungelöste Schwierigkeit stößt, aus einer für lange, lange Zeiträume unveränderlich angenommenen Statik der absolut homogenen Gruppe plötzlich und ohne ersichtlichen Grund zu einer Dynamik zu kommen. Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Glotz, G., *La cité grecque. (L'Evolution de l'humanité, Bd. XIV) La Renaissance du livre. Paris 1931. (XXI u. 476 S.)*

Das neue Buch von Glotz ist ein modernes Gegenstück zu dem klassischen Werke Fustel de Coulanges' „La cité antique". Der Titel schon ist bezeichnend: zugleich Anlehnung und Gegensatz. Fustel de Coulanges hat bekanntlich die antike Polis aus einem einzigen, übermächtig wirksamen Faktor, der Familienreligion, abgeleitet. Nach G. ist das eine durchaus unberechtigte Vereinfachung, die der komplexen und reichhaltigen soziologischen Struktur des griechischen Stadtstaates nicht Rechnung trägt.

Wenn für F. de Coulanges die antike Polis eine vergrößerte Familie war, so betont G. demgegenüber, daß sie sich überhaupt nur in einem Kampf gegen den Patriarchalismus hat behaupten können. In der antiken (griechischen) Gesellschaft sieht G. drei einander bekämpfende Kräfte am Werke, deren Wechselwirkung und relatives Übergewicht die jeweilige konkrete soziale Struktur bestimmen. Es sind: die Familie, die Stadt, das Individuum. In einer ersten Periode „setzt sich die Polis aus einer Anzahl von Familien zusammen, die aber eifersüchtig ihr Sonderrecht sowohl dem Ganzen als dem einzelnen gegenüber bewahren und das Individuum in ihrem Kollektivwesen aufgehen lassen". Dies ist die älteste Form, die aristokratische Urpolis, welche von der Tyrannis — einer sozialrevolutionären Bildung, die ein Werkzeug des Machtwirkens der untersten Klassen war und deren Sinn es gewesen, die traditionellen Herrschaftsformen zu brechen — vernichtet wurde, um einem neuen Gleichgewicht, der auf einem Bündnis zwischen dem Individuum und dem Staate gegen die Familienherrschaft beruhenden demokratischen Polis Platz zu machen. „Die Polis unterwirft sich die Familien, indem sie das befreite Individuum zu Hilfe ruft."

Der Analyse der sozialen Struktur der demokratischen — vor allem der athenischen — Polis ist der zweite Teil des ausgezeichneten Buches gewidmet, der mit großer Präzision und Klarheit den verwickelten Aufbau der atheniensischen Institutionen schildert. Nach G. sind die dem atheniensischen Staate gewidmeten Kritiken — zumindest für die Perikleische Zeit — teils unberechtigt, teils übertrieben; das ganze komplizierte Gebäude hatte den Zweck — den es auch eine Zeitlang erfüllte —, ein Gleichgewicht zwischen den Rechten des Individuums und des Gemeinwesens zu stiften und zu erhalten, ohne das eine dem anderen zu opfern. — Ausgedehnte Kapitel, Literaturverzeichnis, Quellennachweise machen aus diesem mit einer mustergültigen Klarheit und Schlichtheit geschriebenen Buche — das sich des

Vergleichs mit dem von F. de Coulanges nicht zu schämen braucht — ein höchst wertvolles „instrument de travail". A. Koyré (Paris).

Lot, F., *La fin du monde antique et les débuts du moyen-âge. La Renaissance du Livre. Paris 1931*

Es gibt für den soziologisch interessierten Historiker (und auch für den Soziologen) kaum ein reizvolleres Problem als „das Ende der Antike und die Entstehung des Mittelalters". Daß es keine Umwälzung, keine Revolution, sondern ein stetiger Prozeß gewesen, weiß man genügend. Um so schwieriger ist es, die ineinandergreifenden und sich durchkreuzenden Faktoren und Kräfte, welche die — trotz der Stetigkeit der Entwicklung und des Überganges — völlig neue soziologische Struktur des M.A. geschaffen haben, herauszuanalysieren, ohne dabei irgendeine Gruppe — seien es die politischen Machtfaktoren, seien es die ökonomischen oder religiösen Kräfte — einseitig hervorzuheben. Es ist die Vielseitigkeit des entworfenen Bildes — oder der Bilder —, die das nüchterne Buch Lots auszeichnet. Der erste Teil des Werkes schildert die allmähliche Verwandlung des Verwaltungs- und Finanzwesens (Bürokratie und Fronwirtschaft), die Verfremdung des Heeres, die Parasitierung der Städte und die Verarmung und Proletarisierung des Landes, die Ausbreitung der Mysterienreligionen und den Sieg — zugleich aber die Verstaatlichung — des Christentums.

Die alte Werteskala wird allmählich durch eine neue ersetzt, und die antike Welt ist eigentlich in dem Moment schon tot, als sie ihr Prestige verliert, als namentlich die gesellschaftliche Hierarchie sich der Rangordnung des kaiserlichen Beamtentums anpaßt und sich dieser letzteren unterwirft. Und das Mittelalter ist in dem Momente da, als sich der Kampf zwischen dem machtlosen Prestigeträger — dem römischen Kaiser — und dem prestigelosen Machtträger — dem barbarischen Heerführer — zugunsten des letzteren entscheidet. Oder vielmehr in dem Moment, wo dieser letztere genügend Prestige selbst besitzt, um das Imperium an sich zu reißen. Dieser Prestigekampf wird von L. an trefflichen Beispielen sorgfältig beleuchtet: Wandlung der Tracht (Hosenmode); Wandlung der Waffen; Wandlung der Namen, deren Etappen — a) Romanisierung, b) Nichtromanisierung des barbarischen Namen und endlich c) die Verbreitung der barbarischen Namen inmitten der romanisierten Bevölkerung — die Etappen der Barbarisierung des Römischen Imperiums genau nachzeichnen.

Der zweite Teil des Buches gibt eine kurzgefaßte Geschichte des Frühmittelalters — einer nach L. völlig trostlosen Zeit. Die romantische Auffassung einer Neubelebung der Alten Welt hat in L. keinen Freund: nach ihm haben die Barbaren der Alten Welt nur den Begriff — und die Tatsache — des Raubkönigtums (Quelle der europäischen Monarchie) gegeben.

A. Koyré (Paris).

Kleinberg, Alfred, *Die europäische Kultur der Neuzeit. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1931. (XII u. 233 S., brosch. RM. 5.80, geb. RM. 7.20)*

Das kleine Buch deklariert als Programm: „Nicht die großen, sichtbaren Einzelereignisse wie Kriege und andere Völkerkatastrophen, nicht die hervorragenden Einzelpersönlichkeiten machen das Wesen der Geschichte aus,

sondern die unauffälligen, stetig wirkenden Gemeinschaftsbildungen der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Ordnung und ihr ebenso kollektivistisch bestimmter Überbau." Dies Programm mag als Bekenntnis zur materialistischen Geschichtsauffassung gemeint sein. So wenig aber der vorausgesetzte Begriff der „Stetigkeit" durch die Theorie der materialistischen Dialektik zu legitimieren wäre, die gerade die Idee sprungloser Entwicklung zentral streitig macht, so wenig nimmt das Buch das eigentliche Problem einer materialistischen Kulturgeschichte selber in Angriff: das der „Vermittlung". Die Frage, wie die Produktionsverhältnisse jeweils den Überbau konkret bestimmen, ist nicht aufgeworfen. Das Buch bleibt statt dessen bei der Konstatierung allgemeiner struktureller Übereinstimmungen von Unterbau und Überbau stehen; behauptet wohl gelegentlich die Abhängigkeit des Überbaus vom Unterbau, aber abstrakt und ohne die ökonomischen Bedingungen für das Sosein eines geistigen Phänomens so tief zu analysieren, daß das Phänomen selber verständlich würde. Trotz des materialistischen Programmes handelt es sich darum in Wahrheit um immanente Geistesgeschichte, die ihre Stilbegriffe — unter denen auch „der" mittelalterliche Mensch nicht fehlt — freilich nicht auf die Sphäre der Kultur und des objektiven Geistes beschränkt, sondern auch an den wirtschaftlichen Verhältnissen demonstriert. Modell dieser Strukturen bleibt durchwegs der als bewegt gedachte Menschengeist; zwar nicht ausdrücklich, denn stets wird als Fundament die Klassenlage entworfen, aber tatsächlich, indem die Abhängigkeit von der Klassenlage wohl behauptet, aber nicht an realen Abhängigkeitsverhältnissen aufgewiesen ist. Die materialistische Erkenntnis wird damit um jede Schärfe gebracht; Kleinberg hat mit Dilthey mehr zu tun als mit Marx, ohne freilich jemals die Anschauungskraft Diltheys zu erreichen. Dem gemäßigten Materialismus der Geschichtsauffassung entsprechen genau gewisse irrationalistische und intuitionistische Sympathien des Autors, die freilich an einer Stelle (S. 208) klug eingeschränkt werden. — Es bleibt zu bedenken: daß man dem Buch mit scharfen methodologischen Forderungen vielleicht Unrecht tut, da es sich seiner Grenzen bewußt ist und lieber bekannte Zusammenhänge human und faßlich darstellen als neue fremd und aggressiv konstruieren möchte. Aber wollte man es etwa — mit einer Geste, die weder dem Ernst des Gegenstandes noch der Wirkung recht ansteht — für Volkshochschulen, Pädagogien, Arbeiterakademien empfehlen, so geriete man in Verlegenheit wegen einer Unzuverlässigkeit im Detail, die der Fragwürdigkeit der methodischen Grundhaltung merkwürdig entspricht. Wo man ernsthaft zugreift, findet man Halbrichtiges und Falsches. Ich zitiere aufs Geratewohl: „Das Kernelement dieses Gedankenbaues, die ausdehnungslose, rein geistige Krafteinheit der „Monade", die alles Sein zusammensetzen und doch ein unbeeinflußbares, völlig abgeschlossenes Individuum sein soll, war willkürlich und phantastisch" (S. 35). Man mag gegen Leibniz alle erdenklichen Einwände haben: nur gerade der der Willkür ist nicht erlaubt, die Monade ist zugleich in tiefstem Zusammenhang mit dem Stand der Naturerkenntnis seiner Zeit wie mit seiner erkenntniskritischen Analyse erwachsen: zu schweigen davon, daß gerade beim Monadenbegriff fruchtbarste Einsichten zum Problem der ökonomischen „Vermittlung" zu gewinnen wären. — Oder: „Einsteins Relativitätstheorie (seit 1905)

setzte der sinnlich-naiven Anschauung ein Ende, daß Zeit, Raum und Gravitation etwas Absolutes, für alle Gleiches seien, indem sie diese Größen als vom Standort, von Bewegung oder Ruhelage des Beobachters abhängig nachwies“ (S. 197). Aber solche Erkenntnisse gab es in Gestalt des „Relativitätsprinzips“ längst vor Einstein, dessen sachliche Leistung darüber entscheidend hinausgreift; mit einem allgemeinen weltanschaulichen Relativismus hat er vollends nichts zu tun. Von der Anwendung der Riemannschen Geometrie auf den empirischen Raum, von der Lehre von der Endlichkeit des Raumes ist bei Kleinberg überhaupt nicht die Rede, und eine kulturgeschichtliche Deutung Einsteins ist darum für ihn gänzlich unmöglich; statt dessen werden ihm Banalitäten zugeschoben. — Grotesk geraten die Darstellungen Kleinbergs im Bereich der Kunst. Wenn der Lyriker Georg Heym als Walter Heym erscheint (S. 202), so mag man darüber hinweggehen, wenn auch in einem Buch von wissenschaftlichem Anspruch solche Irrtümer nicht unterlaufen dürften. Wenn aber „der Engländer Aubrey Beardsley, der Franzose Toulouse-Lautrec, die Deutschen Kubin und Groß das Leben als einen Tummelplatz von Larven, als ekle Fratze und lähmende Grimasse“ gemeinsam zeichnen sollen (S. 202), so verschlägt einem die Kombination bereits den Atem: was hat wohl die ornamentale Perversion Beardsleys mit Groß zu tun, der ja nicht das „Leben“ als Tummelplatz von Larven, sondern die Verdinglichung der Menschen unter der Klassenherrschaft darstellt? — In der Musik wird Bizet als Wagnerianer eingeordnet (S. 180), obwohl doch seine Musik so unwagnerisch ist, daß schon Nietzsche ihn als Gegenpapst gegen Bayreuth reklamierte; dafür aber wird Hugo Wolff, der nun wirklich ein Wagnerianer war, gemeinsam mit dem Antiwagnerianer Nietzsche und mit van Gogh als „künstlerischer Vorposten der Epoche“ ausgegeben — wobei an Stelle sachlicher Gemeinsamkeiten zwischen den dreien, die es ja in der Tat nicht gibt, ihre Geisteskrankheit als Verbindendes fungiert. Angesichts solcher Leistungen im Detail wird die Frage nach materialistischer oder geistesgeschichtlicher Methode gleichgültig.

Theodor Wiesengrund-Adorno, Frankfurt a. M.).

Martin, Alfred von, *Soziologie der Renaissance. Zur Physiognomik und Rhythmik bürgerlicher Kultur. Ferdinand Enke. Stuttgart 1932. (XII u. 135 S.; br. RM. 5.—, geb. RM. 6.50)*

M. versucht, eine bestimmte historische Epoche struktursoziologisch zu beschreiben, und wählt als Beispiel im wesentlichen die Florentiner Renaissance. Als soziologisch bedeutsam wird die Verschiebung des gesellschaftlichen Schwerpunktes vom Land in die Stadt und von einem militärischen Adel zu einem ökonomischen Bürgertum angesehen. In diesem entsteht durch seine soziale Lage eine neue Denkweise, aus der die modernen Formen eines Leistungswissens und Bildungswissens hervorgehen. Der Begriff der Leistung, sei es als objektives Werk, sei es als subjektive Tüchtigkeit, entspringt der Lebensform einer bürgerlich-kaufmännischen Oberschicht. Ihr Ziel ist der Virtuose, der Mann, der bestimmte Fähigkeiten bis zur äußersten Vollendung entwickelt. Für diese bürgerliche Aristokratie gibt es zwei Wege der sozialen Entwicklung: eine Assimilation an bestehende Herrschaftsordnungen und eine eigenständige Ausformung ihrer gesellschaft-

lichen Existenz zu einer besonderen Repräsentation. In dieser Dialektik bewegt sich die soziale Entwicklung des Bürgertums der Renaissance. Es übernimmt Lebensformen und Konventionen des politisch entrechteten Adels und fügt zugleich den alten Konventionen eine neue Bildungskonvention hinzu. Die Abschnitte über Humanismus enthalten die wichtigsten Bemerkungen für die historische Grundlegung einer Soziologie der modernen Intelligenz. Die Kategorien: ritterlicher Humanismus, bodenständiger Bürgerhumanismus und freier Literatenhumanismus bezeichnen drei typische Epochen des Heraustretens einer Intelligenzschicht aus einer Welt politischer und sozialer Bindung und damit eine Verschiebung des Ethos vom Moralisch-Aktivistischen zum Ästhetisch-Beschaulichen. Diese erste bürgerliche Kultur, in der die Bildung zur Repräsentation des Besitzes gemacht wurde, vermochte ihre politische Form nicht zu finden. M. gibt in der Analyse Macchiavellis eine einleuchtende Darstellung der soziologischen Motive, die zum Ruf nach der Diktatur und zur Entstehung des absoluten Staates führten. In dem Abschnitt über Renaissance-Gesellschaft und Kirche wird die Anpassung der wirtschaftlichen Ideologie an den Frühkapitalismus aufgezeigt und eine Reihe bemerkenswerter religionssoziologischer Einsichten für die Struktur der modernen Formen christlicher Frömmigkeit herausgestellt.

Methodisch ruht die Arbeit auf den Untersuchungen von Max Weber, Scheler und Mannheim. Martin, der beste Kenner dieser Geschichtsepoche in Deutschland, hat mit diesem soziologischen Versuch eine notwendige Aufgabe zur Ergänzung der Arbeiten von Burdach und Burckhardt geleistet.

Albert Salomon (Köln).

Rosenstock, Eugen, *Die europäischen Revolutionen. Diederichs. Jena 1931. (IV u. 554 S.; br. RM. 15.—, geb. RM. 18.50)*

Die Geschichte Europas in den neun Jahrhunderten, die seit Beginn des Kampfes zwischen Papst und Kaiser vergangen sind, kann nach R. nur unter dem Aspekt der Revolution begriffen werden. Unter „Revolution" versteht R. eine Totalumwälzung, die sich an einem Volk vollzieht und auf die übrigen Völker zurückwirkt. „Jede Revolution ist nur zu 50 v. H. Sozialumwälzung, zur anderen Hälfte prägt sie die Völker." So löst sich die Geschichte Europas in eine Reihe nationaler Revolutionen auf, die indessen nicht nur chronologische Abfolge, sondern ebenso eine logische Kette ist. Sozial ist die Revolution insofern, als sich die gesamte Nation in einer sozialen Schicht verkörpert. Die Reihenfolge, in welcher die Nationen „ihre" Revolutionen erleben, ist nicht zufällig. Immer das rückständigste Land macht Revolution, und rückständig wird es dadurch, daß die vorhergehende Revolution ihm schwereren Schaden zugefügt hat als den übrigen Nationen. So ergibt sich für R. folgende Reihe: Italienische Papstrevolution — deutsche Fürstenrevolution (Reformation und Aufkommen Preußen-Österreichs) — englische Gentryrevolution — französische Bürgerrevolution — russische Weltrevolution. In jeder Revolution wird der europäische Mensch „reproduziert", und zwar erweitert reproduziert (R. wendet den ökonomischen Begriff bewußt in biologischem und noch mehr in theologischem Sinne an); im Zentrum

stehen Mönch oder Edelmann, weil nur diese „den nötigen Abstand vom Leben“ und damit die Sorge um die „Wiederkehr des Lebens“ haben.

R. erklärt, nicht im Gegensatz zur ökonomischen Geschichtsauffassung zu stehen. Sie sei für ihn eine „Selbstverständlichkeit“. Marx allerdings habe die Dialektik der Revolution noch nicht durchblicken können, und der Vulgärmarxismus habe seine Theorie überhaupt nicht verstanden. (R. beruft sich vor allem auf Lukacs.) Dazu ist zu bemerken, daß R. zum mindesten die historische Analyse, wie Marx sie methodisch ausgebildet hat, fremd ist. Bei allem Bemühen, dialektisch zu sehen, gibt er deshalb statt Analyse „Deutung“. Neben sehr fruchtbaren Gesichtspunkten finden sich die gröbsten Verzerrungen und Gewaltsamkeiten (man vergleiche z. B. den Abschnitt über die Papstrevolution), die ungleich schwerer wiegen als eine Reihe unrichtiger Angaben (im Kapitel „Die russische Revolution“), welche bei einem so ungeheuer weit gefaßten Thema verzeihlich erscheinen.

Werner Heider (Berlin).

Freyer, Hans, *Revolution von rechts. Eugen Diederichs. Jena 1931. (72 S., RM. 2.—)*

„Die großartige Dialektik des 19. Jahrhunderts besteht in der Tatsache, daß . . . die Geschichte in ihren zentralen Vorgängen zur gesellschaftlichen Bewegung: zum Klassenkampf wird. Der Bürger wird Bourgeois, das öffentliche Leben Wirtschaft, der Besitz Kapital, die Besitzlosigkeit Proletariat, die Politik Liberalismus. . . . Nicht nur die Arbeit, das Denken, der Staat, auch die revolutionäre Kraft dieses männlichen Jahrhunderts wird Ökonomie. Revolution wird Klassenkampf. Darum ist das 19. Jahrhundert nur materialistisch zu begreifen. Es ist für alle Zeiten der Klassizismus der Revolution von links.“ Aber die in ihm angelegte permanente Revolution geschieht nicht. In der Gestalt „des Kampfes um den sozialen Fortschritt greift der soziale Gedanke den dialektischen Kern des 19. Jahrhunderts an“. Das Proletariat „kämpft nicht mehr negativ, sondern positiv, nicht mehr gegen die industrielle Gesellschaft als System, sondern für ihre Erneuerung von innen her, also auf ihrem Boden“. „Die Arbeiterschaft ist — nicht endgültig (denn sie kämpft noch), aber grundsätzlich — eingeordnet.“ Durch die Liquidation der revolutionären Energien wird die industrielle Gesellschaft zunächst befestigt, aber gerade diese Eingliederung hat eine neue revolutionäre Kraft erzeugt; „dasjenige, was nicht Gesellschaft, nicht Klasse, nicht Interesse, also nicht ausgleichbar, sondern abgründig revolutionär ist: das Volk“. Dieses Volk hat nichts zu tun mit der Nation des 19. Jahrhunderts, die Bildungs- und Besitzstand ist, sondern „ist die Substanz unserer selbst“. „Seine Revolution bricht von unten her in die Ebene der industriellen Gesellschaft ein quer durch alle ihre Interessengegensätze hindurch. Das Volk nimmt die Arbeits- und Güterwelt der industriellen Gesellschaft in seinen Besitz, aber es übernimmt keineswegs das Prinzip, nach dem sie gebaut ist. Es negiert dieses Prinzip . . .“ Sein Weg geht notwendig über die Emanzipation des Staates, der zum Gegenspieler der industriellen Gesellschaft und notwendiger Träger des Gegenstoßes gegen sie wird. Dieses Volk, diese „geheime Umschichtung im Material des Menschentums“, „ist Realität geworden: nicht fertige Ordnung, . . . aber kräftig sich

bildender Kern". „Eben darum ist die Revolution von rechts der Inhalt der Zeit".

F. sieht und wünscht eine Revolution von hinten. Aber kämpft nicht, was sich „rechts" formiert, mehr und mehr mit „bescheidenem Egoismus" auf dem Boden der industriellen Gesellschaft „um den eigenen Platz im Geschiebe des Systems"? Marschieren in Wirklichkeit nicht die „Nationalisten des Gemüts" und die „Interessenten einer banalen Reaktion", und wird so nicht „statt Geschichte wiederum ein Schwindel geschehen"?

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Reich Gottes — Marxismus — Nationalsozialismus. Ein Bekenntnis religiöser Sozialisten. Hrsg. v. Gg. Wünsch. J. C. B. Mohr. Tübingen 1931. (V u. 116 S.; geb. RM. 5.50)

Während die Mehrheit der religiösen Sozialisten einen sog. „ethischen Sozialismus" in betont antimarxistischer Prägung verfolgt, gelangten einige intellektuelle Wortführer zu einer bedingten Anerkennung des Marxismus.

Wünsch steigert diese Annäherung zu dem Versuch, den Marxismus in eine christliche Theologie einzubauen. „Die Aufgabe des Marxismus in der Bewegung des Reiches Gottes" — so lautet das Thema seines Beitrags — sieht er darin, daß der Marxismus als Leitfaden diene, um „die Führung Gottes in der profanen Geschichte zu seinem Reich zu erkennen"; der Marxismus ist sogar der „einzige Leitfaden" dieser Art, so daß jeder gläubige Christ genötigt ist, ihn anzuerkennen, wenn er Gottes Willen begreifen und an der Verwirklichung des Reiches Gottes in der menschlichen Gesellschaft mitarbeiten will.

Leonhard Ragaz, ehemals Theologieprofessor, Führer der schweizerischen religiösen Sozialisten, vertritt eine „religiöse Geschichtsdeutung von der Art, wie die Bibel Geschichte deutet". Hinter der „irrtümlichen Gedankenform des Marxismus" sieht er einen unbewußten „prophetischen Messianismus", dessen Kraft allerdings jetzt ausgeströmt sei und ersetzt werden müsse „durch den wieder lebendig gewordenen bewußten (Messianismus) des Reiches Gottes, das in Christus erschienen ist". Der Beitrag von Ragaz ist historisch gehalten; er beschreibt die Geschichte der schweizerischen Bewegung und setzt sich außerdem mit der dialektischen Theologie auseinander, die von Schülern Ragaz' (Barth, Thurneysen, Brunner u. a.) aus der religiös-sozialistischen Gedankenwelt entwickelt wurde und später zur Abspaltung führte.

Pfarrer Heinz Kappes behandelt den „theologischen Kampf der religiösen Sozialisten gegen das nationalsozialistische Christentum". „Der Nationalsozialismus wie der Marxismus drängen nach einer eigenen Theologie hin" — so beginnt der Aufsatz. Man muß einschränkend sagen, daß sich diese Behauptung bestenfalls auf einen religiös-sozialistisch interpretierten, also bereits theologisch verdeuteten Marxismus beziehen kann, auf einen „Marxismus", der — wie die Ausführungen von Ragaz zeigen — nicht einmal von den religiösen Sozialisten selbst einheitlich vertreten wird. Im übrigen setzt Kappes sich gegen neuheidnische Mißbildungen der christlichen Lehre durch Arthur Rosenberg zur Wehr und scheut auch vor mutigen Angriffen gegen Kirchenbehörden nicht zurück. Der Aufsatz

klingt in die Vermutung aus, daß eine völlige Faschisierung der Kirche die religiösen Sozialisten veranlassen werde, „außerhalb der Kirche als eine der Form nach profanisierte Bewegung ohne Sektencharakter für die Sache Christi in der marxistischen Gesamtbewegung" einzustehen.

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Kahn-Freund, Otto, *Das soziale Ideal des Reichsarbeitsgerichts. J. Bensheimer. Mannheim 1931. (X u. 466 S.; RM. 4.—)*

Die Schrift unternimmt den Versuch, „die Rechtsprechung des Reichsarbeitsgerichts auf das ihr zugrunde liegende Sozialideal zu untersuchen". Dieses Sozialideal ist nach Ansicht des Verfassers der Faschismus — nicht der Faschismus als politisches System, sondern das soziale System, wie es in den arbeitsrechtlichen Gesetzen Italiens seinen Niederschlag gefunden habe. Die gesamte Rechtsprechung des obersten Gerichts auf dem Gebiet des individuellen und kollektiven Arbeitsrechts wird als Einheit betrachtet, in deren Schatten die faschistische Ideologie erkennbar sei.

Erscheint es schon an sich gewagt, die außerordentlich uneinheitlichen, ja vielfach Kompromißcharakter tragenden Entscheidungen auf einen Nenner bringen zu wollen, so dürfte Kahn-Freund darüber hinaus auch den Gesichtskreis der Reichsrichter überschätzen, wenn er ihre Rechtsprechung auf die von ihm angenommene geschlossene Grundanschauung zurückführt. Reichsgerichtsrat Sonntag beurteilt seine Kollegen wohl richtiger, wenn er ihre kleinbürgerliche Enge als besonderes Merkmal aufzeigt (Vgl. „Leipzig und das Reichsgericht" in „Justiz" 1931, S. 631ff.).

Läßt sich m. E. auch nicht aus der Gesamtheit der Entscheidungen ableiten, daß das Sozialideal des Reichsarbeitsgerichts die faschistische Idee verwirkliche, so liegt das hohe Verdienst der Arbeit K.s in der zutreffenden kritischen Würdigung der Rechtsprechung im einzelnen, die allgemein tief enttäuscht hat. Mit bemerkenswerter Klarheit werden als Leitgedanken der Rechtsprechung die Ideen des Wirtschaftsfriedens, der Betriebsdisziplin und der individuellen Fürsorge herausgearbeitet. Hier stellt die Schrift eine wertvolle Ergänzung und Vertiefung der schon von Neumann (in „Die politische und soziale Bedeutung der arbeitsrechtlichen Rechtsprechung") im Jahre 1929 angestellten Untersuchungen dar.

Alex Lorch (Frankfurt a. M.).

Geck, L. H. Ad., *Die sozialen Betriebsverhältnisse im Wandel der Zeit. Geschichtliche Einführung in die Betriebssoziologie. Julius Springer. Berlin 1931. (VIII u. 173 S.; RM. 7.50)*

Ein Mittelding zwischen Lehrbuch und Abhandlung nennt der Verf. seine anregende Arbeit, die als Heft I der Schriftenreihe des Instituts für Betriebssoziologie und soziale Betriebslehre an der Technischen Hochschule zu Berlin erschienen ist (Herausg. Goetz Briefs und Paul Riebensahm). Lehrbuchcharakter trägt sie in der Tat, obwohl man glauben könnte, daß dieses lebendige Thema einer lehrbuchmäßigen Darstellung spotten sollte. G. unterscheidet Sach-, Arbeits- und Personalverfassung des Betriebes; die Wandlungen der Personalverfassung, den eigentlichen Gegenstand seines Buches, versteht er aus dem Übergang vom Kleinbetrieb mit Hand-

arbeit zum Großbetrieb mit Maschinen, aus der Veränderung der Unternehmeranschauungen, aus der Entwicklung der staatlichen Sozialpolitik und aus den Einwirkungen der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände. Die Begriffsbildung ist besonders bei Darstellung der vom Geiste des Liberalismus durchwirkten Personalverfassungen unzureichend: liberal-ökonomisch, liberalistisch-rechtlich, liberal-humanitär, ökonomisch-rechtlich sind kaum zulässige und jedenfalls keine fruchtbaren Unterscheidungen. Diese Unschärfe scheint mir übrigens notwendig zu entstehen, wenn man die soziale Verfassung des Betriebes nicht von der Verfassung der ganzen Gesellschaft aus, sondern für sich betrachtet. Aber die großen Verdienste der Arbeit liegen in den Quellennachweisen und -zitaten. Nicht nur verschollenes Material über deutsche Verhältnisse sondern auch französische, englische und amerikanische Literatur sind herangezogen. Eine gewisse Bevorzugung katholischen und evangelischen und die Vernachlässigung sozialistischen Schrifttums werden ausgeglichen durch den deutlichen Willen zur Objektivität, der freilich zuweilen, z. B. bei Behandlung der Werkzeitungen, Werksparkassen usw., schon über das Ziel schießt.

Hans Speier (Berlin).

Slotemaker de Bruine, J. R., *Vakbeweging en Wereldbeschouwing. (Gewerkschaftsbewegung und Weltanschauung). Christelijk Sociale Studiën III. J. A. Ruys. Zeist 1930. (304 S.)*

Diese Arbeit des holländischen Theologen Dr. J. R. Slotemaker de Bruine, dessen frühere Arbeiten schon immer einen sozialen Einschlag hatten, befaßt sich mit einem Problem, das nur ausnahmsweise in der soziologischen Literatur zur Behandlung gelangt: den Zusammenhängen zwischen Weltanschauung und Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gewerkschaftsrichtung. S. unternimmt diese schwere Aufgabe. Er beschränkt seine Untersuchungen nicht auf ein Land, sondern macht den Versuch, das Charakteristische der Gewerkschaftsbewegung in England, Amerika, Deutschland, Frankreich und Rußland und der verschiedenartigen internationalen Gruppierungen herauszustellen.

Vor allem ist nach ihm die Religion für die Mentalität, welche sich bei den Arbeitern in bezug auf ihre gewerkschaftlichen Tendenzen offenbart, bestimmend. So versucht er vom Standpunkt der Religion eine Erklärung der anarchistischen und „ordentlichen Gewerkschaftsbewegung" zu geben, wobei dann auch die Volksseele, die Ethnologie und die Rasse eine Rolle mitspielen. Seine These lautet ungefähr folgendermaßen: Anarchismus ist überall vorhanden, wo die römisch-katholische und griechisch-katholische Kirche vorherrscht; vor allem also in Süd- und Osteuropa, namentlich in Frankreich, Spanien, Portugal und Rußland (merkwürdig ist, daß Italien in dieser Beziehung nicht genannt wird, was das Bild ja auch völlig verschoben hätte). Die römische Pädagogik handhabt die Autorität für alle Lebenserscheinungen auch über die Erwachsenen. Sie läßt das Gefühl der Selbständigkeit nicht durchkommen. Wenn nun die Autorität ihre Macht und ihren Einfluß verliert, entsteht eine Verwirrung unter denjenigen, welche sich frei fühlen, die Freiheit jedoch nicht ertragen können. Mit dem Protestantismus steht es s. E. ganz anders. Er schafft selbständige Persönlich-

keiten, gebunden an Gott und frei von menschlichen Autoritätsorganen, welche in eigener Verantwortlichkeit erzogen werden.

S. beschäftigt sich ausführlich mit dem Fehlen eines sozialistischen Einschlags der britischen Arbeiterbewegung im Gegensatz zu einer Reihe von Ländern auf dem Kontinent. Der deutsche Prototypus, bei dem die Klassenkampftheorie großen Anhang findet, wird als Folge der theoretischen Denkart des deutschen Volkes im Gegensatz zu der praktischen Art der Engländer erklärt.

Wir können nicht gerade behaupten, daß die Arbeit für die Wissenschaft eine große Bereicherung ist, wenn auch der Versuch, die Probleme auf diesem Gebiete aufzudecken, gewürdigt werden kann. Was dieser Arbeit besonders fehlt, ist eine klare Begriffsbestimmung. So wirkt die vom Autor gewählte Einteilung der Gewerkschaftsbewegung in einen anarchistischen, sozialistischen und christlichen Flügel schon unklar, besonders wenn man weiter feststellen kann, daß die anarchistische Richtung von ihm in zwei Abschnitte geteilt wird, wovon Frankreich den einen und Rußland (!) den anderen darstellen soll.

Die vielen Einzelheiten über die Struktur und die Methode der Arbeiterbewegung in den einzelnen Ländern sind nur ein mäßiger Ersatz für das Fehlen einer tiefgehenderen klaren Analyse über das äußerst wichtige Thema.

Andries Sternheim (Genf).

Adamic, Louis, *Dynamite. The Story of class violence in America. The Viking Press. New York 1931. (X u. 452 S.; $ 3.50)*

Das Buch von Louis Adamic schildert die Entwicklung und Ausbreitung terroristischer Methoden in den Klassenkämpfen der Vereinigten Staaten. Schon die ersten Arbeitskämpfe in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden mit ausgiebiger Anwendung von Gewaltmethoden geführt, wie sie auch in der Frühzeit der westeuropäischen Arbeiterbewegung — wenn auch nicht im gleichen Ausmaße — zu verzeichnen sind. Während aber in Westeuropa vorzüglich durch die Gewerkschaften die Kräfte der Arbeiterschaft organisiert und die Arbeitskämpfe in geregelte Bahnen gelenkt wurden, hat sich in U.S.A. das Anwendungsgebiet des Terrors immer mehr erweitert, wobei die Methoden dauernd verfeinert wurden. Die terroristischen Akte spielen in den Arbeitskämpfen der „Unorganisierten" — d. h. für Amerika der von den Gewerkschaften ausgeschlossenen Arbeiterschichten — eine wichtige Rolle. Immer wieder bilden sich bei großen Arbeitskämpfen ad hoc lockere Arbeiterorganisationen, die durch bewaffneten Widerstand, Sabotage, Dynamitattentate die Streikbewegung unterstützen. Auch die in den ersten Nachkriegsjahren zeitweilig starke Organisation der „Industrial Workers of the World" bediente sich bei ihren Kämpfen mit Vorliebe dieser Gewaltmethoden. Nicht selten boten die von ihr geführten großen Streikbewegungen das Bild eines offenen Bürgerkrieges der Streikenden mit den gleichfalls bewaffneten Werkspolizisten und Streikbrechern. Der Verf. weist nach, daß die terroristischen Methoden — zum größten Entsetzen von Samuel Gompers — sogar in die Verbände der American Federation of Labour eindrangen und dort auch in der Gegenwart nicht immer verabscheut werden. Die höchste Stufe des Terrors im Klassenkampf stellt die Verbindung mit

dem Berufsverbrechertum dar, den „gangsters“ und „racketeers“, die im Auftrage von Arbeiterorganisationen terroristische Attentate ausführen (wie sie auch von den Unternehmern gegen die Arbeiterorganisationen eingesetzt werden).

Leider fehlt in dem Buch, das ein aufschlußreiches und seltenes Material zum ersten Male in solcher Vollständigkeit zusammenträgt, eine abschließende Untersuchung der sozialen und ökonomischen Ursachen dieser Zustände. Nur aus eingestreuten Bemerkungen erhält der Leser manchen wertvollen Hinweis. Die exklusive Haltung der Gewerkschaften, die eine privilegierte Arbeiterschicht geschaffen haben, der hohe Anteil der mit dem Volksleben kaum verbundenen Eingewanderten, die Traditionen der Grenzerzeit haben die Entstehung des Solidaritätsgefühls in der Arbeiterklasse bisher verhindert. Dazu kommt, daß die in den gleichen Traditionen aufgewachsene Unternehmerschaft von jeher wenig Bedenken hatte, den Bewegungen der Arbeiter die Gewalt entgegenzusetzen und daß ihr Vorgehen von den Justizbehörden fast stets entschuldigt und beschönigt wurde.

Für den deutschen Leser besonders wichtig ist die Einschätzung der Ideologie der American Federation of Labour, die bekanntlich mit der „Kaufkrafttheorie der Löhne“ und dem Gedanken der „Wirtschaftsdemokratie“ die Wirtschaftsauffassung der deutschen Gewerkschaftsbewegung stark befruchtet hat. A. weist nach, daß diese Ideologie dem Wunsche entsprang, die privilegierte Arbeiterschicht von der großen Masse der sozial gering geachteten und durch zahlreiche terroristische Bewegungen diskreditierten Arbeiter zu distanzieren. Es ist zu wünschen, daß das wichtige Buch, das leider etwas unbeholfen geschrieben ist, durch eine Übersetzung auch dem breiten Leserpublikum in Deutschland zugänglich gemacht wird.

Franz Hering (Berlin).

Labriola, Arturo, *Al di là del Capitalismo e del Socialismo* (*Jenseits von Kapitalismus und Sozialismus*). *Verl. Collana di Studi politici e sociali. Paris 1931. (344 S.; frs 20.—)*

Der Autor, Dozent am Institut de Hautes Etudes in Brüssel, der als junger Mann dem äußersten linken Flügel der sozialistischen Partei Italiens angehörte, dann im letzten Ministerium Giolitti Minister für öffentliche Arbeiten war und jetzt als politischer Flüchtling im Ausland lebt, bietet in dem vorliegenden Buch mehr eine „boutade“ voll polemischer Ausfälle als einen systematisch gefügten Gedankenbau.

Für ihn ist der Sozialismus nicht Gegenpart des Kapitalismus, sondern Auflehnung gegen das Elend: die sozialistischen Ideologien sind älter als der Kapitalismus. Es ist ein Fehler des Marxismus, den Sozialismus zum Antikapitalismus verkümmert zu haben. Marx hat nie aufgezeigt, warum die vom Kapitalismus freigesetzten Produktivkräfte die privatkapitalistische Gesellschaftsordnung sprengen müßten. Der Kapitalismus hat das Elend der Massen nicht gesteigert, sondern vermindert. Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, im kapitalistischen Regime dem Arbeiter den vollen Arbeitsertrag zu bezahlen. Krisen sind unvermeidbare Erscheinungen der Umschichtung des Marktes und der Produktion, die auch im sozialistischen Regime nicht ausbleiben können. Ursache des Elends ist die Vergeudung,

und diese ist bei Planwirtschaft größer als bei individueller Initiative: die Kosten für die tastenden Versuche der einzelnen, aus denen sich die Wirtschaft im privatkapitalistischen Regime gestaltet, fallen auf das Individuum, nicht auf die Gesellschaft zurück. Die juridische Tatsache des Besitzes der Produktionsmittel habe keinen wesentlichen Einfluß auf die Produktion. „Die Überführung der Produktionsmittel in Kollektiveigentum ändert weder die Quote der Ersparnisse noch deren Umwandlung in Kapital, weder die Nachfrage nach Arbeitskräften noch das gegenseitige Gleichgewichtsverhältnis der verschiedenen Produkte." L. kommt zu dem Schluß, daß nicht das Ende des Kapitalismus, sondern das Ende des Staates zur Beseitigung der Klassen führen werde. Der Kampf gegen den Kapitalismus zwinge der sozialistischen Bewegung eine falsche Ideologie auf, insofern der Kapitalismus eines der Mittel zur Beseitigung des Elends ist.

Dem Gedankengang Labriolas liegen verschiedene Mißverständnisse zugrunde. Zunächst die Ansicht, daß der Kampf gegen den Kapitalismus auch den technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften gelte, die der Kapitalismus gezeitigt hat; dann die Auffassung der Sozialisierung der Produktionsmittel als einer rein juridischen Sache. Überhaupt sieht Labriola den Sozialismus kleinlich und philiströs, um dann zu sagen, daß er kleinlich und philiströs ist. Es handelt sich da nicht darum, Besitztitel umzuschreiben, sondern Sinn und Richtung der Arbeit zu ändern, den Tribut an die Notwendigkeit, den der Kapitalismus verringert hat, gerecht zu verteilen. Labriola dürfte nur deshalb meinen, jenseits von Kapitalismus und Sozialismus zu stehen, weil er die sozialen Auswirkungen beider über ihrer Produktionsformel vergißt.

Oda Olberg (Wien).

Mehmke, R. L., *Der Unternehmer und seine Sendung. J. F. Lehmanns Verlag. München 1932. (191 S.; geh. RM. 4.50, geb. RM. 6.—)*

Die historische Einleitung bezeichnet alle Produktivität und Förderung in technischer und kultureller Hinsicht als Unternehmertätigkeit des Menschen; sei er nun König oder Fürst, Mönch oder Ritter, Bauer oder Handwerker. Der Begriff des Unternehmers (= U) ist also äußerst weit gefaßt, so daß die beabsichtigte historische Genese des modernen U unzulänglich beschrieben wird. Die Definition des U ist auch überaus verschwommen und vieldeutig. „Der U ist ein Mann, der etwas kann und etwas wagt". Ihn leitet „die Freude am Werk und am Wagnis und das Streben, aus totem, geringwertigem Material Werte und Hilfsmittel für den Fortschritt der Menschheit zu schaffen". „Der U ist in erster Linie zum Dienst am Verbraucher berufen". „Er steht zu seiner Arbeit im Verhältnis wie der Liebende zum Gegenstand seiner Liebe". So und ähnlich wird die „Sendung des U" beschrieben, eine Aufgabe also, der je nach Bedarf des Autors in der Vergangenheit Amenemhet I. von Ägypten und Karl der Große, heute der Kleinbauer oder der selbständige Flickschuster gerecht werden kann. Kein Wunder, daß bei diesem großen Ukreis die Zahl der U auf der ganzen Welt fast dreimal so groß wie die Zahl derjenigen ist, die man als die „Arbeiter" bezeichnet, daß in Deutschland „rund ein

Drittel der 32 Millionen Berufstätigen U sind". Die solchen Behauptungen zugrundegelegten Zahlen sind willkürlich oder falsch zusammengestellt, wie überhaupt M. fast überall auf Quellenangaben und Materialhinweise großzügig verzichtet. Um den gewaltsam geformten Ubegriff aufrecht zu erhalten, werden die eindeutigsten Daten der Wirtschaftsentwicklung unrichtig beschrieben oder interpretiert. „Der soziale Aufstieg in die wirtschaftliche Oberschicht erfolgt gar nicht so selten auch direkt vom Arbeiterberuf aus." Nach den auf Grund der Erhebungen des Statistischen Reichsamtes zusammengestellten Zahlen (Sozialer Auf- und Abstieg im deutschen Volk, München 1930) kommen 85% der wirtschaftlichen Oberschicht (Industrielle, Bankiers, Kaufleute) aus ihrer Schicht und nur zusammen 15% aus Mittelschicht und Unterschicht; leider ist diese Zahl nicht mehr spezifiziert, aber es ist ohne weiteres anzunehmen, daß der weitaus größere Teil dem Kleinbürgertum entstammt, nur ein verschwindender Prozentsatz dem Proletariat. — Werden kleinere Industriefirmen von der übermächtigen Konkurrenz zugrunde gerichtet, dann liegt keine kapitalistische Entwicklungstendenz vor, sondern „sie hatten ihren alten Fortschrittsgeist eingebüßt. Der letzte Akt des Trauerspiels eines ehemals blühenden Gewerbes spielt sich ab. Die ihrer Sendung untreu werden, sind zuletzt auch noch mit technischer Unfruchtbarkeit geschlagen. Ein Geschlecht neuer Männer, in denen wiederum eine Sendung lebendig ist, steigt auf". Ich beschränke mich auf die Wiedergabe dieser beiden Blüten ökonomischer Erkenntnis, eine Legion ähnlicher Behauptungen füllt das Buch. — Kurz sei noch die Stellung des Verf. zur Beziehung zwischen U und Arbeiter gekennzeichnet. Prinzipiell sind die Bezeichnungen „Arbeiter" und „Angestellte" vermieden und durch den Sammelbegriff „Mitarbeiter" ersetzt. Diese Mitarbeiter am Werk des U, die mit ihm der Sache zu dienen berufen sind, werden keineswegs ausgebeutet, sondern sind selbst die Ausbeuter in der Wirtschaft. Wenn sie ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern suchen, dann sind sie „nichts anderes als Spekulanten, sind ein Interessentenhaufen, der nicht deswegen mehr Recht beanspruchen kann, weil er sehr groß ist". „Durchaus falsch ist, wenn es in der Öffentlichkeit immer wieder so dargestellt wird, als bestünde in der Gegenwart eine unübersteigbare Kluft zwischen dem abhängigen Lohnarbeiter und dem selbständigen U." Die Lösung der sozialen Frage soll die oft gepriesene Werksgemeinschaft bringen. „Die einzelnen Mitglieder des Orchesters sollen seinen Zeichen und Worten nicht als stumpfe Arbeitssklaven folgen, sondern sollen als Mitwirkende in voller Arbeitsverbundenheit mit dem Werk stehen."

Über das Buch wäre kein Wort zu verlieren, wenn es nicht eine heute überaus mächtige Ideologie darstellte, die man auf Schritt und Tritt antrifft. Sie wird in der äußeren Form einer wissenschaftlichen Theorie dargeboten; über solche im Dienste des kapitalistischen U produzierte Wissenschaft läßt sich mit des Verf. eigenen Worten urteilen, mit denen er einen Teil der Studenten treffen will; „sie bedeutet immer weniger Studierenden die ‚hohe, die himmlische Göttin', vielmehr ist sie einer wachsenden Zahl die ‚tüchtige Kuh' geworden, die den Studierten ‚mit Butter versorgen soll'".

Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Das deutsche Handwerk. Bericht der 8. Arbeitsgruppe des III. Unterausschusses des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft. Mittler & Sohn. Berlin 1931. (4 Bde., 1858 S.)

Der Enqueteausschuß stellt in diesem Bericht die Ergebnisse seiner Untersuchung über die Lage des Handwerks in Deutschland zusammen. Der II. Band enthält das Tabellenmaterial der mit den Stichtagen 1. X. 26 und — resultatlos — 1. X. 13 im Jahre 1927 durchgeführten Erhebung. Band III u. IV enthalten besonders eingehende Spezialuntersuchungen 12 wichtiger Handwerkszweige, die durch Sachverständigeneinvernahme (Juni/Juli 28) besonders vertieft worden sind. In Band I finden sich die Gesamtergebnisse und ihre Zusammenfassung und Ausdeutung. Zumal die technische, betriebswirtschaftliche und organisatorische Fortentwicklung des Handwerks wird eingehend dargestellt. Die gesammelten Angaben sind umfassend und vorzüglich: das erste Mal überhaupt ist hier über das Handwerk derart reiches Material zusammengetragen und dadurch eine genaue Erforschung dieses Wirtschaftsteiles ermöglicht worden. Allerdings folgt daraus, daß die Ergebnisse dieser Untersuchung mit früheren, vor allem der amtlichen Statistik, die nicht auf das Handwerk abgestellt waren, fast unvergleichbar sind. Zu einer Analyse der gegenwärtigen Situation des Handwerks und zu einer darauf basierenden in großen Zügen durchgeführten Betrachtung der Entwicklung und Entwicklungstendenzen bietet der Bericht das vollkommenste Tatsachenmaterial. Die neueste Handwerksliteratur, wie etwa der Art. „Handwerk“ in den von Harms herausgegebenen „Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft“ und der Art. „Handwerk“ von G. Albrecht im W. d. V. 4, baut auch bereits auf den Angaben des Berichtes auf. Dabei übernimmt diese Literatur die Ausdeutung und Schlußfolgerung des Berichtes ohne weitere Nachprüfung. Dessen endgültige Folgerungen jedoch stehen in befremdlichem Gegensatz zu den Angaben in den Bänden II, III, IV und der Zusammenfassung in Band I. Am besten gekennzeichnet ist die theoretische Einstellung des Berichtes etwa durch den Satz: „. . . viel hilft der unverzagte Glaube des freien Mannes an die urwüchsige Lebenskraft des deutschen Handwerks“ (Bd. I). Der Bericht kommt zu dem Ergebnis, daß es dem Handwerk zufriedenstellend gehe, daß endgültig die „Niedergangstheorie“, die um die Jahrhundertwende an sein Verschwinden geglaubt hat, widerlegt sei und daß es im Gegenteil sich ständig weiterentwickle und einen wichtigen Platz in der Gesamtwirtschaft einnehme. Seine Bedeutung beruhe auf seiner arbeitsintensiven Produktionsweise, die immer noch in der Befriedigung des Bedarfes an Qualitätsware für den persönlichen Geschmack vorherrschend sei, weiter auf seiner dezentralisierten Arbeitsart und darauf, daß es einerseits die Industrie mit Facharbeitern versorge, andererseits bei schlechter Konjunktur die Arbeitslosen aufsauge und eine vermittelnde Rolle im Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern spiele. Speziell jetzt in der Zeit der gewaltigen Kapitalkonzentration sei es die letzte Aufstiegsmöglichkeit zur Selbständigkeit. Diese Behauptungen werden aber sämtlich von dem eigensten Material des Berichtes widerlegt. In der Übersicht über die einzelnen Handwerkszweige (Bd. I, S. 60—187) muß der Bericht für fast ausnahmslos

jeden feststellen: Arbeitslosigkeit und Übersetzung (1927 war gute Konjunktur!), Verdrängung durch die Großindustrie (sei es durch Konkurrenz um das gleiche Produkt, sei es durch Surrogierung und Bedarfsverschiebung). So erhält die große Zahl der Betriebe, die der Bericht als Beweis für die innere Kraft des Handwerks anführt, erst in Relation gebracht mit der Zahl der Beschäftigten, des Umsatzes, der Kapitalbildung und des Einkommens ihre wahre Bedeutung: 70,5% aller industriellen Unternehmen sind Handwerksbetriebe, auf die aber nur 29,2% der hier Beschäftigten entfallen; der Anteil am Gesamtbinnenumsatz 1928 beträgt 7,85%, an dem der Industrie 18% (Berechnungen des Institutes für Konjunkturforschung, Berlin.) Der Bericht gelangt zwar zu 20% als Anteil am Gesamtumsatz, doch ist diese Zahl in keiner Weise nachprüfbar erläutert. Nach Angaben des Berichtes haben etwa $^{9}/_{10}$ aller Handwerksselbständigen ein Einkommen bis zu höchstens 3000 RM. jährlich. Die Kapitalbildung im Handwerk ist unzureichend.

Der Bericht kennt keine Definition seines Untersuchungsobjektes und lehnt jeden Versuch zu einer solchen ab. Er ersetzt sie durch den Berufsstand, dem außer den in Handwerksbetrieben Tätigen alle in der Wirtschaft vorwiegend qualifizierte Handarbeit Leistenden zugerechnet werden. So werden etwa die Maßschneiderabteilungen großer Konfektionshäuser dem Handwerk zugezählt, wodurch der auf der Art der Arbeitsleistung aufgebaute Berufsstandsbegriff ad absurdum geführt und sein handwerkspolitischer Zweck deutlich gemacht wird.

Die Methode des Berichtes ist unklar und beschränkt sich darauf, ohne auf Entwicklungstendenzen Rücksicht zu nehmen, ein Augenblicksbild zu entwerfen, aus diesem aber letztgültige Schlüsse zu ziehen. Die Aussagekraft der Tatsachen wird durch eine ziemlich verworrene und unsystematische Anordnung verschleiert, die Zusammengehöriges auseinanderreißt und gesondert, ohne Beziehung zu anderen Faktoren, „ausdeutet", wie etwa Zahl der Betriebe, Umsatz, Zahl der Tätigen usw.

Jedoch sei noch einmal betont, daß der Bericht eine einzigartige Materialsammlung darstellt, die für die neuere Zeit erst die Basis zu einer wirklichen Erforschung des zumindest soziologisch noch überaus interessanten Handwerks gibt.

Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Niemeyer, Annemarie, *Zur Struktur der Familie. F. A. Herbig. Berlin 1931. (175 S.; RM. 7.50).* — **Baum, Marie, u. Alix Westerkamp,** *Rhythmus des Familienlebens. F. A. Herbig. Berlin 1931. (190 S.; geb. RM. 9.—).* — **Martens-Edelmann, Agnes,** *Die Zusammensetzung des Familieneinkommens. Verlagsges. R. Müller. Berlin 1931. (76 S.; geb. RM. 3.90).* — **Wildenhayn, F.,** *Die Auflösung der Familie. A. Protte. Berlin 1931. (105 S.; geb. RM. 3.20).* — **Kahle, Margarete,** *Beziehungen weiblicher Fürsorgezöglinge zur Familie. J. A. Barth. Leipzig 1931. (188 S.; geb. RM. 10.—).* — **Lindquist, Ruth,** *The*

Family in the Present Social Order. University of North Carolina Press. Chapel Hill 1931. (XIII u. 241 S., $ 2.50). — **Wagener, Hermann,** *Der jugendliche Industriearbeiter und die Industriefamilie. Münsterverlag: Münster i. W. 1931. (145 S.; geh. RM. 3.—).* — *Konfessionen und Ehe. In: Religiöse Besinnung, Heft 1, Jg. IV (1931—32). Frommanns Verlag. Stuttgart 1931.* — **Bäumer, Gertrud,** *Die Frau im neuen Lebensraum. F. A. Herbig. Berlin 1931. (285 S.; RM. 7.50).* — **Mitgau, Hermann,** *Familienforschung und Sozialwissenschaft. Degener & Co. Leipzig 1931. (32 S.; geh. RM. 2.—, geb. RM. 3.50)*

Die deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit läßt unter der Leitung von Alice Salomon und Gertrud Bäumer eine Schriftenreihe „Forschungen über Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart" erscheinen. So gibt Annemarie Niemeyer eine recht brauchbare Bestandsaufnahme von allgemeinen statistischen Daten über die Familie. Systematisch wird unterschieden: 1. Sozialbiologische Familienstatistik: Geschlechterstatistik, Ehestatistik oder Familienstatistik im engeren Sinne, Statistik der unehelichen Familie; 2. Sozialökonomische Familienstatistik: Allgemeine Haushaltungsstatistik, Wohnungsstatistik, Statistik der Haushaltrechnungen. — Marie Baum und Alix Westerkamp untersuchen „das von einer Familie täglich zu leistende Arbeitspensum" d. h. die von jedem Familienmitglied täglich innerhalb und außerhalb des Hauses zu leistende Arbeit; ferner wird dargestellt, welche Tagesstunden diese Arbeiten in Anspruch nehmen und in welcher Weise sie den einzelnen belasten. Das benutzte Material (70 Familien) ist zu klein, als daß an die Forschungsergebnisse verallgemeinernde Schlüsse geknüpft werden könnten. Erwägt man, daß die Sachkenntnis der Autoren ihnen eine Auswahl von typischen Familien ermöglichte, so ist die statistische Behandlung der Materie unangemessen, ein Fehler, der übrigens bei A. Westerkamp weniger hervortritt. — Zu der in den letzten Jahren stark angewachsenen Literatur über die Einkommensverhältnisse verschiedener Familientypen liefert Agnes Martens-Edelmann einen Beitrag, in welchem über von anderer Seite seit 1925 veranstaltete Erhebungen über das Einkommen von zusammen 3102 Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenfamilien referiert wird. Von der Verfasserin selbst wurde das Monatseinkommen in 69 minderbemittelten Familien unter Berücksichtigung der regelmäßig von den Haushaltungsmitgliedern für den Haushalt unentgeltlich geleisteten Arbeit untersucht. Dabei ist — wohl erstmalig — nach dem Marktwert derartiger Arbeiten gefragt worden. Die sehr interessante Arbeit zeigt, daß in vielen Fällen das Familieneinkommen mehr als doppelt so groß ist wie der Arbeitsverdienst des Mannes, während letzterer etwa 75% des Familieneinkommens auszumachen pflegt, wenn man dieses nach sonst üblicher Methode berechnet.

Karl Mennicke (in seinem Vorwort zur Schrift von Wildenhayn) hält die Methode der genannten Schriften für verfehlt, nicht nur wegen des zu eng begrenzten Materials und der zu unbefangenen Benutzung der Selbstzeugnisse der Befragten, sondern weil es versäumt wurde, von der durch die Breite des gesellschaftlichen Lebens hin nachweisbaren strukturellen Formveränderung des Familienlebens auszugehen und den Einzelbeobachtungen und -erhebungen einen nur erläuternden bzw. differenzierenden

Sinn beizulegen. — A. Niemeyer hatte gefunden, daß nur 60—80% der Volksschüler zu normalen Vollfamilien gehören; die „unvollständige" Familie wird nun genauer von Wildenhayn nach der statistischen und nach der fürsorgepolitischen Seite hin untersucht. Besonders wertvoll ist die Darstellung der einzelnen sozialpolitischen Systeme in ihrer spezifischen Bedeutung und ihren Substitutionsmöglichkeiten. — Ebenfalls von der unvollständigen Familie geht Margarete Kahle aus, wenn sie untersucht, welche Grundhaltungen das jugendliche Mädchen in seiner Situation als Fürsorgezögling von sich aus zu seiner Familie einnimmt, wie die Haltung der Eltern in dieser Situation zum Mädchen ist, wie sich beide gegenseitig beeinflussen und welche Beziehungen sich daraus ergeben. Sehr sympathisch wirkt die behutsame Art der Auswertung der Protokolle. Das Buch ist eine Fundgrube feinster psychologischer Beobachtungen. — Von der sozialpädagogischen Seite her behandelt Ruth Lindquist das Familienproblem, indem sie 306 Haushaltungen von mittleren nordamerikanischen Angestellten darauf untersucht, mit welchen Schwierigkeiten materieller und seelischer Art sie zu kämpfen haben und wie der Unterricht der verschiedenen Schulgattungen gestaltet werden muß, um auch auf diesem Gebiet wirksame Hilfe leisten zu können. — Beiträge zur Psychologie der Reifezeit liefert Hermann Wagener; er macht die Industriejugend im Reifealter und ihr Verhältnis zu Vater, Mutter, Geschwistern usw. zum Gegenstand seiner Forschung. Es kommt ihm dabei auf die pädagogischen Einflüsse an, die von der Familie zu dem Jugendlichen bestehen, und er gelangt zu dem Ergebnis, daß sowohl für jeden einzelnen Erzieher als auch für jede Erziehungsgemeinschaft der Aufblick nach oben schlechterdings unentbehrlich ist. — Mit der Haltung der Konfessionen gegenüber dem Eheproblem beschäftigt sich Heft 1, 1931, der Zeitschrift „Religiöse Besinnung". Geboten wird vor allem eine Kritik der päpstlichen Enzyklika „casti connubii" vom 31. Dez. 1930 und der sog. Lambeth-Botschaft der anglikanischen Bischöfe vom Sommer 1930, die gleichfalls von Ehe und Geschlechtsleben handelt. Dabei die Anpassungsversuche der Gesellschaft an den Entwicklungszustand der modernen Zivilisation, in erster Linie der Technik, als Verwilderung der Sitten, Entgeistigung der menschlichen Beziehungen usw. zu kennzeichnen und alledem ein hartnäckiges „Zurück!" entgegenzurufen, scheint nicht auf der Linie der Wiedergewinnung einer größtmöglichen Harmonie der sozialen Beziehungen zu liegen.

Eine soziologische Betrachtung der Familie stößt sehr bald auf das Problem der Frau. Aus allen bisher zitierten Schriften ergibt sich klar, daß das Wohl und Wehe auch der modernen Großstadtfamilie ganz wesentlich von der moralischen Kraft der Frau abhängt. Vorbildlich wird diese Materie von Gertrud Bäumer dargestellt. Sie findet, daß die wesentliche Bedeutung der Familie nicht in ihrer Eigenschaft als Arbeits- und Wirtschaftszelle liegt und also nicht an Wert und Sinn in dem Maße verliert, als ihre wirtschaftlichen Funktionen sich verändert haben, daß vielmehr die blutsverwandten Bindungen den übrigen durchaus übergeordnet sind und als solche Bestand haben. Bäumer muß dabei allerdings die Behauptung aufstellen, daß unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse „soziale Mißbildungen" sind, an die sich anzupassen ein Unding ist.

Anregungen für eine Methodik der Erforschung des sozialen Auf- und Abstieges von Familien bietet Hermann Mitgau, indem er zeigt, daß dabei das sog. Generationsschicksal die entscheidende Rolle spielt und daß dieser Fragenkomplex von der bisher nur genealogisch erfaßten Generation her bearbeitet werden muß. Justus Streller (Leipzig).

Ehrenburg, Ilja, *Die Traumfabrik. Malik-Verlag. Berlin 1931. (310 S.; kart. RM. 3.50, geb. RM. 5.50)*

Petzet, Wolfgang, *Verbotene Filme. Sozietäts-Verlag. Frankfurt a. M. 1931. (160 S.; RM. 2.50)*

Fülöp - Miller, René, *Die Phantasie - Maschine. P. Zsolnay, Berlin 1931 (203 S.; RM. 3.50, geb. RM. 6.—)*

Arnheim, Rudolf, *Film als Kunst. Ernst Rowohlt. Berlin 1932. (339 S.; br. RM. 7.—, geb. RM. 9.—)*

Der Film ist bis jetzt weder soziologisch noch psychologisch, ja nicht einmal ästhetisch zusammenfassend untersucht worden. Erst in der letzten Zeit widmen sich einige beachtliche Arbeiten der Analyse des Films; allerdings bedient sich keine von ihnen einer wissenschaftlichen Methode.

Die aufschlußreichsten Feststellungen enthält das neueste Werk Ilja Ehrenburgs. In dieser Chronik der jungen Filmindustrie wird aufgezeigt, von welchen ökonomischen und soziologischen Faktoren die Erzeugung des heute so wichtigen Konsumtionsgutes „Film" abhängig ist. Am laufenden Band werden in öder, monotoner Arbeit die Wunschträume für den Kinobesucher hergestellt, der vor Not und Hoffnungslosigkeit, vor der Erschöpfung nach öder, monotoner Arbeit ins Lichtspielhaus entflieht. Die Filmfabrikation verfolgt ebenso wirtschaftliche wie soziale Interessen; ihre Produkte bringen große Gewinne und dienen dazu, die Masse des vorhandenen und des werdenden Proletariats der herrschenden Klasse gefügig zu machen. Staat und Gesellschaft, Kirche, Armee und Polizei bedienen sich dieser mächtigen Kampfmittel. „Das ist die Zauberschachtel, die die Welt regiert. Das ist eine große Erfindung, und das ist Öde, grausame fressende Öde. Das ist der Film." Ehrenburg setzt in der vorliegenden Arbeit die Reihe seiner materialistischen Wirtschaftsberichte fort, die er mit Beiträgen über die Autoindustrie und die großen Trusts begonnen hat. Er gibt auch in ihr ein aufschlußreiches, umfassendes Material, gekleidet in die ihm eigene fesselnde Ausdrucksform der romanhaften Reportage.

Eine interessante Ergänzung zu Ehrenburgs Werk stellt die Broschüre Petzets dar, in der über die maßlose Willkür der deutschen Filmzensur berichtet wird. Das unterbreitete Material und die genaue Analyse des Lichtspielgesetzes zeigen das blinde Walten dieses amtlichen Apparats. Das wichtigste Ergebnis der Untersuchung: die Filmindustrie steht nur in einem scheinbaren Gegensatz zu der Prüfstelle, in Wirklichkeit decken sich die Intentionen der Produktionsfirmen und des Kontrollorgans mit seltenen Ausnahmen in völliger Kongruenz. Die Schrift Petzets wäre noch wertvoller, wenn sie in der Auswahl des Materials und in seiner Interpretation klarer die ökonomischen und soziologischen Ursachen für die behördliche Tätigkeit enthüllte; der liberale Standpunkt des Verfassers

verhindert eine Bloßlegung, wie sie die materialistische Methode ermöglicht hätte.

Für den Soziologen, der psychologische Tatsachen zu verwerten weiß, sind viele der Erkenntnisse aus Fülöp-Millers Untersuchung ein brauchbares Material. Eine gewisse Vorsicht ist dabei am Platze, da der Verfasser durch den Verzicht auf jede soziologische Fundierung seiner psychologischen und zum Teil ästhetischen Ausführungen zu manchen falschen Schlußfolgerungen gelangt; er verficht die oft ausgesprochene irrige These, daß allein der Publikumsgeschmack die Filmproduktion bestimme. Auch die ökonomischen Faktoren für die Filmerzeugung sind unzulänglich dargestellt; eine schiefe Parallele zwischen Film- und Kleiderkonfektion, die sich durch das ganze Buch zieht, verzerrt das Bild dieses Wirtschaftszweiges. Kulturhistorische Exkurse bis ins Altertum und Mittelalter verschleiern die Untersuchungen über den Film, der doch ein typisches Produkt und Ausdrucksmittel des Kapitalismus ist. Die Arbeit enthält eine Reihe richtiger psychologischer Erkenntnisse und Beobachtungen; den dilettantischen Verzicht auf jede wissenschaftliche Methodik verbirgt der Verfasser durch ein wissenschaftliches Gewand aus zahllosen Zitaten von Demokrit und Aristoteles bis zu Bergson und Graf Keyserling.

Arnheims sehr gründliche und umfassende Ästhetik des Films kämpft für dessen Anerkennung als Kunstgattung. Wer sich mit der neuen Kunstform des Films soziologisch auseinandersetzen will, wird gut tun, sich aus dieser kritischen und apolegetischen Analyse zu unterrichten. Obwohl das Schwergewicht der Arbeit auf ästhetischem Gebiet liegt, sieht A. sehr wohl die Abhängigkeit des Films von den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen: „wer den Film verbessern will, muß erst die Gesellschaftsordnung verbessern“. Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Waples, Douglas, u. Ralph W. Tyler, *What people want to read about. A study of group interest and a survey of problems in adult reading. University of Chicago Press. Chicago 1931. (XXX u. 312 S.)*

Das vorliegende Buch gibt Kenntnis davon, daß eine Fragestellung, die uns in Deutschland in den letzten Jahren lebhaft beschäftigt hat, neuerdings auch in Amerika mit großem Nachdruck aufgegriffen worden ist. Es ist die Frage, was sich aus dem statistisch und durch andere Beobachtung faßbaren und meßbaren Lesebedürfnis einzelner Gruppen auf einzelnen Gebieten geistigen Lebens für Schlüsse ziehen lassen, die dann für die praktische Arbeit des Bibliothekars und Buchhändlers, aber auch für die mehr theoretische des Soziologen und Sozialpsychologen von großer Bedeutung sein können. Man wandte diesseits und jenseits des Ozeans verschiedene Methoden an. Während das unter der Leitung von Hofmann stehende Leipziger Institut für Leser- und Schrifttumskunde, fußend auf der Ausleihstatistik von Büchern, ausgeht von dem wirklich gelesenen Buch, geht Waples in Amerika von dem Wunsch aus, ein Buch über ein bestimmtes Thema zu lesen, den er in Fragebogen zu erfassen sucht. Wir können und wollen hier nicht entscheiden, welcher Weg mehr verspricht; wichtig ist, daß die Bedeutung der Fragestellung durch diese Doppeltheit der Arbeit unterstrichen wird, und wichtig ist, daß die angebahnten Arbeitsbeziehungen beider In-

stitute die Möglichkeit einer gegenseitigen Korrektur und Ergänzung in Aussicht stellen.

Trotz der Gleichheit des Ausgangspunktes ist uns Deutschen das Buch des Amerikaners zunächst etwas fremd. Man spürt andere soziale Verhältnisse und andere soziale und soziologische Betrachtungsweisen, wenn unter den für das Leseinteresse maßgebenden Faktoren zwar Geschlecht, Schulbildung und Beschäftigung genannt, aber die Frage der Klassenzugehörigkeit nicht erörtert wird. Wir glauben Kalkulationen aus dem amerikanischen Geschäftsleben vor uns zu haben, wenn wir sehen, wie man mit allen Methoden der Mathematik Wahrscheinlichkeitskoeffizienten für die Wirkung einer Büchergruppe auf eine Lesergruppe errechnet. — Und man spürt den entwicklungsfrohen Optimismus des fremden Landes, wenn man die hoffnungsvolle Freude des Verf. sieht, mit der er die Möglichkeiten der sicheren, berechenbaren Grundlage für die Arbeit des Bibliothekars, des Verlegers und des Sortimenters aufzuzeigen hofft. Doch das alles erklärt sich aus der Situation Amerikas, die unserer nicht gleicht. Man wird die Fortsetzung der Arbeiten, die W. ankündigt, mit Spannung zu erwarten haben, da sie vor allem die sozialpädagogische Ausdeutung des erarbeiteten Materials bringen wird, die hier nur in Anfängen vorhanden ist und vorhanden sein kann. Das Buch hat für unsere Arbeit seinen Hauptwert in dem Eifer, dem Ernst und der Gründlichkeit, mit denen das Problem angegriffen ist. Sie werden das Interesse der Öffentlichkeit in Europa an diesen Fragen und an den begonnenen Arbeiten — ich nenne das kürzlich erschienene Buch von Walter Hofmann: Die Lektüre der Frau — steigern, und das ist notwendig. Denn die Fragestellung ist über den engeren Fachkreis weit hinaus wichtig. Adolf Waas (Frankfurt a. M.).

Thurnwald, Richard, *Die menschliche Gesellschaft in ihren ethnosoziologischen Grundlagen. 1. Band: Repräsentative Lebensbilder von Naturvölkern. Walter de Gruyter. Berlin und Leipzig 1931. (311 S. [mit Tafeln u. Abb.]; brosch. RM. 18.—, geb. RM. 20.—)*

Anlageplan und Zielsetzung der auf 5 Bände berechneten Gesamtveröffentlichung, vor allem aber die methodologische Grundlegung, wie sie sich aus dem programmatischen Vorwort und der historisch-kritischen Einleitung des vorliegenden 1. Bandes ergibt, lassen erkennen, daß dieses Werk allein schon durch die gedankliche Durchdringung und die methodische Verarbeitung des Stoffes der Völkerkunde und der Soziologie einen starken Impuls geben wird und der Behandlung ethnosoziologischer Probleme neue Wege weist. In der Völkerkunde dürfte der Angriff auf Kulturkreislehre und kulturhistorische Richtung der Ethnologie die Auseinandersetzungen über Wesen und Brauchbarkeit ihrer methodologischen Kriterien voraussichtlich erneut aufleben lassen.

Den weitaus größten Teil des 1. Bandes nehmen die „repräsentativen Lebensbilder“ ein, welche die „Gesellungstypen“ in ihrem kulturellen Zusammenhang schildern. Mit diesen knapp formulierten Darstellungen der Lebensverhältnisse zahlreicher Naturvölker will T. dem Leser, insbesondere demjenigen, dem das umfangreiche und zersplitterte völkerkundliche Material nicht unmittelbar zugänglich ist, einen geordneten Bestand an Tat-

sachen vor Augen stellen, so daß er aus ihnen selbst seine Schlüsse ziehen, bzw. die des Autors nachprüfen kann. In solchen Lebensbildern glaubt T. auch am ehesten reale Normalformen der menschlichen Vergesellschaftung erkennen und Fehlschlüsse, wie sie die Verwechslung „gedanklicher Idealtypen" und „realer Extremformen" mit sich bringt, vermeiden zu können.

Die in den Lebensbildern dargestellten Gemeinschaften, Völker oder Stämme, gliedern sich nach dem grundlegenden Verhältnis des Menschen zu den Quellen seiner Nahrung in zwei Gruppen: die „Wildbeuter" und die „Pfleger von Pflanzen und Tieren". Die Wildbeuter sind die Jäger und Sammler der Ethnologie; Thurnwald scheidet sie weiter in Wildbeuter des Eises (wie die Eskimo), der Steppe, Wüste und des Graslandes (wie z. B. die Australier), des Waldes (wie die Weddas auf Ceylon) und endlich des Wassers, für die er ein Fischervolk vom Kongo als Beispiel anführt. Aus der Gesamtheit der Lebensbilder werden dann unter Ausschaltung regional oder historisch bedingter Sonderbildungen die „soziologischen Ergebnisse" gezogen. In ähnlicher Weise sind die „Pfleger", d. h. die Bodenbauer und die Hirten, gegliedert und behandelt; ihre Lebensverhältnisse, ihre wirtschaftliche und soziale Struktur sind naturgemäß unvergleichlich komplizierter als bei den Wildbeutern. Die Nomenklatur weist manche Sonderbarkeiten auf („ungeschichtete Kleinviehhirten", „gestaffelte Kamelhirten" u. ä.), aber man gewöhnt sich rasch an sie, da sie für den, der das Buch liest, Wesentliches treffend bezeichnet.

Die folgenden Bände, in denen die „Einrichtungen und Lebensbräuche in den Gesellungen selbst", d. h. Familie, Wirtschaft, Staat und Recht dargestellt werden, sollen im nächsten Heft dieser Zeitschrift ausführlicher gewürdigt werden.

Ernst Vatter (Frankfurt a. M.).

Winthuis, J., *Einführung in die Vorstellungswelt primitiver Völker. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (364 S.; RM. 7.—, geb. RM. 8.—)*

J. Winthuis läßt seinen beiden Schriften über das Zweigeschlechterwesen eine dritte folgen, die die Gedankengänge der beiden älteren Arbeiten fortführt und vertieft. Alle drei Arbeiten haben nicht nur unsere Kenntnisse über Neupommern (wo der Verf. 12 Jahre lang tätig war) beträchtlich bereichert, sondern sie haben auch auf die gesamte Völkerkunde anregend, ja aufregend gewirkt. W. bringt zahlreiche Belege dafür, daß viele Naturvölker den Menschen nicht als eingeschlechtig, sondern als doppelgeschlechtig, als „Zweigeschlechterwesen" ansehen, daß der Glaube an die Doppelgeschlechtigkeit in der Weltanschauung vieler Völker eine große Rolle spielt und daß manche Gebräuche nur den Zweck haben, dem Menschen die (verloren gegangene) Doppelgeschlechtigkeit wiederzugeben. Hierüber hinausgehend betont W. zunächst die große Bedeutung geschlechtlicher Bilder und Vorstellungen für das Denken der Eingeborenen und schließlich die Verschiedenheit des „primitiven Denkens" vom „kulturfortschrittlichen Denken". Doch schränkt er „die Überzeugung, daß die primitive Denkweise von der europäischen spezifisch verschieden ist", an verschiedenen Stellen ein, so wenn er schreibt, daß sich bei uns „auch in der Oberschicht" gelegentlich primitives Denken verrate, von dem sich ganz „wohl kein Mensch . . . losmachen"

könne. Auch daß das, was er als ein recht wichtiges Merkmal primitiven Denkens ansieht, die vorherrschende Beschäftigung mit geschlechtlichen Dingen, ähnlich bei uns zu finden ist, gibt er selber ausdrücklich zu, ja er erwähnt sogar, daß die gleichen Bilder für geschlechtliche Vorgänge wie in der Südsee auch bei den Flamen vorkommen. Man muß dem hinzufügen, daß auch die Gleichsetzung „alles Länglichen" mit „dem Männlichen" bei uns üblich ist; „Lanze, Stock, Zeigefinger, Nase" usw. werden in Europa genau so geschlechtlich gedeutet wie bei den Gunantuna (vgl. Bd. 9 der Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia). — Auch in einer anderen Beziehung ist W. im allgemeinen vorsichtig: wie schon in dem Titel seines Buches, so spricht er auch in dem Werk selber meistens nur von den Anschauungen „primitiver Völker" und nicht etwa in unzulässiger Verallgemeinerung von den Anschauungen der primitiven Völker. Aber gelegentlich gelingt es doch, ihn zu stellen: so führt er (sogar zweimal) zustimmend den Satz von H. Naumann an „Die primitiven Völker sind sich ähnlich und undifferenziert wie die Kinder". Man wird unbedenklich sagen dürfen, daß diese Ansicht falsch ist.

Zu eingehender Auseinandersetzung mit den W.schen Gedankengängen ist hier nicht der Raum. W. hat begeisterte Zustimmung, aber auch entschiedene Ablehnung erfahren. Der Kampf um ihn wird hoffentlich zu einer Klärung mancher völkerkundlicher Fragen beitragen.

Paul Leser (Frankfurt a. M.).

Frazer, James George, *Mensch, Gott und Unsterblichkeit. Gedanken über den menschlichen Fortschritt. (Aus dem Engl. übers.) C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. (XVI u. 364 S.; RM. 6.80, geb. RM. 8.50)*

Dem Nichtvölkerkundler, der sich einen Überblick über F.s Ansichten verschaffen will, wird dieser Sammelband, der 177 kurze Abschnitte aus älteren Arbeiten F.s abdruckt, sehr willkommen sein, besonders demjenigen, der vor dem riesigen Umfang des F.schen Schaffens zurückschreckt. Soweit die Abschnitte schwerer zugänglichen Arbeiten F.s entnommen sind, wird auch der Fachgenosse manche Anregung aus dem Band gewinnen. Dagegen erscheint mir der Wert des Buches für die breite Öffentlichkeit, an die sich diese deutsche Ausgabe wendet, etwas zweifelhaft. Im Vorwort spricht F. in erstaunlicher Selbsterkenntnis davon, daß wohl der Hauptwert seiner Bücher in den von ihm zusammengetragenen Berichten über die Zustände bei den sog. Wilden beruhe. Gerade diese Berichte aber, die „schweren Massen von Tatsachen", sind in diesem Band zum großen Teil gestrichen worden, so daß oft nur die „allgemeineren Schlüsse" übrig geblieben sind. Und unter diesen Ansichten von F. sind manche, das wird man bei aller Ehrerbietung vor der Bedeutung des Verf. doch sagen müssen, die überholt oder schief sind. Es erscheint mir wenig angebracht, wenn Irrtümer, über die die deutsche Völkerkunde seit Jahrzehnten hinaus ist, jetzt als neueste Feststellungen der Wissenschaft ins Volk getragen werden. Andererseits sei dankbar anerkannt, daß zahlreiche Stellen des Buchs ohne Einschränkung als lehrreich bezeichnet werden können und sicherlich manchen zu einer näheren Beschäftigung mit der Völkerkunde veranlassen werden. Paul Leser (Frankfurt a. M.).

Malinowski, Bronislav, *Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwestmelanesien. Grethlein & Co. Leipzig 1930. (XIX u. 442 S.; geb. RM. 24.—)*

Das vorliegende Werk des englischen Ethnologen ist eine Fortsetzung seiner Forschungsberichte über die mutterrechtliche Gesellschaft der Trobriander in Nordwestmelanesien. Es behandelt zum ersten Male in der ethnologischen Literatur mit eingehender Gründlichkeit nicht nur die äußeren Formen des Geschlechtslebens, Ehe und Familie, sondern auch den Charakter des Geschlechtserlebens selbst beim Kinde, Jugendlichen und Erwachsenen. Das besonders Wertvolle des Werkes ist darin zu erblicken, daß es auf die Fragen der Geschlechtlichkeit im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der trobriandrischen Gesellschaft eingeht. Ein weiterer Vorzug liegt in der fast vollkommen amoralischen Einstellung des Autors, die ihn davor bewahrt, im Geschlechtsleben der Wilden einen „zügellosen und unmoralischen Lebenswandel" zu erblicken. Neuartig geschildert werden auch die Heiratsriten der Trobriander, die für die Auffassung des gesamten gesellschaftlichen Prozesses und seiner Widersprüche sehr aufschlußreich sind.

Bedeutsam für die Beurteilung des Einflusses der sexualfeindlichen Moral unserer Kulturkreise auf die seelische Hygiene ist der Fund M.s, daß patriarchalische Völkerstämme im Gegensatz zu den mutterrechtlichen eine strikte Familienmoral und voreheliche Sexualeinschränkung aufweisen, gleichzeitig aber auch nervöse Erkrankungen, Perversionen und sexuelle Dissozialität. Das bestätigt nicht nur die Freudsche Lehre von der Ätiologie der Neurosen, sondern ist auch geeignet, aktuelle Stellungnahmen zur Frage der psychischen Hygiene ethnologisch zu fundieren.

Dieses Standardwerk der Sexualethnologie wird keiner entbehren können, der aktuelle oder historische Fragen der Sexualsoziologie behandelt. Es kann auch zweifellos dazu beitragen, eine ganze Reihe sachlich falscher und moralischer Voreingenommenheit entstammender Auffassungen über die menschliche Sexualität aus der Welt zu schaffen.

Wilhelm Reich (Berlin).

Leser, Paul. *Entstehung und Verbreitung des Pfluges. Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung. Münster i. W. 1931. (XV u. 676 S.; br. RM. 36.80, geb. RM. 39.—)*

Das Werk will keine Soziologie der Pflugkultur bieten, sondern eine Untersuchung über Entstehung und Verbreitung des Pfluges. Nach einer ungemein fleißigen Übersicht über die Bodenbearbeitungsgeräte in den einzelnen Ländern bringt der zweite Teil eine Geschichte des Pfluges. Dabei ergibt sich folgendes Bild: das Ziehen von Handgeräten und die Kenntnis der Verwendung von Tieren zum Schleppen von Schlitten waren — und zwar, wie das Vorkommen der letztgenannten Erscheinungen in der Arktis zeigt, schon vor der Genesis der Hochkultur — der Erfindung des Wagens und des Pfluges vorausgegangen. Dieser ist allenthalben einheitlicher Herkunft, knüpft nicht an die Hacke, sondern an den von Menschen gezogenen Ziehspaten an, ist in seinen ältesten Formen überall durch das gleiche Gerippe und durch das Nichtvorhandensein eines Krümels gekennzeichnet. Dieses Teilstück kommt erst bei einer jüngeren Form vor. Sie hat sich ebenso wie

der vierseitige Pflug, aber parallel zu ihm aus dem geschilderten frühesten Typ entwickelt. Das geschah innerhalb der Hochkultur der Mittelmeerländer, aber nicht bei den Indogermanen; denn schon vorher sind babylonische und etruskische Exemplare aufweisbar.

Die Kritik wird, um mit dem Positiven zu beginnen, anerkennen müssen, daß L. der Beweis für seine Thesen im allgemeinen gelungen ist; diese Behauptung muß aber zwei Einschränkungen erleiden: warum müssen nämlich erstens das Ziehen von Handgeräten und die Kenntnis der Verwendung von Tieren zum Ziehen von Schlitten beide älter sein als nicht nur die Erfindung des Pfluges, sondern auch die Erfindung des Wagens? Das wäre doch nur in einem Falle zutreffend, dann nämlich, wenn als erstes Tier der Ren gezähmt worden wäre. Mit diesem Argument arbeiten allerdings etliche Kulturkreistheoretiker gern. Es bleibt aber unbewiesene Behauptung. Doch berührt dieser Einwand diejenigen geschichtlichen Zusammenhänge weniger, die L. besonders am Herzen liegen. Schwerer wiegt dann schon ein anderes Bedenken. Unerwiesen bleibt nämlich die These: Der Pflug ist nicht aus der Hacke, sondern aus dem Spaten abzuleiten. Sie ist Eduard Hahn gegenüber aufgestellt. In dieser einen Hinsicht muß man aber an der Auffassung H.s festhalten. Auch dann bleibt der grundlegende Unterschied zwischen Hackbau und Pflugbau bestehen. Er ist eben vor allem dadurch gegeben, daß man bei letzterer Seinsform über gezähmte Tiere verfügt und bei ersterer nicht. Das Wahrscheinlichste hat übrigens L. selbst geahnt. Auf S. 558, Anm. 29, sympathisiert er nämlich mit der Möglichkeit, die Übertragung der Zugkraft des Tieres auf ein Bodenbereitungs-Gerät sei eine Mischerscheinung. In diesem Zusammenhange ist insbesondere an die Tatsachen der Kulturkreisüberlagerungen zu erinnern. Durch Schmidt und Koppers einerseits, durch Franz Oppenheimer andererseits, sowie auf dem Wege einer Verknüpfung von Elementen aus den beiden letztgenannten Systemen von Seiten des Verf. dieser Rezension sind sie herauspräpariert worden. Im übrigen vermag das Werk trotz jener zwei Einwände wertvolle Anregungen zu erteilen, und zwar auch noch über das aufgezählte Positive hinaus. Nur noch auf zweierlei sei abschließend hingewiesen: Hier wird an einem neuen Beispiel die Möglichkeit einer verschiedenartigen Entwicklung aus der gleichen Form heraus gezeigt und dadurch abermals das grundsätzliche Problem: Kulturkreistheorie und Evolutionismus aufgerollt. Aber auch noch in einem ganz anderen Zusammenhang, der die Wissenschaft unserer Zeit besonders stark bewegt, vermag ein Resultat des Buches wichtig zu werden. Denn über das bislang Bekannte hinaus läßt es die Einheit vorgriechischer Mittelmeerkulturen einschließlich der Etrusker evident werden. Und so wird man, wenn man alles in allem nimmt, sich trotz jener zwei Einwände des Buches freuen dürfen. Paul Honigsheim (Köln).

Arbeiten zur biologischen Grundlegung der Soziologie. Bd. X (1. und 2. Halbband) von Thurnwalds Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1931. (378 und 218 S.; br. RM. 28.50)

Zehn Autoren geben eine Sammlung mehr von Auffassungen als von neuen Tatsachen, ein eindringliches Beispiel dafür, daß der Eklektizismus

zunimmt, je mehr sich die Wissenschaften von der Benutzung mathematischer Darstellungsmittel entfernen. Erst recht fehlt die durchgehende Betrachtungsweise, die verwickelte Verhältnisse aufklären könnte. Auf mehr oder minder geläufige oder eigens ersonnene Gedankengebilde werden Erfahrungen und Deutungen zurückzuführen gesucht. Die Biosoziologie verlangt freilich mehr.

H. Legewie bemüht sich um die Bedeutung der Tiersoziologie für die Gesellschaftslehre des Menschen. Im Mittelpunkt seiner Darstellung steht der „Zusammenhang Leib-Psyche-Umwelt", mit dem er das Problem „Organismus und Umwelt" ausdeutet. Aphoristische Bemerkungen über „das Tier als geselliges Subjekt" von T. Geiger behandeln die „sozialen Kontakte des Menschen zum Tier". Der inzwischen verstorbene Klassiker der Ameisenbiologie E. Wasmann vergleicht die Demokratie in den Staaten der Ameisen und der Termiten. Der überaus verdienstvolle Sachkenner gelangt leider zu ganz dilettantischen Folgerungen. E. Schwiedland sieht in „Triebanlage und Umwelt soziale Gestalter". Zufällige Voraussetzungen und schöpferische Selbstverwirklichung bestimmen das Werdende. R. Rapaies gibt einen populären „Versuch einer Gesellschaftslehre der Pflanzen", dem die viel gründlichere und umfassende Darstellung von W. Zimmermann über „Pflanzensoziologie" folgt. Wenn auch die neueren Werke von Braun-Blanquet und Du Rietz nicht mehr berücksichtigt werden konnten, so liegt doch eine gute Einführung in das Gebiet vor. Der philosophische Anhang über „Wert-Zweck-Ganzheit-Seele" läßt erfreulicherweise den nüchternen Naturwissenschaftler erkennen. P. Krische faßt sich in seinen „Beiträgen zur Soziologie der Pflanzen" sehr kurz. Er betont die „starken gesellschaftlichen Gemeinschaftskräfte" neben dem erbarmungslosen Kampf ums Dasein aller gegen alle in der Natur. J. Schjelderup-Ebbes „Despotie im sozialen Leben der Vögel" ist eine Spezialarbeit auf Grund eigener Naturbeobachtungen. G. Heberer referiert über das „Abstammungsproblem des Menschen im Lichte neuerer paläontologischer Forschung" unter Berücksichtigung der Literatur bis 1926 und einiger späterer Arbeiten. K. F. Wolff erörtert kurz die soziologische Bedeutung der kraniologischen Polaritätstheorie. Julius Schaxel (Jena).

Schaxel, Julius, *Das biologische Individuum (in: Erkenntnis, I. Bd., H. 6). Felix Meiner. Leipzig 1931. (25 S.)*

Sch. bemüht sich in jahrelanger Arbeit, die Biologie aus ihrem gegenwärtigen Zustand, der durch das Nebeneinanderbestehen heterogenster Theorien gekennzeichnet ist, herauszuführen: er weist die unbewußt aus der Forschung der Vergangenheit übernommenen Denkelemente der heutigen Theorien auf, die die Fragestellungen der Forschung vorbestimmen und so ihre Lösungen beeinflussen. In dem vorliegenden Aufsatz, der aus einer geplanten umfassenden Darstellung der modernen Naturwissenschaften vom Standpunkt des dialektischen Materialismus einiges empirische Material vorwegnimmt, erbringt Sch. für „den zentralen Begriff jeder metaphysischen Biologie", den absoluten Begriff des biologischen Individuums als des Unteilbaren, Vereinzelten, der jahrhundertelang den Fortschritt der Forschung hemmte, den Nachweis einerseits der gesellschaftlichen Be-

dingtheit, anderseits seines Zusammenbrechens mit dem Ende der Epoche, der er entstammte: an einigen herausgegriffenen Beispielen wird seine Unhaltbarkeit gegenüber den Tatsachen der modernen Forschung, seine Relativierung von allen Seiten her aufgezeigt. Die historische Auflösung des Individuums geschah durch den Darwinismus, der die Organismen als Produkte historischer Kumulation erkannte, das absolute Individuum also auf das Aggregat der unabhängig voneinander an seiner Spezies verlaufenen historischen Veränderungen reduzierte. Die genetische Auflösung des Individuums geschieht durch die Vererbungsforschung, die aus dem jeweiligen physiologischen Individuum nichts anderes als einen willkürlichen Ausschnitt aus einem Zusammenhang von Relationen macht. Formal aufgelöst wird der Begriff des Individuums durch die Entwicklungsmechanik, die, im Gegensatz zur zielbstrebigen Auffassung der organischen Form als Verwirklichung des göttlichen Bauplans im Sinne der idealistischen Morphologie, die ontogenetische Entwicklung als in sukzessiven Akten determiniert erweist, und durch das biologische Experiment, das die Teilbarkeit des „Unteilbaren" zeigt. Als sozial relativiert erweisen sich die Lebewesen nicht nur in den Beziehungen der Lebenserhaltung, die durch den Kreislauf des Stoffwechsels gegeben sind, sondern auch in allen möglichen Abhängigkeitsverhältnissen der Konkurrenz und Kooperanz, die in dialektischem Prozeß zu den verschiedensten Graden der Vergesellschaftung in der Natur geführt haben.

Julia Feinberg (Frankfurt a. M.).

Festschrift zum 70. Geburtstag von Carl Grünberg. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. (560 S.; br. RM. 27.—, geb. RM. 30.—)

Die Beiträge zu dieser Festschrift legen Zeugnis für die vielseitige Förderung und Anregung ab, die Grünbergs Forscher- und Lehrtätigkeit einem großen Kreis von Schülern und Freunden gegeben hat. Sie behandeln, Grünbergs Interessen folgend, Probleme aus den verschiedensten gesellschaftswissenschaftlichen Gebieten. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung liegen u. a. Edmond Laskines Aufsatz „Socialisme, mouvement ouvrier et politique douanière", Robert Michels' Bericht über eine von ihm selbst getragene syndikalistische Unterströmung im deutschen Sozialismus (1903 bis 1907) und Käthe Leichters Studie über den Weg vom revolutionären Syndikalismus zur Verstaatlichung der Gewerkschaften in Italien und Rußland vor. Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte haben Max Beer, der über „Social Foundations of Pre-Norman England", und Fedor Schneider, der über die soziale Lage des freien Handwerks im frühen Mittelalter schreibt, geliefert. Paul Szendes Beitrag aus der ungarischen Rechtsgeschichte — er schildert unter dem Titel „Nationales Recht und Klassenrecht" die Tätigkeit der sog. Judexkurialkonferenz vom Jahr 1861 — ist durch die Problemstellung des historischen Materialismus angeregt. — Fragen der ökonomischen Theorie behandeln die Arbeiten von O. Leichter über „Kapitalismus und Sozialismus in der Wirtschaftspolitik" und F. Pollock über „Sozialismus und Landwirtschaft", ferner die Aufsätze Stephan Bauers, Henryk Großmanns und Franz Oppenheimers. Bauer verfolgt den Ursprung der Doktrin des laisser faire und des wirtschaftlichen Gleichgewichts — er nennt diese Theoreme „Verlegenheitsmetaphern" — bis in die Medizin. Großmann weist die Kritik

zurück, die Rosa Luxemburg an der Marxschen Darstellung der Reproduktion des Geldmaterials geübt hat. Oppenheimer stellt bei der Aufklärung der gegenseitigen Beziehungen von Stadt und Land das Goltzsche Gesetz in den Mittelpunkt. Eine Arbeit von Gerloff unterrichtet über die Entwicklungstendenzen in der Besteuerung der Landwirtschaft; herangezogen sind die Verhältnisse in Deutschland, Großbritannien, Frankreich, der Tschechoslowakei, Italien, Rußland und Kanada. Die Beiträge Krzeczkowskis und Pribrams haben sozialpolitische Themata zum Gegenstand. Den Methodenstreit in der Nationalökonomie nimmt Louise Sommer zum Ausgangspunkt einer geisteswissenschaftlichen Analyse, die zeigt, wie stark der Ursprung der Methodenkämpfe (nicht nur in der Nationalökonomie) im Gegensatz der Weltanschauungen verankert ist. Zu den Fragen der Wissenschaftslehre nimmt auch Horkheimers Aufsatz „Hegel und das Problem der Metaphysik" Stellung: nach ihm ist die Behauptung der Identität von Subjekt und Objekt nicht bloß die ausdrückliche systematische Voraussetzung Hegels, sondern die implizite aller Metaphysik. Mit ihrer Widerlegung sei jegliche Aussage über das „Absolute" getroffen. Nach Fortfall der Subjekt-Objekt-These Hegels müßten die Elemente seiner Philosophie entweder in Wissenschaft übergeführt werden oder selbst ebenfalls der Kritik erliegen. — Mit geistes- bzw. dogmengeschichtlichen Skizzen zur Interpretation wichtiger Bestandteile der Marxschen Gesellschaftslehre sind Max Adler, Rodolfo Mondolfo und K. A. Wittfogel an der Festschrift beteiligt.

Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

Ökonomie[1]).

Lederer, Emil, *Aufriß der ökonomischen Theorie. 3. erw. u. völlig umgearb. Aufl. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (XII u. 351 S.; br. RM. 9.20, geb. RM. 12.—)*

Lederer legt seine „Grundzüge" jetzt in dritter, wesentlich erweiterter Fassung als „Aufriß der ökonomischen Theorie" vor. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, daß L. das übliche Aufbau- und Gliederungsschema der „Einführungen" verlassen hat und seinen Gegenstand methodisch-theoretisch entwickelt. Allerdings nicht in einer klassifikatorisch-geradlinigen Systematik, sondern in didaktisch fruchtbaren Gegenüberstellungen und Vergleichen. So werden in den beiden Einleitungskapiteln die naturalen und sozialen Grundphänomene der Wirtschaft und des Wirtschaftslebens dargestellt unter dem Gesichtspunkt ihres Bedeutungswandels in den verschiedenen Wirtschaftsformen (L. unterscheidet Bedarfsdeckungswirtschaft, einfache und entwickelte Verkehrswirtschaft). In einem klaren Katalog von korrespondierenden, den einzelnen Wirtschaftsformen zugeordneten Grundbegriffen kann L. schließlich diese für das Verständnis der historischen Natur der heutigen Wirtschaftsverfassung wichtige Analyse abschließen. Der eigentliche Hauptteil des Werkes wird ausgefüllt von einer Gegenüberstellung der auf der Arbeitswertlehre aufbauenden klassischen und marxi-

[1]) Eine Sammelbesprechung über neuere planwirtschaftliche Literatur mußte wegen Raummangels für das nächste Heft zurückgestellt werden.

stischen Schule und der auf der Gebrauchswerttheorie basierenden Grenznutzenschule. Jedes der beiden Systeme wird zunächst für sich in seinen Grundlagen und Konsequenzen entwickelt, die Schwierigkeiten, die von jedem Ansatz her entstehen (z. B. Zins- und Lohnprobleme für beide Theoriegruppen, das Zurechnungsproblem speziell für die Grenznutzenschule, die Bedeutung der Bedarfsordnung und des Monopolpreises besonders für die klassische Lehre), werden aufgedeckt und dann der Versuch gemacht, Grenzen und Leistungsfähigkeit beider Systeme abzuwägen. Völlig undogmatisch und mit klaren Argumenten nimmt L. zu jedem einzelnen Problem Stellung und zeichnet im Anschluß an das Zinsproblem die Grundlinien einer dynamischen Theorie durch eine kurze Analyse der Wirkungen der Bevölkerungsvermehrung und des technischen Fortschritts.

L.s Schrift gibt durch die Konfrontierung von klassischer und Grenznutzenlehre einen guten Überblick über den Stand der ökonomisch-theoretischen Diskussion, bringt, wenn auch nicht dem „reinen Anfänger", so doch dem fortgeschrittenen Studenten eine Fülle von Anregungen und vermittelt ein wirkliches Verständnis der schwierigen theoretischen Zusammenhänge. Kein Paukbuch — aber ein Lehrbuch in jenem guten Sinne, daß es zum selbständigen Denken geradezu herausfordert.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Lederer, Emil, *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1931. (VII u. 126 S.; br. RM. 5.—)*

Lederer untersucht die Wirkungen eines technischen Fortschritts, der in einem Teil der Produktion die organische Zusammensetzung des Kapitals erhöht, also zu Arbeiterentlassungen führt. Im Ausgangsschema, dem eine gleichmäßig wachsende Wirtschaft ohne Produktionsreserven zugrunde liegt, ist angenommen, daß der technische Fortschritt durch Ablenkung von Kapital aus anderen Verwendungen finanziert wird. Während die Kompensationstheorie die Wiederaufsaugung der freigesetzten Arbeiter lediglich von einer statischen Angleichung der vorhandenen Produktionselemente abhängig macht, weist L. überzeugend nach, daß die Freisetzung erst kompensiert werden kann, wenn zusätzliche Produktionsanlagen geschaffen sind. Dabei entscheidet der Umfang der Kapitalbildung im Sinne der Vermehrung der Arbeitsplätze über das Ausmaß der Kompensation, die jedenfalls nicht im bestehenden Kreislauf erfolgt und bei forciertem Tempo des technischen Fortschritts überhaupt zweifelhaft wird (strukturelle Arbeitslosigkeit!). Dieses Resultat bleibt auch bei Berücksichtigung des zusätzlichen Kredits und in der Wirtschaft vorhandener Reserven bestehen, mit deren Einführung L. in die Gedankengänge der Konjunkturlehre einbiegt. Seine Arbeit, die mit der Forderung nach gesellschaftlicher Zügelung des technischen Fortschritts schließt, bringt die Theorie der Arbeitslosigkeit um ein gutes Stück vorwärts. Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

Wagemann, Ernst, *Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft. Reimar Hobbing. Berlin 1931. (XXVI u. 414 S.; br. RM. 18.—, geb. RM. 20.—)*

„Die Gesamtheit der verkehrsverbundenen Volkswirtschaften" steht in verschiedener „Organisationsform" auf verschiedener „Intensitätsstufe".

In funktionaler Wechselwirkung mit der Bevölkerungsdichte und Bodenkapazität sind die Intensitätsstufen vor allem charakterisiert durch Quantität und Qualität der produzierten Produktionsmittel. Produktivität, Selbstversorgung, Export-Import-Dependenz und Krisenfestigkeit sind natürlich aufs stärkste durch die jeweilige Stufe bestimmt. Die Organisationsformen aber sind nicht wie die Intensitätsstufen das technisch-ökonomische, sondern das rechtlich-ökonomische Fundamentaldatum. Als für unsere kapitalistische Gegenwart relevant unterscheidet W. idealtypisch freie Ertrags- und Bedarfswirtschaft wie gebundene Ertrags- und Bedarfswirtschaft. Real sind diese 4 Typen beispielsweise repräsentiert durch: 1. den Hauptteil der agrarischen Marktwirtschaft Europas von 1850 wie der kolonialen Agrarwirtschaft von 1930, die beide „in der Hauptsache darauf aus sind, den Konsum durch den Markttausch zu ergänzen", 2. jene scharf kalkulierende liberal-bürgerliche Profitwirtschaft, welche protektionistisch immer mehr modifiziert den 3. Typus vorbereitete — die neomerkantilistisch von Zöllen ummauerte und auch sonst staatlich subventionierte, durchkartellierte und vertrustete Profitwirtschaft mit ihrer zwangsläufigen Wendung zum reinen „Unternehmerstaat" des Faschismus. Der 4. Typus, obgleich wie der 3. gebunden, ist „der stärkste Gegenpol des Faschismus": der Bolschewismus, der im Prinzip „einen reinen Arbeiterstaat begründet" und als einzige Organisationsform es verstanden hat, „der Krise auszuweichen". Diese 4 Organisationsformen ergeben zusammen mit den jeweiligen Intensitätsstufen — die keine Entwicklungsstufen zu sein brauchen — 4 Wirtschaftssysteme, von denen jedes im geographischen Neben- und historischen Nacheinander grundverschiedene Wirtschaftsstrukturen aufweist. Und wie zuvor schon in der „Konjunkturlehre" unterscheidet W. diese Wirtschaftssysteme oder Realtypen als Nicht-, Halb-, Neu- und Hochkapitalismus.

Die ganze Krisentheorie W.s ist Konjunktur-Strukturtheorie. „Wie sehr die unorganische Systemmischung innerhalb der Weltwirtschaft und schon innerhalb der Volkswirtschaften die Überwindung der Krisen erschwert", diese Feststellung bildet ein Hauptergebnis seiner Betrachtungen. „Die ganze Wucht der krisenhaften Erschütterungen konzentriert sich auf den Bezirk der wirklich frei beweglichen Wirtschaftselemente", da „isolierte Regulierungen einzelner Wirtschaftsvorgänge Störungen auf den Nachbargebieten keineswegs verhindern, sondern im Gegenteil oft erst hervorrufen oder verstärken". Mischsysteme sind am krisenanfälligsten. W. fordert eine Lehre der weltwirtschaftlichen Dynamik und erarbeitet durch seine Fragestellung, durch sein Tatsachenmaterial, durch den klaren Überblick der Konjunkturlinien bis zum Weltkrieg, die knappe Beschreibung der Systemumbildung und der Konjunktur nach 1919 ein Stück realistischer Ökonomie. Es ist schon deshalb eines der wichtigsten ökonomischen Bücher aus den letzten Jahren. Die Kausalanalyse der gegenwärtigen Krise aber macht es zu einem besonders interessanten und aktuellen Werk.

Heinrich Ritzmann (Frankfurt a. M.).

Mitchell, Wesley C., *Der Konjunkturzyklus. Problem und Problemstellung. Nach der vom Verf. durchges. u. erg. Originalausgabe hrsg. v. Eugen Altschul. Hans Buske. Leipzig 1931. (XVIII u. 487 S.; br. RM. 26.—, geb. RM. 28.—)*

Die Herausgabe des Mitchellschen Werkes in deutscher Sprache, das in der ersten Auflage vom Jahre 1913 wegweisend für eine zugleich theoretische und realistische Konjunkturforschung war und in der der Übersetzung zugrundeliegenden 5. Auflage bedeutend erweitert und vertieft wurde, ist ein nicht zu unterschätzendes Verdienst von E. Altschul, dem Leiter des Frankfurter Konjunkturinstituts. Über den Inhalt des Buches selbst, das in einem 2. Bande, der die Sachprobleme der Theorie behandelt, fortgesetzt werden soll, braucht angesichts seiner internationalen Anerkennung als Standardwerk der Konjunkturforschung kaum etwas gesagt zu werden. Es enthält einleitend einen Überblick über die gängigen Konjunkturtheorien und eine Darstellung des Zusammenhangs zwischen Wirtschaftsverfassung und Konjunkturablauf. Sein Schwergewicht liegt jedoch in der Analyse der Methoden der Konjunkturstatistik, ihrer Durchführung am konkreten Material und der Aufdeckung der Grenzen ihrer Anwendung. Den Abschluß bildet ein Resumé der „Business Annals", d. h. eine Untersuchung der Konjunkturintensität und -dauer in verschiedenen historischen Epochen für fast alle Länder. — Die Übersetzung hat die großen Schwierigkeiten, die durch den z. T. recht knappen Stil und die Vielzahl von terminis technicis entstanden, geschickt überwunden und vermittelt dem Leser in leicht faßlicher Sprache ein klares Bild über den Stand der amerikanischen Konjunkturforschung. Zu den Arbeiten von Wagemann, die vornehmlich die deutsche Entwicklung berücksichtigen, dürfte die Altschulsche Ausgabe des Mitchellschen Werkes mit ihren zahlreichen statistischen und graphischen Darstellungen amerikanischen Materials und ihren umfangreichen Literaturhinweisen eine wertvolle Ergänzung bilden.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Probleme der Wertlehre. Hrsg. v. Ludwig Mises und Arthur Spiethoff. Erster Teil. Beiträge von V. Furlan, Friedrich v. Gottl-Ottilienfeld, Wilhelm Kromphardt, Robert Liefmann, Ludwig Mises, Oskar Morgenstern, Franz Oppenheimer, Othmar Spann, Wilhelm Vleugels, Hans Zeisl. — Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 183/1. Duncker & Humblot. München u. Leipzig 1931. (295 S.)

Man wird von einem Unternehmen, das um der Klärung der werttheoretischen Standpunkte willen den Vertretern der verschiedenen Lehrmeinungen das Wort gibt, nicht erwarten dürfen, daß es viele vorwärtsweisende Gesichtspunkte zutage fördert. Umso mehr sei aus der Reihe der Beiträge der Aufsatz von Oskar Morgenstern über „Die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes" hervorgehoben, weil hier deutlicher als es bisher geschehen ist, die fundamentalen Übereinstimmungen zwischen der österreichischen, der Lausanner und der angloamerikanischen Variante der Grenznutzenlehre herausgearbeitet sind. — Als grundsätzlich liberale Theorie wird die Grenznutzenlehre in zwei Aufsätzen von Mises vorgetragen.

Seine Darlegungen unterliegen jedoch dem Einwand Hans Zeisls, der mit Recht darauf hinweist, daß die subjektive Theorie über die Zweckmäßigkeit von Interventionen, die auf „Datenänderungen" abzielen, nichts aussagen kann. — Die Arbeitswertlehre kommt in diesem Band nur durch Oppenheimer zur Geltung. Denn auch Zeisl, der in seinem Beitrag über „Marxismus und subjektive Theorie" die Überlegenheit des Marxschen Standpunktes verficht, beschreibt den Preismechanismus mit den Denkmitteln der Grenznutzenlehre; aber er bestreitet die Fruchtbarkeit der durch die moderne Theorie vorgenommenen Einschränkung des Sachgebietes der Wirtschaft auf die Preisgesetze, weil bei solchem Vorgehen alle Prozesse unerklärt blieben, durch die sich im Gefolge der Wirtschaftshandlungen die Struktur der Gesellschaft und damit die Daten der Preisbildung ändern. — Die Aufsätze von Kromphardt und Vleugels befassen sich kritisch mit den Gedankengängen, die der Ablehnung der Wertlehre zugrunde liegen.

Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

Der internationale Kapitalismus und die Krise. Festschrift für Julius Wolf zum 20. April 1932. Ferdinand Enke. Stuttgart 1932. (383 S.; br. RM. 12.—, geb. RM. 14.40)

Die Autoren, die an dieser Festschrift zum 70. Geburtstag J. Wolfs mitgearbeitet haben, gehen an die ökonomischen und zum Teil auch politischen Probleme der Gegenwart von verschiedenen Seiten heran. Einige Aufsätze haben die Weltwirtschaftskrise unmittelbar zum Gegenstand. Eine Aufklärung über ihre Entstehungsgründe versucht allerdings nur Englis, ohne mit seinem Hinweis auf die Geldaufwertung als Krisenursache sehr in die Tiefe zu gehen. Ebensowenig kann Mises befriedigen, der unter dem Titel „Die Legende vom Versagen des Kapitalismus" in bekannter Weise gegen Interventionismus und Etatismus Anklage erhebt. Eine viel realistischere Deutung der staatlichen Eingriffe in die Wirtschaft bietet demgegenüber der Beitrag „Ne laissez pas aller!" von Eulenberg, der die wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Staates nach ihren verschiedenartigen Aufgaben und Wirkungen differenziert. Eine Reihe von Mitarbeitern macht Vorschläge zur Überwindung oder Linderung der Krise. Dalberg befürwortet in seinem Bericht über „England seit Aufgabe des Goldstandards" eine Nachahmnung des englischen Vorbilds. Julius Hirsch empfiehlt zur Teillösung der Arbeitslosenfrage die Gründung einer Selbsthilfeorganisation, die in Ausbau bereits vorhandener Ansätze (Frankfurter Erwerbslosenküchen usw.) den Arbeitslosen ermöglichen soll, sich gegenseitig bei der Beschaffung der Ernährung, bei Ausbesserungsarbeiten an Kleidung, Wohnung usw. zu helfen. Der landwirtschaftlichen Absatzkrise kann nach Laur durch Maßnahmen abgeholfen werden, die geeignet sind, die Verwandlung des Getreides in tierische Erzeugnisse und den Verbrauch von Fleisch und Molkereiprodukten zu fördern. Elsa Gasser-Pfau setzt sich für eine internationale Aktion zur Liquidierung der Übervorräte ein: die Vorratsüberschüsse an Lebensmitteln sollen zu sehr mäßigen Preisen an Arbeitslose verteilt, die Rohstoffvorräte in ähnlicher Weise zur Verarbeitung gebracht werden.

Ein Sonderabschnitt der Festschrift ist den Problemen der einzelnen Volkswirtschaften gewidmet. Über ein Teilgebiet der deutschen Wirtschaft,

den deutschen Maschinenexport, instruiert Hans Kroner. Die Sonderstellung Frankreichs wird unter verschiedenen Aspekten von Ungern-Sternberg, Gottfried Salomon und Götz Briefs beleuchtet. Ein Aufsatz Cleinows über „Klassenbildung im Sowjetstaat" berichtet vornehmlich über das Verkümmern des Sowjetgedankens und das Erstarken der Bürokratie. Hermann Levy behandelt den Aufstieg der fernöstlichen Großindustrie und die Konkurrenzverhältnisse auf diesen Märkten. Über die politischen Spannungen im fernen Osten und den pazifischen Gebieten orientieren Otte und Grabowski.

Eine Erscheinung, die sich in der Mehrzahl der großen Länder geltend macht, ist der Geburtenrückgang, der — wie Burgdörfer für Deutschland feststellt — entgegen der Annahme der „Wohlstandstheorie" bei den breiten Massen vielfach in noch stärkerem Maße auftritt als bei den Wohlhabenden. Als einer voraussichtlichen Folge der zu erwartenden Bevölkerungsstagnation vor allem in Europa rechnet Sartorius von Waltershausen mit einem quotenweisen Zurückweichen des westlichen Europa im Welthandel. Den Einfluß des Geburtenrückgangs auf die Wanderungsbewegung behandelt Ferenczi. Zum Schluß sei bemerkt, daß auch Karl Kautsky, ein alter Gegner Julius Wolfs, mit einem Aufsatz über „Die Fabel von der Naturnotwendigkeit des Krieges" an der Festschrift mitgearbeitet hat; er setzt sich mit Rudolf Steinmetz, Sigmund Freud und Oswald Spengler auseinander. Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.)

Marx, Karl, *„Das Kapital", Kritik der politischen Ökonomie, 1. Bd., neu herausgegeben und mit einem Geleitwort von Karl Korsch. Gustav Kiepenheuer. Berlin 1932. (768 S., geb. RM. 2,85)*

Korsch hat sich die Aufgabe gestellt, eine „zugleich treue und für jedermann lesbare Ausgabe des Marxschen Kapitals" zu besorgen. Die drucktechnisch einwandfreie, handliche und erstaunlich billige Neuausgabe hat den besonderen Vorzug, daß darin alles getan ist, um dem Nichtfachmann die Lektüre zu erleichtern: alle fremdsprachlichen Zitate sind übersetzt, die anglizistischen Eigentümlichkeiten des Marxschen Stils ins Deutsche übertragen, Stichworte am Kopf jeder Seite erleichtern die Orientierung, Fußnoten, die für den heutigen Leser belanglos sind, wurden gekürzt oder ganz weggelassen, und am Schluß finden sich ausreichende biographische Notizen über alle wichtigen Eigennamen, eine Aufführung der zitierten Werke und ein Fremdwörterverzeichnis. Diese bedeutende herausgeberische Leistung darf trotz gelegentlicher Irrtümer als geglückt gelten, der Herausgeber hat die große Schwierigkeit, bei allem Bemühen um Popularisierung eine möglichst treue Wiedergabe des Originals zu geben, mit Erfolg gelöst.

Die besondere Note dieser Ausgabe liegt darin, daß sie eine Wiedergabe der zweiten, noch von M. allein besorgten deutschen Auflage des „Kapitals" von 1872 darstellt. Die später erschienene französische Ausgabe, die von M. durchgesehen worden ist und zahlreiche Zusätze und vereinfachte Ausdrücke enthält, ist von K. „nur in solchen Fällen berücksichtigt, wo dadurch der streng wissenschaftliche Aufbau und die künstlerische Geschlossenheit" der vorhergegangenen deutschen Ausgabe nicht gestört wurde. Allerdings können uns die K.schen Argumente für die Überlegenheit der 2. Auflage des

M.schen Werkes gegenüber den späteren Überarbeitungen von Marx und Engels bzw. Kautsky und Rjasanov, nicht ganz davon überzeugen, ob es nicht doch richtiger gewesen wäre, eine spätere Ausgabe zugrunde zu legen. Jedoch sind die Unterschiede der verschiedenen Ausgaben nicht so bedeutend, daß durch die Bedenken gegen die Wahl der 2. Auflage der Wert des vorliegenden Buches als populärer Fassung des Werks geschmälert würde.

A. F. Westermann (Frankfurt a. M.).

Hoffmann, Walther, *Stadien und Typen der Industrialisierung. Ein Beitrag zur quantitativen Analyse historischer Wirtschaftsprozesse. Gustav Fischer. Jena 1931. (VII u. 190 S.; RM. 9.—)*

Hoffmann hat sich zur Aufgabe gesetzt, die Industriewirtschaften der wichtigeren und dank ihrem statistischen Material erfaßbaren Länder inhaltlich nach ihrem Entwicklungsgrad miteinander zu vergleichen und ihr Wachstumstempo zu erfassen. Er muß zu diesem Zweck typische Gestaltungen des industriewirtschaftlichen Aufbaus herausarbeiten, die einen Vergleich in räumlicher wie zeitlicher Hinsicht ermöglichen. Ein brauchbares Strukturkriterium bietet nach den theoretischen Überlegungen des ersten Teils das Größenverhältnis zwischen Konsumgut- und Kapitalgutindustrien. Da sich diese Relation im Laufe der Entwicklung derart verschiebt, daß die anfängliche Vorherrschaft der Konsumgutindustrien kontinuierlich zugunsten der Kapitalgutindustrien zurückgeht, ist es möglich, den Entwicklungsprozeß in Stadien zu zerlegen, die durch typische Größenordnungen der beiden Produktionsabteilungen gekennzeichnet sind und deren Abfolgecharakter dadurch hervorgehoben werden kann, daß die aus dem Material gewonnenen Durchschnittstypen in der Richtung der Abnahme der Konsumgutindustrien mit dem Index des 1., 2., 3. . . . Stadiums der Industrialisierung versehen werden. Die auf solche Weise markierte Entwicklung ist jeweils von einzelnen Industrien getragen, so daß weiterhin die Frage erhoben werden kann, von welcher Art diejenigen Branchen sind, die den größten Anteil an der Strukturänderung haben. Von diesem Gesichtspunkt aus lassen sich Typen der Industriewirtschaft nach dem Merkmal der jeweils vorherrschenden Einzelindustrie bilden.

Infolge der Gegenläufigkeit der beiden großen Produktionsabteilungen müssen Industrieländer gleichen Alters ähnliche Strukturen aufweisen bzw. müssen die einzelnen Volkswirtschaften in jedem Zeitpunkt einen verschiedenen Aufbau zeigen, da sie nacheinander zum Industriekapitalismus übergegangen sind. Die vergleichende Gegenüberstellung der räumlich getrennten Wirtschaftsgebiete macht demnach eine zeitliche Fixierung des Industrialisierungsbeginns erforderlich. H. unterscheidet vier große Perioden, die ungefähr durch die Jahre 1770—1820, 1820—1860, 1860—1890 und 1890 bis zur Gegenwart abgegrenzt sind: in jeder dieser Perioden machen andere Länder den Ansatz zur Industrialisierung.

Im Interesse der Überschaubarkeit der Entwicklungsprozesse war H. zur Einführung solcher Zäsuren gezwungen. Ihre Zweckmäßigkeit erweist sich im Gang der Untersuchung, die bei aller vom Thema geforderten theoretischen Zuspitzung doch immer dem Geschichtlichen gerecht bleibt, weil H. bei der Einordnung der einzelnen Industriewirtschaften jeweils die Fak-

toren berücksichtigt, deren Wirksamkeit bei der Strukturgestaltung von Einfluß war und eventuell zu Abweichungen von den Durchschnittstypen geführt hat. Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

The New Survey of London Life and Labour. Vol. I: Forty years of change. Vol. II: London Industries. King. London 1930 u. 1931. (I: XVI u. 438 S., II: VIII u. 492 S.)

Der vorliegende Band bildet die Einleitung zu einer Buchreihe, in der die Ergebnisse der gegenwärtigen Enquete über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Londoner Bevölkerung niedergelegt werden sollen. Diese Enquete wird unter der Leitung von Sir Hubert Llewellyn Smith von der London School of Economics aus unternommen und ist eine Erneuerung der großen Untersuchung, welche Charles Booth in den Jahren 1886—1903 durchführte. B. unternahm seine Arbeit zu einer Zeit, in der die ersten sozialen Folgen der Erschütterung der absoluten Vormachtstellung der englischen Industrie während des vorhergehenden Jahrzehnts sich deutlich fühlbar gemacht hatten und in der es daher nötig war, sich zum erstenmal mit den großen sozialen Problemen der Arbeitslosigkeit und der „Armut" im allgemeinen ernstlich auseinanderzusetzen. Das fast völlige Fehlen jedweden statistischen Materials brachte es mit sich, daß B. seine Hauptarbeit gerade in der Lösung des Problems der Zahlen, des Verhältnisses der „armen" Bevölkerung zur Gesamtbevölkerung und der Definition der „Armut" sah. Das Ergebnis war ein äußerst detailliertes Bild der Londoner Lebensverhältnisse während der letzten Jahre des 19. Jahrhunderts, ein Bild, das jedoch bei aller Wärme und Lebendigkeit des beschreibenden Details ganz bewußt ein rein statisches war.

Die neue Untersuchung hat von B. im wesentlichen die Fragestellung übernommen, d. h. sie bewegt sich ausschließlich im Rahmen einer statistischen Problemstellung, und sie wird ein wesentlich statisches Bild der Verhältnisse 40 Jahre nach B. geben. Der erste Band nun hat die Aufgabe, als Einleitung zu der neuen Serie die Verbindung mit B. herzustellen, und befaßt sich daher mit den Veränderungen der statistisch erfaßten Lebensverhältnisse der Londoner Bevölkerung während der letzten 40 Jahre, die besonders unter den folgenden Gesichtspunkten behandelt werden: Lebenskosten; Geld- und Reallöhne und Arbeitszeit; Mieten und Übervölkerung; Gesundheit; Schulwesen; Arbeitslosigkeit und ihre Behandlung; Armenfürsorge; Verbrechen.

Aus dem Charakter dieses Bandes als Einführung zu dem Gesamtwerk ergibt sich die Tatsache, daß die Resultate zunächst als vorläufige anzusehen sind, die durch die eigentliche Untersuchung erst ihre Bestätigung oder, wo nötig, Korrektur erhalten werden. Bei der Bewertung der Ergebnisse selbst ist die zeitliche Begrenzung zu berücksichtigen. Notwendigerweise mußte bei dem vorliegenden Band das Jahr 1928 in der Hauptsache als Endpunkt der statistischen Serien genommen werden, d. h. ein Jahr der verhältnismäßigen Hochkonjunktur, in dem vor allem die Londoner Industrien noch nicht von der jetzt sehr tiefgreifenden Krise der englischen Wirtschaft erfaßt waren. Es folgt die Notwendigkeit, diesen Faktor in Rech-

nung zu ziehen, wenn man aus den dargelegten Verhältnissen ein Bild der heutigen Zustände gewinnen will.

Der zweite Band enthält den ersten Teil der industriellen (im Gegensatz zur sozialen) Serie der Beschreibungen. Bauindustrie, Metall- und Maschinenindustrie, Holz- und Möbelindustrie, Bekleidungsindustrie, Schuhfabrikation und -reparatur, Hafenarbeit und endlich private Dienstbotenarbeit füllen die fast 500 Seiten dieses Bandes. Struktur der Industrie, Form und Einfluß sowohl der Arbeitgeber- wie der Arbeitnehmerorganisationen, Einfluß der Mechanisierung auf die Arbeitertypen, Löhne und Form der Entlohnung, Arbeitslosigkeit usw. werden eingehend beschrieben.

Das Resultat ist ein überaus reichhaltiges Mosaik von Details, aus dem als große Linie im Vergleich zu den Verhältnissen, die Booth beschrieb, der Eindruck eines sehr langsamen Wandels mit zähem Festhalten an traditionellen Formen und besonders auch an der kleinen Werkeinheit hervortritt. Bei 21000 Londoner Arbeitgebern mit 10 oder mehr versicherten Arbeitnehmern war die durchschnittliche Arbeitnehmerzahl im Jahre 1930 66; die Hälfte dieser Arbeitgeber beschäftigt weniger als 25 Arbeiter, drei Viertel weniger als 50, neun Zehntel weniger als 100 — nur 34 Unternehmer in Groß-London beschäftigen je mehr als 2000 versicherte Arbeitnehmer!

Daß dieser Eindruck einer fast an Stagnation grenzenden Langsamkeit vorwiegt, mag zu einem gewissen Teil an der vorwiegend statischen Natur der Enquete liegen, auf die wir oben hinwiesen, wichtiger aber ist die Tatsache, daß die Symptome eines radikalen Wandels erst jetzt, seit der volle Einfluß der Krise sich durchsetzt, klarer zu Tage treten, während die Hauptarbeit für diese Beschreibungen vor und während der ersten Periode der Krise geleistet wurde. Diese Tatsache erklärt auch die recht optimistische Charakterisierung des Lohnniveaus in diesem Bande — denn die Hauptoffensive des Unternehmertums in dieser Hinsicht setzte in London erst vor kurzem voll ein.

Im großen und ganzen steht die — man möchte sagen — akademische Ruhe und Distanz der Beschreibung — nur im „Dienstbotenproblem" scheint die Wärme der persönlichen Beziehung gegeben zu sein — in eigentümlichem Gegensatz zu der unerhörten Spannung und dem Kampf der Widersprüche, der die Dynamik der wirtschaftlichen Entwicklung ausmacht.

F. D. Klingender (London).

Laidler, Harry W., *Concentration of Control in American Industry. Crowell Co. New York 1931. (XVI, 501 S.; $ 3.75)*

Der große Kampf, der in den Vereinigten Staaten von 1880 bis zum Beginn des Weltkrieges gegen die immer übermächtiger werdende Kapitalkonzentration in Riesentrusts geführt worden war, hatte damals die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf diese Phase der kapitalistischen Entwicklung gelenkt. Und die wirklich durchgesetzte Anti-Trustgesetzgebung sowie das energische Vorgehen eigens geschaffener Stellen gegen eine Reihe der mächtigsten dieser Wirtschaftsgiganten, vor allem gegen die Standard Oil Company, verleiteten weite Kreise zu dem Glauben, es wäre tatsächlich möglich, das Gesetz der Konzentration des Kapitals durch gesetzliche Maßregeln zu vereiteln oder zumindest in seiner Wirksamkeit weitgehend ein-

zuschränken. Kam diesem Glauben doch die allgemein herrschende liberalistische Auffassung von der Notwendigkeit, ja sogar von der segensreichen Wirkung der Konkurrenz entgegen, eine Auffassung, die selbst durchaus ernst zu nehmende Wissenschaftler veranlaßte, das Gesetz der Konzentration entweder gänzlich zu leugnen oder seine Auswirkungen als Entartungserscheinungen der kapitalistischen Wirtschaft hinzustellen.

Die Kriegswirtschaft und die protektionistische Wirtschaft der Nachkriegszeit führten jedoch einen Umschwung in der Ansicht der meisten Menschen über die Frage des wirtschaftlichen Liberalismus herbei; die Zusammenfassung der Unternehmungen in Riesenkonzerne und Trusts, der „organisierte" Kapitalismus, wie er besonders in Europa sich immer stärker entwickelte, stieß keineswegs auf eine liberalistische Massenstimmung und dementsprechende Ablehnung, im Gegenteil, man sah in dieser Entwicklung das Heil, den Weg in eine bessere Zukunft. Mit Genugtuung, ja sogar mit Stolz verfolgte man allenthalben die ständig zunehmende Konzentration des Kapitals, nirgends waren — zumindest vor der gegenwärtigen Krise — Anzeichen für eine Antitruststimmung vorhanden, wie sie vor dem Krieg in den Vereinigten Staaten aufgetreten war.

Die gegenwärtig die Weltwirtschaft verheerende Krise brachte jedoch wieder einen Umschwung in der Stimmung der Völker und auch der Wissenschaft gegenüber der Kapitalkonzentration; immer lauter werden die Stimmen, die eben diesen „organisierten" Kapitalismus, diese Kapitalkonzentration für die Dauer und sogar für die Entstehung der Krise mitverantwortlich machen, und es scheint eine Antitruststimmung im Wachsen zu sein, die sich aber von der der Vorkriegszeit wesentlich in ihrer Motivierung unterscheidet. Denn lag dieser damals das liberalistische Denken zugrunde, so muß heute die Triebfeder dieser Stimmung mehr in staatskapitalistischen oder sozialpolitischen, jedenfalls aber in planwirtschaftlichen Gedankengängen gesucht werden.

Angesichts dieser Umstände nimmt es nicht wunder, wenn sich die Wirtschaftsliteratur der letzten Jahre, die sich mit der Frage der Konzentration beschäftigte, mehr mit den europäischen Verhältnissen befaßte, obwohl doch Amerika die Geburtsstätte der Trusts und dadurch auch der Ausgangspunkt der Bewegung zu ihrer Bekämpfung gewesen war; scheint doch in Europa das liberalistische Denken in weit höherem Grade erschüttert zu sein als in Amerika. So mußte es sich ergeben, daß man über die Entwicklung der europäischen Wirtschaft und ihre Konzentration eigentlich besser unterrichtet wurde als über die der amerikanischen.

Laidler unternimmt nun in dem vorliegendem Buche den überaus dankenswerten Versuch, die Fortschritte, welche die Konzentration des Kapitals in den Vereinigten Staaten trotz aller gesetzlichen Hemmungen gemacht hat, aufzuzeigen. Mit ungeheurem Fleiß ist hier Material aus allen Zweigen der amerikanischen Wirtschaft zusammengetragen; wir sehen, daß das Konzentrationsgesetz in der Rohstoffwirtschaft wie in der Kraft- und Verkehrswirtschaft, in der Fertigwarenindustrie wie in der Landwirtschaft, im Handel wie in der Finanz entweder bereits zu stärkster Vereinigung der Kontrolle über die betreffenden Wirtschaftszweige geführt hat oder doch deutlich in dieser Richtung wirkt.

Wir sehen aus diesem Buche deutlich, daß der Kapitalismus in seiner Entwicklung durch gesetzliche Einschränkungen nicht aufgehalten werden kann, daß er es verstanden hat, immer wieder Mittel und Wege zu finden, um trotz aller gesetzlichen Hindernisse doch zu einem Zusammenschluß der Unternehmungen in den allerverschiedensten Formen zu gelangen. Ungemein interessant ist dabei die Feststellung Laidlers, daß hierbei die Frage des Besitzes der Unternehmungen nicht mehr die allein ausschlaggebende Rolle spielt; die moderne Finanztechnik ermöglicht es, bereits mit verhältnismäßig geringem Eigenkapital bedeutende Unternehmungen zu kontrollieren. Ebenso interessant ist Laidlers Hinweis auf die Bedeutung, die der immer häufiger werdenden Personalunion der Aufsichtsräte in der Frage der Konzentration der Wirtschaft zukommt.

Daß der Sozialist Laidler in dieser Entwicklung eine volle Bestätigung der Lehre Marx' von dem Gesetz der Konzentration erblickt, ist selbstverständlich, wenngleich er sich — beinahe zu ängstlich — davor hütet, über die Darstellung der Tatsachen hinauszugehen und theoretische Betrachtungen über diese Frage anzustellen. Das Buch bleibt daher eine ganz ausgezeichnete und dankenswerte Sammlung von Material über Stand und Methoden der Kapitalkonzentration in den Vereinigten Staaten, und es bleibt nur zu hoffen, daß Laidler uns nun bald auf der Grundlage dieses Buches ein weiteres geben wird, worin er sich auch theoretisch mit diesem Fragenkomplex auseinandersetzt.

Hans Adler (Berlin).

Wood, Louis Aubrey, *Union Management Cooperation on the Railroads. Yale University Press. New Haven 1931. ($ 4.—)*

Wood beschreibt sorgfältig und eingehend die vereinten Bemühungen der Angestellten und Direktoren bei der Organisation des Arbeitsprozesses auf einigen der nordamerikanischen Eisenbahnen. Die ersten Kapitel schildern die rechtlichen Bestimmungen über Instandhaltung, die Arbeitstechnik, die Aufgaben der Arbeiter, der Direktion und der Gewerkschaften. Dann folgt ein Bericht über den Ursprung und die Entwicklung der Zusammenarbeit. Zu den wertvolleren Kapiteln des Buches gehören die über das jetzige Zusammenarbeiten von Gewerkschaften und Direktion, insbesondere die drei Kapitel X—XII über die Vorschläge, die auf den gemeinsamen Konferenzen behandelt werden: „Der normale Prozentsatz von unannehmbar befundenen Vorschlägen ist sehr niedrig."

Das Interesse wird sich hauptsächlich auf den Teil des Buches konzentrieren, der die Resultate behandelt. Die betreffenden Kapitel umfassen das Problem der Arbeitsfreude, die allgemeine Angleichung des Beschäftigungsgrades und die Teilung der Gewinne. W. erklärt, daß zur Zeit „die Gesellschaften lukrativere Gewinne aus der Zusammenarbeit haben als die Leute", aber mannigfaltige Vorteile scheinen auch den Arbeitern in bezug auf das Leben in der Werkstatt und die Sicherheit der Anstellung erwachsen zu sein. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit den Fragen des Lehrlingswesens, der Methoden der Lohnzahlung und der Ausbreitung der „Union-Management-Cooperation" in anderen Industrien.

Eine oder zwei Lücken erscheinen in dem Buch. Es dürfte wertvoll sein, die Wirkung der Bewegung vom Standpunkt der Gewerkschaften zu betrachten. Auch die Abschätzung und Verteilung der Gewinne bedarf noch der vergleichenden Betrachtung ähnlicher Betriebe. Trotz der propagandistischen Tendenzen des Verf. zugunsten der Bewegung sind alle relevanten Tatsachen in Betracht gezogen. Sein Buch berichtet zuverlässig über das Entstehen einer Methode der industriellen Beziehungen, die in Nordamerika wachsenden Anklang findet.

H. E. Chudleigh (Washington).

Ritschl, Hans, *Gemeinwirtschaft und kapitalistische Marktwirtschaft. I. C. B. Mohr. Tübingen* 1931. *(VIII u. 182 S.; br. RM. 6.—)*

Die neue Schrift Ritschls (mit der ich mich an anderer Stelle ausführlicher auseinanderzusetzen gedenke) gilt dem Nachweise des dualistischen Charakters unserer heutigen Wirtschaftsordnung. Diese beruht, so lautet die Grundthese, „auf der Herrschaft zweier Systeme, des gemeinwirtschaftlichen Systems, das von der Staatswirtschaft getragen wird, und des Systems der kapitalistischen Marktwirtschaft, das von der Tauschgesellschaft getragen wird“.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, deren erster einen „lehrgeschichtlichen Überblick“ enthält und nach einer kritischen Durchleuchtung der üblicherweise behaupteten Unterschiede zwischen Staats- und Privatwirtschaft einige neuere „Versuche der Erfassung der Staatswirtschaft unter dem Begriff eines gemeinwirtschaftlichen Systems“ behandelt. Den Kern der Arbeit stellen die dann folgenden beiden Abschnitte dar, die die „Staatswirtschaft als Gemeinwirtschaft“ und die „Gemeinwirtschaft als Staatswirtschaft“ zu erfassen und zu deuten suchen. Zunächst wird der „gemeinwirtschaftliche“ Charakter der Staatswirtschaft durch einen eingehenden Vergleich mit der Marktwirtschaft herausgearbeitet, und zwar werden die Wesenseigentümlichkeiten der beiden Wirtschaftsformen an Hand einer Untersuchung der respektiven Arten der Gesellung, der Bedürfnisse, der Gesinnung, der Wirtschaftsführung, der Wirtschaftsstruktur und der Technik bestimmt. Der dritte Abschnitt der Arbeit gibt in der Hauptsache einen klaren, systematischen Überblick über die „staatswirtschaftlichen Gestaltungsformen der Gemeinwirtschaft“, wobei der Verf. gewisse Gedankengänge weiterführt, die bereits in seinen früheren Schriften angedeutet waren. Der Schlußteil zieht unter dem Titel: „Monistische oder dualistische Wirtschaftsordnung?“ das Fazit aus den vorhergehenden Untersuchungen. Es werden die Grenzen der beiden Wirtschaftsformen aufgewiesen und schließlich die „Umrisse einer werdenden neuen Ordnung“ gezeichnet. Entsprechend seiner Grundanschauung, der gemäß ihm u. a. die soziale Frage „als eine seelische Frage der Einordnung in das entseelte Gefüge des Industrialismus“ erscheint, setzt sich R. für Werks- und Siedlungsgemeinschaften u. dgl. ein — übrigens in origineller Auffassung —, während Korporativstaat und -wirtschaft abgelehnt werden. Erwähnt sei schließlich noch, daß in der „neuen Ordnung“ für die privaten Monopolunternehmungen eine eigenartige Form von „Sozialisierung“ vorgesehen ist.

Eine Kritik dieses Buches, die an dieser Stelle, wie erwähnt, nicht möglich ist, hätte an erster Stelle an der R.schen Grundthese anzusetzen und zu untersuchen, ob der behauptete Dualismus zweier Wirtschaftssysteme überhaupt sinnvoll gedacht werden kann. Des weiteren wäre die Methode der Untersuchung einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Wie mir scheint, ist der Verf. nicht der Gefahr entgangen, die Dinge vielfach nicht so zu sehen, wie sie sind, sondern wie sie nach R.s idealistischer und idealisierender Auffassung sein sollten. Besonders deutlich wird das bei den Darlegungen, die sich auf der R.schen Theorie des „Gemeinsinns" aufbauen, der das in der Staatswirtschaft (= „Gemeinschaft" — im Gegensatz zur Marktwirtschaft = „Gesellschaft") herrschende Gesinnungsprinzip darstellen soll.

Da im übrigen das neue Buch R.s — ebenso wie seine früheren Schriften — sehr anregend und flüssig geschrieben ist, wird es zweifellos auch von denjenigen mit Nutzen gelesen werden, die, wie der Rezensent, der Methode und den Ergebnissen des Verf. großenteils nicht zuzustimmen vermögen.

Fritz Neumark (Frankfurt a. M.).

Millner, Frederic, *Economic Evolution in England. Macmillan & Co. London 1931. (XXII, 451 S.; geb. £ 0. 6. 6)*

Das Buch will eine allgemeinverständliche zusammenfassende Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung Englands vom Beginn der Geschichte bis zur Gegenwart geben. Da es dem Verf. mehr auf eine Synopse als auf eine Bereicherung der Detailkenntnis ankommt, stützt er sich im wesentlichen auf sekundäre Quellen, deren Hauptwerke am Schluß jedes Kapitels angeführt werden. Ohne Festlegung auf eine bestimmte Geschichtsauffassung werden die Hauptlinien der ökonomischen Entwicklung für vier große Epochen aufgezeigt — für die Epoche vor der Eroberung, für das Mittelalter, für das Zeitalter des Nationalismus und für die Moderne. Die Darstellung jeder Periode beginnt mit einem allgemeinen Überblick und behandelt dann die verschiedenen Wirtschaftszweige. Dabei finden die allgemeinpolitischen Ereignisse, die Wandlungen in den wirtschaftspolitischen Anschauungen und die Entwicklung des ökonomischen Gedankengutes entsprechende Berücksichtigung. Das Schwergewicht des Werkes liegt naturgemäß auf der Wirtschaftsentwicklung seit dem Mittelalter.

Für die Neuzeit erweist sich das gewählte Gliederungsschema als zu weitmaschig und erschwert durch fehlende Unterteilung den Überblick. Auch wichtige Strukturen des englischen Aufstiegs im 19. Jahrhundert kommen dadurch nicht genügend zum Ausdruck: die Stellung Englands als Weltbankier und Kapitalgeber, die Industrialisierung der außerenglischen Länder und ihre Rückwirkungen auf die Industriestruktur Englands, Aufbau und Gliederung des englischen Industriekörpers selbst, die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien und andere Züge englischer Wirtschaftsgestaltung treten nicht deutlich genug hervor oder sind gar nicht behandelt. Trotzdem wird man das materialreiche und konzentrierte Werk, das sehr schlicht und anspruchslos geschrieben ist, dem deutschen Leser als Einführung in die englische Wirtschaftsgeschichte durchaus empfehlen können.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Morandi, Rodolfo, *Storia della grande industria in Italia (Geschichte der italienischen Großindustrie). Laterza. Bari 1931. (300 S.; L. 22.—)*

Morandi hat die Entwicklung der italienischen Industrie skizziert und dabei auch die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse berücksichtigt, die mit seinem Thema zusammenhängen. Im ersten Teil, der der Entstehung der Industrie zu Beginn des 19. Jahrhunderts gilt, schildert M. die schädlichen, lange Zeit fühlbaren Wirkungen, die die ausländische Beherrschung Italiens vor seiner Einigung hervorbrachte. Die Teilung in so viele kleine Staaten und damit die zahlreichen Zollgrenzen mußten sich ungünstig auf die industrielle Entwicklung auswirken, vor allen Dingen auf die ersten schwachen Anfänge der Seidenindustrie in der Lombardei. So war die italienische Industrie, verglichen mit der ausländischen um 1870, dem Datum der Einigung Italiens, sehr rückständig und beschränkt auf das nördliche Italien. M. fährt dann in seiner Prüfung fort, indem er die langsamen, aber beständigen Fortschritte nach 1870 feststellt; er gibt ein genaues Entwicklungsbild der verschiedenen Industriezweige bis zur Krise, die nach der Zollreform des Jahres 1887 eintrat. Im allgemeinen waren die Schwierigkeiten der Industrie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts groß und die Lebensbedingungen des Proletariats erschreckend: die Arbeitszeit betrug bei Hungerlöhnen bis zu 16 Stunden. Die Seiten, auf denen die Lage der Arbeiter geschildert wird, besonders die der Frauen und Kinder in den Fabriken des Nordens, sind besonders eindrucksvoll. Im zweiten Teil verfolgt M. Schritt für Schritt die Fortschritte der verschiedenen Industrien vor und nach dem Kriege, der mit Recht als Ansporn für viele Industrien, z. B. die chemische, bewertet wird, die im vorausgehenden Jahrzehnt noch sehr unentwickelt waren.

Die Darstellung ist immer klar und unparteiisch und fußt auf soliden Daten. Urteilsfähigkeit und Verzicht auf billige Prophezeiungen zeigen sich vor allem bei der Abwägung der unvermeidlichen Konsequenzen der gegenwärtigen Krise. Am Ende des Buches hat der Leser ein exaktes Bild der Lage der italienischen Industrie, und darum ist das Werk M.s als eine genaue Einführung in ein gegenwärtig stark umstrittenes Gebiet zu empfehlen.

Paolo Treves (Mailand).

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1931. Hrsg. vom Statistischen Reichsamt. R. Hobbing. Berlin 1931. (XL, 566 u. *190 S., Preis geb. RM. 6.80)*

Der vorliegende 50. Jahrgang des „Statistischen Jahrbuches“ regt zu Vergleichen an: gleichviel ob man an die Ausgestaltung früherer Bände oder an die analogen Veröffentlichungen des Auslands denkt: die Arbeit des Reichsamts vermag solche Vergleiche höchst ehrenvoll zu bestehen. Dem wachsenden Bedürfnis nach Statistik, besonders auf wirtschaftlich-sozialem Gebiet, ist das Jahrbuch stets rechtzeitig gefolgt.

Der 50. Band bringt wieder in verschiedenen Abschnitten — neben Ergänzungen — Erweiterungen, so für die industrielle Produktions-, die Lohn-, die Umsatz- und namentlich die Finanzstatistik. Aber auch die Bevölkerungsstatistik ist durch Neuaufnahme von Fruchtbarkeits-, Aufwuchsziffern u. dgl.

mehr bereichert worden. Freilich ist auf dem Gebiete des Bevölkerungswesens dadurch eine bedauerliche Lücke entstanden, daß aus finanziellen Gründen eine neue Volks- und Berufszählung unterblieben ist und infolgedessen detaillierte Zahlen immer noch nur für 1925 vorliegen, obwohl sich seit diesem Jahre grundlegende Änderungen vollzogen haben, über die wir gegenwärtig nur ziemlich unvollkommen unterrichtet sind. Sehr erwünscht wäre auch eine „Neuauflage" der Wirtschaftsrechnungen, um den Einfluß der Konjunkturschwankungen auf die Konsumtion besser verfolgen zu können, als das an Hand von Ziffern über den Gesamtverbrauch einzelner, vorwiegend agrarischer Artikel jetzt möglich ist. Die besondere Pflege der Finanzstatistik (seit 1925), die neben öffentlichen Einnahmen, insbesondere Steuern, und Ausgaben neuerdings auch die öffentlichen Schulden umfaßt, hat vielfach über die fiskalisch bedeutsamen Fragestellungen hinaus volkswirtschaftlich interessantes Material geliefert, so insbesondere über Einkommens-, Vermögens-, Umsatzgröße und -zusammensetzung usw. Neu ist im vorliegenden Band die Statistik über das Volkseinkommen (S. 532/3), die wertvolle und z. T. ganz neue Aufschlüsse über dessen Umfang und sachliche sowie regionale Verteilung bietet und auch für die Vorkriegszeit durchgeführt ist. — Die internationalen Übersichten, die schon in den letzten Jahren ausgebaut worden waren, haben eine weitere Ausgestaltung erfahren; sie betreffen u. a. Bevölkerungswesen, Preise, Außenhandel, gewerbliche Produktion, Finanzen, Löhne sowie Geld- und Kreditwesen. Einige graphische Darstellungen im Anhang erstrecken sich diesmal, wegen des Jubiläumscharakters des Bandes, auf längere Zeiträume (3—5 Jahrzehnte).

Der Sozialforscher, der seine Wissenschaft als eine empirische auffaßt, wird aus dem reichen Inhalt des Jahrbuchs viel Nutzen ziehen, wenngleich natürlich dasselbe in manchen Fällen nur Ausgangspunkt für tiefergehende statistische Studien sein kann, die durch ein ausführliches Quellenverzeichnis übrigens wesentlich erleichtert werden.

Fritz Neumark (Frankfurt a. M.).

Belletristik.

Britton, Lionel, *Hunger and Love. Putnam. London 1931. (XI u. 705 S.; 7 sh 6 d)*

Brittons Buch ist die Geschichte eines ungewöhnlich begabten englischen Proletarierjungen, der sich unter Entbehrungen ein großes Wissen aneignet und dem der Weg vom Botenjungen im Grünkramladen zum Angestellten eines Antiquariats gelingt. Fast hat er den Aufstieg in die „middle class" erreicht, als der Krieg den innerlich Widerstrebenden zum Soldaten macht, der auf den flandrischen Schlachtfeldern schließlich den Tod findet.

Britton kritisiert in der Form des Bildungsromans die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Seine Kritik richtet sich gegen die Verfälschung des Menschlichen, die von der Bourgeoisie zum Zweck der Machtgewinnung und Machterhaltung vorgenommen worden und der es zu verdanken sei, daß noch immer Hunger und Liebe die Triebkräfte und den Hauptinhalt des menschlichen Lebens bildeten. Nicht nur das Geschlechts-

leben des einzelnen und die wirtschaftliche Existenz der Millionen seien durch das bürgerlich-kapitalistische System in Fesseln geschlagen, auch das Geistesleben sei vergiftet und der menschliche Fortschritt gehemmt: reiche Möglichkeiten des menschlichen Geistes blieben unausgenützt. Alle Wissenschaften, alle Künste erlägen der bourgeoisen Ideologie, die in der „Idee des Romantischen" die Verfälschung der Wirklichkeit auf die Spitze treibe. „Bourgeois influence spreads through the race body like a cancer." „Human and ‚Bourgeois' are mutually exclusive terms".

B.s Kritik geht nicht nur von ökonomischen, soziologischen und ethischen Gesichtspunkten aus, sondern von einer besonderen Idee des Menschlichen, die in der Gesellschaft einen dem menschlichen Körper ähnlichen Organismus sieht. B. faßt die Entwicklung der menschlichen Rasse als einen organischen Prozeß zum Sozialismus hin. Nach Überwindung des Individualismus werden durch Assoziation und Kooperation aller Glieder der menschlichen Gesellschaft die natürlichen kosmischen Energien für eine kollektive Entfaltung der Zivilisation, des seiner selbst bewußt werdenden und über das Endliche hinausstrebenden menschlichen Geistes freigesetzt.

B.s Gesellschaftskritik bietet in den an sich gut gesehenen Einzelbeobachtungen, so vor allem des sozialen Milieus der Angestellten, nicht wesentlich Neues. Seine Gedanken über die Neuordnung der Gesellschaft, die in einer Art organischer Planwirtschaft gipfeln, sind zu sehr als Impressionen wiedergegeben, um systematischer Prüfung zugänglich zu sein, am besten ließen sie sich vielleicht als „kosmischer" Sozialismus charakterisieren. Der Originalität dieser Ausführungen entspricht die Form des Buches, die die Schilderung fast ganz in Selbstgespräche des Helden und Zwiegespräche zwischen Autor und Held auflöst und stilistisch vielfach einen Stichwort-Expressionismus bevorzugt. Berta Asch (Berlin).

Ehrhardt, Justus, *Straßen ohne Ende. Agis-Verlag. Berlin-Wien 1931. (256 S.; geb. RM. 3.75, kart. RM. 2.85)*

Ehrhardt zeigt in belletristischer Form, wie ein Berliner Proletarierjunge allmählich auf Abwege gerät, in eine Fürsorgeerziehungsanstalt gebracht wird und nun, im Verein mit einem verantwortungsbewußten Fürsorger, vergebliche Versuche unternimmt, dieser „Maschine" Fürsorgeerziehung durch den Nachweis einer ordentlichen Lebensführung wieder zu entrinnen. Weil dies nicht gelingt, gibt der Junge den Kampf auf und schließt sich endgültig denen an, welche ohne Hoffnung auf eine andere Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse auf jenen Straßen wandern, die immer wieder einmal in eine Erziehungsanstalt oder ein Gefängnis führen. Was dieses Buch bedeutungsvoll macht, ist, daß der Verfasser, der seit vielen Jahren in vorderster Front der Fürsorgeerziehungsarbeit steht, in „verdichteter" Form an einem Einzelbeispiel zeigt, was in Wirklichkeit das Geschick vieler Tausender ist. Damit aber weist er darauf hin, daß es sich sowohl hinsichtlich der Verwahrlosung und ihrer Entstehungsursachen als auch hinsichtlich der Fürsorgeerziehung um gesellschaftliche Probleme handelt, die nur im Zusammenhang mit anderen Fragen des gesellschaftlichen Lebens einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden können. Gerhard Schie (Berlin).

Frank, Leonhard, *Von drei Millionen Drei. S. Fischer. Berlin 1932. (224 S.; RM. 5.—)*

Eine soziologisch bemerkenswerte Tatsache: das Kollektivschicksal der Arbeitslosigkeit, das seit Jahren Deutschland, ja die ganze Welt überschattet, hat vorher keinem Dichter als Vorwurf zu einer Arbeit gedient. Leonhard Frank schrieb den ersten Arbeitslosenroman. Drei aus dem Millionenheer der Hungernden erleben die Verwirklichung eines Wunschtraumes. Durch einen unglaubhaften Zufall kommen sie in den Besitz von zweitausend Mark, die ihnen die ersehnte Auswanderung nach Südamerika ermöglichen; drüben erleben sie eine kurze märchenhafte Zeit ohne Not und Kummer. Aber die Arbeitslosigkeit folgt ihnen übers Meer, nach Verwicklung in einen Aufstand werden zwei von ihnen — der dritte ist gestorben — wieder nach Deutschland abgeschoben. Hier gehen sie mit fünf Millionen, an Körper und Geist krank, dem Hungertod entgegen, wenn nicht vorher der Selbstmord dem unsäglichen Leid ein Ende bereitet.

F. schildert erschütternd den hoffnungslosen Kampf um Arbeit und Brot. Und wenn auch der märchenhafte Erwerb des Reisegeldes, die glückliche Zeit in Südamerika und die abenteuerliche Heimreise als romantisch-bunte Ausschmückung der grauen Elendsfabel anmuten, so hat doch dieser Handlungsablauf einen tieferen Sinn: der aus dem Produktionsprozeß Ausgestoßene findet den Rückweg zur Arbeit endgültig verschlossen.

Ludwig Carls (Berlin).

Reger, Erik, *Union der festen Hand. Ernst Rowohlt. Berlin 1931. (587 S.; br. RM. 6.50, geb. RM. 8.50)*

„Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß dieses Buch auf dem Titelblatt als Roman bezeichnet wird", so beginnt zwar der Verfasser die einleitende „Gebrauchsanweisung". Aber durch die trotzdem vorhandene Intention, ein romanähnliches Gebilde zu schaffen, wird der Nutzwert der Arbeit wesentlich vermindert, obwohl sie immer noch durch die Fülle des interessanten Materials fruchtbar und instruktiv ist. Sie umfaßt eine erschöpfende Wirtschaftsgeschichte des Ruhrgebietes seit dem Kriege, die Entwicklung der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, der Lohn- und Sozialpolitik des Unternehmerverbandes, die Umstellung und Ausdehnung der Schwerindustrie seit 1918, die Revolution und den Kapp-Putsch. Eine objektive ökonomisch-soziologische Reportage hätte aber die sehr genauen Kenntnisse des Verfassers besser übermittelt als dieser schon wegen seiner Sprache schwer lesbare Roman, der die Berichte in eine langweilige Fabel von belanglosen Einzelschicksalen einzwängt. Die Schilderungen der schwerindustriellen Unternehmungen, ihrer sozialpolitischen Machtkämpfe und ihrer hierarchischen Betriebsverhältnisse, die getreue Wiedergabe von unternehmerischen Reden und Äußerungen und manches andere Detail machen das Buch zu einer für den Soziologen wertvollen Sammlung historischen Materials. Aber R. verzichtet auf jede Analyse und bleibt der unbeteiligte Beobachter, der mit Resignation und Defaitismus schildert, ohne den Mut zu einem eigenen Standpunkt zu finden. Ludwig Carls (Berlin).

Psychologie:

Soziale Bewegung und Sozialpolitik:

Ökonomie:

Belletristik:

Alle Sendungen **redaktioneller** Art (**Manuskripte, Rezensionsexemplare, Tauschexemplare**) sind **ausschließlich** zu richten an die **Redaktion der Zeitschrift für Sozialforschung, Frankfurt a. M., Viktoria-Allee 17,** alle Sendungen **geschäftlicher** Art **nur** an den Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig C 1, Hospitalstr. 10.

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich: im März, Juli und November. Der Preis des Jahrgangs — einschließlich der Einbanddecke, die kostenlos geliefert wird — beträgt RM. 18.—. Einzelhefte kosten RM. 6.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.)

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben vom

INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG FRANKFURT/M.

Jahrgang I 1932 Heft 3

VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD / LEIPZIG

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Sammelbesprechungen.

III. Besprechungen.

Philosophie:

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie[1].

Von

Erich Fromm (Berlin).

Der Ausgangspunkt der Psychoanalyse war ein therapeutischer: seelische Störungen wurden erklärt aus der Stauung und der dadurch hervorgerufenen pathologischen Verwendung der Sexualenergie im Symptom, bzw. aus der Abwehr von im Bewußtsein nicht zugelassenen, mit libidinösen Impulsen verknüpften Vorstellungen. Die Reihe: Libido—Abwehr durch verdrängende Instanz—Symptom war der rote Faden der frühen analytischen Untersuchungen. Damit verbunden war die Tatsache, daß Gegenstand der analytischen Untersuchung fast ausschließlich Kranke und in der Mehrzahl solche mit körperlichen Symptomen waren. Im Verlauf der Entwicklung der Psychoanalyse trat neben diese Fragestellung die nach der Genese und Bedeutung bestimmter psychischer Eigenarten, die sich bei Kranken sowohl wie bei Gesunden finden. Hier handelt es sich zwar, genau wie bei der ursprünglichen Fragestellung, um die Aufdeckung der triebhaften, libidinösen Wurzeln der psychischen Einstellung, aber die Reihe wird nicht in der Richtung: Verdrängung—Symptom, sondern in der: Sublimierung bzw. Reaktionsbildung—Charakterzug fortgesetzt. Diese Fragestellung mußte sich gleich fruchtbar für das Verständnis des kranken wie des ge-

[1]) Nachdem im Heft 1/2 dieser Zeitschrift versucht wurde, Allgemeines zur Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie darzulegen, soll dieser Aufsatz eine Konkretisierung des dort Ausgeführten versuchen und zwar an einem besonders wichtigen Punkt: der analytischen Charakterologie. Seine wesentliche Aufgabe ist, für den nicht analytisch geschulten Leser diesen Teil der analytischen Theorie wenigstens in großen Umrissen darzustellen; sie macht es notwendig, sich im wesentlichen auf die Darstellung der wichtigsten Ergebnisse der psychoanalytischen Charakterforschung zu beschränken und auf die Erörterung wichtiger Einzelfragen, die sich als Fortführung oder als Kritik zu manchen hier vorgetragenen Forschungsergebnissen aufdrängen, zu verzichten. Als Illustration folgt am Schluß ein Hinweis auf die Möglichkeiten, die eine Anwendung dieser psychoanalytischen Kategorien auf das Problem des „Geistes" des Kapitalismus ergeben.

sunden Charakters erweisen und damit in besonderem Maß für die Probleme der Sozialpsychologie wichtig werden.

Die allgemeine Grundlage der psychoanalytischen Charakterologie ist, bestimmte Charakterzüge aufzufassen als Sublimierung bzw. Reaktionsbildung bestimmter sexueller (im erweiterten, von Freud so gebrauchten Sinn) Triebregungen, bzw. als Fortsetzung bestimmter in der Kindheit diesen Triebregungen koordinierter Objektbeziehungen. Diese genetische Ableitung der psychischen Erscheinung aus libidinösen Quellen und frühkindlichen Erlebnissen ist das spezifisch analytische Prinzip, das die analytische Charakterologie mit der Neurosenlehre teilt; während aber das neurotische Symptom (wie auch der neurotische Charakter) das Ergebnis einer nicht geglückten Anpassung der Triebe an die gesellschaftliche Realität darstellt, handelt es sich bei dem nicht neurotischen Charakterzug um eine Verarbeitung libidinöser Regungen auf dem Wege der Reaktionsbildung oder Sublimierung in einer relativ stabilen und gesellschaftlich angepaßten Weise. Der Unterschied zwischen dem normalen und dem neurotischen Charakter ist allerdings ein ganz fließender und in erster Linie vom Grad der gesellschaftlichen Unangepaßtheit her zu bestimmen.

Es kann an dieser Stelle das komplizierte Problem der Reaktionsbildung und Sublimierung nur angedeutet werden. Unter Reaktionsbildung ist zu verstehen die Aufrichtung einer dem ursprünglichen Triebziel entgegengesetzten, dieses abwehrenden und niederhaltenden Haltung, die selbst mehr oder weniger den Charakter der Sublimierung tragen kann[1]). Zur Sublimierung sei nur gesagt, daß Freud darunter die Ablenkung sexueller Impulse von ihren ursprünglichen sexuellen Zielen und ihre Hinwendung auf bzw. ihre Ersetzung durch andere, nicht sexuelle, kulturelle Ziele begreift. Dies ist nicht so zu verstehen, daß aus Sexualität auf eine geheimnisvolle, „alchimistische" Weise Charakter oder Intellekt entsteht, sondern daß sexuelle Energien auf andere Stellen des seelischen Apparats gelenkt und dort als Triebkraft und in einer eigenartigen, noch kaum geklärten Verbindung mit Fähigkeiten des Ich psychische und geistige Qualitäten aufbauen helfen. Besonders wichtig ist es, nicht zu vergessen, daß Freud das Problem der Sublimierung am allerwenigsten mit der Sexualität im üblichen Sprachgebrauch, d. h. der genitalen Sexualität in Zusammenhang

[1]) Als Beispiel denke man an eine „Übergüte", die die Funktion hat, den verdrängten Sadismus niederzuhalten. Wichtig ist die „Wiederkehr des Verdrängten" in der Reaktionsbildung.

bringt, sondern vorwiegend mit den „prägenitalen" Sexualstrebungen, d. h. der oralen und analen Sexualität und dem Sadismus[1]). Der Unterschied zwischen Reaktionsbildung und Sublimierung liegt im wesentlichen darin, daß die Reaktionsbildung immer die Funktion der Abwehr und Niederhaltung eines verdrängten Triebimpulses hat, aus dem sie auch ihre Energie bezieht, während die Sublimierung eine direkte Verarbeitung, eine „Kanalisierung" der Triebregung darstellt.

Die Theorie der prägenitalen Sexualität, von Freud zum erstenmal ausführlich in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" dargestellt, geht von der Beobachtung aus, daß, noch bevor beim Kind die Genitalien eine entscheidende Rolle spielen, die Mundzone und die Afterzone als „erogene Zonen" Träger von lustvollen, den genitalen Sensationen analogen Sensationen sind, daß sie im Laufe der Entwicklung teilweise ihre sexuelle Energie an die Genitalien abgeben, zum geringeren Teil diese Energien behalten, teils in ihrer ursprünglichen Form, teils in der Form von Sublimierungen und Reaktionsbildungen im Ich. Aufbauend auf diesen Beobachtungen der prägenitalen Sexualität veröffentlichte Freud 1908 einen kurzen Aufsatz über „Charakter und Analerotik" (Ges. Schriften, Bd. V, S. 260ff.), der die Grundlage der analytischen Charakterforschung bildet. Freud ging von der Beobachtung aus, daß man häufig in der Analyse einem Typus begegnet, der „durch das Zusammentreffen bestimmter Charaktereigenschaften ausgezeichnet ist, während das Verhalten einer gewissen Körperfunktion und der an ihr beteiligten Organe in der Kindheit dieser Personen die Aufmerksamkeit auf sich zieht" (S. 261). Er findet drei Charakterzüge — Ordnungsliebe, Sparsamkeit und Eigensinn — bei solchen Individuen, in deren Kindheit die Lust an der Darmentleerung und ihren Produkten eine besonders große Rolle spielt. Besonders betonte er die in der Neurose wie im Mythus, Aberglauben, Traum, Märchen anzutreffende Gleichsetzung von Kot und Geld (Geschenk). Auf dieser grundlegenden Arbeit Freuds bauten sich eine Reihe Arbeiten anderer psychoanalytischer Autoren auf, die die Grundzüge einer, freilich noch in vielen Punkten unfertigen und hypothetischen, psychoanalytischen Charakterologie lieferten[2]).

[1]) Aus diesem Grunde ist es ein grobes Mißverständnis des Freudschen Standpunktes, das Problem der Sublimierung im wesentlichen als identisch mit dem der genital-sexuellen Abstinenz zusammenfallen zu lassen, wie es etwa Scheler (besonders in „Wesen und Formen der Sympathie", Bonn 1923, S. 238ff.) tat.

[2]) Vgl. die instruktiven Ausführungen und die reichen Literaturhinweise bei Otto Fenichel, Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen. Psychoanalytische spezielle Neurosenlehre, Wien 1931.

Bevor wir zur Darstellung der für den Soziologen wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeiten kommen, soll auf einen Gesichtspunkt hingewiesen werden, der in manchen dieser Arbeiten nicht oder zu wenig deutlich hervortritt und dessen Betonung ein besseres Verständnis dieser Untersuchungen ermöglicht: die Unterscheidung zwischen Sexualziel und Sexualobjekt, bzw. zwischen der Organlust und den Objektbeziehungen. Freud bringt die Sexualtriebe in einen engen Zusammenhang mit den „erogenen Zonen"[1]) und nimmt an, daß die Sexualtriebe durch Reizung an diesen erogenen Zonen hervorgerufen werden. In der ersten Lebensperiode steht die Mundzone und die mit ihr verknüpften Funktionen — Saugen und Beißen —, dann, nach der Säuglingsperiode, die Afterzone mit ihren Funktionen — Stuhlentleerung bzw. Stuhlzurückhaltung — und vom 3. bis 5. Jahr die Genitalzone im Zentrum der Sexualität (diese erste Blüte der genitalen Sexualität hat Freud als „phallische Phase" bezeichnet, weil er annimmt, daß in dieser Zeit für beide Geschlechter allein der Phallus bzw. die phallisch erlebte Clitoris eine Rolle spielt, mit der Tendenz zum Eindringen und Zerstören. Nach einer „Latenzzeit", die etwa bis zur Pubertät dauert, kommt es dann im Zusammenhang mit der körperlichen Reifung zur Entwicklung der eigentlichen genitalen Sexualität, der die prägenitalen Sexualstrebungen unter-, bzw. eingeordnet werden, d. h. zur endgültigen Herstellung des „Primats" der Genitalität). Von dieser Organerotik, d. h. also von der an eine bestimmte Körperzone bzw. eine bestimmte mit dieser Zone verknüpfte Funktion gebundenen Organlust sind die Objektbeziehungen zu unterscheiden, d. h. die (liebenden oder hassenden) Einstellungen zu den dem Menschen gegenübertretenden Mitmenschen, bzw. der eigenen Person, mit anderen Worten die Gefühlseinstellung und -haltung zur Umwelt überhaupt. Auch die Objektbeziehungen haben einen typischen Verlauf: nach Freud ist der Säugling vorwiegend narzistisch eingestellt, nur auf sich und die Befriedigung seiner Bedürfnisse bedacht; in einer zweiten Periode, nach dem Ende der Säuglingszeit etwa, mehren sich sadistische, objektfeindliche Züge,

---

[1]) Die Annahme einer so zentralen Rolle der erogenen Zonen lag Freud abgesehen von seinen empirischen Beobachtungen auch von seinen theoretischen Voraussetzungen, einem mechanistisch-physiologischen Standpunkt aus nahe. Sie hat die Entwicklung der analytischen Theorie entscheidend beeinflußt; eine fruchtbare Diskussion mancher psychoanalytischer Thesen würde bei einer Kritik der zentralen Rolle der erogenen Zonen einzusetzen haben. Da wir aber hier Ergebnisse der Analyse darstellen wollen, verzichten wir auf eine Ausführung kritischer Gesichtspunkte zu diesem überaus wichtigen Problem.

die auch noch in der phallischen Phase eine wichtige Rolle spielen. Erst mit dem Primat der Genitalität in der Pubertät treten objektfreundliche, liebende Züge eindeutig in den Mittelpunkt. Die Objektbeziehungen werden in einen engen Zusammenhang mit den erogenen Zonen gebracht. Dieser Zusammenhang ist verständlich, wenn man bedenkt, daß sich spezifische Objektbeziehungen zuerst in Verbindung mit bestimmten erogenen Zonen entwickeln und daß diese Verbindung durchaus keine zufällige ist. Ohne aber an dieser Stelle das Problem diskutieren zu wollen, ob der Zusammenhang ein so enger ist, wie es vielfach in der psychoanalytischen Literatur dargestellt wird, oder ob und inwieweit nicht die für eine erogene Zone typische Objektbeziehung auch unabhängig von den besonderen Schicksalen dieser erogenen Zone sich entwickeln kann, soll Wert darauf gelegt werden, prinzipiell zwischen der Organlust und den Objektbeziehungen zu unterscheiden; in der nun folgenden Darstellung sollen, bevor die analytischen Befunde über die oralen, analen und genitalen Charakterzüge dargestellt werden, die komponierenden Elemente, nämlich die Sublimierungen und Reaktionsbildungen der Organlust und die koordinierten typischen Objektbeziehungen eine getrennte Darstellung finden.

Der in der ersten Lebensperiode zentrale Sexualtrieb ist die Oralerotik. Beim Kind findet sich ein starkes Lust- und Befriedigungsgefühl, das ursprünglich mit dem Saugen („Wonnesaugen"), später mit dem Beißen und Kauen, mit dem In-den-Mund-nehmen und Verschlingenwollen von Gegenständen verknüpft ist. Die nähere Beobachtung zeigt, daß es sich hier keineswegs nur um eine Äußerung des Hungers handelt, sondern daß das Saugen, Beißen, Verschlingenwollen darüber hinaus eine an sich lustvolle Betätigung darstellt. Freud nahm schon in seinen „Drei Abhandlungen" an, daß die Mundzone eine der sog. „erogenen Zonen" sei, die, im Anschluß an die Vorgänge der Nahrungsaufnahme, am frühesten die Basis intensiver libidinöser Bedürfnisspannungen und Befriedigungen darstellt. Wenn auch die direkten oralerotischen Bedürfnisse und Befriedigungen nach der „Säuglings"zeit abnehmen, so bleiben doch mehr oder weniger große Reste auch in der späteren Kindheit und beim Erwachsenen erhalten. Es sei hier nur an das oft weit über die Säuglingszeit auftretende Daumenlutschen oder an das Nägelkauen erinnert, ferner aber, um von etwas ganz „Normalem" zu sprechen, an das Küssen oder an die starken libidinösen, oralerotischen Wurzeln des Rauchens.

Insoweit die Oralerotik nicht in ursprünglicher Form erhalten bleibt und andererseits doch nicht von anderen sexuellen Impulsen abgelöst wird, tritt sie uns in Reaktionsbildungen oder Sublimierungen entgegen. Von den Sublimierungen sei nur eines der wichtigsten Beispiele hier genannt: die Verschiebung der kindlichen Saugelust auf das geistige Gebiet. An Stelle der Milch tritt das Wissen. Die Sprache drückt diesen Zusammenhang aus, wenn sie davon spricht, daß man „an den Brüsten der Weisheit schlürft" oder „von der Milch der frommen Denkungsart" trinkt. Diese symbolische Gleichsetzung von Trinken und geistigem Aufnehmen finden wir in Sprachen und Märchen verschiedener Kulturen ebenso wie in den Träumen und Einfällen der Patienten in der Analyse. Die Reaktionsbildungen können ebensowohl in dem ursprünglichen Gebiet bleiben, also etwa die Form einer Eßhemmung annehmen, wie auch sich auf die Sublimierungen erstrecken und dann etwa als Lern-, Arbeits- oder Wißhemmung auftreten.

Die in der ersten Lebensperiode des Kindes auftretenden Objektbeziehungen tragen einen recht komplizierten Charakter[1]). Der Säugling ist zunächst — und in ganz extremer Weise in den ersten drei Lebensmonaten — narzistisch eingestellt; ein Unterschied zwischen Ich und Außenwelt besteht noch kaum. Allmählich entwickeln sich neben der narzistischen Einstellung objektfreundliche, liebende Züge[2]). Die Einstellung des Säuglings zur Mutter (oder entsprechenden Pflegeperson) wird freundlich, liebevoll, Schutz und Liebe erwartend. Die Mutter ist der Garant für sein Leben, ihre Liebe gibt ihm ein Gefühl von Lebenssicherheit und Geborgenheit. Gewiß ist sie weitgehend Mittel zum Zweck der Befriedigung der Bedürfnisse des Kindes, und gewiß trägt die Liebe des Kindes weitgehend einen verlangenden, nehmenden und nicht einen spendenden, fürsorgenden Charakter, aber wichtig sind doch objektfreundliche, objektzugewandte Züge in dieser ersten Phase.

Die Objektbeziehungen des Kindes ändern sich allmählich[3]). Mit dem körperlichen Wachstum des Kindes wachsen seine Ansprüche, dadurch — wie wohl auch noch durch andere in der Umwelt

[1]) Vgl. Bernfeld, Psychologie des Säuglings. Wien 1925.

[2]) In der psychoanalytischen Literatur werden vor allem die narzistischen Züge des kleinen Kindes betont, während die objektfreundlichen in der Schilderung zurücktreten. Es soll an dieser Stelle nicht näher auf dieses schwierige Problem eingegangen werden; es werden hier nur die objektfreundlichen Züge im Gegensatz zu den dann auftretenden objektfeindlichen, sadistischen besonders betont.

[3]) Es versteht sich, daß in der ganzen Entwicklung nur von einem Zu- oder Abnehmen verschiedener Tendenzen die Rede sein kann, nicht von einem Sichablösen von voneinander streng getrennten Strukturtypen.

liegende Faktoren — entstehen und wachsen Versagungen seitens der Umwelt, auf die das Kind mit Zorn und Wut reagiert, für deren Bildung inzwischen auch die organische Entwicklung bessere Bedingungen geschaffen hat. Neben die objektfreundlichen Tendenzen und an ihre Stelle treten in wachsendem Maße objektfeindliche. Das Kind, sowohl durch Enttäuschungen wütend als auch sich stärker fühlend, wartet nicht mehr vertrauensvoll auf liebende Befriedigung seiner vor allem ja noch oralen Wünsche, es beginnt, sich mit Gewalt nehmen zu wollen, was man ihm vorenthält. Der Mund mit den Zähnen wird zu seiner Waffe, er erwirbt eine aggressive, den Objekten feindselige, sie angreifen und aussaugen oder verschlingen wollende Haltung. An Stelle einer ursprünglichen relativen Harmonie mit der Umwelt treten Konflikte und aggressiv-sadistische Impulse[1]).

Das Saugen und Beißen oder Verschlingenwollen, bzw. ihre Reaktionsbildungen und Sublimierungen einerseits, die vertrauensvolle, beschenkt- oder geliebtwerdenwollende objektfreundliche Haltung und ihre Fortsetzung in aggressiven, räuberischen, objektfeindlichen Tendenzen andererseits sind die Elemente, die die „oralen" Charakterzüge der Erwachsenen zusammensetzen.

Abraham macht eine Unterscheidung zwischen den charakterologischen Konsequenzen einer besonders ungestörten, glücklichen oralen Befriedigung in der Kindheit und einer gestörten, mit viel Unlust vermischten (wie etwa plötzlichem Absetzen von der Brust, unzureichender Milchmenge oder, was die koordinierten Objektbeziehungen anlangt, mangelnder Liebe seitens der Pflegepersonen). Im ersten Falle haben oft Menschen

„aus dieser glücklichen Lebenszeit eine tief in ihnen wurzelnde Überzeugung mitgebracht, es müsse ihnen immer gut gehen. So stehen sie dem Leben mit einem unerschütterlichen Optimismus gegenüber, der ihnen oftmals zur tatsächlichen Erreichung praktischer Ziele behilflich ist. Auch hier gibt es weniger günstige Spielarten der Entwicklung. Manche Personen sind von der Erwartung beherrscht, daß stets eine gütige, fürsorgende Person, also eine Vertreterin der Mutter vorhanden sein müsse, von der sie alles zum Leben Notwendige empfangen würden. Dieser optimistische Schicksalsglaube verurteilt sie zur Untätigkeit. Wir erkennen in ihnen diejenigen wieder, die in der Saugeperiode verwöhnt wurden. Ihr gesamtes Verhalten im Leben läßt die Erwartung erkennen, daß ihnen sozusagen ewig die Mutterbrust fließen werde. Derartige Personen muten sich keinerlei Anstrengungen zu; in manchen Fällen verschmähen sie geradezu jeden eigenen Erwerb" (Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung, Wien 1925, S. 42).

---

[1]) Die Frage, inwieweit das Verschlingen- und Sich-Bemächtigen-Wollen (wie das Produzieren und Zerstören überhaupt) eine ursprüngliche Tendenz des Menschen in seinem Verhältnis zur Umwelt ist, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden.

An diesen Menschen ist häufig eine besonders ausgeprägte Freigebigkeit, eine gewisse seigneurale Haltung zu bemerken. Sie haben die uneingeschränkt spendende Mutter als Ideal und bemühen sich, sich diesem Ideal entsprechend zu verhalten.

Der zweite Typ, der mit starken oralen Versagungen in der frühen Kindheit, entwickelt später häufig Züge, die in der Richtung des Aussaugens oder Beraubens anderer Personen liegen. Diese Menschen tragen gleichsam einen Rüssel, mit dem sie sich überall ansaugen wollen, oder wenn entsprechend starke sadistische Beimengungen enthalten sind, sind sie wie Raubtiere, die davon leben, Opfer zu suchen, die sie ausweiden können.

„Im sozialen Verhalten dieser Menschen tritt etwas ständig Verlangendes hervor, das sich bald mehr in der Form des Bittens, bald mehr in derjenigen des Forderns äußert. Die Art, in welcher sie Wünsche vorbringen, hat etwas beharrlich Saugendes an sich; sie lassen sich ebensowenig durch die Sprache der Tatsachen wie durch sachliche Einwände abweisen, sondern fahren fort, zu drängen und zu insistieren. Sie neigen dazu, sich an andere Personen förmlich festzusaugen. Besonders empfindlich sind sie gegen jedes Alleinsein, und wenn es nur kurze Zeit währt. In ganz besonderem Maß tritt die Ungeduld bei ihnen hervor. Bei gewissen Personen . . . findet sich dem geschilderten Verhalten ein grausamer Zug beigemischt, der ihrer Einstellung zu den anderen Menschen etwas Vampyrhaftes verleiht" (Abraham, S. 44).

Zeigen die Personen des ersten Typs eine gewisse Noblesse und Großzügigkeit, zeigen sie sich heiter und umgänglich, so sind die des zweiten Typus feindselig und bissig, reagieren auf eine Verweigerung dessen, was sie haben wollen, mit Wut und sind auf alle, die es besser haben, von intensivem Neid erfüllt. Für den Soziologen wichtig ist noch die von Abraham vermerkte Tatsache, daß Personen mit oraler Charakterbildung leicht dem Neuen zugänglich sind, „während zum analen Charakter ein konservatives, allen Neuerungen feindliches Verhalten gehört . . ."

Die Analerotik fängt keineswegs erst nach der Oralerotik an, eine Rolle zu spielen. Wohl schon von vornherein ist der ungehemmte Austritt der Körperprodukte für das Kind mit einer lustvollen Reizung der Afterschleimhaut verbunden. Ebenso sind die Produkte der Entleerung selbst, ihr Anblick, ihr Geruch, die Berührung mit der Oberfläche des Rumpfes und endlich das Berühren mit den Händen eine Quelle intensiver Lustempfindungen. Das Kind ist stolz auf den Kot, welcher sein erster „Besitz", der Ausdruck seiner ersten Produktivität ist. Eine wesentliche Veränderung bringt die etwa gleichzeitig mit der Entwöhnung des Kindes von saugender Nahrungsaufnahme vor sich gehende Erziehung zur körperlichen Reinlichkeit, für deren

Gelingen die sich allmählich ausbildende Funktion der Schließmuskeln der Blase und des Darms die Voraussetzung bildet. Indem sich das Kind den Forderungen der Erziehung anpaßt und lernt, seinen Stuhl zurückzuhalten bzw. ihn zur rechten Zeit herzugeben, wird die Retention des Stuhles und werden die damit verbundenen physiologischen Vorgänge zu einer neuen Lustquelle. Gleichzeitig wird die ursprüngliche Liebe zum Kot teilweise durch Ekelgefühle abgewehrt bzw. ersetzt; teilweise wird allerdings durch das Verhalten der Umwelt der primitive Stolz auf den Kot bzw. seine pünktliche Entleerung nur noch vermehrt.

Ganz ebenso wie ein Teil der ursprünglichen oralen bleiben auch die analen Impulse in einem gewissen Grade bis ins Leben des Erwachsenen hinein erhalten. Diese Tatsache erkennt man leicht an der relativ starken affektiven Reaktion vieler Menschen der analen Beschimpfung oder der analen Zote gegenüber. Auch das besonders unter allerhand Rationalisierungen auftretende liebevolle Interesse für den eigenen Kot läßt die Reste der ursprünglichen Analerotik deutlich erkennen. Normalerweise aber geht ein wesentlicher Teil der analerotischen Strebungen in Sublimierungen und Reaktionsbildungen auf. Diese Fortbildungen der ursprünglichen Analerotik liegen in einer doppelten Richtung: einerseits in der charakterologischen Fortsetzung der ursprünglichen Funktion, deren Ergebnis die Lust bzw. Unfähigkeit am Behalten, Sammeln und Produzieren, ferner Ordentlichkeit, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Geiz sind; andererseits in der Fortsetzung der ursprünglichen Liebe zum Kot, die sich vor allem in der Liebe zum „Besitz“ äußert. Eine ganz besondere Bedeutung kommt dem in dieser Periode sich ausbildenden Pflichtgefühl zu. Die anale Entwöhnung ist eng geknüpft an das Problem des „Müssens“ und „Sollens“ bzw. Nichtdürfens, und die klinische Erfahrung zeigt, daß häufig besonders intensive Ausprägungen des Pflichtgefühls auf diese frühe Periode zurückgehen.

Die der analen Periode zugeordneten Objektbeziehungen stehen unter dem Zeichen wachsender Konflikte mit der Umwelt. Sie tritt zum erstenmal mit Forderungen an das Kind heran, deren Erfüllung sie mit Liebesprämien oder Strafen erzwingt. Nicht mehr die Lust gewährende, gütige, spendende Mutter ist es, die dem Kind gegenübertritt, sondern die Verzichte fordernde, strafende. Das Kind reagiert entsprechend. Es verharrt einerseits in seiner narzistischen, objektgleichgültigen Einstellung, die durch seine geringer werdende körperliche Hilflosigkeit wie durch den wachsenden Stolz auf

seine eigenen Leistungen in gewisser Weise noch gesteigert wird, andererseits wird seine objektfeindliche, trotzige, sadistische, die Eingriffe in seine Privatsphäre böse abwehrende Einstellung erheblich verstärkt.

Die Sublimierungen und Reaktionsbildungen der Analerotik und die Fortsetzung der dieser Stufe typischerweise zugeordneten Objektbeziehungen setzen die analen Charakterzüge zusammen, wie sie in ihrem normalen oder pathologischen Vorkommen in der psychoanalytischen Literatur geschildert werden. Es seien hier nur einige für die Sozialpsychologie besonders wichtige erwähnt.

Die ersten charakterologischen Befunde Freuds haben wir schon wiedergegeben: eine oft in Pedanterie übergehende Ordentlichkeit, eine an Geiz grenzende Sparsamkeit und einen in Trotz übergehenden Eigensinn. Diesen allgemeinen Zügen sind von einer Reihe psychoanalytischer Autoren, vor allem von Jones und Abraham, viele mehr ins Detail gehende hinzugefügt worden. Abraham weist darauf hin, daß es Überkompensierungen des ursprünglichen Trotzes gibt,

„unter welchen das trotzige Festhalten am primitiven Selbstbestimmungsrecht verborgen liegt, bis es gelegentlich gewaltsam hervorbricht. Ich habe hier solche Kinder (und natürlich auch Erwachsene) im Auge, die sich durch besondere Bravheit, Korrektheit, Folgsamkeit hervortun, ihre in der Tiefe liegenden rebellischen Antriebe aber damit begründen, daß man sie von früh auf unterdrückt habe“ (S. 9).

Mit diesem Stolz eng verbunden ist die zuerst von Sadger hervorgehobene Vorstellung der Einzigartigkeit. („Alles, was nicht Ich ist, ist Dreck.“) Solche Menschen empfinden nur Freude an einem Besitz, wenn niemand anderes etwas Ähnliches hat. Sie haben die Neigung, alles im Leben als Eigentum anzusehen und alles „Private“ vor fremden Eingriffen zu schützen. Es handelt sich dabei keineswegs nur um Geld und Besitz, sondern ebenso um Menschen wie um Gefühle, Erinnerungen, Erlebnisse. Wie stark die dieses Besitzverhältnis zur Privatsphäre verankernden libidinösen Regungen sind, erkennt man leicht an der Wut, mit der solche Menschen auf jeden Eingriff in ihre Privatsphäre, ihre „Freiheit“ reagieren. Zu dieser Betonung der Privatsphäre gehört die von Abraham erwähnte Empfindlichkeit des analen Charakters gegen jeden äußeren Eingriff. Niemand hat sich in „seine Angelegenheiten“ zu mischen. Verwandt damit ist auch ein weiterer Zug, auf den Jones aufmerksam gemacht hat: das eigensinnige Festhalten an einer selbsterdachten Ordnung,

bzw. die Neigung, anderen eine solche Ordnung aufzuzwingen[1]). Solche Menschen zeigen dann auch häufig eine überstarke Lust am Rubrizieren, am Aufstellen von Tabellen und Plänen. Von besonderer Wichtigkeit ist die von Abraham betonte Tatsache, daß beim analen Charakter die unbewußte Tendenz vorliegt, die Analfunktion als wichtigste produktive Tätigkeit und als der genitalen überlegen anzusehen. Geldverdienen, Sammeln, das Aufhäufen von Kenntnissen (ohne ihre produktive Verarbeitung) sind Ausdruck dieser Einstellung[2]). Zu dieser Hochschätzung der analen, sammelnden Produktivität tritt als charakteristisch die Hochschätzung des Gesammelten, des Besitzes. Abraham sagt darüber:

„In ausgeprägten Fällen von analer Charakterbildung werden nahezu alle Lebensbeziehungen unter den Gesichtspunkt des Habens (Festhaltens) und Gebens, also des Besitzes, gestellt. Es ist, als wäre der Wahlspruch mancher solcher Menschen: wer mir gibt, ist mein Freund; wer etwas von mir verlangt, ist mein Feind" (S. 20f.).

Nicht anders ist es mit den Liebesbeziehungen. Gewöhnlich ist beim analen Charakter das genitale Bedürfnis und die genitale Befriedigung mehr oder weniger eingeschränkt; häufig ist diese Einschränkung mit moralischen Rationalisierungen oder auch Ängsten verknüpft. Soweit die Liebe eine Rolle spielt, hat sie typische Züge. Eine Frau wird nicht geliebt, sondern „besessen", und es herrscht dem „Liebes"objekt gegenüber dieselbe Gefühlseinstellung wie anderen Gegenständen des Besitzes gegenüber, also die Tendenz, entweder möglichst viel oder möglichst ausschließlich zu besitzen. Die erste Einstellung führt zum Typ scheinbar sehr liebesfähiger Menschen, deren Liebe im Grunde doch nur eine Art Sammeltrieb ist, und die zweite zum Typ des extrem Eifersüchtigen und auf „Treue" Bedachten. Ein besonders schönes Beispiel des ersten Typs bot mir ein Analysand, der ein Buch hatte, in dem er die Andenken an jede Begegnung mit einer Frau sammelte,

---

[1]) „Eine Mutter verfaßt ein schriftliches Programm, in welchem sie ihrer Tochter den Tag in minutiöser Weise einteilt. Für den frühen Morgen enthält es z. B. die Anweisung: 1. Aufstehen, 2. Töpfchen, 3. Händewaschen usw. Am Morgen klopft sie von Zeit zu Zeit an die Tür und fragt die Tochter: wie weit bist du? Diese hat dann zu antworten ‚9' oder ‚15' usw., so daß die Mutter eine genaue Kontrolle über die Einhaltung des Planes hat" (Abraham, a. a. O. S. 12).

[2]) „Solche Personen lieben es, Geld oder Geldeswert zu schenken; manche unter ihnen werden Mäzene oder Wohltäter. Doch bleibt ihre Libido den Objekten mehr oder weniger fern, und so ist auch ihre Arbeitsleistung nicht im wesentlichen Sinne produktiv. Es fehlt ihnen keineswegs an Ausdauer — einem häufigen Kennzeichen des analen Charakters —, aber sie wird zu einem guten Teil in unproduktivem Sinne verwandt, etwa an pedantische Einhaltung festgesetzter Formen verschwendet, so daß in ungünstigen Fällen das sachliche Interesse dem formalen erliegt" (Abraham, a. a. O., S. 18).

also gebrauchte Theaterbillette, Programme, aber auch Korrespondenz einklebte. Eng verknüpft mit dieser Einstellung ist der intensive Neid, den man bei vielen Menschen mit analem Charakter findet. Sie erschöpfen oft ihre Kraft nicht in eignen produktiven Leistungen, sondern im Neid auf die Leistung und vor allem dem Besitz anderer. Dies führt zur Erwähnung eines der klinisch wie soziologisch wichtigsten analen Charakterzüge: des besonderen Verhältnisses zum Geld, d. h. vor allem der Sparsamkeit und des Geizes. Gerade dies hat eine besonders ausgiebige Bestätigung durch die analytischen Erfahrungen erhalten und ist ausführlich in der psychoanalytischen Literatur erörtert[1]). Sparsamkeit und Geiz beziehen sich durchaus nicht nur auf Geld oder Geldeswert. Auch Zeit und Kraft werden ganz analog behandelt und jede Zeit- und Kraftverschwendung wird verabscheut[2]). Bemerkenswert ist, daß diese analen Tendenzen reichlich

---

[1]) Hier nur einige spezielle Hinweise Abrahams: „Es gibt Fälle, in welchen der Zusammenhang zwischen absichtlicher Stuhlverhaltung und systematischer Sparsamkeit offen zutage liegt. Ich erwähne hier das Beispiel eines reichen Bankiers, der seinen Kindern immer wieder einschärfte, sie sollten den Darminhalt so lange wie nur möglich bei sich behalten, damit die teure Nahrung bis zum äußersten ausgenützt werde. — Sodann ist auf die Tatsache zu verweisen, daß manche Neurotiker ihre Sparsamkeit bzw. ihren Geiz auf gewisse Arten von Ausgaben beschränken, in anderen Beziehungen dagegen mit auffälliger Bereitwilligkeit Geld verausgaben. So gibt es unter unseren Patienten solche, die jede Ausgabe für „Vergängliches" meiden. Ein Konzert, eine Reise, der Besuch einer Ausstellung sind mit Kosten verbunden, für welche man keinen bleibenden Besitz eintauscht. Ich kannte jemanden, der den Besuch der Oper aus solchem Grunde mied; er kaufte sich aber Klavierauszüge der Opern, welche er nicht gehört hatte, weil er auf diese Weise etwas „Bleibendes" erhielt. Manche solche Neurotiker vermeiden auch gern die Ausgaben für das Essen, weil man es ja doch nicht als bleibenden Besitz behält. Bezeichnenderweise gibt es einen anderen Typus, der bereitwillig Ausgaben für die Ernährung macht, die bei ihm ein überwertiges Interesse darstellt. Es handelt sich um Neurotiker, die ihren Körper beständig sorgsam überwachen, ihr Gewicht prüfen usw. Ihr Interesse ist der Frage zugewandt, was von den eingeführten Stoffen ihrem Körper als dauernder Besitz bleibt. Bei dieser Gruppe ist es evident, daß sie Körperinhalt mit Geld identifiziert. — In anderen Fällen finden wir die Sparsamkeit in der gesamten Lebensweise streng durchgeführt; in einzelnen Beziehungen wird sie aber auf die Spitze getrieben, ohne daß eine praktisch nennenswerte Ersparnis an Material erzielt wird. Ich erwähne einen geizigen Sonderling, der im Hause mit offenstehender Hose herumlief, damit die Knopflöcher nicht so schnell abgenutzt würden. Es ist leicht zu erraten, daß hier noch andere Antriebe mitwirkten. Doch bleibt es charakteristisch, wie diese sich hinter der anal bedingten Spartendenz verbergen können; so sehr wird diese als wichtigstes Prinzip anerkannt. Bei manchen Analysanden finden wir eine auf den Verbrauch von Klosettpapier spezialisierte Sparsamkeit; hier wirkt die Scheu, Reines zu beschmutzen, als determinierend mit" (S. 22, 23).

[2]) „Viele Neurotiker sind in beständiger Sorge vor Zeitverlusten. Nur die Zeit, welche sie allein mit ihrer Arbeit verbringen, erscheint ihnen wohl ausgenützt. Jede Störung in ihrer Tätigkeit versetzt sie in höchste Reizbarkeit. Sie hassen Untätigkeit, Vergnügungen usw. Es sind die

rationalisiert zu werden pflegen, vor allem natürlich mit ökonomischen Erwägungen, fernerhin, daß man häufig neben besonderer Reinlichkeit, Sparsamkeit, Ordentlichkeit, Pünktlichkeit Durchbrüche gerade der entgegengesetzten, durch diese Reaktionsbildungen abgewehrten Züge findet. Wegen seiner sozialpsychologischen Bedeutung sei endlich noch das von Abraham hervorgehobene, für den analen Charakter typische Bedürfnis nach Symmetrie und „gerechtem Ausgleich" erwähnt.

Die genitale Sexualität hat eine für die Charakterbildung prinzipiell andere Bedeutung als die orale und anale. Während diese nur in relativ geringem Ausmaß auch noch über die erste Kindheitsperiode hinaus in direkter Form weiterbestehen können und ihre Hauptverwendung im späteren Leben gerade in den Sublimierungen und Reaktionsbildungen finden, ist die genitale Sexualität in erster Linie dazu bestimmt, eine direkte körperliche Abfuhr zu erhalten. So einfach es ist, das Sexualziel der genitalen Sexualität zu beschreiben, so schwierig ist etwas über die spezifischen genitalen Charakterzüge auszusagen. Es ist wohl richtig, daß die der genitalen Sexualität zugeordnete Objektbeziehung eine objektfreundliche, relativ ambivalenzfreie ist[1]; es darf allerdings nicht vergessen werden, daß der physiologisch normale Sexualakt keineswegs notwendigerweise eine entsprechende, d. h. liebende psychische Haltung involviert. Er kann, psychologisch gesehen, vorwiegend narzistisch oder sadistisch erlebt sein. Fragt man nach den charakterologisch wichtigen Reaktionsbildungen und Sublimierungen der genitalen Sexualität, so scheint uns als Reaktionsbildung in erster Linie die Willensbildung wichtig. Bei den Sublimierungen halten wir es aber für nötig, zwischen männlicher und weiblicher Sexualität zu unterscheiden. (Wobei nicht zu vergessen ist, daß in jedem Individuum männliche und weibliche Sexualstrebungen vorhanden sind. Vgl. Freuds Bemerkungen in den Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Leipzig 1923, S. 16f. Anmerkung.) Von ihren Sublimierungen ist noch sehr wenig bekannt. Vielleicht darf man vermuten, daß die Sublimierung der männlichen Sexualität vorwiegend in der Richtung des geistigen

---

gleichen Menschen, die zu den von Ferenczi beschriebenen „Sonntagsneurosen" neigen, das heißt keine Unterbrechung ihrer Arbeit vertragen. Wie jede neurotisch übertriebene Tendenz ihr Ziel leicht verfehlt, so geschieht es auch oftmals dieser. Die Patienten sparen oft Zeit im kleinen und verlieren sie im großen" (Abraham, S. 23).

[1]) Es erhebt sich hier das zentrale, von der Psychoanalyse bisher wenig erörterte Problem der Psychologie der Liebe.

Eindringens, Zeugens, Ordnens, die der weiblichen Sexualität in der Richtung des Aufnehmens, Bergens, Produzierens und in der Richtung der bedingungslosen mütterlichen Liebe liegt[1]).

Die hier skizzenhaft wiedergegebene psychoanalytische Theorie der Entwicklung der Sexualität und der Objektbeziehungen ist ein noch rohes und in vieler Beziehung hypothetisches Schema, an dem die analytische Forschung noch manche wichtige Punkte zu ändern und in das sie sehr viele neue einzutragen haben wird. Sie ist aber ein Ausgangspunkt, der das Verständnis der triebhaften Hintergründe der Charakterzüge ermöglicht und den Zugang zu einer Erklärung der Entwicklung des Charakters eröffnet.

Diese Entwicklung bedingen zwei Faktoren, die in verschiedener Richtung wirksam sind. Einmal ist es die körperliche Reifung des Individuums: vor allem das Wachstum der genitalen Sexualität und die physiologisch relativ geringer werdende Rolle der oralen und analen Zone, aber auch die Reifung der Gesamtpersönlichkeit und die damit verknüpfte geringere Hilflosigkeit, die eine objektfreundliche, liebende Haltung ermöglichen. Der zweite, die Entwicklung vorwärtstreibende Faktor wirkt von außen auf das Individuum ein; es sind die gesellschaftlichen, zunächst und am eindrucksvollsten durch die Erziehung vermittelten Regeln, die die Verdrängung der prägenitalen Sexualstrebungen bis zu einem hohen Grade verlangen und so gleichsam der genitalen Sexualität den Vormarsch erleichtern.

Dieser Vormarsch gelingt aber häufig nur unvollkommen, und die prägenitalen Positionen bleiben oft in direkter oder sublimierter Form überdurchschnittlich stark bestehen. Für ein überdurchschnittlich starkes Erhaltenbleiben prägenitaler Strebungen gibt es grundsätzlich zwei Ursachen: entweder eine Fixierung, d. h. durch besonders starke Befriedigungs- oder Versagungserlebnisse in der Kindheit blieben die prägenitalen Wünsche gegen die Entwicklung resistent und erhielten sich in besonderer Stärke; oder eine Regression, d. h. nachdem die normale Entwicklung beendet ist, führt eine besonders starke innere oder äußere Versagung zu einer Abwendung von der Liebe, einem Rückzug von der Genitalität zu jenen älteren prägenitalen Organisationsstufen der Libido. In der Wirklichkeit wirken gewöhnlich Fixierung und Regression zusammen, d. h. eine gewisse Fixierung stellt eine Disposition dar, die im Falle einer Ver-

[1]) Die hier angerührten Probleme führen zu Fragen, die innerhalb der Psychoanalyse teils noch unerörtert, teils umstritten sind und deren nähere Diskussion wir uns an dieser Stelle versagen müssen. Vgl. Reich, Der genitale und der neurotische Charakter. Int. Ztschr. f. Psychoanalyse, 1929.

sagung relativ leicht eine Regression auf die fixierte Triebstufe zur Folge hat.

Die psychoanalytische Charakterologie kann nicht nur durch den Nachweis der libidinösen Grundlagen der Charakterzüge deren dynamische Funktion als Produktivkraft in der Gesellschaft verstehen lassen, sie bildet andererseits auch den Ansatzpunkt für eine Sozialpsychologie, die aufzeigt, daß die für eine Gesellschaft typischen, durchschnittlichen Charakterzüge ihrerseits durch die Eigenart dieser Gesellschaft bedingt sind. Diese soziale Beeinflussung der Charakterentwicklung geht zunächst und vor allem durch das Hauptmedium, durch das sich die psychische Formung des einzelnen im Sinne der Gesellschaft vollzieht, vor sich: durch die Familie. In welcher Weise und mit welcher Stärke bei einem Kind gewisse prägenitale Strebungen unterdrückt oder verstärkt werden, in welcher Weise es zu Sublimierungen oder Reaktionsbildungen angeregt wird, hängt wesentlich von der Erziehung ab, die ihrerseits der Ausdruck der psychischen Struktur der Gesellschaft ist. Aber über die Kindheit hinaus wirkt die Gesellschaft auf die Ausbildung des Charakters ein. Für diejenigen Charakterzüge, die innerhalb einer bestimmten Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur bzw. innerhalb einer bestimmten Klasse am brauchbarsten sind, die ein Individuum am meisten innerhalb dieser Gesellschaft fördern, besteht etwas, was wir als „soziale Prämie" bezeichnen möchten und was bewirkt, daß sich der Charakter der „normalen", d. h. in dieser Gesellschaft als „gesund" geltenden Menschen im Sinne der Struktur dieser Gesellschaft anpaßt[1]). Der Charakter entwickelt sich also im Sinne der Anpassung der libidinösen Struktur — zunächst durch das Medium der Familie, dann unmittelbar im gesellschaftlichen Leben — an die jeweilige gesellschaftliche Struktur. Eine ganz besondere Rolle spielt hierbei die Sexualmoral einer Gesellschaft. Es wurde gezeigt, daß die prägenitalen Strebungen zum entscheidenden Teil in der genitalen Sexualität aufgehen. In dem Maße, in dem innerhalb einer Gesellschaft die herrschende Sexualmoral die genitale Sexualbefriedigung hemmt, muß eine Verstärkung der prägenitalen Strebungen bzw. der aus ihnen formierten Charakter-

---

[1]) Die Unterscheidung zwischen „normalen" und „neurotischen" Charakterzügen ist selbst weitgehend von gesellschaftlichen Faktoren bedingt und läßt sich eigentlich immer nur mit Bezug auf eine ganz bestimmte Gesellschaft treffen, wo eine dieser Gesellschaft nicht angepaßte Charakterstruktur eben krankhaft ist. Der Charakter eines kapitalistischen Kaufmanns des 19. Jahrhunderts wäre jedenfalls einer feudalen Gesellschaft recht „krank" erschienen und umgekehrt.

züge eintreten. Durch die Verschärfung des Verbots genitaler Befriedigung wird das Zurückströmen der Libido zu den prägenitalen Positionen und damit das verstärkte Auftreten oraler und analer Charakterzüge im gesellschaftlichen Leben erreicht.

Da die Charakterzüge in der libidinösen Struktur verankert sind, zeigen sie auch eine relative Stabilität. Sie bilden sich zwar im Sinne der Anpassung an die gegebenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse aus, aber sie verschwinden nicht ebenso rasch, wie sich diese Verhältnisse ändern. Die libidinöse Struktur, aus der sie erwachsen, hat eine gewisse Trägheit und Schwerkraft, und es bedarf erst wieder eines lang dauernden neuen Anpassungsprozesses an neue ökonomische Bedingungen, bis eine entsprechende Veränderung der libidinösen Struktur und der aus ihr erwachsenden Charakterzüge erfolgt. Hierin liegt ein Grund, warum der ideologische Überbau, der auf den für eine Gesellschaft typischen Charakterzügen basiert, sich langsamer verändert als der ökonomische Unterbau.

Die Anwendung der psychoanalytischen Charakterologie auf soziologische Probleme soll hier an einem konkreten Beispiel versucht werden. Jedoch handelt es sich dabei vor allem um einen Hinweis auf den zu beschreitenden Weg, nicht aber um die endgültige Beantwortung des als Beispiel gewählten Themas.

Hierfür scheint das Problem des „Geistes" des Kapitalismus, der seelischen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft, aus zwei Gründen besonders geeignet zu sein: einmal weil der Teil der psychoanalytischen Charakterologie, der am meisten zum Verständnis des bürgerlichen Geistes heranzuziehen sein wird, die Theorie von den analen Charakterzügen, der relativ ausführlichste und gesichertste ist; zum andern weil über dieses Problem eine relativ große soziologische Literatur und Kontroverse besteht, die die Heranbringung eines neuen Gesichtspunktes, eben des psychoanalytischen, besonders empfiehlt.

Unter „Geist" des Kapitalismus bzw. der bürgerlichen Gesellschaft verstehen wir die Summe der für die Menschen dieser Gesellschaft typischen Charakterzüge, wobei das entscheidende Gewicht auf den durch diese Charakterzüge repräsentierten libidinösen Strebungen, d. h. also auf der dynamischen Funktion des Charakters liegt. Charakter wird hier von uns allerdings in einem sehr weiten Sinn gebraucht, und die Definition, wie sie Sombart[1]) vom „Geist" einer Wirtschaft gibt, würde im großen und ganzen auch von uns

[1]) Der Bourgeois, München u. Leipzig 1913, S. 2.

verwandt werden können. Er nennt den „Geist“ einer Wirtschaft „die Gesamtheit seelischer Eigenschaften, die beim Wirtschaften in Betracht kommen. Alle Äußerungen des Intellekts, alle Charakterzüge, die bei wirtschaftlichen Strebungen zutage treten, ebenso aber auch alle Zielsetzungen, alle Werturteile, alle Grundsätze, von denen das Verhalten des wirtschaftenden Menschen bestimmt und geregelt wird“. Insoweit es sich aber nicht nur um den Geist der Wirtschaft im engeren Sinn, sondern um den „Geist“ der Gesellschaft, bzw. einer Klasse handelt, werden wir nicht nur die Züge untersuchen, die „beim Wirtschaften“ in Frage kommen, sondern nach den typischen seelischen Eigenschaften des Individuums dieser Klasse oder Gesellschaft fragen, das ja dasselbe ist, ob es wirtschaftet oder nicht. Auch unterscheiden wir uns von Sombarts Begriff des „Geistes“ dadurch, daß es uns nicht auf die „Grundsätze, Werturteile“ usw. als solche ankommt, sondern auf die Charakterzüge, deren rationalisierter Ausdruck sie sind.

Ganz ausscheiden wollen wir den Zusammenhang des bürgerlichen Geistes mit dem Protestantismus und den protestantischen Sekten. Dieses Problem ist so komplex, daß schon seine flüchtige Erörterung hier viel zu weit führen würde. Ebensowenig kann die Frage nach den ökonomischen Ursachen der kapitalistischen Gesellschaft hier berührt werden. Einerseits würde dies ebenfalls den Rahmen dieser illustrierenden Ausführungen sprengen, andererseits ist die vorübergehende Vernachlässigung methodisch zulässig, wenn man nur die Eigenart des „Charakters“ einer Gesellschaft beschreiben und untersuchen will, wie der Charakter als Ausdruck einer bestimmten „libidinösen Struktur“ der Gesellschaft selbst als Produktivkraft an deren Entwicklung Anteil hat. Eine ausgeführte sozialpsychologische Untersuchung müßte von der Darstellung der ökonomischen Tatsachen ausgehen und zunächst aufzeigen, wie sich die libidinöse Struktur gerade diesen Tatsachen anpaßt. Endlich dürfen wir uns auch nicht mit der sehr komplizierten und umstrittenen historischen Frage beschäftigen, von wann an man eigentlich von einem Kapitalismus und kapitalistisch-bürgerlichem Geist sprechen kann. Es soll vielmehr davon ausgegangen werden, daß es einen solchen Geist, der gewisse einheitliche Züge trägt, gibt, gleichgültig, ob wir ihn, wie Sombart meint, am frühesten schon um die Wende des 14. Jahrhunderts in Florenz treffen, oder im England des 17. Jahrhunderts, ob bei Defoe, Benjamin Franklin, Carnegie

oder einem durchschnittlichen deutschen Kaufmann des 19. Jahrhunderts[1]).

Die Eigenart des kapitalistisch-bürgerlichen Geistes läßt sich zunächst am leichtesten negativ beschreiben, durch das, was er im Vergleich mit dem vorkapitalistischen Geist, etwa dem des Mittelalters, nicht hat: Lebensglück und Lebensgenuß ist für die bürgerliche Psyche nicht mehr selbstverständlich bejahter Zweck, dem das Handeln und speziell das wirtschaftliche dient. Es ist dabei zunächst gleichgültig, ob es sich um den weltlichen Lebensgenuß, den die seigneurale Lebensführung der feudalen Klasse gewährt, handelt oder um die „Seligkeit", die die Kirche der Masse versprach, oder auch um den relativen Genuß, den die Masse durch prunkvolle Feste, herrliche Gebäude und Bilder und viele Feiertage erhielt. Immer ist Anspruch auf Glück, Seligkeit, Genuß oder wie man es sonst bezeichnet, das selbstverständliche Recht des Menschen und der selbstverständliche Zweck wirtschaftlichen wie außerwirtschaftlichen Verhaltens.

Der bürgerliche Geist bringt hierin eine entscheidende und gar nicht zu übersehende Änderung: das Glück hört auf, selbstverständlicher Zweck des Lebens zu sein, und etwas anderes nimmt die oberste Stelle der Werte ein: die Pflicht. Kraus stellt diesen Punkt als einen der wichtigsten Unterschiede zwischen der scholastischen und calvinistischen Einstellung heraus. „Was Calvins Arbeitsethos vom scholastischen streng unterscheidet, ist die Ausschaltung der Zwecksetzung und die Betonung eines formalen Berufsgehorsams, dem das Material, an dem es sich betätigt, völlig indifferent ist, der mit eherner Disziplin nur eines befiehlt: aus Gesinnungsgehorsam zu handeln" (S. 245). Bei aller sonstigen Polemik gegen Max Weber erklärt Kraus: „Hier hat Weber gewiß recht, wenn er sagt, ‚daß die Schätzung der Pflichterfüllung innerhalb der weltlichen Berufe als des höchsten Inhalts, den die sittliche Selbstbetätigung überhaupt annehmen kann' (Weber, Ges. Aufsätze über Religionssoziologie, S. 63f.), der alten Kirche wie dem Mittelalter unbekannt waren." Die Einschätzung der Pflicht (an Stelle von Glück oder Seligkeit) als obersten Wertes zieht sich vom Calvinismus durch das ganze bürgerliche Denken, ob nun theologisch oder wie immer rationalisiert.

[1]) Vgl. insbesondere: Sombart, Der Bourgeois, München 1913; Max Weber, Ges. Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. 1. Tübingen 1920; Tawney, Religion and the Rise of Capitalism, London 1927; Brentano, Die Anfänge des modernen Kapitalismus, München 1916; Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirche. Ges. Schr. Bd. I, Tübingen 1919; Kraus, Scholastik, Puritanismus und Kapitalismus, München und Leipzig 1930. (Vgl. bei diesem auch die ausführlichen Literaturangaben.)

Mit dem in den Mittelpunkt Treten des Pflichtbegriffs geht eine andere Veränderung einher: man wirtschaftet nicht mehr um des (standesgemäßen) Lebensunterhalts willen, sondern Besitzen und Sparen werden, unabhängig von dem Genuß des Erworbenen, zu ethischen Forderungen bzw. zu an sich lustvollem Verhalten. In der einschlägigen Literatur ist hierüber soviel Material beigebracht worden, daß wir uns hier mit ganz wenigen beispielhaften Andeutungen begnügen können.

Sombart zitiert als besonders eindrucksvoll für diese neue Bewertung des Sparens einige Stellen aus Albertis Familienbüchern:

„Wie vor jedem Todfeind hüte man sich vor überflüssigen Ausgaben." „Jede Ausgabe, die nicht unbedingt nötig ist (molto necessario), kann nur aus Verrücktheit gemacht werden (da pozzia)." „Ein so schlechtes Ding die Verschwendung ist, so gut, nützlich und lobenswert ist die Sparsamkeit." „Die Sparsamkeit schadet niemand, sie nützt der Familie." „Heilig ist die Sparsamkeit." „Weißt du, welche Leute mir am besten gefallen? Diejenigen, die für das Nötigste ihr Geld ausgeben und nicht mehr; den Überfluß heben sie auf; diese nenne ich sparsam, gute Wirte (massai)." (L. B. Alberti, I libri della famiglia editi da Givolamo Mangini, Firenze 1908, zit. bei Sombart, a. a. O. S. 140.)

Alberti predigte aber auch die Ökonomie der Kräfte:

„Die echte Maserizia soll sich auf das Haushalten mit drei Dingen, die unser sind, erstrecken: 1. unsere Seele, 2. unseren Körper, 3. — vor allem — unsere Zeit!" „Um von dem so kostbaren Gute, der Zeit, nichts zu verlieren, stelle ich mir diese Regel auf: nie bin ich müßig, ich fliehe den Schlaf und lege mich erst nieder, wenn ich vor Ermattung umsinke . . . Ich verfahre also so: ich fliehe den Schlaf und die Muße, indem ich mir etwas vornehme. Um alles in guter Ordnung zu vollbringen, was vollbracht werden muß, mache ich mir morgens, wenn ich aufstehe, einen Zeitplan: was werde ich heute zu tun haben? Viele Dinge: ich werde sie aufzählen, denke ich, und jeder weise ich dann ihre Zeit zu: dieses tue ich heute, das nachmittags, das heute abend; und auf diese Weise vollbringe ich meine Geschäfte in guter Ordnung fast ohne Mühe . . . Abends überdenke ich mir alles, ehe ich mich zur Ruhe lege, was ich getan habe . . . Lieber will ich den Schlaf verlieren als die Zeit." (Zit. bei Sombart, a. a. O. S. 142/43).

Denselben Geist atmet die puritanische Ethik (vgl. Kraus a. a. O. S. 259), denselben Geist die Lebensregeln Benjamin Franklins sowohl wie des Bürgers des 19. Jahrhunderts.

Eng verwandt mit dieser Einstellung zum Eigentum ist ein weiterer für den bürgerlichen „Geist" charakteristischer Zug: die Bedeutung der Privatsphäre. Ganz unabhängig vom Inhalt, der materieller wie seelischer Art sein kann, ist die Privatsphäre etwas Heiliges, ein Eingriff in sie ist eines der elementaren Verbrechen. (Die starken Affekte gegen den Sozialismus, deren Ursprung auch bei vielen Besitzlosen sonst nicht verständlich wäre, kommen zum Teil daher, daß er eine Bedrohung der Privatsphäre bedeutet.)

Welches sind die für den „Geist" des bürgerlichen Kapitalismus charakteristischen Objektbeziehungen?

Am auffälligsten ist die Einschränkung des sexuellen Genusses, den die bürgerliche Sexualmoral vornimmt. Gewiß ist auch die katholische Moral nicht genußbejahend, aber es ist gar kein Zweifel, daß die Lebenspraxis der bürgerlich-protestantischen Welt in diesem Punkte eine ganz andere war als die vorbürgerliche. Eine Gesinnung, wie sie klassisch bei Franklin in seiner Tugendaufstellung zum Ausdruck kommt, ist eben nicht nur eine ethische Norm, sondern eine Widerspiegelung der bürgerlichen Praxis. Franklin sagt dort unter Punkt 12 über Keuschheit: „Fleischeslust genieße selten, außer um der Gesundheit oder der Nachkommen halber, nie bis zur Ermattung oder Schwächung, noch auch zum Schaden deines eigenen oder fremden Friedens und Rufes"[1]).

Der Entwertung des sexuellen Genusses als solchem entspricht die Verdinglichung aller menschlichen Beziehungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Die Beziehungen der Menschen werden wesentlich nicht mehr von der Liebe gestaltet, sondern von rationalen Erwägungen. Speziell die Liebesbeziehungen sind weitgehend wirtschaftlichen Gesichtspunkten untergeordnet. Zu der für die bürgerliche Epoche charakteristischen Verdinglichung kommt weiterhin die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Nebenmenschen, die für die Beziehung der Menschen der bürgerlichen Welt charakteristisch ist. Nicht daß man in der vorbürgerlichen Epoche nicht oder auch nur weniger grausam gewesen wäre, aber die bürgerliche Indifferenz hat eine bestimmte, für sie spezifische Nuance: das Fehlen der Verantwortung eines jeden für das Los aller[2]), einer verpflichtenden, dem Mitmenschen als solchem geltenden, nicht an Bedingungen geknüpften liebenden Einstellung.

Einen klassischen Ausdruck findet diese Gleichgültigkeit in der Definition, die Defoe von den Armen gibt[3]). „Unter Armen verstehe ich eine Menge jammernder, unbeschäftigter und unversorgter Leute, welche für die Nation eine belastende Unannehmlichkeit sind

---

[1]) Dr. Benjamin Franklins Leben, aus dem Englischen übersetzt, Weimar 1818, I. Teil, S. 113f..

[2]) Unter den Tugenden, die Franklin für die wichtigsten hält (Mäßigkeit, Schweigsamkeit, Ordnung, Entschlossenheit, Sparsamkeit, Betriebsamkeit, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Reinlichkeit, Ruhe, Keuschheit und die später noch hinzugefügte (!) Demut) kommt die Caritas, Liebe oder Güte charakteristischerweise überhaupt nicht vor.

[3]) Defoe, Giving Alms no Charity, London 1704, S. 426; zit. bei Kraus a. a. O. S. 283.

und eigener Gesetze bedürfen." Daß die Praxis des Kapitalismus, besonders im 18. und 19. Jahrhundert, dieser Gesinnung entsprach, ist bekannt. Aber auch im Urteil über den Tabaktrust in den Vereinigten Staaten aus dem Jahre 1911 wird dieselbe Gesinnung festgestellt. „Im Felde der Konkurrenz wurde jedes menschliche Wesen ... unbarmherzig beiseite geschoben[1])." Die Lebensgeschichte der großen amerikanischen Wirtschaftsführer des 19. Jahrhunderts bietet eine einzige Illustration zu dieser Feststellung. Diese Mitleidslosigkeit erscheint im Bewußtsein des bürgerlichen Geistes keineswegs als etwas Unethisches. Im Gegenteil, sie ist verankert in bestimmten religiösen, bzw. ethischen Vorstellungen. An Stelle der für den im Schoß der Kirche Geborgenen garantierten Seligkeit wird das Glück in der bürgerlichen Anschauung die Belohnung getaner Pflicht, eine Auffassung, die durch die Konstruktion unterstützt wird, daß im Kapitalismus der „Tüchtige" unbeschränkte Erfolgsmöglichkeiten hat. Diese Mitleidslosigkeit des bürgerlichen „Charakters" stellt eine notwendige Anpassung an die ökonomische Struktur des Kapitalismus dar. Das Prinzip der freien Konkurrenz und der durch sie vor sich gehenden Auslese verlangt Individuen, die nicht durch Mitleid im wirtschaftlichen Handeln gehemmt werden, und läßt die am wenigsten „Mitleidigen" zu den Erfolgreichsten werden.

In unserer Aufzählung der spezifisch bürgerlichen Charakterzüge bedarf endlich noch einer der Erwähnung, auf dessen Wichtigkeit ausführlich von den verschiedensten Autoren hingewiesen worden ist: die Rationalität und Rechenhaftigkeit des bürgerlichen Geistes. Es scheint uns, daß diese spezifisch bürgerliche Rationalität, die ja nicht identisch ist mit einer hohen Stufe rationaler Aufhellung überhaupt, weitgehend mit dem zusammenfällt, was man, unter einer rein psychologischen Kategorie, als „Ordentlichkeit" bezeichnen könnte. Die Lebensgeschichte Franklins ist ein typisches Beispiel dieser spezifisch bürgerlichen „Ordentlichkeit" und Rationalität[2]).

---

[1]) Zitiert bei Sombart, a. a. O. S. 234.

[2]) Einen schönen Ausdruck findet diese „Ordentlichkeit" in dem Tagesplan, den sich Franklin selbst gemacht hat und den er in seinen Lebenserinnerungen beschreibt (a. a. O. S. 118ff.): „Da das Gebot der Ordnung erforderte, daß jeder Teil meines Geschäftes seine angewiesene Zeit habe, so enthielt eine Kolumne meines Büchleins folgenden Entwurf zum Gebrauch der vierundzwanzig Stunden eines natürlichen Tages.

Entwurf.

Früh. Fr. Was habe ich heute Gutes zu tun?	(5) (6) (7)	Aufstehen, waschen, an die mächtige Gottheit mich wenden; an mein Tagewerk gehen und meinen Vorsatz für heute zu fassen, die jetzigen Studien fortsetzen u. frühstücken.

Es kam uns darauf an, auf einige wichtige, für den bürgerlich-kapitalistischen Geist typische Charakterzüge hinzuweisen.

Als die Hauptcharakterzüge des bürgerlichen Geistes glaubten wir annehmen zu dürfen: einerseits die Einschränkung des Genusses als Selbstzwecks (speziell der Sexualität), den Rückzug von der Liebe und die Ersetzung dieser Positionen durch die lustvolle Rolle des Sparens, Sammelns und Besitzens als Selbstzweck, der Pflichterfüllung als obersten Wertes, der rationalen „Ordentlichkeit" und der mitleidslosen Beziehungslosigkeit zum Mitmenschen.

Vergleichen wir diese Charakterzüge mit den oben dargestellten typischen Zügen des analen Charakters, so fällt ohne weiteres auf, daß hier eine weitgehende Übereinstimmung vorzuliegen scheint. Wenn diese Übereinstimmung tatsächlich zutrifft, so wäre die Annahme gerechtfertigt, daß die für den Menschen der bürgerlichen Gesellschaft typische libidinöse Struktur durch eine Verstärkung der analen Libidiposition charakterisiert ist. Eine ausgeführte Untersuchung hätte also eine unter psychoanalytischen Kategorien zureichende Beschreibung der bürgerlich-kapitalistischen Charakterzüge zu geben, dann aufzuzeigen, wie und inwiefern sich diese Charakterzüge im Sinne der Anpassung an die Erfordernisse der kapitalistischen Wirtschaftsstruktur entwickelt haben und inwiefern andererseits die den Charakter formierende Analerotik selbst zu

---

	(8) (9) (10) (11)	Arbeiten
Mittag.	(12) (1)	Lesen oder meine Rechnungen durchsehen und essen.
Nachmittag.	(2) (3) (4) (5)	Arbeiten
Abend. Fr. Was habe ich Gutes getan?	(6) (7) (8) (9)	Sachen an Ort gelegt. Abendessen, Musik, Zerstreuung, Gespräch, Prüfung des Tages.
Nacht.	(10) (11) (12) (1) (2) (3) (4)	Schlaf

Auch die Tabelle, in die Franklin seine 13 Tugenden eingetragen hatte und täglich bei der Tugend, gegen die er verstoßen hatte, ein Kreuz machte, ist ein typischer Ausdruck derselben „Ordentlichkeit", wie wir sie oben, plastisch von Abraham beschrieben, anführten.

einer die kapitalistische Wirtschaft vorwärtstreibenden Produktivkraft wird[1]).

Obwohl wir uns ausdrücklich nicht um die Frage gekümmert haben, von wann an man von einem Kapitalismus und einem bürgerlich-kapitalistischen „Geist" sprechen kann, so läßt sich, sollen nicht schwere Mißverständnisse entstehen, ein Hinweis auf die hochkapitalistische Entwicklung nicht vermeiden. Es ist deutlich, daß die für den Bürger des 16.—19. Jahrhunderts typischen Charakterzüge in demselben Maße schwinden, als auch der klassische Typ des selbständigen Unternehmers, der gleichzeitig Eigentümer und Leiter des Unternehmens, immer mehr zurücktritt. Die Charakterzüge, die den Kaufmann ehemals förderten, sind teilweise für den Großunternehmer des Hochkapitalismus eher hinderlich als fördernd. Eine Beschreibung und Erklärung der Psyche des Großunternehmers in der hochkapitalistischen Epoche wäre eine andere Aufgabe, die mit den Mitteln der psychoanalytischen Sozialpsychologie vorzunehmen wäre.

In einer Schicht haben sich jedoch die bürgerlichen Charakterzüge auch noch im Hochkapitalismus erhalten: im Kleinbürgertum, das zwar in kapitalistisch so fortgeschrittenen Ländern wie etwa Deutschland wirtschaftlich und politisch ohnmächtig ist, aber noch in den alten Formen der kapitalistischen Epoche des 18. und 19. Jahrhunderts wirtschaftet. Im heutigen Kleinbürgertum sind dieselben für den analen Charakter typischen Züge anzutreffen, wie sie für den alten bürgerlich-kapitalistischen Geist angenommen wurden[2]).

---

[1]) Wichtige einschlägige Probleme, die einer ausführlichen Untersuchung bedürften, seien hier wenigstens erwähnt: das des Zurücktretens der Beziehung zur gütigen, ihre Kinder bedingungslos liebenden Mutter, die im mittelalterlichen Katholizismus eine dominierende Rolle spielt (vgl. meine Ausführungen über die Mutterbedeutung der Kirche, Marias und Gottes in „Entwicklung des Christusdogmas", Wien 1930), zugunsten der (typischerweise ambivalenten) Beziehung zum Vater, der selber mit dem Sohn rivalisiert und seine Liebe von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängig macht; ferner das Problem der männlichen Gebärwünsche, wie sie hinter der spezifisch kapitalistischen Produktivität als Antrieb vorhanden sein mögen.

[2]) Auch die Analyse des heutigen Kleinbürgertums ist eine wichtige Aufgabe. Besonders sei auf die Eigenart der spezifisch kleinbürgerlich-revolutionären Einstellung hingewiesen: die für die anale Haltung überhaupt charakteristische Mischung von Verehrung der väterlichen Autorität, der Sehnsucht nach Disziplin, in merkwürdiger Einheit mit Rebellion. Die Rebellion geht nie gegen die Autorität des Vaters als solche; diese bleibt in ihren Fundamenten bei aller Trotzeinstellung unangetastet. Dazu kann die ambivalente Einstellung durch Spaltung der Objekte befriedigt werden: die Autoritätsimpulse werden am starken Führer ausgelassen, die Rebellion an besonderen anderen Vaterfiguren, Der Unterschied klein- und großbürgerlicher Haltung läßt sich neben vielen sonstigen Beispielen

Das Proletariat weist ebenfalls nicht annähernd in demselben Maße die analen Charakterzüge auf wie das Kleinbürgertum[1]). Da es eine Stellung im Produktionsprozeß hat, die diese Charakterzüge überflüssig macht, ist die Frage nach der Ursache dieser Andersartigkeit leicht zu beantworten[2]). Viel schwieriger ist die Frage, warum so viele Proletarier, ebenso wie viele Kleinbürger, die gar kein Kapital mehr zu verwalten, die gar nichts mehr zu sparen haben, dennoch mehr oder weniger bürgerlich-anale Züge bzw. entsprechende Ideologien haben. Der entscheidende Grund hierfür scheint uns darin zu liegen, daß die libidinöse Struktur, auf der diese Charakterzüge beruhen, durch die Familie, aber auch durch andere kulturelle Einflüsse im alten Sinn beeinflußt wird, daß sie ein gewisses Eigengewicht hat und sich langsamer ändert als die ökonomischen Tatsachen, denen sie einst angepaßt war.

Die Bedeutung einer im Sinne der hier angedeuteten Illustration vorgehenden Sozialpsychologie für die Soziologie liegt vor allem darin, daß sie ermöglicht, die im Charakter zum Ausdruck kommenden libidinösen Kräfte in ihrer Rolle als die gesellschaftliche Entwicklung im Sinne der Entfaltung der Produktivkräfte vorwärtstreibenden bzw. sie hemmenden Faktor zu verstehen. Hiermit wird es erst möglich, dem Begriff des „Geistes“ einer Epoche einen konkreten, wissenschaftlich kor-

sinnfällig darin illustrieren, daß die im kleinbürgerlichen (Bier-)Kabaret beliebte und herrschende Zote die anale ist, während die für das großbürgerliche (Wein-, bzw. Sekt-)Kabaret ebenso typische Zote die genitale ist.

[1]) Inwieweit man bei ihm wie bei den objektiv fortgeschrittensten Teilen der Bourgeoisie von einem Anwachsen der genitalen Charakterzüge sprechen kann, ist ein wichtiges, aber deshalb so schwieriges Problem, weil der „genitale Charakter“ auch personalpsychologisch-klinisch noch so wenig untersucht ist.

[2]) Wie wichtig die Analyse der spezifischen Charakterzüge des Proletariats für das Verständnis des Sozialismus, für die Ursachen seines Erfolges wie der Widerstände gegen seine Verwirklichung im Proletariat sind, braucht nicht besonders betont zu werden. Es sei hier nur auf den Gegensatz hingewiesen zwischen der Einstellung des Marxismus, der die menschliche Würde und Freiheit erst jenseits der wirtschaftenden Tätigkeit sieht, der für jeden Menschen bedingungsloses Recht auf Glück und Befriedigung fordert, der den verdinglichten Charakter menschlicher Beziehungen im Kapitalismus kritisiert, und den analen Zügen des bürgerlichen Geistes, der diesen Marxismus im Sinne der Forderung einer Gleichheit der den einzelnen zugeteilten Portionen typisch mißversteht. Mit dieser Frage hängt eng eine andere zusammen, die hier nur angedeutet werden soll: das Zurücktreten der väterlichen Autorität im Psychischen und das Hervortreten der der Mutter zugewandten Züge. (Die Erde wird zur allen ihren Kindern reichlich spendenden Mutter.) Hierher gehört die Befreiung der Frau ebenso wie zum kleinbürgerlichen Faschismus die Betonung des männlich-väterlichen Autoritätsstandpunktes und die Unterwerfung der Frau. Auch der Zusammenhang des Nationalismus mit der patriarchalisch-kleinbürgerlichen Struktur gehört in diesen Problemkreis.

rekten Sinn zu geben. Wenn der Begriff des „Geistes" der Gesellschaft in dieser Weise verstanden wird, werden sich auch eine Reihe von Kontroversen in der soziologischen Literatur als hinfällig erweisen, weil sie daraus entspringen, daß der „Geist" als Ideologie aufgefaßt wird und nicht als libidinös bedingter Charakterzug, der sich in sehr verschiedenen und auch sich widersprechenden Ideologien ausdrücken kann. Die Anwendung der Psychoanalyse wird aber nicht nur dem Soziologen brauchbare Gesichtspunkte zur Untersuchung dieser Fragen in die Hand geben, sie wird ihn auch verhindern, kritiklos falsche psychologische Kategorien zu verwenden[1]).

---

[1]) Ein charakteristisches Beispiel hierfür sind die falschen und oberflächlichen psychologischen Kategorien, mit denen Sombart arbeitet. So etwa, wenn er vom vorkapitalistischen Menschen sagt: „Das ist der natürliche Mensch. Der Mensch wie ihn Gott geschaffen hat . . . Seine Wirtschaftsgesinnung aufzufinden ist deshalb auch nicht schwer: sie ergibt sich wie von selbst aus der menschlichen Natur" (a. a. O. S. 11). Oder wenn er die Psyche des Unternehmers des Hochkapitalismus damit erklärt, daß dieser im Grunde — ein Kind sei. Er sagt: „In der Tat scheint mir die Seelenstruktur des modernen Unternehmers, wie des von seinem Geiste immer mehr angesteckten modernen Menschen überhaupt, am ehesten uns verständlich zu werden, wenn man sich in die Vorstellungs- und Wertewelt des Kindes versetzt und sich zum Bewußtsein bringt, daß in unseren überlebensgroß erscheinenden Unternehmern und allen echt modernen Menschen die Triebkräfte ihres Handelns dieselben sind wie beim Kind. Die letzten Wertungen dieser Menschen bedeuten eine ungeheure Reduktion aller seelischen Prozesse auf ihre allereinfachsten Elemente, stellen sich also als eine vollständige Simplifizierung der seelischen Vorgänge dar, sind also eine Art von Rückfall in die einfachen Zustände der Kinderseele. Ich will diese Ansicht begründen. Das Kind hat vier elementare Wertkomplexe, vier „Ideale" beherrschen sein Leben:
1. das sinnlich Große . . .
2. die rasche Bewegung . . .
3. das Neue . . .
4. das Machtgefühl . . .
Diese — und wenn wir genau nachprüfen nur diese — Ideale des Kindes stecken nun aber in allen spezifisch modernen Wertvorstellungen" (S. 221f.).

Zur Soziologie des amerikanischen Parteiensystems.

Von

Julian Gumperz (Berlin).

I.

Die Vereinigten Staaten von Amerika galten dem europäischen Liberalismus von jeher als das Mutterland der Demokratie. Die konstitutionellen Formen, welche die junge Republik jenseits des Atlantischen Ozeans in ihrer Verfassung ausgearbeitet hatte, wurden zum Vorbild für zahlreiche politische Bewegungen auf dem alten Kontinent. Von den europäischen Parteien des Fortschrittes als Muster einer vernunftgemäßen Verfassung gepriesen, erfuhren sie von den Mächten der Reaktion schon darum Zurückweisung, weil sie von jenen unterstützt waren. Beide Gruppen übersahen aber die Tatsache, daß die demokratische Konstitution in den Vereinigten Staaten nicht das war, was sie ihnen von ihrem europäischen Gesichtsfeld aus zu sein schien, nämlich ein Synonym für die Herrschaft des Volkes.

Dieser europäische Irrtum betraf nicht nur die Verfassung der amerikanischen Demokratie, sondern auch die Instrumente, welche die Verfassung in die lebendige Wirklichkeit übersetzen sollten: die Parteien, welche die amerikanische Szene von der Geburtsstunde der Verfassung an unter wechselnden politischen und organisatorischen Formen beherrscht haben. Es wiederholt sich hier ein typischer Fall von Interpretation fremden geschichtlichen Lebens: eine fremde Wirklichkeit wird unbewußt auf die Recheneinheiten der eigenen Vorstellungswelt bezogen.

Wenn die europäische Beurteilung der amerikanischen Verfassung und der Parteien, die auf ihrer Grundlage entstehen, immer wieder in die Feststellung mündet, daß es in Amerika keine Parteien im europäischen Sinne gebe, daß die amerikanischen Parteien Organisationen ohne eigentlichen politischen Inhalt darstellen, daß die Parteien nur Mechanismen sind, die Wahlstimmen registrieren, so kann man doch diese Auffassung nicht nur damit abtun, daß man

sie als einen typisch europäischen Irrtum bezeichnet, denn auch in den Vereinigten Staaten selbst wird von vielen wissenschaftlichen und populären Schriftstellern eine ähnliche Anschauung vertreten. Nachdem Bryce die amerikanischen Parteien mit leeren Flaschen verglichen hatte, deren Etikett sich nur durch die Aufschrift unterscheidet, ist dieser Vergleich im amerikanischen Schrifttum selbst wie auch in der öffentlichen Diskussion oft in zustimmendem Sinne wiederholt worden[1]).

Das Mißverständnis über Wesen und Funktion der politischen Parteien der Vereinigten Staaten wurzelt demgemäß nicht ausschließlich in dem Umstand, daß die Vereinigten Staaten unter europäischen Gesichtspunkten betrachtet werden, es scheint vielmehr, als habe der Irrtum in der Methode der Betrachtung selbst seine Quelle. Man geht von der Parteiideologie aus, wenn man die Partei selbst untersuchen will. Man vergißt, daß die Partei nicht ein selbständiger isolierter Organismus im Rahmen der Gesamtgesellschaft ist, sondern daß bestimmte Funktionen sie mit dem politischen Leben der Nation verknüpfen. Nur von diesen Funktionen aus und nicht von der Ideologie, welche die Partei zur Ausübung ihrer Funktionen in der Öffentlichkeit entwickelt, ist das Parteisystem in den Vereinigten Staaten zu begreifen.

Wenn es richtig ist, daß jede große politische Partei die Interessen einer bestimmten Klasse der Gesellschaft vertritt, so wird umgekehrt nicht jede größere Klasse der Gesellschaft ihre politische Vertretung in einer Partei finden[2]). Das hängt nicht nur von einer Reihe von ökonomischen und historischen Bedingungen ab, sondern auch in weitem Umfange von den konkreten politischen Formen, die von einer gegebenen Verfassung der Tätigkeit einer politischen Partei dargeboten werden. Darum wird die politische Vertretung bestimmter Klasseninteressen in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten sich verschiedene politische Formen suchen.

---

[1]) Vgl. hierzu Arthur M. Holcombe, The Political Parties of To-day, A Study in Republican and Democratic Politics, New York 1924, p. 1—13. Ebenso John W. Davis: Party Government in the United States, Princeton 1929, p. 31ff.

[2]) Der Absicht dieser Untersuchung liegt eine allgemein-theoretische Behandlung der Beziehungen zwischen einer gesellschaftlichen Klasse und ihrer politischen Vertretung fern. Daher blieb auch die unter diesem Gesichtspunkt abgefaßte Literatur unberücksichtigt.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß den folgenden Seiten eine bestimmte Auffassung von dem Zusammenhang zwischen Klasse und politischer Vertretung zugrunde liegt. Dieses theoretische Bild selbst hier zu entwickeln scheint um so unangebrachter, als sich ja die Theorie hier an einem konkreten Stoff zu bewähren hat und ihre kritische Abwehr nicht ins Abstrakt-Allgemeine abgelenkt werden sollte.

Geschichtlich gesehen, haben sich natürlich der Charakter der politischen Partei in den Vereinigten Staaten, ihre Klassenaufgaben und die Mittel, mit Hilfe derer sie diese zu erfüllen suchte, verändert. Die Demokraten vom Jahre 1932 haben mit der von Andrew Jackson vor ungefähr hundert Jahren gegründeten Farmerpartei dieses Namens, von der sie historisch ihre Abstammung ableiten, kaum mehr als den Namen gemein. Die Republikaner von heute, die sich auf die Traditionen der von Alexander Hamilton und James Madison geleiteten Partei der Federalists aus der amerikanischen Revolutionszeit berufen, würden von Hamilton oder Madison wohl kaum als Anhänger ihrer Auffassungen anerkannt werden. Aber trotz des veränderten politischen Gehalts der Parteien ist ihre Funktion im sozialen Gefüge der amerikanischen Gesellschaft im wesentlichen seit der Annahme der amerikanischen Verfassung vor ungefähr hundertfünfzig Jahren unverändert geblieben. Die erste Aufgabe, die wir daher hier zu lösen haben, besteht in der Analyse der Funktion, welche die amerikanische Partei im Gesamtzusammenhang des politischen Lebens zu erfüllen hat.

II.

Die Verfassung, die eine siegreiche Klasse oder Klassengruppe einer Gesellschaft im Kampf aufzwingt, schreibt dieser ein bestimmtes Gesetz politischen Wachstums vor, von dem sie sich nur in einem neuen revolutionären Kampf befreien kann. Durch sie entscheidet die siegreiche Klasse gleichzeitig, welche Rolle ihre eigene politische Interessenvertretung sowie die anderer Gruppen der Gesellschaft in der weiteren Auseinandersetzung der Klassen spielen werden.

Zwischen dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, der die Bande, welche die dreizehn Kolonien mit dem Mutterlande verknüpften, zerriß, und der Herstellung der staatlichen Einheit zwischen den Kolonien in Form der Verfassung, liegt eine Periode von mehr als einem Jahrzehnt, das von den heftigsten Klassenkämpfen innerhalb der einzelnen Kolonien erfüllt war. Während dieser Zeit gelang es konservativen Strömungen innerhalb der einzelnen Staaten, welche die Interessen der industriellen und merkantilen Klassen vertraten, einzelstaatliche Verfassungen durchzusetzen, die gegenüber der ursprünglichen primitiven Demokratie der Kolonien einen geeigneteren Schutz für ihre Interessen zu bieten schienen. So machten diese Gruppen hauptsächlich in den Neu-Englandstaaten des Nordens nach Durchsetzung geeigneter verfassungsrechtlicher Bestimmungen

den Versuch, den Farmern und kleinen Handwerkern die Zahlung der während des Unabhängigkeitskrieges aufgenommenen staatlichen Schulden aufzubürden. Dies wurde von den Farmern mit einer Reihe von Aufständen beantwortet, die 1786 in einem bewaffneten Kampf, der „Shays-Rebellion", kulminierten. Die Niederwerfung dieses Aufstandes durch die bewaffnete Macht überzeugte die bewußten Vertreter der herrschenden Klasse in den dreizehn Kolonien, daß die Zeit zur Konsolidierung der politischen Verhältnisse und zur Durchsetzung einer Verfassung gekommen sei, welche ihre Interessen zu stützen geeignet wäre[1]).

Diese Auffassung wird sogar von den hervorragendsten Politikern der Zeit ausgesprochen und anerkannt. James Madison, der neben Alexander Hamilton den bedeutendsten Anteil an der Abfassung und Durchsetzung der amerikanischen Konstitution hatte, schrieb in einem Brief aus dem Jahre 1821:

„Die Notwendigkeit solch einer Konstitution wurde verstärkt durch die groben und unrühmlichen Ungleichheiten, die in der inneren Administration der meisten Einzelstaaten sich gezeigt hatten. Auch war die kurz vorhergehende und alarmierende, von Shays in Massachusetts geführte Insurrektion von bedeutsamem Einfluß auf das öffentliche Bewußtsein"[2]).

So setzt also die von Madison, Hamilton und deren Freunden vorgeschlagene Verfassung des Bundes nur den Kampf fort, den die klassenbewußten Vertreter der industriellen und merkantilen Gruppen des Landes mit der physischen Niederwerfung der Farmer begonnen hatten. Aus der gesamten klassenmäßigen Situation der Zeit ergeben sich demgemäß die Absichten, welche die Väter der amerikanischen Konstitution mit ihr zu realisieren trachteten.

Sucht man so zu dem Kern der amerikanischen Verfassung zu gelangen, dann ist man nicht auf eine lange und umständliche verfassungsrechtliche Interpretation ihrer einzelnen Bestimmungen angewiesen, man ist vielmehr in der Lage, auf die Begründung zurückzugreifen, welche die Väter der Verfassung selbst gegeben haben. In den Berichten, die Madison über die Debatten der verfassunggebenden Versammlung hinterließ, sowie in der unter dem Namen „Federalist" bekannt gewordenen Sammlung von Aufsätzen, die Alexander Hamilton und James Madison in den Jahren 1787 und 1788 schrieben, sind die entscheidenden Gesichtspunkte, welche den Aufbau der amerikanischen Ver-

---

[1]) Vgl. Vernon Louis Parrington, Main Currents in American Thought. An Interpretation of American Literature from the Beginnings to 1920. Vol. I. The Colonial Mind, New York 1927, p. 277.

[2]) The Records of the Federal Convention of 1787, edited by Max Farrand, New Haven 1911, Vol. III, p. 449.

fassung motivieren, mit nicht zu überbietender Deutlichkeit ausgesprochen[1]).

Die wesentliche Funktion einer Regierung, führt Madison hierin aus, besteht darin, die Menschen in ihrer verschiedenen Befähigung zu beschützen, Besitz zu erwerben. „Aus diesem Schutz verschiedenartiger und ungleicher Befähigungen, Besitz zu erwerben, entspringt sofort das Eigentum in seinen verschiedenen Graden und Formen." Dieser Umstand ist, meint Madison, die Basis jedes politischen Lebens.

„Aus dem Einfluß dieser verschiedenen Eigentumsformen auf die Gefühle und Gesichtspunkte der betreffenden Eigentümer entsteht eine Spaltung der Gesellschaft in verschiedenartige Interessen und Parteien . . . Die allgemeinste und dauerhafteste Quelle für Gruppenbildungen ist also die verschiedenartige und ungleiche Verteilung des Besitzes. Diejenigen, die Eigentum haben, und diejenigen, die ohne Eigentum sind, haben immer verschiedenartige Interessen in der Gesellschaft vertreten . . . Ein Grundbesitzerinteresse, ein Industrielleninteresse, ein Händlerinteresse, ein Bankeninteresse sowie viele kleinere Interessen entstehen mit Notwendigkeit in zivilisierten Nationen und spalten sie in verschiedene Klassen, die von verschiedenen Gefühlen und Gesichtspunkten angetrieben werden. Diese verschiedenartigen und einander feindlichen Interessen zu regulieren, ist die Hauptaufgabe moderner Gesetzgebung. Und diese Aufgabe schließt den Geist der Parteien- und Gruppenbildung in den notwendigen und gewöhnlichen Handlungen der Regierung ein."

Und hier gibt es auch keinen Ausweg, die Ursachen der Parteienbildung in der modernen Gesellschaft können nicht beseitigt werden; denn „wir wissen" — schreibt Madison —, „daß wir uns weder auf moralische noch auf religiöse Motive als auf ein sicheres Mittel der Kontrolle verlassen können". Die ungleiche Verteilung des Eigentums ist unvermeidlich, und ebenso unvermeidlich werden aus ihr sich bekämpfende Gruppen im Staate entstehen. Die Regierungsgewalt wird und muß diesen unvermeidlichen Konflikt widerspiegeln,

[1]) „Sicherlich das überragendste Werk aus dieser Zeit ist der ‚Federalist', eine Sammlung von 85 Aufsätzen, welche in kurzen Abständen (ein bis zwei pro Woche) in verschiedenen New Yorker Zeitungen während der Jahre 1787 und 1788 erschien. Sie wurden geschrieben von Hamilton, Madison und Jay. Hamilton war der Initiator, er entwarf den Gesamtplan und lieferte den größten Teil der Beiträge. Unterstützt wurde er in wesentlichen Fragen, besonders in Details, von Madison, nur wenige der Aufsätze stammen von Jay. Im einzelnen ist die Autorschaft für manche Aufsätze noch strittig." Alex Bein, Die Staatsidee Alexander Hamiltons in ihrer Entstehung und Entwicklung, München und Berlin 1927, p. 124/5.

Von amerikanischen Forschern wird der Anteil Madisons bedeutender eingeschätzt. Dafür spricht auch der Umstand, daß die zehnte Nummer des Federalist, die den Kern der gesamten politischen Überlegungen enthält und auf die wir uns im wesentlichen in unserer Darstellung stützen, von Madison geschrieben ist. Als beste Ausgabe des „Federalist" gilt heute die von P. L. Ford, New York, 1898.

doch die entscheidende Gefahr wird dem neuen Staate nur daraus entstehen können, daß sich bestimmte Interessen zu einer dominierenden Majorität fusionieren, die — wie Madison voraussagt — in der Zukunft voraussichtlich das landlose Proletariat sein wird.

„In zukünftigen Zeiten wird eine große Mehrheit des Volkes nicht nur ohne Grundeigentum, sondern ohne jedes Eigentum überhaupt sein. Daher wird sie unter dem Einfluß dieser gemeinsamen Situation sich zusammenschließen. In diesem Fall werden das Eigentum und die öffentliche Freiheit in ihrer Hand nicht mehr sicher sein. Oder, was auch möglich ist, die Massen werden zu Instrumenten und Werkzeugen des Ehrgeizes werden. In diesem Fall droht eine gleichartige Gefahr auf der anderen Seite."

Die Aufgabe der Verfassung ist es, die Nation vor diesen Gefahren zu bewahren. „Das Allgemeinwohl zu sichern", erklärt er, „und die privaten Rechte gegen die Gefahr solcher Gruppenbildungen zu schützen, zu gleicher Zeit aber den Geist und die Form einer Regierung durch das Volk zu bewahren — das ist das große Ziel, dem wir unsere Untersuchungen zu widmen haben."

So waren sich Madison und mit ihm die ganze Gruppe, die sich unter seine und Hamiltons Führung begab, des Grundproblems vollkommen bewußt, das die amerikanische Verfassung zu lösen hatte, nämlich ob die dreizehn Kolonien weiter in einer losen Vereinigung bleiben sollten, die in ihrem demokratischen laissez-faire die Grundrechte des Privateigentums gefährdete, oder ob in einem fest organisierten Bundesstaat ein kraftvolles Bollwerk gegen die revolutionär-demokratischen Kräfte der Zeit errichtet werden solle. Hatten sich in den Einzelstaaten bereits Mehrheiten in den gesetzgebenden Versammlungen gebildet, die den demokratischen Willen des Volkes als das höchste und einzige Gesetz deklarierten, so mußte die neue Verfassung demgegenüber ihre eigenen Grundprinzipien dem möglichen Zugriff solcher Mehrheiten entziehen. Government by law and not by men — das war daher die Parole, in der die Föderalisten ihre Absichten verkündeten.

Sollte überhaupt eine von England unabhängige soziale und politische Entwicklung des Landes sichergestellt werden, so mußte der Schutz des Privateigentums als suprema lex verkündet und garantiert werden. Das war die Grundanschauung, von der die Schöpfer der amerikanischen Verfassung ausgingen. So wurde der von ihnen vertretene Föderalismus zu einem Mittel, die unabhängige Entwicklung des Kapitalismus in den Vereinigten Staaten durchzusetzen.

Von dieser Grundüberzeugung gingen die Föderalisten ebenso bei der Abfassung der Konstitution wie auch bei den ersten großen poli-

tischen Maßnahmen aus, die sie nach Erledigung des Verfassungskampfes durchführten. Der „Report on Manufactures" vom Dezember 1791, den Alexander Hamilton dem Kongreß der Vereinigten Staaten vorlegte, ist ein Dokument, das an staatsmännischer Einsicht und ökonomischem Weitblick nur von wenigen Äußerungen anderer politischer Führerpersönlichkeiten übertroffen wird. Mit klarem Bewußtsein zog es aus den Ergebnissen der industriellen Revolution in England die Lehren für Amerika. Es erkannte, welche ungeheuren Quellen neuen Reichtums in der Anwendung der englischen Prinzipien auf das neue Land sich erschließen würden. Es stellte die außerordentlichen Möglichkeiten fest, welche Fabrikorganisation, Verdrängung der Handarbeit durch die Maschine, fortschreitende Arbeitsteilung und Einbeziehung der gesamten Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder in den Arbeitsprozeß dem neuen Land bieten würden. Es betonte noch einmal die Notwendigkeit der Konsolidierung der nationalen Schuld, wie das Hamilton bereits in seinem Bericht über die öffentlichen Finanzen mit den Worten verkündet hatte:

„Eine nationale Schuld, falls nicht übergroß, wird für uns einen nationalen Segen bedeuten. Sie wird unseren Bund zusammenschmieden. Sie wird die Notwendigkeit schaffen, die Steuern in einem Ausmaße aufrechtzuerhalten, das, ohne drückend zu sein, für die Industrie einen Ansporn bedeutet ... Sonst bestünde die Gefahr einer zu großen Sparsamkeit und Nachlässigkeit, zu der uns unsere populären Maximen antreiben könnten. Wir arbeiten jetzt weniger als irgendeine zivilisierte Nation in Europa, und die Gewohnheit zu arbeiten ist ebenso wesentlich für die Gesundheit und Kraft des Volkes, wie sie ertragreich ist für die Wohlfahrt des Staates"[1]).

Diese von den Föderalisten verfochtene Grundanschauung stand nicht nur im schärfsten Kampf gegen die ursprünglichen demokratischen Kräfte, welche die amerikanische Revolution auf die historische Bühne geführt hatte, sondern sie wurde auch heftig von Gruppen befehdet, die selbst Teile der herrschenden Klasse darstellten. So lehnten die Anti-Föderalisten, die sich später unter Jeffersons Führung zur Partei der Republikaner[2]) zusammenschlossen, eine Entwicklung der amerikanischen Union nach englischem Vorbild ab. Jefferson schrieb:

---

[1]) Vgl. Parrington, Vol. I, p. 308ff. Ferner: The Works of Alexander Hamilton, edited by Henry Cabot Lodge, New York, 1885; besonders Vol. III: Finance, Trade, Foreign Relations.

[2]) Erst unter Andrew Jackson nahm die Partei Jeffersons den bis dahin verpönten Namen „Demokraten" an, den sie bis zum heutigen Tage beibehalten hat.

Vgl. hierzu auch die Schrift von Gilbert Chinard: Jefferson et les Idéologues (d'aprés sa correspondance inédite avec Destutt de Tracy, Cabanis, I. B. Say

„Allgemein gesprochen stellt die Proportion, die der Landmann in einem Staate zu den übrigen Teilen der Bevölkerung einnimmt, genau die Proportion der gesunden Teile zu den ungesunden dar . . . Solange wir noch Land zu bebauen haben, laßt uns nie den Tag herbeiwünschen, an dem unsere Bürger an einer Werkbank beschäftigt sind . . . Mögen unsere Werkstätten in Europa bleiben! Es ist besser, Vorräte und Rohmaterial zu den Arbeitern dort zu bringen, als umgekehrt die Arbeiter zu den Vorräten und Rohmaterialien hierher zu transportieren . . . Die Menschenmassen in den großen Städten tragen ebensoviel zur Unterstützung einer reinen Regierung bei, wie Schwären zur Kraft des menschlichen Körpers“[1]).

Indem Jefferson und seine Freunde sich einer selbständigen kapitalistischen Entwicklung in den Vereinigten Staaten entgegenstellten, vertraten sie damit die Entwicklung Amerikas als einer agraren Basis für den europäischen Kapitalismus. Ihre Schwäche bestand nicht nur darin, daß sie sich einer bereits eingetretenen industriellen Entwicklung in den Kolonien entgegenstemmten; sie lag zum mindesten ebensosehr in dem Umstande, daß sie den Widerspruch zwischen der unabhängigen und selbständigen Farmwirtschaft des Nordens und der Sklavenökonomie des Südens übersahen[2]).

III.

Wenn, wie die Föderalisten und mit ihnen die Mehrheit der konstituierenden Versammlung glaubten, einander entgegengesetzte Interessen notwendig mit der modernen Gesellschaft entstehen und in der Politik sich widerspiegeln, so folgt daraus mit zwingender Notwendigkeit die Hauptaufgabe, welche der neuen amerikanischen Verfassung gestellt war: sie hat einer möglicherweise sich bildenden Mehrheit,

---

et Auguste Comte, Baltimore und Paris, 1925, in der es auf S. 51 heißt: „. . . Jefferson, der so viele Jahre im Kampf gegen die verderblichen aristokratischen Lehren, deren Vertreter Hamilton war, und gegen die Anglisierung der amerikanischen Verfassung verbracht hatte.“

[1]) Vgl. Charles A. Beard, The American Party Battle, New York 1928, p. 36, ferner Parrington, Vol. I, p. 347, wie auch den Brief von Jefferson an John Jay vom 23. August 1785 in Thomas Jefferson: Letters and Addresses, edited by Parker and Viles, New York, 1908, pp. 40—42.

[2]) Es ist interessant und charakteristisch zu beobachten, daß Jefferson, als er im Jahre 1800 die Präsidentschaft übernahm, sich gezwungen sah, die Politik Hamiltons, Madisons und ihrer Freunde zu betreiben, eine Politik, die er 25 Jahre lang so leidenschaftlich bekämpft hatte. „Hätten die Föderalisten“ — schreibt Ch. A. Beard (Economic Origins of Jeffersonian Democracy, New York, 1915, p. 449/50) — „tatsächlich ein Abkommen vor der Wahl mit Jefferson getroffen gehabt, so hätten sie kaum eine klarere Anerkennung der von ihnen vertretenen Interessen erreichen können. Ob Jefferson jemals im Ernst einen Krieg gegen die großen kapitalistischen Interessen, die er so heftig angeklagt hat, in Betracht zog oder später die Nutzlosigkeit eines solchen Vorgehens einsah, . . . darüber kann man interessante Spekulationen anstellen. Das Ergebnis jedoch war das gleiche, was auch immer das Motiv seiner Politik gewesen sein mag.“

die gewillt wäre, die Minderheitsinteressen zu majorisieren und zu vergewaltigen, entgegenzuwirken, ihre Weiterentwicklung zu hemmen und durch die Form der politischen Apparatur selbst die miteinander in Widerstreit liegenden Interessen möglichst im Gleichgewicht zu halten.

Durch welche Mittel nun ist das Ziel zu erreichen, dem Madison seine Untersuchungen widmen wollte? Wie er selbst erklärt, gibt es hier nur zwei Möglichkeiten: entweder muß überhaupt die Entwicklung eines gemeinsamen Interesses in einer Mehrheit verhindert werden, oder diese Mehrheit muß, wenn sie durch gleiche Leidenschaften und Interessen zusammengeschmiedet wird, „durch ihre Zahl und ihre lokale Lage dazu unfähig gemacht werden, sich zu vereinigen und Maßnahmen der Unterdrückung durchzuführen".

In dieser Hinsicht offenbaren sich überhaupt nach Madison die voneinander divergierenden Prinzipien einer Demokratie und einer Republik. Während in einer Demokratie das Volk direkt seinen Willen kundgibt, delegiert es in einer Republik die politische Macht an eine kleine Zahl von Bürgern. Während eine Demokratie sich notwendig aus kleinen geographischen und bevölkerungspolitischen Einheiten zusammensetzen muß, kann eine Republik eine größere Zahl von Bürgern und einen größeren geographischen Raum umfassen.

„Die Wirkung des ersten Unterschiedes besteht darin, die öffentliche Meinung zu verfeinern, indem sie durch das Medium einer gewählten Körperschaft hindurchgeführt wird... Der zweite Unterschied läßt Kombinationen selbstsüchtiger Interessen in einer Republik weniger gefährlich als in einer Demokratie erscheinen ... Indem man die räumliche Sphäre ausdehnt und so eine größere Unterschiedlichkeit von Gruppen und Interessen einschließt, macht man es weniger wahrscheinlich, daß eine Mehrheit des Ganzen ein gemeinsames Motiv besitzt, das sie veranlaßt, die Rechte der anderen Bürger anzutasten; oder, falls etwa ein solch gemeinsames Motiv entstehen sollte, macht man es für alle, die sich seiner bewußt sind, schwieriger, ihre Stärke zu entdecken und in Einheit miteinander zu handeln."

Dieser Auffassung Madisons pflichtete auch Hamilton in einer Rede vor der konstituierenden Versammlung bei, indem er als die beiden Prinzipien, auf denen allein der Aufbau einer Republik möglich ist, die folgenden bezeichnete: erstens müssen Republiken eine solche Ausdehnung besitzen, daß dadurch Kombinationen von Bevölkerungsgruppen auf Grund gemeinsamer Interessen erschwert werden, und zweitens muß durch den Vorgang der Wahl die Repräsentation des Volkes von diesem selbst abgelöst werden.

Wenn demgemäß die demokratische Kammer, das Repräsentantenhaus, direkt durch das Volk, der Senat, die aristokratische Kammer, von den Legislaturen der Einzelstaaten, der Präsident von

Wahlmännern, die nur zu diesem Zweck vom Volk bestimmt werden, gewählt werden, dann wird, wie Madison ausführt, die Wahrscheinlichkeit sehr gering sein, daß „ein gemeinsames Interesse diese drei verschiedenen Zweige der Regierung zu einer einseitigen Parteilichkeit für eine bestimmte Klasse von Wählern zusammenzementiert".

Diesem Gedankengang entspricht auch das Wahlrecht, das die Verfassung ursprünglich vorsah. Es war nur folgerichtig, daß Madison und Hamilton keine Vorliebe für ein allgemeines und gleiches Wahlrecht hatten[1]). Wenn sie aber trotz aller Bedenken das aktive und

[1]) In den Notizen, die sich Madison zu einer Rede über die Frage des Wahlrechts während der Verhandlungen der verfassunggebenden Versammlung gemacht hat, finden sich folgende Bemerkungen: „Das Wahlrecht ist ein fundamentaler Grundsatz in einer republikanischen Verfassung. Seine Regelung jedoch ist gleichzeitig eine Aufgabe besonderer Feinfühligkeit. Gibt man das Recht ausschließlich dem Eigentum, so sind die persönlichen Rechte in Gefahr. Die feudale Staatsführung allein beweist dies genügend.

Dehnt man es jedoch gleichmäßig auf alle aus, so können die Rechte des Eigentums oder die Forderungen der Gerechtigkeit von einer Majorität ohne Eigentum überrannt werden . . . Dafür liefern andere Regierungen durch das Volk genügend Beweise, und es ist auch nicht ohne Beispiel in unserer eigenen, besonders wenn man an die Gesetze denkt, welche die Vertragstreue in Frage gestellt haben . . .

Da die Besitzer von Eigentum gemeinsam mit den Bürgern ohne Eigentum alle anderen Rechte besitzen, werden sie mehr als diese davon zurückgehalten, die Rechte der anderen zu kürzen. Nichtsdestoweniger ist es sicher, daß es viele verschiedenartige Wege gibt, auf denen die Reichen die Armen unterdrücken können und auf denen das Eigentum die Freiheit in Frage stellt. Die Welt ist voll von Beispielen dieser Art. Die Armen müssen einen Schutz gegen diese Gefahr haben.

Auf der anderen Seite kann man sich die Gefahr für die Besitzer von Eigentum nicht verhehlen, wenn sie schutzlos einer Majorität ohne Eigentum gegenüberstehen. Große Körperschaften werden nicht weniger von ihren Interessen getrieben als Einzelindividuen. Nur werden sie weniger von der Furcht vor Vorwürfen und ähnlichen anderen Motiven, die bei Einzelindividuen eine Rolle spielen, kontrolliert . . .

Die Vereinigten Staaten besitzen einen kostbaren Vorteil in der tatsächlichen Verteilung des Eigentums, besonders des Landeigentums, wie auch in der allgemeinen Hoffnung, Eigentum zu erwerben. Diese letztere Eigentümlichkeit gehört mit zu den glücklichsten Zügen in ihrer Situation, verglichen mit der der Alten Welt, in der keine voraussichtliche Veränderung in dieser Hinsicht dem Volk eine gleiche Sympathie für die Rechte des Eigentums einflößen kann. Augenblicklich hat die Nation eine Mehrheit von Freisassen und ihrer Erben, bzw. von Menschen, die mit Recht hoffen können, ein freies Stück Land zu erhalten. Mag auch der Tag, da solche Freisassen nicht mehr eine Mehrheit in der Gesellschaft umfassen, noch sehr fern sein, so wird er doch eintreten. Kann man auch zugeben, daß das anbaufähige Land noch in viele kleinere Teile aufgeteilt werden kann, so wird dennoch eine wachsende Volkszahl . . . die Freisassen in eine Minorität verwandeln. Und wann immer die Mehrheit ohne Land oder anderes Eigentum und ohne die Mittel oder die Hoffnung, es zu erwerben, sein wird, worin wird dann die Sicherheit der Rechte des Privateigentums gegen die Gefahr einer Gleichheit und Allgemeinheit des Wahlrechtes begründet sein, das die Macht über das Eigentum in Hände legt, die keinen Anteil daran haben?"

The Records of the Federal Convention of 1787, Vol. III, p. 451/2.

passive Wahlrecht nicht an eine verfassungsrechtlich verankerte Voraussetzung eines bestimmten Besitzes geknüpft haben, so lag das einerseits daran, daß man sich nicht auf bestimmte Eigentumsvorbehalte einigen konnte, und andererseits daran, daß die Verfassungen der Einzelstaaten, denen die Bundesverfassung dieses Problem überließ, ihrerseits bereits ein bestimmtes Minimum an Eigentum als Voraussetzung des Wahlrechtes vorschrieben. Es ist bezeichnend, daß sich Überreste dieser Bestimmungen noch bis zum heutigen Tage in einer Reihe von Einzelstaaten erhalten haben.

Die Väter der amerikanischen Verfassung haben so nicht nur in den allgemeinen Prinzipien, die sie der Verfassung zugrunde legten, sondern auch in den konkreten Formen, die sie ihr gaben, einen bewundernswerten politischen Instinkt bewiesen. Nicht nur, daß sie verfassungsrechtlich eine völlige Trennung der Gewalten vorsahen, eine Trennung in eine legislative, exekutive und richterliche Gewalt, die gegeneinander verselbständigt werden sollten, sie haben auch bereits an den Quellen, die sie für die Bildung dieser Gewalten bestimmten, für ihre reale Trennung Sorge getragen. Das Repräsentantenhaus wird nach dem Willen der Väter der Verfassung direkt von den Teilen des Volkes gewählt, die von den Einzelstaaten als geeignet und reif für die Ausübung des Wahlrechts betrachtet werden. Der Senat wird von den gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten gewählt, die ihrerseits im Jahre 1787 auf Grund von bestimmten Eigentumsvoraussetzungen zustande gekommen waren. Der Präsident wird von Wahlmännern bestimmt, die ihrerseits nach Gesichtspunkten, wie sie den Einzelstaaten geeignet erscheinen mögen, gewählt werden. Die Richter des Obersten Bundesgerichts werden vom Präsidenten gemeinsam mit dem Senat bestimmt, die beide direkter Kontrolle durch das Volk entzogen sind und deren Amtszeit länger ist als die des Repräsentantenhauses.

Das Repräsentantenhaus wird auf zwei Jahre gewählt, die Senatoren auf sechs, doch nicht in einem einzigen Wahlgang, denn ein Drittel des Senats muß sich alle zwei Jahre neu zur Wahl stellen. Die Amtszeit des Präsidenten beträgt vier Jahre, die Richter des Obersten Bundesgerichts üben ihr Amt bis zum Tode aus.

Nimmt man einmal mit den Vätern der Verfassung als Ziel derselben den Zweck an, die bürgerliche Ordnung gegen feindliche Majoritäten zu sichern, so wird man wohl zugeben müssen, daß die amerikanische Verfassung eines der sichersten zu diesem Behufe erfundenen Instrumente in der Geschichte der bürgerlichen Welt darstellt.

Man muß sich die amerikanische Verfassung in dieser ihrer technischen Konstruktion vergegenwärtigen, um einzusehen, welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sie gefährlichen Majoritäten in den Weg legt. Denn sind solche dominierenden Majoritäten unter den Wahlberechtigten der Nation vorhanden, so können sich diese direkt nicht auswirken, weil ihnen ein Hindernis durch die indirekte Wahl von Senat[1]) und Präsident entgegengestellt wird. Außerdem müßten sie sich sechs Jahre lang in unverminderter Stärke behaupten, um sich — wenn es ihnen überhaupt gelänge — auf indirektem Wege im Senat fühlbar zu machen; und endlich müßten sie auch noch den Widerstand der richterlichen Gewalt überwinden, was auf legalem Wege nur möglich wäre, wenn während der Amtszeit eines oppositionellen Präsidenten und einer oppositionellen Mehrheit im Senat genügend Richter des Obersten Bundesgerichts stürben, um auch in diesem eine oppositionelle Mehrheit zu errichten. Dabei müßten alle diese Umstände zeitlich zusammenfallen, so daß die dominierende Mehrheit sich über das Repräsentantenhaus hinaus auswirken könnte.

Der Grundgedanke, der die Verfassung der Vereinigten Staaten als Ganzes wie auch in ihren Teilen durchdringt, besteht demgemäß in der Überzeugung, daß das Privateigentum als solches die Regierungsgewalt begründet und über ihr steht, daß die Rechte dieses Privateigentums infolgedessen dem Eingriff politischer Majoritäten entzogen sein sollen. So ist die Verfassung der Vereinigten Staaten in der Form, wie sie von ihren Vätern konzipiert wurde, als ein Mittel gedacht, die bürgerliche Gesellschafts- und Eigentumsordnung gegen die Möglichkeit feindlicher Eingriffe zu sichern.

Für die Biegsamkeit und Elastizität der amerikanischen Verfassung, wie sie 1787 von Madison und seinen Freunden geschaffen wurde, ist bezeichnend, daß auch revolutionäre Veränderungen der ökonomischen und sozialen Struktur des Landes schließlich nur dazu geführt haben, den ursprünglichen Willen der verfassunggebenden Versammlung, nämlich den, das Privateigentum zu schützen, der veränderten historischen Situation anzupassen. Während das Privateigentum im allgemeinen jenseits der Verfassung steht, weil es diese erst begründet, wird der Schutz des Privateigentums im besonderen gewissen Bestimmungen der Verfassung anvertraut. Veränderungen und Ergänzungen der Konstitution, welche der geschichtliche Prozeß ihrer Anpassung an die sich verändernde historische Gesamtsituation

[1]) Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts werden die Senatoren direkt durch das Volk gewählt.

des Landes notwendig macht, sind in ihr selbst vorgesehen und mit ihrem Grundgedanken unlöslich verknüpft.

Eines der schlagendsten Beispiele hierfür ist das 14. Verfassungs-Amendement, das nach dem amerikanischen Bürgerkrieg angenommen wurde und zum Ziel hatte, einerseits den Negern die Bürgerrechte zu verleihen, andererseits eine große historische Expropriation, die Expropriation der Sklavenbesitzer der Südstaaten, zu vollziehen[1]). Wenn dieses Amendement nur diese beiden Funktionen erfüllt hätte, so besäße es heute nur noch historisches Interesse. Das Amendement enthält jedoch einen kleinen Nachsatz, der für die Klassenbeziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern von grundlegender Bedeutung geworden ist und der damals von einem bewußten Vertreter der aufstrebenden industriekapitalistischen Klasse dem Amendement beigefügt wurde. Dieser Satz heißt: „Kein Einzelstaat soll ein Gesetz annehmen oder durchführen dürfen, das die Rechte von Bürgern der Vereinigten Staaten verkürzt; auch soll es keinem Staate erlaubt sein, einen Menschen seines Lebens, seiner Freiheit oder seines Eigentums zu berauben, ohne das gesetzmäßig vorgeschriebene Verfahren zu beachten. Noch soll es ihm gestattet sein, einem Menschen in seinem Machtbereich den gleichmäßigen Schutz der Gesetze zu versagen.“ Als vor mehreren Jahren der Staat New York die Arbeitsstunden in Bäckereien auf 60 pro Woche begrenzen wollte, erklärte der Oberste Gerichtshof das Gesetz für ungültig, da es die Freiheit des Vertragsrechtes in Frage stelle und damit das 14. Amendement verletze.

Dabei ist es interessant zu beobachten, wie sich in dem Kongreßkomitee, das dieses Verfassungs-Amendement formulierte, zwei Gruppen, unabhängig von der Parteizugehörigkeit, gegenüberstanden. Die eine beabsichtigte nur, die Rechte der Neger sicherzustellen, die andere hatte ihren Blick auf die gesamte, durch die Negeremanzipation vorbereitete und eingeleitete soziale Umwälzung geheftet. Der Führer dieser zweiten Gruppe, ein erfolgreicher Eisenbahnanwalt aus Ohio, hat selbst in einer späteren, vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten gehaltenen Rede seine Absichten bei der Formulierung dieses Satzes ausgesprochen. Es war ihm — wie er mitteilte — aufgefallen, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten keine Handhaben gegen einen Eingriff eines Einzelstaates in Rechte

[1]) Die Entwicklung der Parteigruppierungen in der dem Bürgerkrieg unmittelbar vorausgehenden Periode behandelt Th. Clarke Smith in seiner Arbeit: „Parties and Slavery, 1850—1859“ (Vol. 18 der Sammlung „The American Nation: A History), New York 1906.

des Privateigentums bot. So hatte z. B. die Stadt Baltimore Privateigentum zum städtischen Gebrauch ohne Kompensation enteignet, und der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hatte unter den bestehenden verfassungsmäßigen Bestimmungen seine Inkompetenz zugestehen müssen. Dem sollte der letzte Satz des Amendements abhelfen[1]).

In der Tatsache also, daß solche Veränderungen wie die eben skizzierte im Sinne der ursprünglichen Verfassung, in ihrer Anpassung an die sich verändernde geschichtliche Situation erfolgt sind, dokumentiert sich der geniale staatsmännische Weitblick ihrer ursprünglichen Begründer.

Aus der Teilung der Gewalten, welche die amerikanische Verfassung vorsieht, aus der Aufspaltung der politischen Funktionen in legislative, exekutive und richterliche, ergeben sich eine Reihe von Konsequenzen für das amerikanische politische Leben, die man beachten muß, wenn man die Rolle der Partei in den Vereinigten Staaten begreifen will. Sollen die Gewalten nämlich wirklich getrennt bleiben, so muß die Präsidialgewalt unabhängig von der Legislative sein. Das amerikanische Kabinett ist daher ein Kabinett des Präsidenten, nicht ein Kabinett des Kongresses, es wird weder aus dem Parlament gebildet, noch kann es durch das Kabinett verändert werden. Als Exekutivorgan ist der amerikanische Präsident während seiner Amtszeit absoluter Diktator, dem Kongreß wie auch seinem eigenen Kabinett gegenüber.

Aus dieser Tatsache ergeben sich bezeichnende Folgen im Gegensatz etwa zu einem parlamentarisch regierten Lande wie England, Folgen, auf die schon Walter Bagehot in seinem zuerst 1868 erschienenen klassischen Buche über die englische Verfassung[2]) aufmerksam gemacht hat. In England kann das Kabinett Gesetzgebung durch die Drohung eines Rücktritts oder einer Parlamentsauflösung erzwingen. Dem amerikanischen Präsidialkabinett stehen solche Mittel nicht zur Verfügung. Ein parlamentarisches Kabinett bedeutet ferner eine politische Erziehung der Nation, während von einem Präsidialkabinett keinerlei Wirkungen dieser Art ausgehen. Bagehot schreibt:

„Ob die Regierung gestürzt oder an der Macht bleiben wird, wird durch die Debatten und die Gruppierungen im Parlament bestimmt. Ferner durch die Meinungsbildung außerhalb des Parlaments, jener geheimnisvoll sich

[1]) Vgl. Charles A. Beard and William Beard, The American Leviathan: The Republic in the Machine Age, New York 1930, pp. 47/49, 654ff.
[2]) Walter Bagehot, The English Constitution, London 1913

durchsetzenden Stimmung der Gesellschaft, die auf jene Gruppierung einen großen Einfluß hat. Die Nation ist sich der Tatsache bewußt, daß ihr Urteil von Wichtigkeit ist . . . Bei einem Präsidialkabinett dagegen hat die Nation außer im Augenblick der Wahl keinen Einfluß . . . Zweifellos gibt es auch dann Debatten im Parlament — doch das sind Prologe, ohne daß das Stück auf sie folgt. Es umspielt sie nicht eine Stimmung der Katastrophe: man kann die Regierung nicht stürzen"[1]).

Unter der gleichen Schwierigkeit leidet bei einer Präsidialverfassung die Presse. Sie kann weder zum Sturz einer Regierung noch zum Aufstieg einer neuen beitragen. Das direkte politische Interesse der amerikanischen Presse wird daher mehr ein passives als ein aktives sein müssen. Denn keiner will lange Artikel lesen, die kaum einen Einfluß auf die Ereignisse ausüben. Wenn aber die Verfassung aus den genannten Gründen die politischen Funktionen der Staatsführung voneinander geschieden und gegeneinander verselbständigt hat, so müssen doch diese Funktionen wiederum zu einer Einheit zusammengefaßt werden, soll der Staatsapparat nicht durch einander kompensierende Kräfte lahmgelegt werden. Diese Aufgabe erfüllt die Partei.

IV.

Die primäre Funktion, welche die politische Partei im staatlichen Leben der nordamerikanischen Union zu erfüllen hat, besteht also nicht darin, irgendein weltanschaulich oder prinzipiell begründetes politisches Programm zu realisieren, sondern vielmehr darin, gegenüber der durch die Verfassung begründeten Trennung und Aufspaltung der Gewalten die Einheit der Staatsführung durchzusetzen und zu garantieren. Ohne sie würde die Staatsgewalt in auseinanderstrebende Teile zerfallen, und ein reibungsloses Funktionieren der gesamten politischen Maschinerie wäre dem Spiel des Zufalls überantwortet[2]). Es ist klar, daß schon aus diesem Grunde, soziologisch

---

[1]) Bagehot, p. 21

[2]) Vgl. hierzu die Interpretation, die Goodnow dem amerikanischen Parteiensystem in seiner Schrift „Politics in Administration" gegeben hat. Auch er leitet die Funktion der Partei aus der Struktur des Regierungssystems ab und weist darauf hin, daß wegen der Teilung der Gewalten und der ihr entsprechenden Dezentralisation der mit politischer Autorität ausgestatteten Organe keine Instanz existiert, die eine zentralisierende und kontrollierende Funktion ausübt. Daher sei der Partei die Aufgabe zugefallen, die divergierenden Gewalten und die auseinanderliegenden Pflichten der verfassungsmäßig vorgesehenen Regierung zu koordinieren.

Auch Croly vertritt in seiner Schrift „Progressive Democracy" die gleiche Auffassung. Er unterstreicht nur die hierbei mitspielenden sozialen und ökonomischen Faktoren energischer als Goodnow.

Vgl. hierzu auch Charles Edward Merriam: American Political Ideas. Studies in the Development of American Political Thought. New York 1920, p. 291ff.

gesehen, die amerikanische Partei in dem ganzen System der Regierung ein viel größeres spezifisches Gewicht bekommt als etwa in Ländern, in denen die Partei ein integrierender Bestandteil des Verfassungssystems selbst ist. Daß die aktiven Parteiarbeiter in den Vereinigten Staaten ihrer Partei eine Loyalität beweisen, wie sie in europäischen Parteien jedenfalls nicht zu den Selbstverständlichkeiten gehört, daß der amerikanische Wähler sozusagen von Geburt Republikaner oder Demokrat ist, erklärt sich soziologisch schon aus der eigentümlichen Funktion, welche die amerikanische Partei im politischen Gesamtsystem der Nation ausübt.

Erst durch die politische Partei wird schließlich auch garantiert, daß der Sinn der Verfassung, nämlich die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Rechts- und Eigentumsordnung, erfüllt wird. Prinzipiell wird daher der Kampf um die politische Macht in den Vereinigten Staaten, soweit er sich innerhalb und durch die politische Partei vollzieht, immer ein Kampf rivalisierender bürgerlicher Gruppen sein müssen. Der oben geschilderte Mechanismus der Konstitution schaltet demgemäß von vornherein alle Schichten und Probleme aus, welche die bürgerliche Rechts- und Eigentumsforderung selbst grundsätzlich in Frage stellen.

Diese ihr auf Grund des ganzen konstituierenden Mechanismus zufallende Funktion hat die Partei in den Vereinigten Staaten trotz der fundamentalen in der ökonomischen Basis der amerikanischen Gesellschaft während des letzten Jahrhunderts erfolgten Veränderung mit großem Erfolge erfüllt. Gegenüber den Klassenkämpfen, die die amerikanische Szene erfüllt und die Umwandlung der amerikanischen Gesellschaft in eine hochindustriell und finanzkapitalistisch organisierte begleitet haben, hat die amerikanische Partei stets wie ein Filter gewirkt: in den ruhigeren Perioden der Geschichte war er dicht genug, um die zwischen den Klassen sich abspielenden Kämpfe und die hieraus resultierenden Fragen meist überhaupt nicht durchzulassen, während er in Epochen zugespitzter Konflikte ihren sozialen und politischen Widerhall nur abgeschwächt passieren ließ.

A. M. Sait macht in seiner Schrift „American Parties and Elections", New York 1927 (bei einer ähnlichen Grundauffassung) noch auf einen anderen Umstand aufmerksam. Er schreibt: „Welches sind demgemäß die Aufgaben, die die Parteien erfüllen? Sie geben erstens dem äußerst komplizierten Regierungsmechanismus Zusammenhalt, der auf Grund der Bundes- und einzelstaatlichen Verfassungen entstanden ist. Zu einem bestimmten Grade mildern sie die Nachteile des Föderativsystems, indem sie die Politik der Einzelstaaten und der Nation in solchen Fällen in Einklang bringen, bei denen politische Handlungen, um effektiv zu sein, gleichzeitig an beiden Stellen stattfinden müssen" (p. 159).

Nach den obigen Ausführungen wäre es natürlich auch denkbar, daß die Aufgabe, die den politischen Parteien in den Vereinigten Staaten zufällt, von einer einzigen Partei oder von einer Vielzahl von Parteien verwaltet würde. Tatsächlich hat es auch bestimmte Perioden in der politischen Geschichte der Union gegeben, in dem das bundesstaatliche Leben nur eine einzige Partei gekannt hat. Wenn die Präsidialgewalt, die verfassungsrechtlich ja eine dominierende Stellung für sich beansprucht, nicht an die Person eines einzigen Mannes und damit auch an die einer einzigen der zur Macht strebenden bürgerlichen Gruppen gebunden wäre, so hätte sich wahrscheinlich das Zwei-Parteiensystem in den Vereinigten Staaten in seiner heutigen Form nie entwickeln können[1]).

Um nun zu begreifen, in welcher Weise die politische Partei im staatlichen Leben der Union ihre fundamentale Aufgabe erfüllt, muß man sich mehr mit der organisatorischen Form, die sich das Parteileben geschaffen hat, als mit den Parteiprogrammen beschäftigen. Natürlich trägt die Organisationsform der politischen Partei in den Vereinigten Staaten — und hier ist absichtlich der Singular gewählt, weil sich auch in dieser Beziehung die beiden Parteien nur noch in Nuancen, nicht mehr im Grundlegenden unterscheiden — auch das Resultat all der Veränderungen in sich, die in den gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnissen während ihrer geschichtlichen Existenz vor sich gegangen sind. Der Prozeß dieser Veränderungen selbst kann hier nicht verfolgt werden. Es können nur seine Ergebnisse aufgedeckt werden, wie sie sich in den heutigen Organisationsformen der politischen Partei kristallisiert haben.

Der politische Grundmechanismus des amerikanischen Systems ist so konstruiert, daß er die bürgerlichen Eigentums- und Rechtsformen dem eigentlichen politischen Fragebereich entzieht. Dabei enthält er an geeigneten Stellen, mit geschickter Hand eingebaut, Sicherheitsventile für Volksstimmungen, die gegen das bürgerliche System revoltieren. Soll nun die politische Partei die ihr zugefallene Funktion erfüllen, so darf sie diesen politischen Grundmechanismus

---

[1]) „Wäre das amerikanische Volk damit zufrieden gewesen . . . die Wahl von Präsidenten unbestritten in den Händen der herrschenden Gruppe zu lassen, so hätte es sich ohne Gefahr für das Regierungssystem selbst in so viele Parteien spalten können, als Interessen existierten, die nach Repräsentation drängten. Aber da es darauf bestand, sich bei der Wahl von Präsidenten wie bei der von Kongreßmitgliedern zu betätigen, waren die Politiker gezwungen, zwei große Parteien zu bilden, um wenigstens den Schein einer Auswahl aufrechtzuerhalten."
Holcombe, l. c. p. 317.

nicht stören, sie muß sich ihm vielmehr möglichst ohne große Reibungen einfügen. Sie wird also so organisiert sein müssen, daß sie ein sicheres Instrument in der Hand der herrschenden Gruppen bleibt, dabei aber noch genügend Elastizität besitzt, um divergierenden politischen Strömungen Platz und Wirkungsmöglichkeiten zu bieten. Die empirische, konkrete Form, die sich der Parteiorganismus in den Vereinigten Staaten gegeben hat, bedarf daher einer kurzen Darstellung.

V.

Die Partei stand zunächst außerhalb des Rahmens der amerikanischen Verfassung, wenn sie auch ihre notwendige Ergänzung darstellte. Demgemäß war sie natürlich ursprünglich auch dem Aufgabenbereich des Gesetzgebers entzogen.

Organisatorisch begann die Partei in den Vereinigten Staaten erst um die Wende der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu existieren. Vorher, von der Zeit des Unabhängigkeitskrieges bis zur Präsidentschaft von Andrew Jackson, waren die Parteien der Föderalisten und der Republikaner weniger bestimmt umrissene politische Organisationen als vielmehr Organe, die divergierende politische Anschauungen und Auffassungen zum Ausdruck brachten[1]).

Andrew Jackson, Vertreter einer gegen den vordringenden Kapitalismus revoltierenden Farmer-Demokratie, war es, der durch seine Maßnahmen den Boden vorbereitete, auf dem sich eine festgefügte politische Organisation der Partei in ihrer heutigen Gestalt entwickeln konnte. Indem er in seiner ersten Botschaft an den Kongreß als Präsident die Auffassung aussprach, daß öffentliche Posten und Ämter die rechtmäßige Belohnung für loyale Parteitätigkeit seien, leitete er eine Periode und ein System ein, das als Spoils-System bekannt und für die gesamte organisatorische Weiterentwicklung der amerikanischen Partei von entscheidender Bedeutung geworden ist.

Als Jackson seine Theorie von der „Beute, die dem Sieger im Wahlkampf gehört", verkündete, war die gesamte politische Struktur des amerikanischen Staates noch verhältnismäßig einfach. Politische Ämter gab es wenig; die Bevölkerung war hauptsächlich ländlich; größere Städte existierten nur vereinzelt. Die ökonomische Entwicklung brachte mit der ihr entsprechenden Erweiterung der Aufgaben der Bundesregierung eine Vergrößerung der Zahl der zu be-

[1]) Vgl. Claude G. Bowers, The Party Battles of the Jackson Period, Boston 1928, p. V.

setzenden Posten und Ämter. Das hatte seinerseits zur Folge, daß der Wirkungsbereich der politischen Partei sich ständig verbreiterte. Damit wurde es unmöglich, weiter die Partei und besonders ihre organisatorischen Formen in der gesetzgeberischen Tätigkeit zu übersehen. Die Partei, die zu Beginn dem Gesetz unbekannt war, ward so immer mehr in den Kreis der Gesetzgebung einbezogen, so daß sie endlich aus einer freiwilligen Assoziation zu einer staatlich sanktionierten wurde[1]).

Gegen das Spoils-System, das mehr und mehr zur organisatorischen Machtbasis der Partei wurde, entwickelte sich sofort ein heftiger Kampf, der in einer Civil Service Reform gipfelte, welche wenigstens formal dem Machtbereich der Partei eine große Anzahl von Posten entzog. Trotzdem wird heute noch die Anzahl der Stellen, die auf einer Parteibasis vergeben werden, auf ungefähr 800000 geschätzt[2]).

Mit dem Spoils-System entwickelte sich die Macht der Parteimaschine, welche nach den Worten eines der energischsten Kämpfer gegen dieses ganze System die dem Volk gehörende Macht für sich usurpiert und den Boß an Stelle des wahren Parteiführers gesetzt hat. An Stelle von Männern, die führen,

„indem sie die Meinung des Volkes formen und lenken, indem sie eine gemeinsame Überzeugung im Volke durch unaufhörlichen Beweis und flammende Rede herstellen, sind Parteimanager getreten, die ihre Auffassungen über große politische Probleme, wenn sie überhaupt welche haben, nicht ausdrücken können oder wollen . . . Es sind Großlieferanten von Stimmen, Leute, die mit Posten und Wohlstand handeln und schachern. Und während dieses System persönliche Servilität zur Basis politischen Erfolges macht und von seinen Anhängern selbst blinde Parteitreue fordert, zögert es gleichzeitig nicht, die Partei selbst durch einen Handel mit dem Feind zu verraten[3]).“

Indem die Parteimaschine die verfassungsmäßig den Wählern gehörende Macht usurpierte, geriet sie in Widerspruch zu dem von Madison formulierten Grundziel der Verfassung, bei einer Ausschaltung der Gefahr dominierender Majoritäten „zu gleicher Zeit den Geist und die Form einer Regierung durch das Volk zu bewahren“. Dieser Widerspruch sollte durch eine Reihe politischer Reformen, besonders durch die Einführung des „direct-primary“-Systems, beseitigt werden.

Mit der Konzentration der ökonomischen Macht ging in der politischen Sphäre eine Konzentration der politischen Macht in den Händen einer kleinen Parteiklique vor sich, welche in Amerika

---

[1]) Vgl. Merriam, p. 278.

[2]) Vgl. Charles Edward Merriam and Harold Foote Gosnell, The American Party System: An Introduction to the Study of Political Parties in the United States, New York 1929, p. 242/3.

[3]) Vgl. Merriam, p. 275/6.

unter dem Namen der Parteimaschine bekannt ist. Diese hatte in zunehmendem Maße durch ihre Verfügungsgewalt über Posten und Ämter die politische Macht in Gemeinden, Einzelstaaten, wie auch in Washington für sich monopolisiert, eine Monopolisierung, die durch den Umstand unterstützt wurde, daß in den Vereinigten Staaten Steuereinschätzungen nicht von den Zensiten, sondern von den politischen Behörden vorgenommen werden. So war von den durch Andrew Jackson erkämpften demokratischen Errungenschaften nicht mehr viel übrig geblieben. Die den Massen zur Wahl präsentierten Kandidaten wurden in geheimen Sitzungen der Parteimaschine festgestellt, und was den Wählern schließlich nur noch übrig blieb, war die Auswahl zwischen dem demokratischen und dem republikanischen Kandidaten, wobei wahrscheinlich in vielen Fällen beide nicht nach ihrem Geschmack waren.

Das sogenannte „direct-primary law", das die durch die Allmacht der Parteimaschine gefährdete Repräsentativform der Regierung in den Vereinigten Staaten wieder herstellen sollte und das um die Jahrhundertwende in der Mehrzahl der Einzelstaaten zum Gesetz wurde, suchte daher die Wahl der Parteikandidaten aus einem geheimen, in einem geschlossenen Konventikel vor sich gehenden Akt zu einem öffentlichen zu machen. Die besondere Eigentümlichkeit dieser Gesetzgebung besteht darin, daß die Nominierung der Parteikandidaten zu einer öffentlichen Wahlhandlung gemacht wird, die der Staat beaufsichtigt und an der jedes Mitglied der Partei teilnehmen kann. Die beiden Parteien werden so durch die „direct primary"-Gesetzgebung zu staatlich anerkannten und sanktionierten Verbänden. Ihre Mitgliederlisten unterstehen der staatlichen Aufsicht, und die „primary"-Wahlen (Primärwahlen), in denen die Kandidaten der Partei zu den verschiedenen zu besetzenden Ämtern nominiert werden, vollziehen sich unter staatlichem Schutz und auf Staatskosten. Die Abstimmungen finden getrennt nach Parteien statt. Die Demokraten wie die Republikaner haben ein gesondertes Wahllokal, in dem nur jeweils eingeschriebene Mitglieder der Parteien ihre Kandidaten nominieren können[1]).

Die mit der „primary"-Gesetzgebung verfolgten Absichten liefen darauf hinaus, daß die Repräsentanten des Volkes vom Volke selbst

---

[1]) Die „direct primary" — Gesetzgebung ging von den Einzelstaaten aus und ruht auch heute noch im wesentlichen bei den Einzelstaaten. Infolgedessen haben sich verschiedenartige Systeme von Primärwahlen entwickelt. Eine zusammenfassende Schilderung dieser verschiedenen Systeme findet man bei Merriam and Gosnell, p. 258ff.

bestimmt werden sollten und nicht von einem kleinen Gremium, das von der Parteimaschine dirigiert wird. Der Erfolg der Gesetzgebung war jedoch, daß die Parteimaschine nicht nur in den Primärwahlen die von der Partei zu nominierenden Kandidaten bestimmte, sondern auch praktisch durch die Primärwahlen bereits die Hauptwahlen entschied. In diesen, wie in den meisten ähnlichen Fällen amerikanischer Geschichte, war das Ergebnis einer Bewegung, die auf ihre Fahnen „Mehr Demokratie" geschrieben hatte, nur das Entgegengesetzte: weniger Demokratie[1]).

Um diese Tatsache, die für den organisatorischen Aufbau der Partei von fundamentaler Bedeutung ist, in ihrem ganzen Umfang zu begreifen, muß man einmal versuchen, sich konkret vorzustellen, wie die Parteimaschine diese Primärwahlen kontrolliert und wie sie von hier aus die ganze politische Apparatur des Landes beherrscht[2]). In den Vereinigten Staaten ist — wie in anderen Ländern auch — das Land in Wahlbezirke und Unterbezirke aufgeteilt, und auf diesen Unterbezirken, die in der nordamerikanischen Union wards und precincts heißen, beruht die politische Kraft und die tatsächliche Macht der Partei. Der unterste Wahlbezirk umfaßt im allgemeinen bis zu 600 Wählerstimmen. Da nun erfahrungsgemäß bei den Primärwahlen höchstens 30% der Wahlberechtigten, meistens sehr viel weniger, an der Abstimmung teilnehmen, genügt es, ungefähr 120 bis 125 sichere Stimmen für die von der Parteimaschine empfohlenen Kanditen zu mobilisieren, um den Sieg davonzutragen. Meistens braucht man zu diesem Zweck noch sehr viel weniger Stimmen, so daß im Durchschnitt der unterste Wahlbezirk mit ungefähr $^1/_7$—$^1/_8$ aller wahlberechtigten Stimmen vollkommen kontrolliert werden kann. Wie vollzieht sich nun diese Kontrolle?

Für jeden dieser Unterbezirke ist der Partei ein Ward- bzw. Precinct-Boß verantwortlich, dessen Aufgabe es ist, bei den Primärwahlen die Nominierung der von der Parteimaschine aufgestellten Kandidaten durchzusetzen. Das ist für den Boß im allgemeinen ein Leichtes, denn für seine Empfehlungen stimmen seine Familienmit-

[1]) Graham Wallas behandelt in seinem Buche „Human Nature in Politics" (London 1908) Teil II, Kap. 1—2, die allgemeinen Ursachen für die wachsende Unzufriedenheit mit den Methoden demokratischer Repräsentation, wie sie sich in den wichtigsten Demokratien entwickelt haben. Vgl. auch „The Great Society" (London und New York 1914) des gleichen Autors, p. 297ff.

[2]) Eine populäre, von großer Sachkenntnis getragene Darstellung der Partei und ihrer Rolle im sozialen und politischen Leben der amerikanischen Nation unter dem oben genannten Gesichtspunkt findet sich in dem Buch von Frank R. Kent, The Great Game of Politics, New York 1923.
Eine anschauliche Darstellung gibt auch Sait, p. 319ff.

glieder nebst Anhang und all diejenigen Parteimitglieder samt Familienanhang, die durch die Parteimaschine in dem betreffenden Wahldistrikt zu Amt und Brot gekommen sind. Man muß bei diesen Ämtern nicht etwa nur an diejenigen denken, die in Deutschland Beamten vorbehalten sind, sondern es gehören dazu auch sämtliche Posten der Stadtverwaltung bis hinunter zum Straßenfeger und Feuerwehrmann. Mit diesen Stimmen allein wird der Boß in der Mehrzahl der Fälle in der Lage sein, seinen Distrikt nach den Wünschen der Parteimaschine zu dirigieren. Außerdem stehen ihm noch genügend andere Reserven zur Verfügung, die er im Notfall mobilisieren kann. Man muß sich dabei aber darüber klar sein, daß sein Interesse bei den Primärwahlen nicht darin liegen kann, einen möglichst großen Teil der Wahlberechtigten an die Urne zu bringen, sondern umgekehrt: je geringer die Beteiligung, um so sicherer der Sieg für ihn, denn die aktiven Parteimitglieder sind ja verpflichtet, für seine Vorschläge zu stimmen. Genügen aber diese Stimmen in einem besonders heiß umstrittenen Bezirk nicht, so kann er die Dankbarkeit von genügend Wählern für sich in Anspruch nehmen, denen er persönliche Dienste bei der Stadtverwaltung, bei der Verfolgung von Prozessen oder irgendwelchen Ansprüchen geleistet hat. Für die Parteimaschine ist es durchaus nicht entscheidend, ob der Boß bei der Hauptwahl die Parteiliste in seinem Bezirk durchbringt. Versagt er jedoch bei der Primärwahl, so ist er die längste Zeit Boß gewesen.

Der Boß ist oft karrikiert dargestellt worden, so daß die grundlegende Rolle, die er im gesellschaftlichen Organismus spielt, übersehen wird. Merriam hat mit Recht darauf hingewiesen, daß ein erfolgreicher Boß eine Persönlichkeit sein muß, die fähig ist, mit komplizierten politischen und sozialen Kräften umzugehen, daß er Klassenbeziehungen, Rassenverhältnisse, religiöse Vorurteile, soziale Gewohnheiten in ihren Imponderabilien kennen und beherrschen muß. Vor allen Dingen braucht er ein Verständnis für Massenpsychologie und eine durchdringende Kenntnis der Psychologie der Einzelwähler, um größere Massen von Menschen beeinflussen zu können[1]).

Wie Sait feststellt, muß er

„ein Volkstribun sein. Besonders in den großen Städten, in denen der komplexe Mechanismus der Verwaltung, das Durcheinander von zahllosen Gesetzen und Bestimmungen, die Menschen im allgemeinen verwirren und

[1]) Eine anschauliche geschichtliche Schilderung des Boß-Systems findet sich bei Gustavus Myers: „History of Tammany Hall“, New York 1917.

außer Fassung bringen, wird seine Hilfe dauernd gesucht. Er berät die Ratlosen, er beseitigt Schwierigkeiten. Er gibt juristischen Rat. Reicht seine eigene Kenntnis nicht aus, so steht ihm jemand anders aus der Organisation zur Verfügung . .“[1]).

Das spezifische Gewicht der politischen Tätigkeit mußte sich demgemäß immer mehr nach den Primärwahlen hin verlagern, da nur ein Kandidat, der durch eine Primärwahl nominiert ist, öffentlich zur Hauptwahl gestellt werden kann. Hinzu kommt noch, daß in diesen Primärwahlen nicht nur die Kandidaten für die öffentlichen Posten und Ämter nominiert, sondern auch die Mitglieder der verschiedenen Parteikomitees gewählt werden. Da die Parteimaschine nun auf Grund des eben geschilderten Boß-Systems die Primärwahlen ziemlich sicher in der Hand hat, kontrolliert sie auch damit die Kandidaten, die für die öffentliche Wahl in Frage kommen. Soll demgemäß die Parteimaschine mit ihren Kandidaten von hieran interessierten Gruppen zurückgeschlagen werden, so ist es an keiner anderen Stelle möglich als in den Primärwahlen. Die Sicherung der bürgerlichen Rechts- und Eigentumsordnung findet also hier ihr eigentümliches und entscheidendes Korrelat. Und die „direct primary“-Gesetzgebung, die ursprünglich dazu bestimmt war, oppositionellen, gegen die Parteimaschine gerichteten Strömungen ungehindertere Ausdrucksmöglichkeiten zu schaffen, hat im Effekt nur die Parteimaschine, deren Macht sie zerstören wollte, gestärkt und es unabhängigen Gruppen unmöglich gemacht, sich mit einem unabhängigen Programm den Wählern zu präsentieren[2]).

---

[1]) p. 321. Vgl. auch die Schilderung bei Adolf Rein, Demokratie und Partei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in dem von P. R. Rhoden herausgegebenen Sammelwerk: Demokratie und Partei, Wien 1931, p. 100ff.

[2]) I. Allan Smith hat in seiner Schrift: „The Growth and Decadence of Constitutional Government“ (New York 1930) die Frage aufgeworfen, warum in den Vereinigten Staaten jede Erweiterung der demokratischen Rechte geschichtlich bisher immer nur zu einer Festigung der bürgerlichen Klassenherrschaft geführt hat. Er beantwortet diese Frage im wesentlichen allerdings mit dem Hinweis auf die Macht der Propaganda, die in den Händen der herrschenden Gruppen bleibt. Wir haben gezeigt, daß die Struktur des amerikanischen Regierungssystems selbst die politische Meinungsbildung in einer effektiven, direkten, durch das Spiel und Gegenspiel der politischen Kräfte bestimmten Form verhindert, während sie auf der anderen Seite zugleich eine Hypertrophie der öffentlichen Meinung in ihrer unbestimmten, weil einflußlosen Form erzeugt. In keinem Land ist die öffentliche Meinung im Grunde so machtlos wie in den Vereinigten Staaten, obwohl sie so machtvoll erscheint. Besonders gilt dies für die Kriegs- und Nachkriegsperiode. Walter Lippmann hat in seinen Schriften darauf hingewiesen, daß eine Revolution in der Kunst eingetreten ist, Zustimmung zu den politischen Maßnahmen eines Systems zu erzeugen. Wie er auseinandersetzt, wird die Kenntnis der Technik, Zustimmung zu bestimmten Maßnahmen unter den davon Betroffenen zu erzeugen, sämtliche politischen Beziehungen in ihren Grundlagen verändern.

Die Institution der Primärwahlen hat die Parteimaschine legalisiert, ihr die staatliche Anerkennung von Gesetzes wegen verschafft und den Aufstieg rivalisierender Organisationen außerordentlich erschwert. Da bei den Primärwahlen getrennt nach Parteien abgestimmt wird, also nur die Mitglieder der eigenen Partei in Frage kommen, hat die Parteimaschine bei diesen Wahlen keine konkurrierende Partei zu fürchten. Es ist ihr daher um so leichter, später bei den Hauptwahlen durch geeignete Abreden mit der gegnerischen Partei ihre spezifischen Absichten durchzusetzen. Auf diesem Wege wird der Unterschied zwischen den beiden Parteien noch mehr nivelliert. So sind die Primärwahlen zum festesten Bollwerk der Parteimaschine in den Vereinigten Staaten geworden.

Die Vielzahl der Wahlen und der durch Wahl zugänglichen Ämter verhindern, daß Niederlagen im nationalen Maßstabe den Einfluß der Partei brechen. So haben seit dem Bürgerkrieg die Republikaner, wenn man von den Präsidentschaften von Cleveland und Wilson absieht, immer den Sieg bei den Präsidentenwahlen davongetragen. Diese Tatsache hat aber keineswegs die Macht der Demokraten in den Einzelstaaten und Stadtverwaltungen vermindert. Und auch im nationalen Maßstabe ist es den Demokraten oft gelungen, während der Amtszeit eines republikanischen Präsidenten demokratische Mehrheiten im Repräsentantenhaus zustande zu bringen.

Wenn nun die legitime Funktion der Partei im amerikanischen Staatsleben darin besteht, gegenüber der verfassungsmäßig begründeten Trennung der Gewalten die Einheit der Staatsführung zu garantieren, so ergibt sich daraus, daß die aus dem organisatorischen Aufbau der Partei resultierenden finanziellen Verflechtungen ebenfalls einen legitimen, wenn auch durch die Verfassung und ihre Gesetze nicht ausdrücklich anerkannten Charakter haben. Da der Parteiorganismus einen notwendigen Teil im Getriebe der Staatsmaschine darstellt, ist es verständlich, daß dieser Organismus die Existenz seiner Funktionäre zu gewährleisten hat. So wird die finanzielle Grundlage der Partei im wesentlichen dadurch gesichert, daß jedes durch die Partei zu Ämtern und Posten gelangte Mitglied einen bestimmten Prozentsatz seiner Einnahmen an die Parteikasse abzuführen hat. Auf der anderen Seite sind die direkten Ausgaben für die Wahlen relativ gering, da sie ja vom Staate bestritten werden, eine Tatsache, die wiederum die Stellung der Parteimaschine und des Boß dadurch stärkt, daß man Außenseitern oder weniger aktiven Parteimitgliedern die relativ gut bezahlten Stellungen von

Wahlbeisitzern offerieren kann. So spiegelt die amerikanische Partei in ihrem organisatorischen und finanziellen Aufbau den Mechanismus der amerikanischen Verfassung selbst wider.

VI.

Da die Parteien in den Vereinigten Staaten keine Klassenorganisationen im programmatischen Sinne des Wortes sind, da infolgedessen bei den Wahlen nicht für ein politisches Programm, sondern für bestimmte Persönlichkeiten abgestimmt wird, erhält das persönliche Moment im politischen Leben der Vereinigten Staaten einen besonderen Akzent.

Wenn daher die beiden amerikanischen Parteien als Parteien nicht mehr bestimmt umrissene Klasseninteressen vertreten, während sich andererseits die bürgerliche Gesellschaft gerade in den Vereinigten Staaten in einer höchst komplexen, klassendifferenzierten Form entfaltet hat, so ist es klar, daß diese differenzierten, oft auseinanderstrebenden Interessen auch einen bestimmten politisch-organisatorischen Ausdruck finden müssen, soweit die Parteien als solche nicht den Rahmen bilden. Auch diese im politischen Mechanismus der Union begründete supplementäre Institution, die sogenannte Lobby, wird meistens ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Korruption und der ungesetzmäßigen Beeinflussung des Gesetzgebers betrachtet. Sie ist oft als unsichtbare Regierung, als dritte Kammer neben Repräsentantenhaus und Senat bezeichnet worden. Ihre Funktion ist es, gegenüber bestimmten gesetzgeberischen Maßnahmen oder Plänen das spezielle Interesse bestimmter Klassengruppen und Klassenschichten zur Geltung zu bringen.

Eine Analyse einer gegebenen politischen Situation in Washington erfordert daher nicht so sehr eine Untersuchung der Parteierklärungen zu bestimmten Fragen, sondern eine Klarstellung der Tätigkeit und Anschauungen der maßgebenden Lobbies. Deren Zahl beträgt nach übereinstimmenden Schätzungen ungefähr fünfzehnhundert, von denen etwa tausend ausgesprochene ökonomische Absichten verfolgen. Sie gliedern sich hauptsächlich nach den entscheidenden Industrie- und Handelszweigen; so gibt es eine Eisenbahn-, eine Petroleum-, eine Stahl-, eine Einzelhandels-, eine Bank- usw. Lobby. Treten die Interessen solcher Gruppen in einen wenigstens für den Augenblick nicht versöhnbaren Konflikt, so kommen die großen Enthüllungen zustande, wie sie während der letzten Jahre oft den

Senat und damit auch die Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten beschäftigt haben. Hierher gehören z. B. die Enthüllungen über die Power-Lobby, die ein gründlich durchdachtes System der Beeinflussung der öffentlichen Meinung in allen ihren Äußerungsformen zutage gefördert haben. Wie diese Lobby in die Universitäten und Hochschulen eingedrungen ist, wie auf ihre Veranlassung ökonomische Lehrbücher geschrieben und benutzt wurden, wie sie die Presse beeinflußt hat, das erzählt Ernest Gruening in einer reich dokumentierten Schrift[1]).

Alle diese Lobbies unterhalten in Washington ebenso wie in den Hauptstädten der Einzelstaaten Büros und Vertreter, deren Aufgabe es ist, die geplante Gesetzgebung zu überwachen, dafür zu sorgen, daß Gesetzentwürfe, die den Interessen ihrer Auftraggeber schädlich sind, nicht durchkommen und daß Maßnahmen, die zur Förderung ihrer Gruppen zweckmäßig erscheinen, vor den Kongreß gebracht werden.

Ihre Tätigkeit besteht im wesentlichen nicht etwa darin, Kongreßmitglieder durch geldliche Zuwendungen zu beeinflussen, sondern sie haben den in Frage kommenden Komitees des Kongresses Tatsachen und Argumente in einem Sinne zu präsentieren, der das gewünschte Ziel erreichen läßt. Die ökonomische Struktur des Landes ist heute so kompliziert geworden, daß die einzelnen Kongreßmitglieder unmöglich die Wirkung bestimmter gesetzlicher Maßnahmen übersehen können. Da die beiden Parteien nun Organisationen im nationalen Maßstabe eigentlich nicht kennen — diese werden nur bei Gelegenheit der Präsidentenwahlen gebildet und nach Erledigung der Wahl wieder aufgelöst — und auf Grund ihrer ganzen organisatorischen Struktur sich auch nicht auf bestimmte konkrete politische Linien festlegen, kann das einzelne Kongreßmitglied sachgemäße Information von seiner Partei nicht erwarten; es empfängt sie daher legitimerweise von der Lobby, die auf diesem Wege die spezifischen Interessen der von ihr vertretenen Gruppe durchsetzt. Es ist daher auch kein Wunder, daß es kaum eine gesetzgeberische Maßnahme von Bedeutung gibt, bei der im Kongreß die Abstimmung auf Grund von Parteizugehörigkeit erfolgt.

Die Lobby hat ihr Netz über das ganze Land verbreitet und beginnt ihre Tätigkeit bereits bei der Aufstellung der Kandidaten, welche die Parteien bei den Primärwahlen präsentieren. Unter solchen Ge-

---

[1]) Ernest Gruening, The Public Pays, A Study of Power Propaganda. New York, 1931.

sichtspunkten erklärt sich auch der ungeheure Einfluß, den die Frauenorganisationen auf die Politik in den Vereinigten Staaten ausüben können, stellen sie doch eine der machtvollsten Lobbies dar, welche über viele Millionen von Stimmen bei den Wahlen verfügt[1]).

Man hat oft die Frage aufgeworfen, warum es in den Vereinigten Staaten keine politische Arbeiterbewegung im europäischen Sinne gibt. Wenn die American Federation of Labor, die in Washington wie auch in den Hauptstädten der Einzelstaaten eine Lobby unterhält, es immer wieder abgelehnt hat, eine Labour Party etwa im Sinne der englischen zur Durchsetzung der politischen Forderungen der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter zu gründen, so ist diese Taktik des amerikanischen Gewerkschaftsbundes durch das System der Primärwahlen nur noch bestärkt worden. Nach der Auffassung des amerikanischen Gewerkschaftsbundes haben die amerikanischen Arbeiter durch die Ausnutzung des Systems der Primärwahlen größere politische Resultate erzielt als die Arbeiter in England oder irgendeinem anderen europäischen Staate[2]). Die sogenannte „Non-Partisan Policy“ der American Federation of Labor ist nur im Rahmen des ganzen amerikanischen Regierungssystems verständlich. Sie besteht darin, daß die Gewerkschaften die ihnen zur Verfügung stehenden Stimmen zugunsten irgendeines Kandidaten, unabhängig von seiner Parteizugehörigkeit, mobilisieren, sofern er nur die von den Gewerkschaften geforderten gesetzgeberischen Maßnahmen im Kongreß bzw. in den Parlamenten der Einzelstaaten zu vertreten verspricht. Demgemäß hat die von dem Amerikanischen Gewerkschaftsbund in Washington unterhaltene Lobby u. a. die Aufgabe, bei Abstimmungen im Kongreß die Haltung der verschiedenen Kongreßmitglieder gegenüber Gesetzen, an denen die Gewerkschaften sich interessiert erklärt haben, zu registrieren und dieses Register gewissenhaft bis zum nächsten Wahlgang des betreffenden Kongreßmitgliedes fortzuführen. Hat dieses nun im großen und ganzen in einem Sinne gestimmt, der von den Gewerkschaften bejaht wird, so empfehlen sie ihren Mitgliedern, für seine Wiederwahl einzutreten. Auch hier wirkt also die Institution der Primärwahlen einer unabhängigen oppositionellen Bewegung entgegen. Denn mißliebige Richter, Gouverneure,

[1]) Eine ausführlichere Schilderung der Lobby findet sich in der Schrift von Edward B. Logan, Lobbying, Annals of the American Academy of Political and Social Science, Philadelphia 1929.

[2]) Vgl. William English Walling, American Labor and American Democracy, New York 1926, p. 126ff., p. 139ff., p. 146ff.

Senatoren usw. kann man beseitigen, indem man in den Primärwahlen gegen sie stimmt[1]).

Dieser Konstellation entspricht es auch, daß die gesamte Sozialgesetzgebung der letzten vierzig Jahre, wie im übrigen auch all jene gesetzgeberischen Maßnahmen, die man als progressive zu bezeichnen gewohnt ist, Bewegungen und Strömungen entsprang, deren Quellen jenseits der politischen Parteien lagen. Ihre Stoßkraft gewann sie aus der Agitation straffer oder loser organisierter Minoritäten, denen es gelang, den beiden großen Parteien Konzessionen abzuzwingen.

Die Lobby stellt demgemäß, ebenso wie die politische Partei, in den Vereinigten Staaten eine notwendige Ergänzung der verfassungsmäßig gegebenen Organisationen außerhalb der Verfassung, jedoch nicht im Gegensatz zu ihr, dar. Der Kampf zwischen den maßgebenden Schichten der herrschenden Klasse um die politische Macht spielt sich infolgedessen ebensosehr innerhalb der Parteien wie zwischen den Lobbies ab.

VII.

Mit der zunehmenden Industrialisierung des Landes, mit der immer engeren und dichteren Verflechtung aller ökonomischen Beziehungen und Verhältnisse hat natürlich auch die Lobby ständig an Bedeutung gewonnen. Und die Konflikte, die sich ursprünglich im wesentlichen im Rahmen der großen Parteien abgespielt haben, sind heute Kampfgebiet für den Aufmarsch der Lobbies geworden. Natürlich klingt in den beiden Parteien noch das Echo der großen historischen Auseinandersetzungen nach, deren Werkzeuge sie gewesen sind. Obwohl für die Bundespolitik eigentlich nur noch eine politische Partei existiert[2]), so muß man doch, um das Kolorit des politischen Lebens in den Vereinigten Staaten zu begreifen, den großen geschichtlichen Konflikt, der in den beiden Parteien zum Austrag gekommen ist

---

[1]) Über die Geschichte unabhängiger Arbeiterparteien in den Vereinigten Staaten orientiert die Schrift von Nathan Fine, Farmer-Labor Parties in the United States, 1828—1928, New York, 1928. Vgl. ferner Stuart Rice, Farmers and Workers in American Politics, New York 1924.

[2]) In einem etwas anderen Sinne ist es auch richtig, daß die Entwicklung auch in den Einzelstaaten und Gemeinden dahin tendiert, oft die Unterschiede zwischen den einzelnen Parteien aufzuheben und auch organisatorisch eine einzige Partei herzustellen. „Die erfolgreiche Maschine oder der erfolgreiche Boß waren oft in der Lage, beide Parteien zu kontrollieren und so ein einheitliches ‚Zweiparteien-System' zu schaffen, innerhalb dessen Parteizwistigkeiten relativ unwesentlich wurden. So wurde, besonders bei lokalen Angelegenheiten, das Zweiparteiensystem tatsächlich zu einer Einheit, wenn man es unter dem Gesichtspunkt der Verfügungsgewalt betrachtet." Merriam, p. 270.

und der heute mehr oder minder als abgeschlossen gelten kann, in seinem Ablauf und in seiner Wirkung auf die Parteien verfolgen[1]).

Die amerikanische Gesellschaft war von der Zeit ihrer Entstehung an in ihrem Klassenaufbau einfacher als die europäische. Wenn auch zweifellos die Behauptung, daß Amerika keinen Feudalismus gekannt hat, unzutreffend ist, so war doch die ganze gesellschaftliche Schichtung der Klassen in den Vereinigten Staaten klarer und übersichtlicher als in den Mutterländern. Infolgedessen sind auch die politischen Probleme, die mit der Entstehung und Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft verbunden sind, in der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten mit größerer Klarheit abgezeichnet und ohne Beimengungen aus vorhergegangenen Geschichtsepochen, welche die Probleme in ihrer Eindeutigkeit verwirren. Das entscheidende Problem, das den Geschichtsablauf in den Vereinigten Staaten seit Begründung der Union bis um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts beherrscht hat, war die Umwandlung einer im wesentlichen agrarisch orientierten Gesellschaft in eine industriell-kapitalistische. Die Eroberung der Farmwirtschaft durch und für den industriellen Kapitalismus war die entscheidende Aufgabe der ersten hundertfünfzig Jahre in der amerikanischen Geschichte. Auf dieser Basis stellte ein Parteisystem wie das europäische mit seiner Vielzahl verschiedener Gruppierungen eine Unmöglichkeit dar. Geschichtlich und politisch möglich waren, von unbedeutenden Abweichungen abgesehen, nur zwei Parteien: die Partei der Eroberung der Agrarwirtschaft für den Kapitalismus und die Partei des Widerstandes, eines Widerstandes aber, der sich im Rahmen des kapitalistischen Systems selbst hielt und der dazu bestimmt war, allzu hastige Beschleunigungen der Umwandlung der Agrarwirtschaft zu verzögern und die daraus resultierenden Erschütterungen auszugleichen.

Dieser Kampf hat heute praktisch sein Ende erreicht, da die städtische Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu der Zeit des ersten Bundeszensus nicht ganz 4% der Gesamtbevölkerung betrug, während sie heute ungefähr 80% umfaßt. Mit dieser grundlegenden Veränderung im Leben der amerikanischen Nation hat sich natürlich auch eine fundamentale Veränderung innerhalb der politischen Parteien vollzogen. Die Demokraten, denen Jefferson, Jackson und zuletzt

[1]) Eine zuverlässige Chronik der Entwicklung der Republikanischen, bzw. der Demokratischen Partei ist in den folgenden Schriften zu finden: Francis Curtis, The Republican Party, 1854—1904. 2 vols, New York 1904. W. S. Myers, The Republican Party: A History, New York, 1928. Frank R. Kent, The Democratic Party: A History, New York, 1928.

noch Bryan das Ideal einer einfachen, auf den selbständigen Farmer basierten Wirtschaft vorangetragen hatten, sind heute aus einer rein agrarischen zu einer Partei der großstädtischen Bevölkerung geworden. Da die Demokraten als Partei des Widerstandes geschichtlich gesehen gezwungen waren, sich immer mit den unterdrückten Schichten der Bevölkerung zu verbinden, so stellten sich die zuletzt gekommenen Gruppen der Einwanderer hinter sie, während diejenigen Einwandererschichten, denen es gelungen war, von den angelsächsischen Herren anerkannt zu werden, sich meistens der Republikanischen Partei anschlossen.

Mit der Tatsache dieses grundlegenden Konfliktes in der amerikanischen Geschichte, der den Angelpunkt zu ihrem Verständnis darstellt, hängt auch zusammen, daß es in den Vereinigten Staaten trotz aller konfessionellen und religiösen Gegensätze nie einen Kirchenkonflikt in politischer Zuspitzung gegeben hat. Obwohl die Kirchen in Amerika eine nicht zu unterschätzende Macht repräsentieren und repräsentiert haben, haben sie nie wie in Europa großen Grundbesitz ihr eigen genannt. Infolgedessen gab es in den Vereinigten Staaten keine reale ökonomische Basis für klerikale und antiklerikale Parteien wie in europäischen Ländern. Auch innerhalb der beiden Parteien konnten kirchliche Konflikte daher nie akut werden. Andere Fragen, die in Europa zum Streitgegenstand der Parteien wurden, sind in den Vereinigten Staaten auf Grund der Verfassung der gesetzgeberischen Beeinflussung durch die Bundesgewalt entzogen. So ist u. a. das Strafrecht und zum großen Teil auch das Zivilrecht, die Arbeitsverhältnisse in den meisten Industrien, Erziehung und Unterricht Domäne der einzelstaatlichen Gesetzgebung geblieben. An solchen Fragen konnte sich also der politische Konflikt in und zwischen den Parteien nicht entzünden, wenigstens soweit es sich um die Bundespolitik in Washington handelte. Der grundlegende Konflikt, der die Geschichte der Vereinigten Staaten durchzieht und den man in stenographischer Abkürzung als den Konflikt zwischen Industrie und Landwirtschaft bezeichnen kann, ist infolgedessen in Amerika nicht durch Probleme verwischt worden, die ihm fremd sind.

Ähnliches gilt noch auf einem anderen Gebiet. Der eigentümliche Charakter der amerikanischen Verfassung hat eine Bürokratie im europäischen Sinne nicht entstehen lassen, ebensowenig wie eine große und einflußreiche Militärkaste mit eigenen abgesonderten Interessen und Auffassungen. Infolgedessen bot sich auch von dieser Seite aus keine Möglichkeit einer anders gearteten Parteienbildung

oder einer Verwischung des grundlegenden historischen Konflikts innerhalb der beiden Parteien selbst.

Es ist bereits festgestellt worden, daß die Demokratische Partei, geschichtlich gesehen, die Partei des Agrarwiderstandes war[1]). Mit der Verlegung des Bevölkerungs-Schwerpunktes vom Land in die Stadt hat sich die gesamte politische Situation, für welche die Demokratische Partei den Rahmen bot, grundlegend verändert. Da die Gründer der Partei im wesentlichen Plantagenbesitzer aus den Südstaaten waren, hat die Partei auch heute noch in diesen Teilen des Landes eine bislang nicht erschütterte Majorität. Als Partei der Sklavenbesitzer waren die Demokraten auch die Partei der Niederhaltung der Neger. Aber auch in dieser Beziehung hat die Entscheidung, die im grundlegenden Konflikt zwischen Kapitalismus und Landwirtschaft gefallen ist, die scheinbar so festgefügten Verhältnisse und Beziehungen zu verändern begonnen. Eine Industrialisierung der Südstaaten hat eingesetzt, welche auf der einen Seite die endgültige Auflösung der Klasse der Plantagenbesitzer bedeutet, auf der andern eine Emigration der Neger aus den Baumwollbezirken des Südens in die industriellen des Nordens. Diese Wanderungsbewegung bewirkte politisch eine Stärkung der Republikaner, da der Negerwähler aus Tradition für die Partei der Sklavenbefreier, die Republikaner, stimmt.

Diese Industrialisierung der Südstaaten hat aber für die Demokratische Partei noch eine weitere Folge. Als Partei des Agrarwiderstandes waren die Demokraten traditionell eine Anti-Hochschutzzollpartei. Die wachsende Industrialisierung im Süden, die Entstehung von Eisen- und Textilindustrien in den Südstaaten, führt aber notwendigerweise zu einer Stärkung der Hochschutzzoll-Stimmung bei den Demokraten. Dem läuft eine andere Tendenz entgegen: da in den nördlichen zum größten Teil demokratischen Großstädten der Kapitalexport eine immer stärkere Bedeutung angenommen hat, ergibt sich aus den schutzzollfeindlichen Interessen dieser Gruppen eine Strömung im Rahmen der Demokratischen Partei, die sich auf den Abbau des Hochschutzzolls richtet, in

[1]) Neben der Demokratischen Partei sind jedoch in der amerikanischen Geschichte immer wieder Gruppen und Organisationen aufgetreten, die auch programmatisch die Lebensinteressen der Farmwirtschaft zu ihrem Ausgangspunkt nahmen. Besonders reich an Bewegungen und Organisationen dieser Art ist die Zeit zwischen Bürgerkrieg und der Jahrhundertwende. Eine gute Darstellung dieser Periode unter materialistischen Gesichtspunkten hat John D. Hicks in seinem Buch: The Populist Revolt, Minneapolis 1932, gegeben.

Übereinstimmung mit den Traditionen der Partei, aber gegen ihren eigentlichen Sinn. Diese Strömung wird noch dadurch unterstützt, daß in den letzten Jahrzehnten das spezifische Gewicht von Industrien gestiegen ist, die durch den Schutzzoll nicht tangiert werden und die zum großen Teil ebenfalls in demokratischen Bezirken entstanden sind. Die großen Public Utility-Gesellschaften sind das beste Beispiel dafür.

Die zunehmende Konzentration des Kapitals, die Verdrängung des kleinen und mittleren Unternehmers aus der Industrie, die Ersetzung des Einzelhändlers und Kaufmanns durch den Kettenladen, das Warenhaus, das Einheitspreisgeschäft, die Proletarisierung der unteren und mittleren Angestelltenschichten, alle diese mit unheimlicher Wucht und Schnelligkeit sich durchsetzenden Prozesse haben die Mittelschichten aufgerieben, welche in den Städten mit zu den entscheidenden Wählermassen der Demokratischen Partei gehört haben. Damit werden gerade die Schichten zerstört, welche der Partei den Kampf um die Anti-Trustgesetzgebung aufgezwungen hatten. Die Partei hört infolgedessen graduell auf, die Partei des Kampfes gegen die Trusts zu sein.

Ein ähnlicher Prozeß hat ihr eine andere soziale Antriebskraft entzogen, den kleinen und unabhängigen Farmer, der traditionell das Kraftreservoir für fortschrittliche demokratische Bewegungen in den Vereinigten Staaten dargestellt hat. Mit der definitiven sozialen und ökonomischen Niederlage des unabhängigen Farmers ist der Kampf zwischen Kapitalismus und Landwirtschaft zu einem Abschluß gekommen, zu einem Abschluß allerdings, der selbst wiederum die Existenzgrundlage des amerikanischen Kapitalismus in Frage stellt. Rein ökonomisch gesehen wäre ein Kapitalismus in den Vereinigten Staaten vorstellbar, der sich die Farmer ebenso wie die städtischen Mittelschichten eingegliedert hätte. Politisch gesehen würde aber das Gleichgewicht eines solchen Systems durch Anstöße der geringfügigsten Art gestört werden können. „In einem Augenblick kapitalistischer Krise würde eine aus Pächtern und Landarbeitern bestehende Farmerbevölkerung, der in den Städten eine Bevölkerung von großkapitalistischen Angestellten und Arbeitern gegenübersteht, nur eine armselige Grundlage für die Institution des Privateigentums abgeben“ [1]).

Als Partei des Agrarwiderstandes waren die Demokraten traditionell die Partei, welche die Rechte der Einzelstaaten gegenüber

[1]) Lawrence Dennis, Is Capitalism Doomed? New York 1932, p. 146.

denen des Bundes vertreten hat. Auch in dieser Beziehung ist jetzt eine grundlegende Wandlung eingetreten. Die Zentralgewalt hat gegenüber den Einzelstaaten eine außerordentliche Stärkung erfahren und das aus vielen Gründen: einmal hat seit der Jahrhundertwende eine mit Riesenschritten fortschreitende Konzentration und Zentralisation des Kapitals eingesetzt, welche die Grenzen der Einzelstaaten verwischt und aufgehoben hat. Ferner hat der Kapitalexport die außenpolitische Rolle der Bundesgewalt den innenpolitischen Funktionen der Einzelstaaten gegenüber akzentuiert. Und schließlich haben sich auch die ökonomischen Aufgaben des Staates im Innern immer mehr erweitert und so die Zentralisierung der Bundesgewalt in Washington gefördert. Infolgedessen hat auch diese Frage aufgehört, ein eigentlicher Konfliktsgegenstand zu sein. Sie ist eine historische Erinnerung, die als Tradition im Leben der Partei lebendig geblieben ist, wenn sie auch die ursprüngliche Parteidifferenzierung in den Vereinigten Staaten ebensowenig wie irgendeines der anderen eben kurz zitierten Fundamentalprobleme der politischen Entwicklung verursacht und bestimmt hat.

Zur Soziologie des mechanistischen Weltbildes[1]).

Von

Franz Borkenau (Wien).

Von etwa 1620 an vollzieht sich im Denken der entwickeltsten europäischen Nationen (Frankreich, Italien, Holland, England) eine tiefgreifende Umwälzung, die ihren prägnantesten Ausdruck in der Entstehung der neuen philosophischen Schulen von Descartes, Gassendi und Hobbes findet. Die Erneuerung der Philosophie bedeutet an diesem Wendepunkt der Denkgeschichte jedoch nicht vor allem eine Veränderung der spezifisch metaphysischen Denkinhalte über Gott, Seele, Unsterblichkeit, obwohl die Umwälzung des Denkens auch diese Themen mitbetrifft. Zentral ist für die ganze „moderne" Philosophenschule dieser Zeit die Konstituierung einer neuen Auffassung von der Natur und — für einige unmittelbar, für alle implizit — auch von der menschlichen Gesellschaft. Die vollkommene Umwälzung der Erkenntnistheorie, welche die philosophischen Systeme dieser Zeit von der vorhergehenden Periode scharf abhebt, dient eben der Grundlegung der neuen Kategorien der Natur- und Gesellschaftswissenschaft. Daher ist auch die Bedeutung der großen Staatsrechtler wie Althusius und Grotius, der großen Naturforscher wie Galilei, Fermat, Huyghens, Harvey, Pascal für die Entstehung der neuen Weltanschauung nicht geringer als die der eigentlichen Philosophen. In dem Entstehungsprozeß des modernen Denkens gibt es — im schärfsten Gegensatz zu seiner weiteren Ausbildung — keine Grenze zwischen Metaphysik und Erkenntnistheorie einerseits, Physik und Soziallehre andererseits.

I. Mathematisch-mechanistisches Weltbild und Manufaktur.

Die neue Denkform läßt sich am besten als das mathematisch-mechanistische Weltbild definieren; es ist mechanistisch, insofern

[1]) Das Folgende sind Gedankengänge aus einem Buch, das demnächst in der Schriftenreihe des Instituts für Sozialforschung unter dem Titel „Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild" erscheinen wird. In der vorliegenden verkürzten Darstellung mußte auf alles Beweismaterial und auf die Aufzeigung zahlreicher Zwischenglieder des gesellschaftlichen Zusammenhanges verzichtet werden.

alles Geschehen letzthin auf Bewegungen qualitativ gleichartiger Körper und auf Bewegungsübertragung innerhalb einer raum-zeitlichen Kontinuität zurückgeführt wird — anders als in der folgenden Periode, deren Physik auf der Annahme von Fernkräften und der Wiedereinführung besonderer Qualitäten beruht; es ist mathematisch, insofern Wissenschaftlichkeit und Gewißheit nur der Beweisform der euklidischen Geometrie und ihren Nachbildern zuerkannt wird und insofern die Tendenz besteht, das als eine Summe von Bewegungsübertragungen gefaßte Geschehen vermittels eines Bündels linearer Gleichungen auszudrücken. Das mathematisch-mechanistische Denken ist mit der Rolle der Manufaktur im Produktionsprozeß untrennbar verknüpft. Jedoch ist der Zusammenhang zwischen Naturwissenschaft und industrieller Produktion in der Manufakturperiode ein ganz anderer als in der Periode der großen Industrie. Während in dieser die Wissenschaft eine der mächtigsten Produktivkräfte darstellt, ist der technische Nutzen der Naturwissenschaft in der Manufakturperiode gleich null gewesen. Die Manufaktur als systematische Reduktion der Arbeit auf die primitivsten handwerklichen Prozesse, als arbeitszerlegender handwerklicher Großbetrieb, bedarf keiner Naturwissenschaft und vermag sie nicht zu nutzen; von allen Jahrhunderten der neueren Geschichte ist das 17. bei weitem das ärmste an technischen Erfindungen, seine Naturwissenschaft am reinsten abstrakte Theorie. Innerhalb ihrer spielt die Manufaktur vor allem die Rolle eines Vorbildes, insofern der manufakturelle Produktionsprozeß durch weitgehendste Abstraktion von allem Qualitativen charakterisiert ist. Die extreme Arbeitszerlegung schafft einerseits ein abstraktes allgemeines Arbeitssubstrat, dessen chemische und sonstige Qualitäten möglichst ignoriert werden, das nur als Stoff an sich, als reine Materie in Betracht kommen soll, anderseits den vollständig unqualifizierten Arbeiter, der nur als Arbeitskraft an sich in Betracht kommt, dessen Tätigkeit abstrakte Arbeit, reine physikalische Bewegung ist. Der größte Klassiker der Physik der Manufakturperiode, Galilei, behandelt in seiner Hauptschrift, den „Discorsi", eben die Gesetze dieser abstrakten Arbeit. Die wissenschaftlichen Fragestellungen der Zeit gehen jedoch über eine bloße Untersuchung der manufakturellen Technik weit hinaus. Die Träger des neuen Weltbildes wollen alles Geschehen nach Analogie eines manufakturellen Arbeitsprozesses erklären. Manche von ihnen begnügen sich auch damit nicht, sondern versuchen, über die Probleme der Dynamik hinauszugehen und das Weltgeschehen rein logisch-mathematisch zu

fassen. Diese Verallgemeinerung der von der Manufaktur ausgehenden Fragestellungen über den Bereich des gesamten menschlichen Wissens ist nicht aus den Bedürfnissen des technischen Produktionsprozesses, sondern aus den Klassenkämpfen zu erklären, die sich an das Emporkommen der neuen Produktionsweise knüpfen.

II. Der Naturgesetzbegriff.

Welche Rolle spielt nun die Verallgemeinerung der manufakturellen Anschauungsweise in den Klassenkämpfen, die die Entstehung der kapitalistischen Gesellschaft herbeiführen? Das ergibt sich am besten aus einer Untersuchung der Vorgeschichte der mechanistischen Naturauffassung. Diese soll an einer geschichtlichen Darstellung der Entwicklung des Begriffes „Naturgesetz" durchgeführt werden; die geeignete Methode hierzu ist die Geschichte der Wortbedeutung des Terminus „lex naturalis". Denn in diesem Terminus verbindet sich vom 13. Jahrhundert ab unmittelbar die Idee der gesellschaftlichen Ordnung mit der Vorstellung von der Naturordnung.

In der neueren Geschichte wird dieser Begriff zum erstenmal bei Thomas von Aquino und seinen Vorläufern Bonaventura und Alexander von Hales (im Zusammenhang mit der Rezeption des Aristotelismus) zum Gegenstand systematischer Erörterung. Der Übergang von der erbständischen zur berufsständischen Gesellschaft führt den Übergang von härtester Askese zu einer relativ weltoffenen Haltung mit sich. Der neue Begriff der „lex naturalis" ist der wichtigste Ausdruck dieser Wendung. Denn er verknüpft die Begriffe „lex" und „natura", die bis dahin sich als das Prinzip des göttlichen Guten und des fleischlichen Bösen in unüberbrückbarer Feindschaft gegenüberstanden. Während für Augustin und das ganze frühe Mittelalter das göttliche Gesetz ein dem Menschen von außen aufgezwungenes Gebot ist, ist es für Thomas der Ausdruck der allgemeinen natürlichen Neigungen des Menschen, einer natürlichen Harmonie seiner physischen Bestandteile und seiner psychischen Bestrebungen, welche freilich nur in einer wohlgeordneten Gesellschaft zu ihrem Rechte kommen können. Um diese in Funktion zu bringen und zu halten, bedarf es erkennender Vernunft, die das im Menschen bloß latent angelegte göttliche Gesetz in Wirksamkeit setzt. Dabei wird, entsprechend der Thomas als „natürlich" geltenden feudalen Gesellschaftsordnung, angenommen, daß die Natur und also das Naturgesetz der verschiedenen Stände verschieden sei. Der Begriff der „lex

naturalis" bei Thomas dient der Apologie der berufsständischen Gesellschaft, der Polemik gegen die Lehre vom „irdischen Jammertal", der Lobpreisung des Menschen, der fähig ist, Gottes Werke zu verwirklichen, der Lehre von der Übereinstimmung von Trieb und moralischer Norm. Das Naturgesetz gilt eigentlich bloß für die menschliche Gesellschaft, nur im übertragenen Sinn für die außermenschliche Natur.

Mit dem Verfall der feudal-traditionalistischen Gesellschaftsordnung ändert sich die Auffassung vom Menschen, zerreißt der unmittelbare Zusammenhang zwischen dem Begriff des Naturgesetzes und der Auffassung von der Gesellschaft, schieben sich zwischen Soziallehre und Naturbild immer zahlreichere Mittelglieder ein. Die veränderte Bewertung der Menschennatur führt schrittweise zur reformatorischen Anthropologie. Erschien Thomas der Mensch als von Natur aus mit allen Forderungen der Sitte und der Sittlichkeit übereinstimmend, so gilt er nun inmitten des Verfalls der ständischen Traditionen als ein schlechthin böses Wesen, unfähig, sein eigenes Heil zu wirken, auf die göttliche Gnade bedingungslos angewiesen. In solcher Situation wird das Problem der Ordnung in verdoppelter Schärfe aktuell. Konnte Thomas die Ordnung des Kosmos unmittelbar aus der evidenten Ordnung des menschlichen Daseins ableiten, so muß nunmehr eine Deutung des Weltalls herbeibemüht werden, um den Glauben an die Möglichkeit der Harmonie im Menschenleben aufrechtzuerhalten, die in der erscheinenden Wirklichkeit des gesellschaftlichen Lebens nicht mehr aufweisbar ist. Bei Nikolaus Cusanus als dem ersten Denker, der das Problem der Weltharmonie konsequent gestellt hat, kündigen sich so die Grundprobleme der modernen Philosophie an. In der Erscheinung ist die Welt ein Reich der Unruhe, das nicht verstanden werden kann. Diesem Reich der Erscheinung wird ein Reich des Wesens gegenübergestellt, in dem Harmonie und Ordnung herrschen. Dieses Wesen ist unseren irdischen Kräften nicht voll zugänglich, deus absconditus. Aber seine Spuren finden sich überall, einerseits in der „lex naturalis", die zwar nicht mehr ein Ausdruck der natürlichen Triebkonstitution des Menschen ist, die er aber als Gewissen von Gott eingepflanzt in seinem Herzen trägt; anderseits in der „lex naturalis" der ewigen Beständigkeit schöner Ordnung in der Natur, die einen allgütigen Schöpfer anzeigt. So wird die Gewißheit der Wesenhaftigkeit des moralischen Naturgesetzes, die aus dem verderbten Menschenleben nicht mehr gewonnen werden kann, der Natur abgezwungen, die sich zu diesem Zwecke eine bewußte Deutung in mathematischen Maßen, nach Art des Neupythagoreismus,

gefallen lassen muß. Die Trennung des physischen vom moralischen Naturgesetz führt dazu, daß das gesellschaftliche Leben nur noch aus den Gesetzen der äußeren Natur deduktiv oder analogisch verstanden werden kann, während Thomas gerade umgekehrt die Natur aus den Zwecken des Menschenlebens erklären will. In der entstehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung erscheinen die gesellschaftlichen Ordnungen dem Menschen nicht mehr, wie im feudalen Traditionalismus, als seine angeborene „Natur“ und noch nicht, wie in der sozialistischen Lehre, als sein Produkt. Wie alles gesellschaftliche Geschehen im Kapitalismus, erscheinen ihm seine Taten als ein ihm von außen kommendes Schicksal, das also jeder anthropozentrisch-finalen Deutung verschlossen ist.

Cusanus vertritt eine gesellschaftliche Gruppe, die innerhalb der Auflösung des Feudalismus eine harmonische Gesellschaftsordnung durch Herrschaft einer „weisen“ Oligarchie aufrechtzuerhalten strebt. Seine harmonistische Deutung des Weltalls ist wertlos für jene Schichten, die durch den Zersetzungsprozeß des Feudalismus aus ihrer traditionalistischen Lebensform geworfen worden sind, dadurch aber nicht neue Möglichkeiten der Herrschaft bekommen haben, sondern sich der Notwendigkeit eines qualvollen Anpassungsprozesses an die Bedingungen des Geldkapitalismus gegenübersehen. Für die vom Untergang bedrohten Kleinadeligen, Zunfthandwerker und Intellektuellen, deren Wortführer Calvin ist, bedeutet die Zerstörung der „natürlichen“ feudalen Gesellschaftsordnung das Fehlen jeder Ordnung überhaupt. Der Zusammenhang zwischen der Auffassung der Natur und der Bewertung des moralischen Charakters des Menschen ist nirgends so deutlich wie bei Calvin. Zwar leugnet er nicht das Vorhandensein eines moralischen Naturgesetzes und einer göttlichen Weltordnung, aber in der abgründigen Verderbtheit, die dem Sündenfall gefolgt ist, sind beide dem Menschen unerkennbar geworden. Das Gewissen hat nur den Zweck, den Menschen vor sich selber anzuklagen, ohne daß ihm doch irgendein Weg zum Guten offenstünde. Jetzt ist es voller Ernst mit dem deus absconditus. Da der Mensch durch und durch böse ist, könnte eine Weltordnung nur ein Reich des Teufels sein; gesetzliche Regelmäßigkeit oder schöne Harmonie der Natur zu behaupten, erklärt Calvin daher ausdrücklich für blasphemisch. Er leugnet das moralische wie das physische Naturgesetz.

Die herrschende geldkapitalistische Schicht versucht, sich den Konsequenzen des Calvinschen Pessimismus zu entziehen. Dieser ist

jedoch in der Periode des Geldkapitalismus die einzige konsequente Weltansicht, da der Feudalismus nicht mehr besteht und die kapitalistischen Lebensformen die Massen noch nicht durchdrungen haben, so daß die gesellschaftliche Wirklichkeit als bloße Herrschaft zerstörender Mächte erscheinen muß. Die Ideologie des Geldkapitals, die Philosophie der Renaissance, ist daher gezwungen, in ihren apologetischen Bemühungen auf jede Sinndeutung der Gesellschaft zu verzichten und ihre harmonistischen Theorien rein vom Standpunkt des vollkommenen Individuums zu begründen, nähert sich aber trotzdem immer mehr der Calvinschen Haltung.

Die erste Etappe auf diesem Wege stellt die Philosophie Ficinos dar; er stellt das Problem der menschlichen Seele in den Mittelpunkt. Unwiderstehlich treiben die „Appetite" die Seele zu sinnloser Bewegung. Das ist ihre „fatalis lex". Aber während die erscheinende Bewegung sinnlos ist, hat sie gleichzeitig eine wesenhafte Bedeutung. Im Kreislauf zahlreicher, durch Seelenwanderung verbundener Erdenleben durchläuft sie alle Objekte der Begierde, um sich von allen zu befreien; so läuft sie im Kreis um Gott, um schließlich in ihn zu fallen. Bei Ficino stehen die Calvin vorwegnehmende Lehre von der vollen Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins und die harmonistische Wesensphilosophie unvermittelt nebeneinander. Um so stärkerer Akzent fällt auf eine harmonistische Naturdeutung. Um dem Kreislauf der Seelen Glaubhaftigkeit zu verleihen, konstruiert Ficino die ganze physische und geistige Welt als ein System von Kreisen. Diese Auffassung der Natur als eines harmonischen Systems von Kreisen, der edelsten der Kurven, hat die Naturwissenschaft der Renaissance entscheidend bestimmt. Die statische Ordnung der Gesellschaft, Grundanschauung des Hochmittelalters, hatte wenigstens die Entstehung einer wissenschaftlichen Statik ermöglicht, während jede Art von Dynamik dem Mittelalter verschlossen blieb. Nun tritt die Bemühung um eine Dynamik der Kreisbewegungen in den Vordergrund und mit ihr die Physik der Himmelskörper als reinste Darstellung dieser Dynamik. Diese Aufgabe hat Kopernikus gelöst. Während dem hohen Mittelalter alles daran lag, den Menschen als die Krone der Schöpfung, die Spitze der hierarchischen Ordnung der Welt, die Erde also als deren Mittelpunkt aufzufassen, wogegen es nichts bedeutete, daß die gequälten ptolemäischen Epicyklen aller schönen Einfachheit bar waren, gelten jetzt die Seelen der Himmelskörper als edler denn die Menschenseelen — entsprechend der pessimistischen Bewertung des Menschen und der Superiorität der Natur

über die Gesellschaft. Dagegen steht der Gesichtspunkt der Harmonie in der Natur über allen anderen. Kopernikus bezeichnet ausdrücklich als Motiv seiner Ablehnung des ptolemäischen Systems die Unmöglichkeit, mit seiner Hilfe das Weltall einfach und harmonisch zu konstruieren.

Kommt bei Ficino die entscheidende Rolle des aller sozialen Schranken ledigen vollentwickelten Individuums nur indirekt in seiner rein anthropologischen, asozialen Fragestellung zur Geltung, so stellt es Ludovico Vives ausdrücklich in den Mittelpunkt. Für ihn besteht weder eine finale noch eine harmonistische Weltordnung. Sinn, Trieb, lex naturalis des Weltgeschehens ist für ihn die Vollkommenheit jeder Art in ihren vollkommensten Individuen. Die Einheit von Trieb und Norm scheint wiederhergestellt, jedoch auf vollkommen naturalistischer Grundlage. Von hier aus eröffnet sich ein weites, von den Naturgeschichtlern der Spätrenaissance reichlich bebautes Feld empirischer Naturforschung. Sie gilt der Feststellung des besonderen Verhaltens jeder Spezies, wobei der Begriff des Funktionszweckes der Organe für das Individuum umfassende Anwendung findet. Die Fragestellung dieser Empiriker ist durchaus vitalistisch, Probleme der Mechanik tauchen in ihrem Kreis nicht auf. Wohl aber tritt für Vives und seine Nachfolger die Erkenntnistheorie als selbständiges Problem in den Gesichtskreis. Denn wenn alles mittelalterliche Weltverständnis von einer scheinbar evidenten „Natürlichkeit" des menschlichen Wesens und seiner Strebungen ausging, so ist in Vives' Naturalismus die Überlegenheit der Natur über den Menschen endgültig verfestigt, die Lehre vom Menschen ein Bestandteil der Lehre von der äußeren Natur. Und nun wird das bisher Selbstverständliche zum Problem: Wie können wir der Adäquatheit unseres Wissens von der Außenwelt gewiß sein? Dabei erweist sich die Erkenntnistheorie als Abbild der Metaphysik. Wer die Erkennbarkeit ewiger Ordnungen in der Natur behauptet, muß das Vorhandensein ewiger evidenter Erkenntnisse der menschlichen ratio behaupten. Und umgekehrt: wer, wie Vives, ein Bereich der Gesetzlichkeit und eines des Zufalls lehrt, muß ein Bereich der ewigen ratio und eines der schwankenden opinio behaupten. Die Erkenntnistheorie, scheinbar eine Voraussetzung, ist eine Folge der gesellschaftlich bedingten Anschauung von der Weltordnung.

Dem Begriff der „lex naturalis" bei Vives fehlt in Wahrheit seine vorgebliche Eindeutigkeit. Denn welches Individuum innerhalb

einer Art als vollkommen gelten soll, dafür gibt es kein Kriterium. In Vives' Anthropologie ist der Begriff der Norm faktisch verschwunden. Nach ihm verschwindet der Begriff der „lex naturalis" aus der Theorie. Wie im Staatsrecht an Stelle der Lehre vom Naturgesetz die Theorie des Gottesgnadentums tritt, so treten bei den Naturphilosophen seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, vor allem bei Bodin und Campanella, an Stelle des eine Regelmäßigkeit bezeichnenden Naturgesetzbegriffes Begriffe wie fatum, fortuna, providentia, die die Zufälligkeit alles Geschehens, zunächst des menschlichen und dann alles Naturgeschehens überhaupt, ausdrücken. Den Gipfelpunkt dieser Entwicklung stellt das novum organon Bacons dar. Die Baconsche Naturphilosophie ist eine einzige Aufforderung, die Frage der Normen aus der Naturbetrachtung auszuschalten und die Illusion einer einheitlichen, allgemeinen Gesetzmäßigkeit aufzugeben. Bezeichnet in dieser Hinsicht Bacon nicht einen Anfang, sondern den Endpunkt einer jahrhundertelangen Entwicklung, so bringt er der Naturwissenschaft als neues Element die systematische Energie einer praktisch-industriellen Zielsetzung. Das Geldkapital vollzieht seinen Übergang in die Sphäre der Produktion. Aber Bacons Forschen ist unfruchtbar geblieben. Seine angeblich reine Empirie hat nichts zutage gefördert als ein Kunterbunt von Kategorien der Renaissancewissenschaft. Das neue mechanistische Weltbild konnte er nicht schaffen, vielmehr entstand es gerade aus einer Wiederherstellung der engsten Verbundenheit zwischen der moralischen und der physischen „lex naturalis", die auf der Verallgemeinerung der aus der Manufaktur geschöpften Methoden der Naturbetrachtung beruhte.

III. Naturrecht und Gesellschaftsvertrag.

Eine der wichtigsten Vermittlungen zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Naturgesetzbegriff ist die Umwandlung der Staatslehre, die aus dem Siege des fürstlichen Absolutismus zu Beginn des 16. Jahrhunderts und aus den frühbürgerlichen Revolutionen (Aufstand der Niederlande, Hugenottenkriege, Grand revolution) erfolgt. Macchiavell ist der erste Denker, der konsequent von den Daseinsbedingungen des fürstlichen Absolutismus ausgeht. Zwar ist dieser nicht sein Ideal, im Gegenteil verherrlicht er die mittelalterliche Städtefreiheit, aber er akzeptiert die Tyrannis als unvermeidliche Tatsache und entwickelt die technischen Bedingungen, unter denen sie funktionieren kann. Hierbei ergibt sich sogleich der enge Zusammenhang der neuen Staatsform mit einer neuen Auf-

fassung vom menschlichen Wesen und von der Sittlichkeit. Indem Macchiavell in dem Entwurfe seiner Politik von allen moralischen Bestimmungen des Staates radikal absieht, leugnet er implizit die reale Bedeutsamkeit des Naturgesetzes im gesellschaftlichen Leben; ohne es ausdrücklich auszusprechen, geht er von der Voraussetzung aus, daß die Menschen einander natürlicherweise feind sind. Absolutismus und pessimistische Anthropologie gehören seitdem untrennbar zusammen. Die Reformation hat diesen Zusammenhang ausdrücklich ausgesprochen. Sie begründet die Lehre von der Herrschaft der Obrigkeit von Gottes Gnaden mit der Notwendigkeit, den von Natur bösen Menschen mit Gewalt zu bändigen. Für naturrechtliche Ansprüche der Individuen bleibt hier kein Raum.

Jedoch erst durch Bodin wird der Absolutismus im Begriff der Souveränität zum Bestand des Staatsrechts im engeren Sinne. Bodin ist zur juristischen Fassung der Tatsache des Absolutismus durch die Unmöglichkeit seiner theologischen Begründung gezwungen; dies ergibt sich aus der Stellung der royalistischen Mittelpartei in den Hugenottenkriegen, die dem religiösen Fanatismus sowohl der Calviner als der Liguisten den religiös toleranten, auf das innerweltliche Wohl der Untertanen bedachten legitimen bourbonischen Absolutismus entgegenstellt. Bodin vermag jedoch die innerweltliche Begründung der Souveränität nicht zu Ende zu führen, da der innerweltliche Zweck des Absolutismus nur die Wahrung von Leben, Eigentum, Glauben und Wohl der Untertanen sein kann; eben an diese Menschenrechte darf jedoch der Absolutismus nicht gebunden werden, da er sonst aufhörte, absolut zu sein. Bodin muß daher die Souveränität als angebliche empirische Tatsache einfach hinstellen und gewaltsam in alle bestehenden Verfassungen hineindeuten, sowie sie metaphysisch durch Analogien in der Weltordnung (Gottesherrschaft, Patriarchat usw.) stützen. Aber ebensowenig wie Bodin die Souveränität, können seine Gegner, die calvinischen und jesuitischen Monarchomachen, die Menschenrechte in einer systematischen Konstruktion der Gesellschaft begründen. Gegen die „macchiavellistischen" Greuel der Bartholomäusnacht stellen sie das Recht des Individuums auf seine Existenz, seine Sicherheit, seinen Gottesglauben und seine durch unaufhebbare Rechte garantierten ständischen Ansprüche, und sie sprechen den Untertanen das Recht zu, den Herrscher, der diese Voraussetzungen seiner Herrschaft mißachtet, als Tyrannen zu beseitigen. Hier argumentieren sie jedoch bloß als in ihren Rechten bedrohte Minderheit, sie versuchen gar nicht, diese Rechte, die für

sie einfache Gegebenheiten sind, als notwendige Elemente einer sittlichen Gesellschaftsordnung aufzuzeigen. Die Menschenrechte sind ihnen nicht mehr Bestandteile eines die Gesamtgesellschaft organisierenden Naturgesetzes, sondern bloßes subjektives Naturrecht.

Althusius, der Ideologe des demokratischen Cäsarismus der Oranier (Professor an der Nassauisch-Oranischen Landesuniversität Herborn-Siegen), versucht den Gegensatz zwischen Souveränität und Menschenrechten zu überwinden. Er ist nicht, wie Gierke behauptet hat, Theoretiker einer abstrakten Demokratie, vielmehr scharfer Vertreter des fürstlichen Absolutismus. Die Volkssouveränität dient in seinem System nur dazu, dem Erwählten des Volkes eine möglichst absolute Macht zu vindizieren; der vom Volke eingesetzte Souverän ist normalerweise unabsetzbar. Aber zum Unterschied von Bodin vertritt Althusius nicht eine legitime, sondern eine revolutionäre Herrschermacht, die ihr Recht nur der unmittelbaren Einsetzung durch das Volk verdanken kann. Es geht ihm um die zur Durchsetzung modern-bürgerlicher Verhältnisse geschaffene revolutionäre Diktatur mit monarchischer Spitze. Um die Absolutheit des Herrschers gegenüber allen gesellschaftlichen Verhältnissen sicherzustellen, muß er einerseits die Souveränität für eine notwendige Eigenschaft der Staatsgewalt erklären, andererseits Staat und Gesellschaft identifizieren. Denn ohne diese Idendifikation bliebe ja dem gesellschaftlichen Leben ein Bereich unaufhebbarer individueller Freiheitsrechte, die der Souverän nicht antasten dürfte. Gehört aber der souveräne Staat untrennbar zur Gesellschaft, verdankt andererseits der Souverän sein Recht einem Vertrage, dann muß die Gesellschaft selbst Produkt eines Vertrages sein. Die so von Althusius begründete Lehre vom Gesellschaftsvertrag zieht die letzten Konsequenzen aus der Antinomie von Souveränität und moralischem Naturgesetz. Bei Althusius wird das Naturgesetz in einem solchen Grade geleugnet, daß alle Verhältnisse des menschlichen Lebens aus vertraglicher Satzung, d. h. aus der Willkür der Individuen abgeleitet werden. Von hier aus öffnet sich der Weg zu der soziologischen Staatslehre des Hobbes. Althusius vermeidet die letzten Konsequenzen Hobbes', dem er im übrigen äußerst nahe steht, nur durch den einzigen naturrechtlichen Rest seines Systems, die Heiligkeit der Verträge. Sie ergibt sich aus der calvinischen Begründung seines Standpunktes. Althusius' Gegenspieler Grotius, den man mit Unrecht für den Begründer der modernen Staatslehre gehalten hat, versucht als Ideologe einer ständischen

Schicht, des holländischen Städtepatriziats, in Anknüpfung an die Scholastik ein objektives Naturgesetz festzuhalten, das der Staatsmacht Schranken setzt und aus dem er die Unaufhebbarkeit erworbener ständischer Rechte ableitet.

IV. Neue Theologie und neue Anthropologie.

Die Lehre von der Souveränität und vom Gesellschaftsvertrag setzt also eine pessimistische Anthropologie voraus. Sie wird daher konsequent nur innerhalb des Protestantismus entwickelt. Umgekehrt entwickelt sich im katholischen Kulturkreis die philosophische Problematik an der dort festgehaltenen Voraussetzung von der Güte und Erlösungsfähigkeit des Menschen, die mit den gegebenen Tatsachen der Zersetzung der feudalen Gesellschaftsordnung und der durch den kapitalistischen Arbeitsprozeß geforderten „innerweltlichen Askese" in Einklang gebracht werden muß.

Die anthropologischen Probleme kennt auch der Calvinismus, aber sie haben bei ihm keine philosophische Tragweite, weil er sie vermittels eines widerspruchsfreien Pessimismus löst. Der Calvinismus ist der wichtigste Nährboden kapitalistischen Geistes geworden. Zwar ist er selbst nicht ein Produkt des kapitalistischen Arbeitsprozesses, aber ein Produkt der Anpassung an den Einbruch des Geldkapitals in die traditionalistische Wirtschaft vermittels innerweltlicher Askese, die den Weg zum kapitalistischen Arbeitsprozeß öffnet. Hierbei scheint uns, im Gegensatz zu Max Weber, das Bewährungsdogma von geringerer Bedeutung als die Lehre von der abgründigen Verderbtheit des Menschen, die im Calvinismus nicht wie im Luthertum durch die Möglichkeit der Erlösung im Glauben abgeschwächt ist. Diese Lehre wird dann so gewendet, daß jede Verschönerung dieses verderbten Lebens als Teufelsdienst gilt. Daraus ergibt sich die innerweltliche Askese von selbst. Der Gott, der diese Welt beherrscht — ohne seine Existenz, sein ausdrückliches Gebot könnte aus der Verderbtheit der Welt nur ein Leben ohne moralische Schranke folgen —, kann nur ein deus absconditus sein. Letzten Endes ist die innerweltliche Askese irrationalistisch fundiert. Aber gerade darum ist dem Calvinismus das Problem erspart, die Sinnentleerung des kapitalistischen Daseins und den Krieg aller gegen alle mit irgendeinem Ideal vom Guten und Schönen in Einklang zu bringen. Vielmehr nimmt er sie als Tatsache hin.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist der Calvinismus zur Konfession von Bankiers, Manufakturbourgeois und industriellen Arbeitern ge-

worden. Die adeligen Schichten scheiden aus. Unannehmbar ist er auch für die Zwischenschicht der Gentry, des Amtsadels, die in Holland wie in England und Frankreich aus feudalen und bürgerlichen Elementen zusammengewachsen ist, vermöge ihres Reichtums die Ämter erobert und ständische Erblichkeit erlangt hat. In Frankreich erscheint diese Schicht als Noblesse de robe, konsolidiert sich während der Bürgerkriege, setzt im Jahre 1604 die Erblichkeit der Ämter durch, ist seitdem die einzige von der Krone dauernd relativ unabhängige Klasse und der Hauptträger der modernen Strömungen im geistigen Leben. An das Ideal eines ständisch edlen Lebens gebunden, weist sie den calvinischen Pessimismus von sich. Träger der Bewegung der „Politiciens", Hauptverteidiger des aufkommenden Absolutismus in seinen ersten Stadien, ist sie der feudalen Staatslehre wie dem Ultramontanismus feindlich.

Die erste ideologische Form, die sie sich gibt, ist der neue Stoizismus von Lipsius und du Vair, den die Corneilleschen Dramen verherrlichen. Ihnen erscheint das gesellschaftliche Leben im Bürgerkrieg als sinnloses Fatum, als ein grundsätzlich Leid bringendes Gehandeltwerden der Menschen von außen, in dem alle bösen Kräfte walten. In der Beurteilung der Realität weichen sie von den Calvinern nicht ab, aber sie stellen diesem Fatum die Ataraxie einer gefaßten Seele gegenüber, die sich den Weltlauf nicht anfechten läßt. Daher lehren sie auch die Freiheit des Willens, aber nicht wie die Thomisten als Fähigkeit des Menschen, selbst den Weg zum Guten zu finden, sondern als negative Kraft, sich das Übel von der Seele abzuhalten. Im Stoizismus zuerst ist äußeres Geschehen und Innerlichkeit schroff geschieden, alles äußere Geschehen, auch im Menschenleben, als dem Menschen fremd aufgefaßt. Der Stoizismus kennt noch kein Problem der modernen Massenmoral, er gilt noch nicht dem kapitalistischen Aufbau, sondern der Selbstbehauptung rationaler Unabhängigkeit inmitten des Untergangs der feudalen Welt.

Selbstbehauptung in der allgemeinen Auflösung bezweckt auch die Ideologie des Hofadels, der Libertinismus, wie ihn Vanini, Theophile u. a. vertreten. Während der Landadel in seinen feudalkatholischen Traditionen verharrt, ist der seit dem Ende der Bürgerkriege aufkommende Hofadel von allen feudalen Banden gelöst, kapitalistischen nicht unterworfen, eine Klasse funktionsloser, dabei aber unendlich gewalttätiger Aussauger. Auch der Libertinismus proklamiert die Verderbtheit der Welt, er aber zieht aus ihr den Schluß, daß alle moralischen Sätze nur im Interesse jener, die sie

lehren, aufgestellt seien, daß die Großen und die Philosophen sich nicht wie die Masse von ihnen betören lassen dürften, daß man es sich in dieser bösen Welt so gut wie möglich sein lassen müsse. Atheismus und Materialismus treten zuerst in dieser Gestalt in der modernen Denkgeschichte auf, ohne jede Verbindung mit mechanistischen Theorien, vielmehr durchsetzt mit allen Sorten von Aberglauben.

Mit dem Eindringen von Merkantilismus und Manufaktur sehen sich Hofadel und Gentry vor das Problem neuer Formen der Massenmoral gestellt. Die Gentry greift zunächst, solange ihre Abneigung gegen den religiösen Fanatismus beider Richtungen überwiegt, zu einer Wiederbelebung der Naturgesetztheorie, deren charakteristischer Vertreter Charron ist. Bei dem Versuch Charrons wird jedoch nur die Unmöglichkeit einer innerweltlich-rationalen Begründung der neuen Moral offenbar. Die menschliche Natur, auf die das moralische Leben begründet werden soll, muß gut sein. Gleichzeitig erweist sich aber Punkt für Punkt, daß sie böse ist, so daß diese beiden Thesen sich ununterbrochen kontradiktorisch gegenüberstehen. Um die Massendomestikation im Sinne der innerweltlichen Askese zu leisten, muß die Gentry wie die Manufakturbourgeoisie zu der irrationalen Begründung auf den deus absconditus greifen. Intensiv wie das Interesse der Gentry als kräftigster der bürgerlichen Schichten an der Neugestaltung der Moral ist, wirft sie sich mit aller Kraft in die religiöse Erneuerungsbewegung und drückt ihr hierbei, zunächst halb unbewußt, ihren Stempel auf.

Voll entwickelt sich die bürgerliche katholische Religiosität jedoch erst im Kampf mit der religiösen Theorie des Hofadels, dem Jesuitismus. Auch der Hofadel ist seit der Zeit Richelieus genötigt, sich der religiösen Erneuerungsbewegung anzupassen, seinen offenen theoretischen Libertinismus aufzugeben. Er tut dies aber in einer mit seinem praktischen Libertinismus vereinbaren Weise. Die von Molina entwickelte Moraltheorie der Jesuiten abstrahiert grundsätzlich von der aller bisherigen Moraltheologie zugrunde liegenden Frage, ob der Wille des Menschen im Wesen gut oder böse sei. Sie kennt nur konkrete Gebote, teils positive göttliche Vorschriften, teils aus dem Wesen der Sache entspringende naturrechtliche Sätze. Sie teilt also mit den Calvinern die rein positivistische Auffassung der Moral, trennt sich aber von ihnen durch das Fehlen der innerweltlichen Askese. Vielmehr liefert sie die einzelnen Moralgebote juristischer Interpretation aus, die mangels eines auf strenge Lebensgrundsätze tendierenden Interpretationsprinzips notwendig in die

Richtung äußerster Laxheit führt. Diese bis dahin unbekannte Reduktion der moralischen Forderungen ermöglicht es den Jesuiten, sich einerseits allen Bedürfnissen des libertinischen Hofadels anzupassen, anderseits dem Menschen die Fähigkeit zuzusprechen, sein Heil selbst zu bewirken. Der Reduktion der Moral auf engste positive Gesetzlichkeit entspricht bei Molina die Lehre von der Willensindifferenz. Jede Lehre, die eine einheitliche Beziehung des Menschen auf eine finale Weltordnung behauptet, muß auch die Determiniertheit des menschlichen Willens behaupten. Indem Molina die thomistische positive Beziehung des Menschen auf das höchste Gut wie die calvinische negative leugnet, kommt er zur Lehre von der Indifferenz des Willens, der sich frei nach allen Seiten entscheiden kann. Aus der Auflösung der einheitlichen moralischen Grundhaltung in ein Bündel positiver Rechtssätze folgt die Auflösung des Glaubens an eine einheitliche Weltordnung. Dies macht bei Molina — zum erstenmal im modernen Denken — eine scharfe Trennung zwischen äußerer und innerer Notwendigkeit möglich. In der Polemik gegen die finalistischen Moralsysteme vertritt Molina die Allgegenwart der rein äußeren effizienten Kausalität in der Welt, mit alleiniger Ausnahme der Kontingenz in den menschlichen Willensentschlüssen. Diese Lehre hat später Gassendi, ein bewußter Anhänger des Molinismus, zum philosophischen System ausgeweitet. Als Gegengewicht steht dem allen nur die zum Zwecke religiöser Domestikation entworfene Lehre gegenüber, daß der Mensch, der die Anforderungen der Moral aus eigenen Kräften zu erfüllen vermag, zur Erlangung des übernatürlichen Heils der Sakramentsgnade zwingend bedarf: laxeste Moral, aber Unentbehrlichkeit der kirchlichen Heilsmittel; libertinische Lebensführung des Hofadels, aber unerbittliche Handhabung des religiösen Herrschaftsinstrumentes.

Dieser Laxheit wirft sich die Moral der Gentry entgegen. Ihr Ziel ist Rationalisierung der Lebensführung, ihre ideologischen Mittel Prädestinationslehre und neuer Platonismus. Ihr Agitationszentrum sind zunächst Bérulles Oratorianer mit Gibieuf als Theoretiker, dann die Jansenisten. Von Calvin trennt sie dessen Lehre von der Verworfenheit alles Menschlichen. Es gibt für sie ein erreichbares System des Guten; denn sie sind Ideologen der optimistischen Gentry. Mit Calvin verbindet sie die Lehre, daß alle irdische Lust als Konkupiszenz Sünde sei. Denn als führende Schicht der Bourgeoisie sind sie Vertreter der innerweltlichen Askese. Sie überwinden diesen Widerspruch durch die platonisierende Grundlehre

ihrer Schule, daß das wahre Wesen des Menschen nicht sein erscheinendes Dasein, sondern das Göttliche in ihm ist. Vom thomistischen Finalismus ist diese Auffassung durch die schroffe Verwerfung alles Irdischen geschieden. Aus Gibieufs Anthropologie ergibt sich von selbst sein Prädestinationismus. Ob ein Mensch imstande ist, zu seinem göttlichen Wesen zu gelangen, hängt von Gottes Vorbestimmung ab. An dieser Stelle ergibt sich das Grunddilemma, das den katholischen Rigorismus zum Scheitern verurteilt hat. Im Gegensatz zum Calvinismus, der das Böse als unvermeidlich anerkennt und nicht als unbedingtes Hindernis der Erwählung betrachtet, lehrt der katholische Rigorismus die Möglichkeit eines guten Lebens, faßt jedoch den Begriff der Verderbtheit nicht weniger weit als der Calvinismus, so daß es zu einer Übersteigerung der moralischen Forderungen kommt. In der Praxis schränkt er sich dadurch auf einen kleinen Kreis von Auserwählten ein. Dies aber erregt wiederum doppelten Anstoß. Denn die aus der Spannung zwischen Realität und moralischen Forderungen unvermeidlich aufsteigende Lehre, daß die wenigsten erwählt sind, führt zu einem pessimistischen Weltbild, das allen Intentionen des Katholizismus und der Gentry widerspricht. Gibieuf lehrt kurzerhand die Erwählung der meisten, im Widerspruch zur Wirklichkeit, Jansenius die Erwählung weniger. Dadurch gelangt er nicht nur hart an die Grenze des Calvinismus, sondern stellt auch seinen Hauptzweck, die moralische Radikalisierung der Seelsorge, in Frage. Denn wenn im Calvinismus die Erwählung eine gratia gratuita und das moralische Leben nur ihr ungewisses Anzeichen ist, so ist im Jansenismus die Erlösung Folge eines sündenlosen Lebens, dieses freilich Resultat göttlicher Prädestination. Sind die moralischen Leistungen nicht zur Virtuosität gesteigert, so sind sie für das Heil wertlos, enthalten also keine Prämie. Faktisch hat daher der Jansenismus nicht als positiv umgestaltende Kraft, sondern nur als eine gegenüber der jesuitischen Laxheit kritische Sekte von Laienheiligen gewirkt. Auf eine solche Sekte von Laienheiligen kommt der moderne Katholizismus in seiner strengen Fassung unvermeidlich hinaus. Denn im Gegensatz zur feudal-traditionalistischen Gesellschaftsordnung beruht die kapitalistische nicht mehr auf der „natürlichen“ Identität von Trieb und Norm, sondern auf ihrer scharfen Entgegenstellung. Will man daraus nicht mit Calvin die Verderbtheit alles Irdischen folgern, dann muß man eine Sphäre moralischen Lebens schaffen, in der die irdischen Triebe nicht zur Geltung kommen. Da aber diese

Sphäre nur Virtuosen der Askese bedingt zugänglich sein kann, erscheint dann unvermeidlicherweise die übergroße Mehrheit der Menschen als verworfen, d. h., die optimistische Intention, die zur Verwerfung der calvinischen Anthropologie führte, ist auf dem Gebiet der praktischen Moral nicht erreicht. Gerade daraus entspringt jedoch die Aufgabe, der schlechten Erscheinung das wesenhaft Gute der Welt theoretisch entgegenzustellen.

V. Descartes.

Descartes hat die Lösung dieser Aufgabe unternommen. Aus einer Gentryfamilie stammend, geht er von der stoischen Moral als Voraussetzung aus. Er anerkennt die fatale Notwendigkeit des Weltgeschehens und verwirft seine finale Deutung. Gleichzeitig lehnt er es aber ab, dieses Geschehen von der Seele hochmütig fernzuhalten. Indem er es verständlich macht, hofft er zu zeigen, daß es gut ist. Die mathematische Mechanik soll zur Grundlage der Moral gemacht werden. So nimmt er den mittelalterlichen Gedanken einer Universalwissenschaft wieder auf. Er gibt seiner Fragestellung zunächst die Form des Suchens nach einem Schlüssel der Wissenschaften. Indem er so an der überlieferten Auffassung von Natur und Menschenwelt zweifelt, eine systematische Neugestaltung des gesamten menschlichen Wissens aus metaphysischen Voraussetzungen ins Auge faßt, muß er an die religiösen Wahrheiten Hand anlegen. So erklärt sich die tiefe Gewissenkrise, die sich am 11. November 1619 in drei Träumen löst, welche er für Gottes unmittelbare Offenbarung hält. In ihnen glaubt er die göttliche Erlaubnis erhalten zu haben, den Weg des Zweifels zu gehen, und die Versicherung, daß dieser Weg ihn nicht zur Zerstörung, sondern zur Wiederherstellung der gottgegebenen religiösen und moralischen Wahrheiten führen werde.

Als provisorische Moral beschließt er die vorläufige Anerkennung aller Gebräuche seines Vaterlandes, um nachher das Wesentliche an ihnen systematisch zu rechtfertigen. Darin ist die wichtigste Voraussetzung seiner Gedankenarbeit bereits enthalten. Er setzt sich das Ziel, den stoischen Pessimismus zu überwinden, aber nicht durch eine Änderung der Welt, sondern unter Festhaltung des stoischen Fatumsbegriffes durch eine Änderung der Gedanken über die Welt. Der Hauptinhalt des stoischen Fatumsbegriffes ist die Kontingenz des Menschenschicksals. Überwindung der Kontingenz — im Denken, nicht im Handeln — wird zum Zentralproblem der Descartesschen Philosophie. Sie wäre gelungen, wenn das, was dem Menschen äußer-

lich geschieht, als sein inneres Wesen aufgezeigt werden könnte. Diese Übereinstimmung des äußeren mit dem inneren Wesen kann im Bereich einer kontemplativen Grundhaltung nur intellektuelle Übereinstimmung sein. Es gilt zu zeigen, daß das Wesen der Welt mit dem Wesen der menschlichen ratio identisch ist. Damit formuliert Descartes das Grundproblem der bürgerlichen Philosophie, wie es sich von ihm bis Hegel immer wieder gestellt hat. Die Spannung, die durch dieses philosophische Grundproblem überwunden werden soll, besteht zwischen der unaufhebbaren mechanischen Fatalität des bürgerlichen Schicksals und dem Bestreben, es optimistisch zu deuten.

Die kontemplative Attitüde ist hierbei nur sekundär durch die Übereinstimmung der französischen Gentry mit den Grundzügen der gesellschaftlichen Machtverhältnisse ihrer Zeit bedingt. Alle bürgerliche Philosophie hat diese kontemplative Attitüde, die aus dem Gehandeltwerden des Menschen im Kapitalismus, der Fatalität des Geschehens entspringt. Der spezifische Beitrag der Gentry zu der philosophischen Fragestellung Descartes' liegt in seinem Bemühen, diese Fatalität optimistisch zu fassen; wie denn alle großen idealistischen Schulen der Bourgeoisie nicht von dieser selbst, sondern von Zwischenschichten getragen sind. Daher polemisiert auch Descartes gegen die pessimistische Gesellschaftslehre des Hobbes, der er die Möglichkeit, das objektiv Gute in der absoluten Herrschaft zu verwirklichen, entgegenhält. Jedoch führt dies nicht zur Formulierung einer konkreten oder gar einer revolutionären Moral. Immer handelt es sich bloß um die optimistische Interpretierung des unvermeidlichen Geschehens.

Gesetzmäßige Deutung des Fatums als eines rein äußeren Geschehens bedeutet: 1. seine mechanische Deutung als einer Kette rein äußerer Kausalzusammenhänge, 2. die Rationalisierung dieser äußeren Kausalzusammenhänge, d. h. ihre Fassung in mathematische Gesetze. Das philosophische Ziel kann als erreicht nur gelten, wenn das ganze Weltall mechanisch gedeutet, die Mechanik aber auf reine Mathematik zurückgeführt ist. Denn nur dann stellt das Weltall ein mathematisches System dar, in dem aus wenigen evidenten Obersätzen more geometrico alles Konkrete deduziert werden kann. Nur dann wäre die Kontingenz wirklich überwunden. Aus der Aufgabestellung des rationalistischen Fatalismus ergibt sich so die Tendenz auf das rationalistische System. Ursprünglich vermeint Descartes es mit einem Griff zu fassen, nämlich vermittels eines allumfassenden Schlüssels der Wissenschaften. Unmittelbar

vor der Traumnacht glaubt er ihn in Form eines allumfassenden Systems der Anwendung von Proportionen gefunden zu haben. Von dieser Illusion muß er lassen. Es bleibt jedoch die geometrische Methode, welche die Forderung der Anschaulichkeit mit der Mathematisierung und der logischen Deduktion verknüpft.

In der Forderung der Anschaulichkeit spiegelt sich die handwerkliche Produktionsgrundlage der Manufakturperiode. Descartes hat andauernd Verwendung solcher mathematischen Methoden abgelehnt, die — z. B. durch die Einführung anschaulich nicht vorstellbarer Größen höherer Potenz — den Rahmen der euklidischen Geometrie sprengen. Der Begriff der „clara et distincta perceptio" formuliert ebenso die Ablehnung solcher nichtanschaulicher rechnerischer Beweise, wie anschaulicher, aber nicht rechnerischer Beweise. Über diese Forderung geht er jedoch in der Richtung der Allmathematik hinaus, einerseits indem er die anschaulichen Größen auf logische Evidenzen zu gründen versucht, anderseits durch den Versuch der Reduktion der Materie auf reinen Raum. Beide Tendenzen stehen im Dienste der Allmathematik, die die konkreten physikalischen Forschungen Descartes' dauernd kreuzt und beeinflußt. Das Bedürfnis, Anschauungen auf Evidenzen zu gründen, macht sich insbesondere bei der Fundierung der Bewegungsgesetze geltend. Descartes erfindet ein Gesetz der Konstanz der Bewegung und begründet es auf Gottes Güte. Die besondere Vollkommenheit dieses Konstanzgesetzes, die er als Selbstverständlichkeit behauptet, ohne sie zu begründen, liegt in Wahrheit im Austausch von Äquivalenten bei der Übertragung der Bewegung von einem Körper zum andern. Die bürgerliche Tauschgleichheit erweist sich so als Grundkategorie der Natur. Höchst fruchtbar ist die allrationalistische Tendenz der Descartesschen Methode in seiner Erneuerung der Mathematik geworden. Indem er eine einheitliche mathematische Zeichensprache schafft, ermöglicht er die Reduktion von Gleichungen verschiedener Potenz, eröffnet sich den Weg zur analytischen Geometrie und schafft so erst die Fundamente einer rein quantitativen, deduktiv verfahrenden Mathematik an Stelle der getrennten Behandlung verschiedener Gleichungen und verschiedener Kurven in der Mathematik des Mittelalters.

All dies unternimmt er bewußt im Dienste der bürgerlichen, katholisch-rigoristischen Weltanschauung. Ein geheimer Pakt mit Bérulle ermöglicht ihm, dem theologischen Tageskampf durch Übersiedlung nach Holland auszuweichen und dort seine Philosophie auszuarbeiten. Diese, im ständigen Kampf mit den Jesuiten verbreitet,

von den Oratorianern systematisch begünstigt, wird im Verlauf der Richtungskämpfe zur philosophischen Begründung sowohl der oratorianischen Mystik als des Jansenismus und wird mit ihnen gemeinsam seit der reaktionären Wendung der Regierung Ludwig XIV. verfolgt. Sie unterliegt auch den gleichen inneren Widersprüchen wie ihre theologischen Schwesterschulen. Denn die Identität des Ichs mit der Außenwelt ist ebensowenig praktisch zu vollziehen wie die Identität des auf reines Denken reduzierten Ichs mit der auf reine ratio reduzierten Außenwelt theoretisch. Hier springt Descartes' rationale Theologie ein. Der in seiner konkreten Erscheinung unbefriedigte Mensch wird auf den unendlichen Progreß der Erkenntnis verwiesen. Wie er ist, ist aber sein Wille weiter als sein Intellekt. Die Unendlichkeit des Willens ist das spezifisch Neue der Descartesschen Anthropologie, die philosophische Proklamierung des unendlichen Strebens des bürgerlichen Menschen als Wesen des Menschen schlechthin. Aus diesem Antagonismus zwischen Wollen und Können entspringt die Unvermeidlichkeit des Irrtums, der in einem allrationalistischen Weltbild das Kardinallaster sein muß. Die Möglichkeit des Irrtums bedeutet das Scheitern des allrationalistischen Systems. Dem entspricht Descartes' Freiheitsbegriff: frei sind wir, soweit wir wissend sind, d. h. mit Notwendigkeit nach dem Guten streben. Also sind wir großenteils unfrei. Die so entstandene Kluft deckt Descartes durch seine Gottesbeweise zu. Aus der Diskrepanz zwischen unserem Streben nach dem Vollkommenen und unserer Unvollkommenheit erschließt er durch willkürliches Postulat die Existenz eines vollkommenen Wesens. Der Gottesbeweis hat keinen anderen Zweck als die Identität von Ich und Welt, in die Descartes das höchste Gut setzt, die uns aber nur in unendlicher Annäherung zugänglich wäre, als außerhalb unser existent zu setzen. So kompensiert der ontologische Gottesbeweis das Scheitern des Systems, das sich vor allem in dem Verzicht auf die Deduktion der einzelnen Naturerscheinungen äußert. Faktisch überbrückt der Gottesbeweis diese Kluft jedoch nicht, das allrationalistische System bleibt Entwurf, und die Spannung zwischen der teilweisen Rationalisierung eines sinnlosen mechanischen Fatums und seiner systematischen optimistischen Interpretation verbleibt den folgenden Generationen als Aufgabe.

VI. Hobbes.

Ein echter mechanistischer Materialist ist dagegen Hobbes, der Ideologe der Gentry in der englischen Revolution. Sein Materialismus

entspringt aus seiner rein innerweltlichen Apologie der Souveränität. Denn wenn die absolute Gewalt weder, wie bei früheren Naturrechtlern, legitimistisch noch harmonistisch noch durch ein bloßes Vertragsschema gerechtfertigt werden kann, dann bleibt als einzig mögliche Begründung die unaufhebbare Verderbtheit der Menschennatur, die nur durch Zwang gebändigt werden kann, weil das Gute in ihr keine Wirklichkeit hat. Um diesen Schluß unwiderleglich zu machen, muß Hobbes jeden Glauben an andere als rein egoistische und materielle Triebkräfte ausschließen. Der bürgerliche Materialismus ist so mit einer pessimistischen Einschätzung der bürgerlichen Persönlichkeit und mit der Bekämpfung der bürgerlich-revolutionären Richtungen untrennbar verbunden. (Als im 18. Jahrhundert der Materialismus sich mit dem Fortschrittsglauben verbündet, transzendiert er, wie schon Marx hervorhob, die bürgerlichen Schranken in der Richtung des Kommunismus.)

Die Persönlichkeit besteht für Hobbes aus dem Streben nach Macht. Dieses Streben wird u. a. daraus abgeleitet, daß jeder möglichst viel zu besitzen wünsche, d. h. aus der Sphäre des Konkurrenzkampfes. Die entscheidenden Antriebe für diese Machtpsychologie stammen jedoch aus der Sphäre des Klassenkampfes. Hobbes begründet die Notwendigkeit einer absoluten Gewalt aus dem Streben jeder Partei nach der ganzen Macht im Staate; dieses Streben, prinzipiell unbegrenzt und daher auch in der Wahl der Mittel ohne innere Schranken, führt unvermeidlich zum Bürgerkrieg, dem schlimmsten der Übel, wenn die absolute Staatsmacht dem nicht Schranken setzt. Hobbes stößt hier hart an die Grenze einer historisch-materialistischen Einsicht in das Wesen der bürgerlichen Revolution. Er müßte, um zu ihr zu gelangen, nur noch die verschiedenartigen materiellen Interessen der verschiedenen Parteien aufzeigen. Aber dies würde seinen bürgerlichen Standpunkt im allgemeinen und seine Position als Verteidiger des Absolutismus im besonderen aufheben. Er weicht dieser Konsequenz aus, indem er den Parteikampf auf das Niveau des Konkurrenzkampfes herunterbringt, die Partei als das Resultat des Ehrgeizes der sie führenden Individuen faßt, die ganz unabhängig von den vorgeschobenen Ideologien nach unbeschränkter Macht streben. Von der Realität des Klassenkampfes bleibt in der Hobesschen Staatslehre nur die psychologische Tatsache des Machtstrebens, individualpsychologisch mißdeutet. Die Behauptung von einem natürlichen unbegrenzten Machtstreben ist für

Hobbes unentbehrlich, weil ohne sie die Absolutheit der Staatsgewalt nicht gerechtfertigt werden kann.

Hobbes leugnet nicht, daß es auch im vorstaatlichen Naturzustand Vernunftgrundsätze der Selbsterhaltung gibt, die friedliche Verständigung mit dem Mitmenschen befehlen, also ein Naturrecht im eigentlichen Sinn. Aber ganz wie Calvin, in dessen Gedankenwelt der Hobbismus wurzelt, leugnet Hobbes die praktische Wirksamkeit dieses „ersten Naturrechts", das im Naturzustand durch das bellum omnium in omnes unwirksam gemacht wird. Um dieses zu vermeiden, das „erste Naturrecht" in Wirksamkeit zu setzen, bedarf es der Übergabe sämtlicher natürlichen Rechte der Individuen in die Hände des absoluten Herrschers. Dies ist das „zweite Naturrecht", das formal alle Sätze des ersten aufhebt, um sie inhaltlich durchzusetzen. Dabei meint Hobbes mit dem „zweiten Naturrecht" durchaus nicht den Stuartschen Staat der allgegenwärtigen Staatsintervention, vielmehr ist er als streng bürgerlicher Denker ein Gegner des Staatskirchentums, der Monopolwirtschaft usw. Sein Absolutismus ist nicht wohlfahrtsstaatlich, sondern formal-juristisch, bürgerlich-freihändlerisch gemeint. In der Konstruktion befindet sich jedoch ein klaffender Widerspruch, der das ganze System des Hobbes aufhebt. Die Notwendigkeit der Souveränität ergibt sich für ihn daraus, daß allein absolute Macht das Leben der Staatsbürger garantieren kann, ihre Bekämpfung also dem Selbstmord gleichsteht und eine Absurdität bedeutet. Aber der absolute Souverän ist nicht materiell stärker als die sämtlichen Individuen, die ihm ihre Selbständigkeit abgetreten haben, und also machtlos, wenn deren Machttriebe wirklich unbezwingbar sind. Daher muß Hobbes das größte Gewicht auf Einheit der politischen Meinungen, die durch den Absolutismus herzustellen ist, legen. Aber wenn der Absolutismus sich letztlich auf die Überzeugung der Untertanen von der Notwendigkeit gesellschaftlichen Lebens stützen muß, dann ist er überflüssig, weil diese Überzeugung dann auch ohne formal-juristische Absolutheit des Herrschers zur Vermeidung des Bürgerkrieges ausreicht. In seinem Bemühen, von den realen Machtverhältnissen der realen Klassen im Dienste einer formal-juristischen Konstruktion zu abstrahieren, gleichzeitig aber seine Staatstheorie materialistisch zu unterbauen, kommt Hobbes zu dem Schluß, daß etwas (nämlich der Parteienkampf) logisch absurd sei, was real durchaus möglich ist. Dieser Widerspruch ist unauflöslich.

So geht Hobbes von den Trieben natürlicher Wesen aus, um ihnen in dialektischer Antithese ein rationales System von Rechtsnormen

entgegenzustellen. Diese eigenartige Konstruktion seines Systems gibt den Schlüssel zu der vielumstrittenen Frage, welcher philosophischen und erkenntnistheoretischen Schule Hobbes zuzurechnen ist. Nicht mehr als Gassendi hat der Materialist Hobbes in die Geschichte der modernen Naturwissenschaft eingegriffen. Er hat das Experiment ausdrücklich verworfen, mit den mechanistischen Grundeinsichten seiner Zeit das menschliche Wissen von der Natur für abgeschlossen gehalten; ausschließlicher als bei irgendeinem anderen Denker der Zeit ist bei ihm die Naturauffassung von der Sozialwissenschaft her bestimmt. Er ist weder reiner Empirist noch reiner Rationalist. Vom reinen Rationalismus trennt ihn der Unterschied, den er zwischen Raum und Körper macht und den er durch den Begriff des conatus zu überbrücken trachtet; die streng nominalistische Logik; das Ausgehen von der sinnlichen Erkenntnis. Aber vom Empirismus und Sensualismus trennt ihn nicht nur seine streng mechanistische Auffassung der Natur, sondern auch die Definition des Denkens als Rechnen und der Versuch, auf nominalistischen Voraussetzungen eine synthetisch-deduktive Logik aufzubauen. Aus Voraussetzungen, die dem Rationalismus strikt widersprechen, bemüht er sich, ein more geometrico deduzierendes rationalistisches System zu gewinnen. Es ergibt sich das aus dem Grundwiderspruch seiner Staatslehre.

Hobbes ist der Ideologe des fortgeschrittensten Teiles der landed gentry. Die eigentliche Verwirklichung seiner absolutistischen Theorie hat zwar die Cromwellsche Diktatur gebracht, und er hat dieser auch gedient. Aber er hat seine Theorie ursprünglich im Dienste der Stuarts entwickelt, nicht weil er deren Politik inhaltlich billigte, sondern weil ihm in seiner praktisch-politischen Haltung ebenso wie in seiner theoretischen die Allgewalt der Staatsmacht wichtiger schien als ihre konkreten Maßnahmen, d. h. die bürgerliche Form der Staatsmacht (die Souveränität) wichtiger als der bürgerliche Inhalt ihrer nächsten Schritte. Es liegt dies in der Situation der frühbürgerlichen Revolutionen, die im Gegensatz zu den klassischen bürgerlichen Revolutionen eine moderne Staatsmacht erst geschaffen haben; jeder Parteienkampf bedeutet dann unmittelbare Gefahr des Rückfalls in feudale Selbständigkeiten. Diese Einsicht lag freilich zunächst dem ländlichen Grundbesitz näher als der städtischen Bourgeoisie, die durch die Stuartische Wohlfahrtstaatspolitik unmittelbarer geschädigt war. Aber ein Vertreter der Gentry ist Hobbes auch unter Cromwell geblieben. Wie er unter den Stuarts der Gentry

absoluten Gehorsam rät, dem König aber eine rein innerweltliche Fundierung seiner Staatsmacht und Berücksichtigung der bürgerlichen Bedürfnisse, so predigt er unter der Cromwellschen Diktatur wiederum der Gentry Unterwerfung, dem Diktator aber Aussöhnung mit dem ländlichen Grundbesitz, um einen Block der ländlichen Klassen gegen die aufsässigen manufakturellen und proletarischen Schichten zustande zu bringen. So ist Hobbes der erste ganz konsequent bürgerliche Staatstheoretiker, zugleich aber der Vertreter einer konservativen Bourgeoisie. Konservative Bourgeoisie trat als Resultat des Prozesses der ursprünglichen Akkumulation in der Landwirtschaft zum erstenmal in der englischen Revolution auf.

VII. Pascal.

Ist Hobbes der Begründer des mechanistischen Pessimismus, so ist Pascal sein Vollender. Das Einzigartige der Situation Pascals liegt darin, daß für ihn, der der zweiten Generation der Mechanisten zugehört, die mechanistischen Prinzipien der Natur und Gesellschaftslehre schlechthin selbstverständlich geworden sind (er bemüht sich daher nicht mehr, sie zu begründen, sie sind für ihn die einzig möglichen), daß er aber aus seiner individuellen Verzweiflung am eigenen Dasein alle Antinomien dieser Prinzipien konsequent zu Ende denkt, ohne doch die Grenzen des bürgerlichen Weltbildes zu transzendieren. Eine solche Haltung wäre beim Herannahen der klassischen bürgerlichen Revolutionen nicht mehr möglich gewesen, da diese das Proletariat auf den Plan rufen. Pascal ist daher der einzige weder feudal noch sozialistisch gerichtete, gleichwohl ganz konsequente Kritiker der bürgerlichen Daseinsform. Rechnet er im allgemeinen den Jansenisten zu, so trennt er sich doch von ihnen in der entscheidenden Frage: der Gültigkeit der Einsichten der ratio. Sein schroffer Antirationalismus wäre, obwohl von rationalistischen Voraussetzungen ausgehend, calvinisch, wenn ihm nicht das durchaus katholische Problem der erlebbaren individuellen Erlösung im Mittelpunkt des Denkens stünde. Nur gerade durch das Festhalten an diesem Problem, nicht durch irgendeine seiner Antworten, gehört Pascal dem Katholizismus zu.

Pascal mißt die rationalistischen Systeme eines Descartes und Hobbes an der Realität des Lebens, d. h. er stellt dem Rationalismus die unaufgehobene Kontingenz des menschlichen Schicksals gegenüber. Für ihn existiert das Vertrauen, daß die Antinomien des Lebens

in der Wirklichkeit verschwinden, wenn sie im Denken aufgelöst sind, nicht. Er verachtet daher den Regreß von den individuellen und sozialen Problemen des menschlichen Daseins auf die Naturtheorie und stellt das Problem des sittlichen Daseins des Menschen wieder unmittelbar in den Mittelpunkt. Hierbei ergibt sich ihm, daß Bejahung und Verneinung des göttlichen Naturgesetzes im Menschen gleich unmöglich sind.

Das sittliche Wesen des Menschen, wie es die Stoiker gepredigt haben, ist Fiktion. Denn das Naturrecht ist inhaltlich verschieden je nachdem, wer es ausspricht, und der einzige objektive Maßstab des Rechtes ist die Macht. Pascal schiebt die cartesische Apologie beiseite, hält sich aber auch bei den rationalistischen Folgerungen nicht auf, die Hobbes aus dieser Machtstaatslehre zieht. Er landet vielmehr bei der calvinischen Folgerung, daß alles Recht ein logisch und sittlich nicht begründbarer Ausdruck der Macht, eben darum aber einfach zu akzeptieren ist. Die Ausübung der Macht hört auf, Funktion eines höheren Rechtes zu sein, sie wird wie bei Macchiavell einfache Folge der Begierde. Pascal faßt Hobbes und Macchiavell zusammen und vernichtet damit alle Lehren des bürgerlichen Naturrechts.

Aber bei diesem Calvinschen Endresultat bleibt er nicht stehen. Er stellt fest — und darin ist er katholisch und eben das Festhalten dieser katholischen Fragestellung ermöglicht ihm, die Antinomien des bürgerlichen Daseins allseitig zu entwickeln —, daß ein Leben rein nach den Trieben nicht möglich sei. Seine Verneinung des libertinischen Daseins konzentriert sich in seiner Kritik des „Divertissement". „Divertissement" ist für ihn jeglicher Zeitvertreib, sei es die scheinbar um des Nutzens willen geschehende Arbeit, sei es das offen als Selbstzweck gesuchte Vergnügen. Pascal weist nach, daß keine dieser Strebungen ihren Zweck in sich selbst trägt, daß alle über sich selbst hinaus in eine Unendlichkeit weisen, daß also alle widerspruchsvoll sind. Die pessimistische Wendung der katholischen Anthropologie ermöglicht es Pascal, zu erkennen, daß innerhalb des Kapitalismus kein qualitativ bestimmtes Ziel, sondern nur der unendliche Progreß als solcher gilt. Dieser unendliche Progreß aber stößt auf die unabänderliche Tatsache des Todes, der so zur sinnvernichtenden Zentralwahrheit des Lebens wird. In diesem Widerspruch zwischen dem unendlichen Streben und der Beschränktheit des menschlichen Daseins erscheint jede Tätigkeit als widerspruchsvoll. An den Fragen des unendlichen Progresses hat Pascal den allseitigen Widerspruch des bürgerlichen Daseins, das ihm als das

menschliche schlechthin erscheint, entwickelt und diese „negative Dialektik“ ausdrücklich als die allgemeinste Form des menschlichen Daseins formuliert.

Aus dem Leben überträgt sich die negative Dialektik auf das Denken. Pascal als erster hat den Rationalismus in der Naturforschung konsequent im Bewußtsein seiner Stückhaftigkeit angewandt; er als erster hat mit äußerster Strenge die Formulierung von Naturgesetzen der Verifizierung durch das Experiment untergeordnet und sich dadurch die Einsicht in das grundsätzlich Unabgeschlossene der Naturforschung eröffnet. Daraus ergibt sich aber unmittelbar die moralische Nutzlosigkeit der Naturforschung. Denn das Fatum, das nur durch Verständlichmachung erträglich werden könnte, bleibt unaufgehoben, wir bleiben hilflose Punkte inmitten einer Unendlichkeit.

So gibt es keine unmittelbare Befriedigung im Guten, denn der Mensch ist böse; damit fällt der Thomismus. Es gibt keine unmittelbare Evidenz der dem Herzen eingeschriebenen moralischen Wahrheiten; damit fällt der Scheinoptimismus der Stoiker, der Jesuiten, des Grotius. Es gibt keine Überwindung des kontingenten Bösen im rationalen Denken, weil unser Wissen grundsätzlich unabgeschlossen ist; damit fällt das rationalistische System Descartes'. Aber es gibt auch kein Sichbescheiden in dieser bösen Welt, weil das Individuum die Forderung nach einem im Guten erfüllten Dasein nicht aufzugeben vermag; damit fallen die unter sich so verschiedenen Resignationen der Libertiner, der Calviner und des Hobbes. Was bleibt, ist der hoffnungslose Widerspruch als allgemeine Form, das abstrakte Erlösungsbedürfnis inmitten einer völlig erlösungsfremden Welt. Der Gott, der diese Erlösung wirken könnte, ist ein deus absconditus im schärfsten Sinne, und nur ganz äußere Zeichen wie die Bibelbeweise und die stumpfe Gewohnheit des Glaubens einerseits, eine mit nichts Menschlichem verbundene übernatürliche Gnade anderseits können zu ihm führen.

Was Pascal — unhistorisch wie alle Mechanisten — als das Wesen des Menschen schlechthin faßt, ist aber das Wesen der besonderen Epoche, in der er lebt. Ihre Überwindung ist mitbedingt durch die Einsicht in ihren historischen Charakter. Als Fichte das, was Pascal die ewige Verderbtheit des Menschen nennt, als das „Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit“ definiert, ist die anthropologische Grundhaltung die gleiche geblieben, aber die historische Fassung des Problems kündigt das Heraufdämmern der Überwindung dieses Zeitalters an.

Zum Problem der Freizeitgestaltung.

Von

Andries Sternheim (Genf)[1].

I.

Diese Arbeit soll sich auf die Freizeitgestaltung der Arbeitnehmer beschränken. Bei dem außerordentlichen Umfang des Problems ist schon aus praktischen Gründen eine Begrenzung notwendig, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß einem tieferen Eindringen in die Verwendung der Freizeit aller gesellschaftlichen Schichten vom soziologischen und sozialpsychologischen Gesichtspunkt aus größte Bedeutung beigemessen werden muß.

Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise und durch die fortschreitende Sozialpolitik hat die Arbeiterklasse im Laufe der Zeit eine große Wandlung durchgemacht. Große Schichten haben sich geistig und kulturell gehoben. Der Anteil der Arbeiter an dem öffentlichen Leben hat in jeder Richtung stark zugenommen. In den meisten, vor allem den industriellen Ländern sind sie aus einem passiven ein aktives Element geworden. Da das Gesamtproblem der Freizeit in seiner soziologischen sowohl als sozialpsychologischen Bedeutung in der wissenschaftlichen Literatur noch kaum angeschnitten wurde, ist diese Arbeit als ein Versuch zu betrachten, zunächst auf die Bedeutung einiger wichtiger Aspekte hinzuweisen.

Als Freizeit wird hier diejenige Zeit betrachtet, welche nach der normalen Arbeitsperiode übrig bleibt. Die Freizeit ist daher als Antipode zu der auf dem normalen Arbeitsplatz verbrachten Zeit gedacht. Ausdrücklich wird bei dieser Begriffsbestimmung von normaler Arbeitsperiode und normalem Arbeitsplatz gesprochen, da die Freizeit auch für zusätzliche Arbeit zur Befriedigung eigener oder fremder Bedürfnisse verwendet werden kann. Weiter bleibt die Freizeit der völlig aus dem Wirtschaftsprozeß Ausgeschiedenen und derjenigen,

---

[1]) Aus den Arbeiten der Genfer Zweigstelle des Instituts für Sozialforschung.

die noch nicht im Wirtschaftsprozeß tätig sind, außer Betracht[1]). Der Begriff Freizeitgestaltung auf Grund der angegebenen Begrenzungen soll sich also nur auf die Zeit beziehen, welche nach Vollendung der normalen Arbeitszeit übrig bleibt unter Abzug der Stunden, die für die Reproduzierung der Arbeitskraft notwendig sind. Unter diesem Gesichtspunkt soll unter Freizeitgestaltung nicht nur die planmäßige Verwendung, sondern die Anwendung der Freizeit als einheitliches Problem, das alle Verwendungsarten umfaßt, verstanden werden.

II.

Die Frage der Freizeitgestaltung wurde erst dann zum Problem, als ihre Dauer überhaupt eine Art der Verwendung ermöglichte, die mehr bedeutete als die einfache Reproduktion der Arbeitskraft. Die Tatsache, daß vor dem Krieg ein Arbeitstag von 9—10 Stunden und länger als normal betrachtet wurde, gibt schon eine Erklärung, weshalb damals von einem Problem der Freizeitverwendung nicht die Rede sein konnte. Unter den damaligen Umständen waren nicht einmal die Institutionen der Arbeiterklasse auf die Behandlung dieser Frage eingestellt. Sie waren hauptsächlich Kampforganisationen zur Gewinnung politischen und gewerkschaftlichen Einflusses. Hierzu war vor allem die Anzahl ihrer Mitglieder von größter Bedeutung; die Qualität stand dabei zurück. In vielen Ländern handelte es sich für diese Organisationen besonders darum, den Kampf gegen das vorhandene Gefühl der Minderwertigkeit zu führen[2]), ein Kampf, der erst allmählich seine Erfolge mit der Hebung der ökonomischen und sozialen Lage zeigte.

Die Bestrebungen, die Arbeiter in die Kulturgemeinschaft einzubeziehen, ihr Selbstbewußtsein zu heben, forderten an erster Stelle die Ausbildung einer Führerschaft. Die Ämter innerhalb der Institutionen der Arbeiterbewegung wurden anfänglich aus rein finanzieller Notwendigkeit größtenteils ehrenamtlich ausgeübt. Nur eine kleine Schar von Leuten, die hervorragendsten aus der Arbeiterklasse, gestalteten damals ihre Freizeit auf eine positive Art und Weise. Als die Arbeiterbewegung größeren Einfluß gewann, waren ihre Forde-

[1]) Das für die gesamte Gesellschaft so wichtige Problem der Freizeitverwendung und Beschäftigung der Arbeitslosen wird deshalb in dieser Arbeit nicht berücksichtigt.

[2]) „Mit der Ausbildung des Fabriksystems sank die Arbeiterschicht nach Auffassung der Unternehmer zu einem relativ unerheblichen Appendix der Maschinen herab." (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Art. Arbeitszeit. S. 893. 4. Aufl. Jena 1923.)

rungen auf kulturellem Gebiet zunächst sehr beschränkt. In den meisten Ländern führte sie in erster Linie den Kampf um die Entwicklung der Sozialgesetzgebung und stellte daneben die konkreten Forderungen nach obligatorischem Schulbesuch und besserer Berufsausbildung[1]).

Der Weltkrieg hat auch hier umwälzend gewirkt. In den meisten europäischen Ländern wurde ab 1919, unter aktivster Mitwirkung des Internationalen Arbeitsamtes, der Achtstundentag gesetzlich eingeführt und in Tarifverträgen festgelegt. Daneben kamen in vielen Ländern eine Anzahl Verordnungen über Ladenschluß zustande, welche auch für die Angestellten im Einzelhandel eine Verkürzung ihrer Arbeitszeit bedeuteten. Die Tatsache, daß einer großen Schicht hauptsächlich industrieller Arbeiter eine Anzahl von Freistunden zur Verfügung gestellt wurde, die nicht nur zur Reproduktion der Arbeitskraft dienten, hat eigentlich erst das Problem der Freizeitverwendung geschaffen.

Eine einfache Erklärung für das Zustandekommen des verkürzten Arbeitstages ist das Bedürfnis des Arbeiters nach einem größeren Quantum von Freizeit. Die Beantwortung der Frage: was hat die Arbeiterschaft dazu veranlaßt, diese Verkürzung zu beanspruchen, ist damit jedoch noch nicht gegeben. Der Hinweis auf das zunehmende Machtbewußtsein der Arbeiterklasse und die Steigerung ihres Persönlichkeitsgefühls reicht nicht aus. Das Hauptmotiv war wohl viel mehr das Bedürfnis nach einer Verminderung der Anzahl der Arbeitsstunden als gerade das Verlangen nach einer auf eine bestimmte Art und Weise zu verwendenden Freizeit. Man könnte hier von einem negativen Motiv reden. Es lassen sich noch zwei andere Motive denken, welche in der Psyche der Arbeiterschaft eine Rolle gespielt haben: 1. bei einer Gruppe das Verlangen nach einer größeren Freizeit infolge eines inneren Bedürfnisses, ohne zu wissen, was man damit anfangen solle, also ein unbestimmtes Verlangen; 2. bei einer anderen Gruppe, die wahrscheinlich äußerst klein gewesen ist, eine positive Vorstellung von der Verwendung ihrer Freizeit.

---

[1]) „Die Frage der Arbeiterbildung spielte unter den nationalen Erziehungsaufgaben nur eine geringe Rolle. Nur die Erziehung für die Wirtschaft, die berufliche Ausbildung der Arbeiter fand sorgfältigere Berücksichtigung. Daß es sich hier um eine eigene, weit umfassendere Aufgabe handelte, um die Erschließung der seelischen und geistigen Kräfte einer großen Volksschicht, um ihrer selbst wie um der Nation willen, zu deren lebenswichtigsten Organen sie gehört, wurde nur von wenigen empfunden." (Theodor Leipart und Lothar Erdmann: Arbeiterbildung und Volksbildung, Berlin 1928, S. 7.)

Wenn theoretisch drei verschiedene Motive angenommen werden können (negativ, unbestimmt und positiv), so ist eine Korrelation zwischen Kürzung der Arbeitszeit und einer bestimmten Verwendung der Freizeit nicht zu verkennen. Die beiden Faktoren wirken unmittelbar aufeinander ein.

Obwohl im allgemeinen angenommen werden kann, daß gesetzliche oder sonstige Maßnahmen, welche auf Besserung der Lebensverhältnisse solcher Schichten hinzielen, auch mit Zustimmung dieser Schichten, ja ganz bestimmt auf ihr Drängen zustande gekommen sind, so ist das Bild, das nach der Erreichung dieser Ziele sich herauskristallisieren wird, immerhin unsicher. Insbesondere trifft dies auf die uns hier interessierende Frage zu. Erst dann, als die Arbeitszeit gekürzt wurde, wurden die großen Probleme, wie die Freizeit zu verbringen sei und welche Tendenzen sich bei der großen Masse offenbaren, aufgerollt. Die psychologischen Vorbedingungen für eine konstruktive Freizeitverwendung mußten von den führenden Instanzen noch geweckt werden.

Die Differenzierung in der Art der Freizeitverwendung ist als eine Folge vieler einzelner oder in gegenseitigem Zusammenhang auftretender Faktoren zu betrachten. Sowohl nationale wie anthropologische, geographische und allgemeinkulturelle Faktoren spielen hier eine wesentliche Rolle; von der Auffassung über die Aufgaben des Staates hängt es ab, ob der Staat auf dem Gebiet der Freizeitverwendung als absolute Herrschermacht auftritt oder man alles dem freien Spiel der Kräfte überläßt.

Die Möglichkeiten der Freizeitverwendung sind im absoluten Sinn unbegrenzt, ihre Ausnutzung ist jedoch letzten Endes durch die bestehende Produktionsweise und die gesellschaftliche Struktur bestimmt. Nirgends stärker als bei der Freizeitverwendung kommt es darauf an, inwieweit die den Menschen innewohnenden Triebregungen und geistigen Bedürfnisse bereits in dem Arbeitsprozeß selbst teilweise oder völlige Befriedigung finden oder, indem sie in ihm ungesättigt bleiben, auf andere Weise befriedigt werden müssen.

Auch bei der auf dem Gebiet der Freizeitverwendung anscheinend vorherrschenden Willkür muß nach einem Kausalzusammenhang zwischen Produktionsweise und Betätigung in der Freizeit gesucht werden. Die analytische Sozialpsychologie steht hier noch vor einer großen Aufgabe. Hat sie sich doch mit der Frage der Entstehung der physischen, psychischen und geistigen Bedürfnisse der Arbeiterschaft zu befassen, und zwar im Zusammenhang einerseits mit der vor-

handenen Produktionsweise und ihren spezifischen Arbeitsmethoden, andererseits mit den Möglichkeiten und Grenzen der Bedürfnisbefriedigung innerhalb der Freizeit.

Nachstehend wird auf Umfang und Bedeutung einiger Arten der Freizeitverwendung hingewiesen. Eine Typologie wird angestrebt, kann aber bei dem heutigen Stand der Untersuchungen noch nicht vorgelegt werden.

Am allerwichtigsten erscheinen uns diejenigen Arten der Freizeitverwendung, die Massencharakter tragen und in ständiger Verbreitung begriffen sind. Als solche nennen wir zunächst Sport, Kino, Rundfunk und Kleingärtnerei.

III.

Mehr als in anderen Zweigen der Freizeitgestaltung ist der Sport in seinen vielen Verzweigungen imstande, die in der Arbeiterschaft vorhandenen Bedürfnisse zu befriedigen. Von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus muß dem Sport im gegenwärtigen Zeitalter eine besondere Bedeutung beigemessen werden, und zwar physiologisch, indem er ein Gegengewicht zu der alltäglichen einförmigen, maschinellen Arbeit bildet; psychologisch, indem libidinöse Bedürfnisse, der Geltungstrieb, die Aggressionsneigungen und das Glorifizierungsbedürfnis hier in großem Maße befriedigt werden[1]); soziologisch, indem er die Annäherung von Mensch zu Mensch fördert und vom Standpunkt der gesellschaftlichen Gruppensolidarität aus betrachtet eine wichtige Rolle spielt; ideologisch, insoweit die sportliche Betätigung ideell begründet wird (Stärkung der Volkskraft, des Nationalismus, der proletarischen Solidarität usw.); sozialpolitisch, insoweit er zweckbewußt auf die Aufrechterhaltung des physischen (und psychischen) Gleichgewichts des Arbeitnehmers tendiert; politisch, insoweit er offen oder verdeckt militaristische Ziele verfolgt. Einige wenige Einzelheiten sollen auf die nationalen Verschiedenheiten wie auf die große Wichtigkeit des Sports als sozialpsychologisches Problem hinweisen. In manchen europäischen Ländern, besonders in Frankreich und Belgien, besteht eine wahre „folie de sport". Jean-Henri Adams[2]) stellt aber dar, daß die große französische Sportbewegung nur eine Fassade ist, hinter der

[1]) Wichtig für die Sozialpsychologie ist hier die Analyse der besonderen Gründe für die aktive und passive Sportbeteiligung.

[2]) „L'Education physique et les sports" in: „Les loisirs et l'éducation populaire" (Les Cahiers du Redressement français. No. 21. Paris 1927) S. 6.

sich nichts wesentlich Konstruktives befindet. Er macht nur für die Gymnastikvereine eine Ausnahme. Die Sportbewegung hat in Frankreich nach dem Krieg sehr stark zugenommen. Gab es im Jahr 1919 9900 Sportvereine, so betrug ihre Anzahl 1927 bereits 20000. Im ganzen erscheinen in Frankreich 130 Sportblätter. Wenn behauptet wird, so führt Adams aus, daß es in Frankreich 2 Millionen Sportliebhaber gibt, dann glauben wir nicht, daß es mehr als 200000 Personen gibt, die wirklich Sport treiben; die übergroße Mehrzahl sind nur Zuschauer bei Footballmatches und lesen die roten und gelben Sportblätter. Darf man die Äußerung von Jean Beaudemoulin[1]) als richtig betrachten, dann lesen die jungen sich am Sport beteiligenden Arbeiter nur „L'Auto", statt der gewöhnlichen Tagespresse. „Die politischen Fragen sind ihnen gleichgültig. Sie stellen ihre geliebten Athleten über die Arbeiterführer." Mehr als in vielen anderen Ländern scheint hier Mangel an Bildungsbedürfnis vorzuherrschen.

Auch in Belgien interessiert sich die große Masse besonders für den Sport, d. h. für die Wettkämpfe. Buset, Generalsekretär des belgischen Instituts für Arbeiterbildung, erklärt in einem Artikel: „Où nous mène la passion sportive" in „La vie ouvrière", Monatsschrift der Bildungszentrale (Februar- und Märznummer 1932), daß von einer rein aktiven oder passiven Teilnahme beim Sport im absoluten Sinne nicht gesprochen werden kann, weil diejenigen, die nicht direkt am Spiel teilnehmen, als sog. „supporters" eine große Rolle spielen[2]). Zur Herbeischaffung von Material über die „passion sportive" hat Buset in der genannten Zeitschrift einen Fragebogen veröffentlicht, der von den Lesern ausgefüllt werden sollte. Es wurden u. a. die folgenden Fragen gestellt:

Besuchen Sie regelmäßig die sportlichen Veranstaltungen?
Lesen Sie lieber die Sportblätter als die Parteiblätter?
Wird in Ihrer Fabrik viel über Sport geredet und mehr als über soziale Fragen?
Liest die Mehrzahl Ihrer Kameraden lieber Sportblätter als unsere Tageblätter?
Sind sie in der Mehrzahl Teilnehmer an sportlichen Veranstaltungen?
Kommt es öfters vor, daß Sie einen Tag verlieren, indem Sie an den in der Woche stattfindenden sportlichen Veranstaltungen teilnehmen?
Glauben Sie, daß dem Zutritt jüngerer Arbeiter in unsere Organisation durch die „passion sportive" und durch die Ausübung des Sports entgegengearbeitet wird?

---

[1]) Enquête sur les loisirs de l'ouvrier français, Paris 1924, S. 239.

[2]) B. sagt: „Ich glaube, daß man in Belgien hunderttausend von braven Leuten zählen könnte, deren Betätigung als „supporter" dazu führt, daß sie den größten Teil ihrer Freizeit auf den Sportplätzen verbringen, Sportzeitungen lesen und vom Sport sprechen." (S. 39)

Diese Fragen wurden von 100 Lesern der Zeitschrift beantwortet, und zwar von Arbeitern, Angestellten, Lehrern und einigen Studenten. Obwohl der Enquete aus methodischen Gründen keine allzugroße Bedeutung beigemessen werden kann, scheint das Ergebnis doch recht charakteristisch:

„Die Arbeiter bevorzugen in übergroßer Mehrheit, wie wir schon annahmen, diejenigen Blätter, die am ausführlichsten über Sport berichten, und besonders diejenigen, die diesen Mitteilungen einen literarischen Schwung geben. Wie man erwarten konnte, teilen die Befragten uns einstimmig mit, daß die große Mehrheit ihrer Arbeitskollegen Besucher sportlicher Veranstaltungen sind; verschiedene bemerken noch dazu, daß es besonders die jüngere Generation ist, die die Sportveranstaltungen mit größtem Eifer besucht." (S. 60)

Einen anderen Charakter trägt der Sport in Großbritannien, wo er mehr als vornehmes Spiel betrachtet wird. In ganz England ebenso wie in den Vereinigten Staaten gibt es überall von Privatleuten gegründete sog. „playing fields". So besteht in London bereits länger als 40 Jahre eine große musterhafte Playing Field Society mit der Aufgabe, Cricket, Fußball u. a. derartige Spiele bei den Londoner Beamten und Arbeitern zu fördern, um die physischen und moralischen Kräfte der Bevölkerung zu heben. Im allgemeinen gibt es auf dem Gebiet des Sports in England keine scharfe Klassentrennung, ebensowenig wie auf dem Gebiet der Bildungsbestrebungen.

In den großen modernen Arbeitersportorganisationen ist die Bewegung mit einer bestimmten Idee verwachsen: der kulturellen Hebung der Masse im Kampf für den Sozialismus. Klar wird der Ursprung dieser Bewegung, die sich besonders in den mitteleuropäischen Ländern entwickelt hat, von Paul Franken skizziert.

„Nach den Novembertagen 1918 trat die Arbeiterschaft als ein wesentlicher Faktor in das öffentliche Leben ein. Es war ein weiter Raum geschaffen, in dem sich die Kräfte frei entfalten konnten, die bis dahin gebunden und gehemmt waren. Besonders die proletarische Jugendbe-Bewegung, vor allem aber auch die Arbeiter-Turn- und Sportbewegung wurden jetzt Massenbewegungen im wahrsten Sinne des Wortes. In der Arbeiterklasse entwickelten sich Machtbewußtsein und Machtwille nach dem Zusammenbruch der alten Gewalten in stärkstem Maße. Das blieb nicht ohne Einfluß auf das Vereinsleben. Auf vielen Gebieten der proletarischen Kulturbestrebungen machte sich ein neuer und kühner Geltungsdrang bemerkbar, als Rückwirkung auf den harten und eisernen Zwang furchtbarer Kriegsjahre. Vier lange Jahre hatte man den menschlichen Körper mißachtet. Verzweiflung, Trauer und Hunger hatten selbst die leiseste Sehnsucht nach erhebender Freude, nach einer Ausfüllung der freien Stunden, die diesem tiefen Sehnen entsprach, unterdrückt. So ist es zu verstehen, daß nach dem Ende des Kriegsschreckens die Freuden des Lebens entdeckt und erlebt sein wollten. Sport, Wandern usw. zogen große Massen, besonders der arbeitenden Jugend, in ihren Bann. Körperpflege

und Leibesübungen gaben dem Leben von hunderttausenden Proletariern einen neuen Inhalt und kamen zu ihrer großen Bedeutung in der gesellschaftlichen Entwicklung der Nachkriegszeit. Der Sport wurde zu einer Großmacht"[1]).

Es ist bemerkenswert, wie stark die sozialistische Sportbewegung seit dem Weltkrieg zugenommen hat. In Deutschland, einem stark durchorganisierten Land, betrug die Mitgliederzahl des Arbeiter-Turnerbundes 1919 400000 Mitglieder, 1927 über 700000[2]).

Auch die Mitgliederzahl der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale ist sehr stark gestiegen, und zwar von 370000 im Jahre 1920 auf fast 2 Millionen im Jahre 1932; allein 1931 hat die SASI um 85000 Mitglieder zugenommen.

Besondere Aufmerksamkeit muß den Grundsätzen gewidmet werden, welche in Italien auch auf sportlichem Gebiet herrschen. Hier ist die Verwendung der Freizeit nicht in erster Linie auf das Wohl des Individuums, sondern auf die Interessen des Staates bezogen. In einem Bericht über die Rolle des Sports in der Erziehungsarbeit der Dopolavoro, der zentralen Freizeitorganisation, wird gesagt[3]):

„Kaum zwei Jahre genügten für die Tätigkeit der ‚Dopolavoro', um bei den italienischen Arbeitermassen einen noch nie dagewesenen Enthusiasmus für alle denkbaren Sportarten zu entfalten. Es erübrigt sich zu erwähnen, daß rd. 3 Millionen Personen an den verschiedenen sportlichen Veranstaltungen der ‚Dopolavoro' teilgenommen haben. Diese Einrichtung umfaßt hunderte von Unternehmungen gegründete Sportverbände, daneben unzählbare lokale Gesellschaften und neue Sportgruppen, die auf Veranlassung der regionalen und lokalen Organe der ‚Dopolavoro' gegründet wurden." (S. 332)

Neben einer Untersuchung der politischen und religiösen Einstellung der Sportvereine in den einzelnen Ländern wäre es interessant zu wissen, aus welchen Kreisen sich ihre Mitglieder rekrutieren, besonders wie groß die Teilnahme qualifizierter und unqualifizierter und andererseits die Anzahl der politisch und gewerkschaftlich organisierten und unorganisierten Mitglieder ist. Mit Bezug auf die Anzahl der Qualifizierten und Unqualifizierten muß jedoch im voraus be-

---

[1]) Paul Franken: Vom Werden einer neuen Kultur, Berlin 1930, S. 25 und 26.

[2]) Einige andere Ziffern vom Jahr 1929, für die uns keine Vergleichszahlen bekannt sind, lassen wir noch folgen:

Radfahrerbund „Solidarität", Sitz Offenbach	251520	Mitglieder
Arbeiterschachbund, Chemnitz	13000	„
Freier Seglerverband, Berlin	1616	„
Arbeiter-Anglerbund, Berlin	5890	„
Deutscher Arbeiter-Keglerbund, Chemnitz	8216	„

nach C. Gellert: 10 Jahre Sozialistische Sport-Internationale, Leipzig 1930. Vgl. auch das bereits erwähnte Buch von Paul Franken.

[3]) L'Activité de l'Opera Nazionale Dopolavoro, dem im Jahre 1930 in Lüttich abgehaltenen 1. internationalen Kongreß für die Freizeit vorgelegt.

rücksichtigt werden, daß besonders jüngere Arbeiter der Sportbewegung angehören, die zwar nicht zu den qualifizierten Arbeitern gehören, aber doch nicht als ungeschult angesehen werden können, da ihre Berufsausbildung öfters noch nicht abgeschlossen ist.

IV.

Ebenso wie der Sport fordert das Kino nur ein Mindestmaß an geistiger Anstrengung. Es dient als Emotionsentlastung und ermöglicht die Befriedigung natürlich vorhandener, jedoch von der Gesellschaft auf eine bestimmte Weise modifizierter Triebe. Für das Proletariat ist das Kino das einfachste und zweckmäßigste Mittel, seine wirkliche Lebenssituation zu vergessen und sich in eine andere, illusionäre Welt zu versetzen. Das Kino ist als Massengenußmittel besonders wegen seines Spannungswechsels und seiner Gefühlsreize brauchbar.

In einer vom Institut International du Cinématographe Educatif, Rom, herausgegebenen Schrift[1]) wird mit folgenden Worten auf den Unterschied zwischen dem gesprochenen Wort (Vorträge) und dem Film hingewiesen:

„Das Wort ist am wenigsten geeignet, die von emotionellen Typen verlangte Stimmung hervorzurufen. Es richtet sich gewöhnlich an verantwortliche Elemente, bezieht sich auf Lebensäußerungen wie Politik, Kunst oder rein geistige Dinge. Dies alles hat nicht immer Interesse und ermüdet psychisch sogar durch die geistige Anstrengung, welche vom Zuhörer gefordert wird. Was beim Wort auch fehlt, ist das Element der Vorstellung, welche von größter Bedeutung ist. Man darf die suggestive Wirkung des Films, der das Leben in seiner Bewegung reproduziert, so wie es ist, deswegen nicht verkennen." (S. 246)

Die Frage des Einflusses des Films auf die Arbeitnehmerschichten ist wissenschaftlich bisher kaum bearbeitet worden. Die Film-Literatur befaßt sich fast ausschließlich mit der Bedeutung der Filmindustrie als großindustrieller Erzeugerin dieses Konsumtionsgutes oder mit dem ästhetischen Wert der Filme. Fest steht wohl, daß die Popularität, ja die Daseinsmöglichkeit des Films überhaupt der Anpassung entstammt, welche die in ihm produzierten Gehalte an die herrschenden Gedanken, Auffassungen und Triebwünsche der gegenwärtigen Gesellschaft vornehmen. Stärker als Literatur und Vorträge ist der Film dazu geeignet, auf positive Weise der Masse bestimmte Gefühle und Gedanken aufzudrängen, welche sich vollkommen der vorhandenen Vorstellungswelt anpassen. Filme, die

---

[1]) „Les Aspects sociaux du Cinéma", H. 4, o. J.

nach anderen Richtungen tendieren, sind ein Problem für sich; sie verschwinden in der großen Masse der „Anpassungs-Filme" oder machen die Errichtung besonderer Organisationen für ihre Vorführung notwendig[1]).

Natürlich gibt es auch andere Gesichtspunkte. Der Film hat dem Arbeiter in fremde Länder und weite Gesellschaftskreise Einblick gegeben, die ihm vorher nur aus der Literatur bekannt sein konnten. Dadurch hat er sich, wenn auch vielfach in verzerrter Form, nicht nur größere Kenntnisse der Lebensgewohnheiten und Auffassungen anderer Schichten angeeignet (die er wohl auch nachzuahmen versucht), sondern es sind in ihm Bedürfnisse geweckt worden, die er vorher nicht kannte.

Seitdem erkannt ist, daß der Film als Beeinflussungsmittel große Qualitäten besitzt, wird er auch bewußt in den Dienst der Massenbeherrschung gestellt. In Italien gibt es seit April 1926 eine Verordnung, nach der die Kinotheater des Landes verpflichtet sind, kulturell wertvolle Filme zu projizieren, die die Bevölkerung zu guten Bürgern erziehen und die nationale Erziehung fördern sollen. Weiter steht der Film in einzelnen Ländern im Dienste zahlreicher Unternehmungen, um die Belegschaft an den Betrieb fester zu binden. Von besonderer sozialpsychologischer Bedeutung ist die Herstellung und Vorführung von Kulturfilmen durch Arbeiterorganisationen und Genossenschaften als Gegenstück zu den Alltagsfilmen.

Eine tiefere Untersuchung des ganzen Filmproblems wird erst möglich sein, wenn in einer Reihe von Groß- und Provinzstädten über Anzahl der Kinos, Art und Qualität der gebotenen Filme, Alters- und Schichtenzusammensetzung der Zuschauer und über die von Arbeiterorganisationen veranstalteten Filmvorführungen genaueres Erhebungsmaterial vorliegt.

V.

Die Bedeutung des Rundfunks für die Freizeitverwendung läßt sich in wesentlichen Punkten mit der des Kinos vergleichen: die massenhafte Benutzung des Rundfunks als Freizeitverwendung, der universelle Charakter, den beide gemein haben, die aktive Beeinflussung und die Anpassung an den Geschmack und die Ideenwelt seiner Hörer, eine Anpassung, die ja noch viel detaillierter als beim

---

[1]) In diesen Ausführungen wird der Film vom sozialpsychologischen Gesichtspunkt aus betrachtet; die Frage des künstlerischen Wertes lassen wir beiseite.

Film durchgeführt werden kann. Jedoch gibt es zugleich einen wesentlichen Unterschied, indem der Rundfunk durch Vermittlung des gesprochenen Wortes den Geist der Zuhörer direkter und unverhüllter beeinflußt als der Film; so kann der Rundfunk in den Händen bestimmter gesellschaftlicher oder politischer Schichten auf die Ideenwelt der Arbeiterschaft eine starke Wirkung ausüben. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, daß in einigen Ländern die Arbeiterorganisationen oder religiöse Richtungen Rundfunkorganisationen besitzen, die zu bestimmten Stunden selbständig senden und damit ihre spezifischen Auffassungen in der Welt verbreiten können.

Vor allem hat die Beeinflussungsmöglichkeit zugenommen, seitdem die Anzahl der Empfangsgeräte sich stark vermehrt hat, deren größter Teil sich bei den Arbeitnehmern befindet. Bereits vor einigen Jahren konnte das Internationale Arbeitsamt die nachfolgende Feststellung machen:

„In Deutschland gibt es z. Z. etwa 4 Millionen Hörapparate. Die Zahl hat sich innerhalb von zwei Jahren verdoppelt, und es muß betont werden, daß der größte Teil der Apparate Arbeitern gehört. In der Tschechoslowakei hat sich die Zahl der Arbeitern gehörigen Apparate verdoppelt und beläuft sich gegenwärtig auf mindestens 300000“[1]).

Eine Beurteilung des Grades, in dem der Rundfunk die Arbeiterschaft beeinflußt, ist wegen des Mangels an eingehenden Untersuchungen noch nicht möglich.

Zweifellos hat der Rundfunk die Tendenz, das Familienleben des Arbeiters zu stärken. Bis zu welchem Ausmaß ist schwer festzustellen, da gerade die Anwendung des Rundfunks außerhalb des Hauses, besonders in Wirtshäusern eine entgegengesetzte Wirkung ausübt und auch eine Reihe anderer Faktoren (Kino, Tanz) das außerhäusliche Leben fördern.

Für die Beantwortung der Frage, wieweit sich der Geschmack des Arbeitnehmers unter Einfluß des Rundfunks entwickelt hat, sind umfangreiche Erhebungen nötig. Sie müßten feststellen, welche Sendungen bei ihm am beliebtesten sind und inwieweit angenommen werden kann, daß durch den Rundfunk der Anteil an anderen Veranstaltungen (Konzerten, Versammlungen, Vorträgen) beeinträchtigt wird. Aus den Resultaten derartiger Untersuchungen ließe sich schließen, in welchem Maße der Rundfunk die Mentalität der heutigen Arbeitnehmerschichten beeinflußt und psychische und geistige Bedürfnisse befriedigt.

---

[1]) Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes vom Jahre 1929, S. 278.

VI.

Neben Sport, Kino und Radio spielt die Kleingärtnerei in der Nachkriegsperiode als Freizeitverwendung eine wichtige Rolle. Sowohl über den Umfang wie über die Ursachen der Bedeutung der Kleingärtnerei liegt schon viel Material vor. Vor dem Krieg bestanden in einer Reihe von Ländern bereits die Schrebergärten, die sich nach dem Krieg zusammen mit Kleintierzucht stark fortentwickelt haben. Die Zunahme von Kleingärtchen hat schließlich in den meisten europäischen Ländern zur Gründung von Organisationen geführt, die seit 1927 zu einer Internationale der Kleingärtnerorganisationen zusammengefaßt sind. Ihr Sitz befindet sich in Esch-sur-Alzette (Luxemburg); sie organisiert keine Berufsgärtner, sondern nur Liebhaber. Viele dieser Organisationen erhalten Staats- oder Gemeindezuschüsse. Wie von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, gibt es außer $2^1/_2$ Millionen der Internationale angeschlossenen Mitgliedern, die mit ihren Familien auf 11 Millionen geschätzt werden können, noch abertausend von Kleingärtnern, die keinem Verband angeschlossen sind. Einige Ziffern über die organisierten Kleingärtner lassen wir hier folgen:

Deutschland	432544[1]
England	120000
Österreich	34392
Belgien	65000
Schweiz	11000

Bemerkenswert sind die verschiedenen Motive, welche zur Begründung der Kleingärtnerbewegung dienen. Neben dem Wunsch, sich in der Freizeit ein zusätzliches Einkommen zu schaffen, spielt zunächst das Moment der Erholung eine große Rolle. Die Arbeiter, soweit sie in den Großstädten ihrer Arbeit nachgehen, wollen ihre Freizeit in einer ruhigen Atmosphäre verbringen. Der Garten ist „der wahre Ruhe- und Erholungsplatz für den Menschen, der unter physischer und geistiger Überbelastung unter dem Druck unseres Maschinenzeitalters leidet“[2]).

Wir finden ferner als Motiv den Ruf: „Zurück zur Natur“. Die Erde nährt uns, alles kommt nur von der Erde, so heißt es, und wir müssen ihr alle unsere Kräfte widmen. Damit zusammenhängend wird dann auf die Liebe zum eigenen Land und eigenen Boden hin-

---

[1]) Die Gesamtzahl der Kleingärtner wird für Deutschland auf $1^1/_2$ Millionen geschätzt.

[2]) „La fondation de l’Office International des Jardins ouvriers“, S. 21.

gewiesen. „Notre pays, notre propre terre!“ Besonders spielen derartige Motive in Frankreich eine Rolle. Die Liebe zum eigenen Boden gründet auch teilweise auf der Auffassung, daß das „Zurück zur Natur“ schließlich zur Stärkung der eigenen Rasse beitragen wird. Auch die sozialen Motive spielen eine Rolle, man verweist auf die „große soziale Pazifizierung, die die internationale Kleingärtnereibewegung darstellt“. Dabei wird einerseits an den friedlichen Einfluß des Landlebens gedacht, andererseits an die Lösung sozialer Probleme durch Bearbeitung brachliegenden Landes. Weiter nennen wir noch das kleinbürgerliche Motiv: Jedem sein Fleckchen Erde, jedem sein Eigenheim! In den Schriften der obengenannten Internationale wird sehr oft darauf hingewiesen, daß ein eigenes Heim das größte denkbare Glück ist. In einem offenen Brief an den Völkerbund (25. Januar 1931), in dem mehrere Forderungen im Zusammenhang mit der Bewirtschaftung des Bodens gestellt wurden, heißt es u. a.:

„Das internationale Büro für Kleingärten und Arbeitergärten ist keine Vereinigung von Gemüse- und Blumenzüchtern. Wir sind die Züchter eines neuen Geistes, die Züchter der Erneuerung der Arbeiterfamilie durch den Kleingrundbesitz, die Züchter der Befestigung des Friedens, des Völkerfriedens zu Hause und infolgedessen des Friedens unter allen Völkern. — Wir verlangen zur rechten Stunde, Herr Präsident, daß der Völkerbund unseren Grundsatz in Betracht ziehe: „Jedem sein Fleckchen Erde, jedem sein Eigenheim!“

Es wird Nachdruck auf die Herbeiführung des Familienglücks gelegt, welches durch die Schaffung eines eigenen Heims erreicht werden kann. Immer wieder wird auf den Zusammenhang zwischen Eigenheim und Familienglück hingewiesen. So finden wir in der Zeitschrift der internationalen Kleingärtnerorganisation folgende belgische Notiz[1]):

„Bis heute hat die Belgische National-Liga bereits tausende von Arbeitern zu Eigentümern gemacht, deren Familien fortan in viel größerer Sicherheit leben. Sie erfreuen sich eines intensiveren Familienlebens, das auf der Basis gesicherten Wohlstands täglich inniger wird. Die allgemeine Anwendung unseres Systems ist der Weg zu einer friedlicheren und klügeren Gesellschaftsklasse“ (S. 32.)

Eigentümlicherweise sind es sogar einander entgegengesetzte soziale Gruppen, die die Bedeutung der Kleingärtnerei unterstreichen. Von sozialistischer Seite wurde auf dem dritten Internationalen Kleingärtnerkongreß eine offizielle Kundgebung zugunsten dieser Bewegung veranstaltet. Auf dieser Zusammenkunft, abgehalten in Essen 1929,

[1]) „Bulletin“ vom September 1931.

äußerte sich der Vertreter der Sozialdemokratischen Partei, Reichstagsabgeordneter Heinrich Limbertz, wie folgt:

„Im Namen der Sozialdemokratischen Partei Essens und im besonderen Auftrag des Vorstandes der Partei in Berlin sowie der Reichstagsfraktion gestatte ich mir, Ihnen zu Ihren Verhandlungen den besten Erfolg zu wünschen. Daß meine Partei Ihre Bestrebungen mit großem Interesse verfolgt und sie nach Möglichkeit zu unterstützen bereit ist, brauche ich wohl nicht besonders auseinanderzusetzen. Das ist für eine Partei, deren Ziel die Erreichung größtmöglichster Wohlfahrt für die größtmöglichste Zahl der Menschen ist, selbstverständlich." (Kongreßprotokoll S. 135)

Auch L. Piérard, ein angesehener belgischer Sozialist, der sich eingehend mit den Problemen der Freizeitverwendung befaßt, tritt als ein Befürworter der Kleingärtnerei auf. Im belgischen Parlament hat er sich wie folgt geäußert:

„Ah! die großen sittlichen Folgen des kleinen Stückchen Landes: der Mann geht nicht mehr ins Wirtshaus, er widmet sich völlig seinem Garten. Seinem Garten! Wie ihn dieser vom Fabrikarbeiter zum anderen Menschen macht. Land des Friedens, nach Anstrengung und Lärm, Land der Freiheit in der Sonne und in der frischen Luft[1])."

Andererseits wird die Kleingärtnerbewegung besonders in Frankreich, aber auch in anderen Ländern von den Unternehmern finanziell und moralisch unterstützt. Nach einer Äußerung von Robert George Picot, dem Vorsitzenden des französischen Verbandes der Kleingärtner, gibt es in Frankreich 150000 Gärten, die von der Großindustrie gegründet wurden. Es wäre interessant, im einzelnen zu untersuchen, welche Motive die Unternehmer zu ihrer Mithilfe veranlassen und welchen Einfluß diese Gartengründungen auf die Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern ausüben[2]).

Für das Problem der Aufrechterhaltung der Arbeiterfamilie hat die ständige Entwicklung der Kleingärtnerei eine wesentliche Bedeutung.

VII.

Wir gelangen jetzt zu einer Reihe anderer Verwendungsarten der Freizeit, die teilweise noch weniger als die bisher behandelten übersehbar und statistisch kaum erfaßbar sind. In vielen Fällen können höchstens Vermutungen ausgesprochen werden.

Zunächst ist hier das Gebiet der Bildungstätigkeit zu nennen, zu dem wir Lektüre, „Arbeiterbildung" und Theaterbesuch rechnen.

---

[1]) „L'Organisation des Loisirs du Travailleur en Belgique et à l'étranger". Paris 1931, S. 225.

[2]) Der bereits erwähnte R. G. Picot betont in „Le jardin ouvrier", in: „Les Cahiers du Redressement Français", Paris 1927, daß der Garten den Arbeiter jedenfalls von allem, was ihn an die Klassentrennung erinnert, fernhalte (S. 135).

Es wäre zu untersuchen, welche Zeitungen vor allem von den Arbeitern gelesen werden. Die Arbeiterpresse sämtlicher Richtungen hat sich in den letzten 10 Jahren sehr stark geändert. In ihr spiegeln sich alle Arten der Freizeitverwendung wieder, denen sich die Arbeiterklasse zuwendet. Die Presse wird immer mehr von der Partei- zur Volkszeitung und an das Durchschnittsbedürfnis angepaßt. Dies führt dazu, daß die Arbeiterzeitung sich in vielen Fällen, abgesehen von ihren politischen oder religiösen Tendenzen, nicht wesentlich von den bürgerlichen Blättern unterscheidet. Ist diese Änderung der Zeitung sowohl ihrem Inhalt wie ihrer Aufmachung nach ein Entgegenkommen an den Geschmack und die augenblicklichen Bedürfnisse der großen Masse, so wirken diese Änderungen andererseits wieder beeinflussend auf die Arbeiter im Sinne der bürgerlichen Gedankenwelt zurück. Unzweifelhaft ist auch die Rationalisierung einer der Faktoren, welche beim Arbeiter das Verlangen hervorgerufen haben, nach seiner täglichen Arbeit sich nicht zu eingehend mit schwierigen Fragen beschäftigen zu müssen. Auch für die Angestellten, deren Arbeit ebenfalls stark mechanisiert ist, scheinen dieselben Bedürfnisse zu bestehen. So schreibt Max Rössiger u. a: „Eine acht- oder jetzt oft schon wieder neunstündige Arbeitszeit im rationalisierten und entpersönlichten Betrieb zerrt an den Nerven und weckt auch bei sonst Anspruchsvolleren den Hunger nach leichter Kost als Betäubungsmittel“[1]). Die hier angedeutete Umbildung der Arbeiterzeitung, zusammen mit der immer wachsenden Differenzierung in der Verwendung der Freizeit und die dadurch herbeigeführte Entwicklung des Vereinswesens haben die Herausgabe einer Reihe von Zeitungen und Zeitschriften, welche speziellen geistigen, sozialen und sonstigen Interessen dienen, zur Folge gehabt.

Bei der Untersuchung der Rolle des Bücherlesens muß ein Unterschied zwischen dem Lesen und Kaufen von Büchern gemacht werden. Was gelesen wird, ist teilweise durch statistische Angaben von Bibliotheken, Lesevereinen, Volksbüchereien usw. zu erfassen, aber gewöhnlich fehlt die Erfassung der Berufszugehörigkeit der Leser, so daß diesen Statistiken nur ein relativ geringer Wert zugemessen werden kann[2]). Übrigens geht aus ihnen nicht hervor, wie oft Bücher angefragt wurden, also ein Bedürfnis danach bestand,

[1]) Max Rössiger, Der Angestellte von 1930, Sieben-Stäbe-Verlag. Berlin 1930. S. 64.

[2]) Eine Ausnahme bildet das ausgezeichnete Buch von Walter Hofmann, „Die Lektüre der Frau“, Leipzig 1931. Es enthält ausführliche Betrachtungen über die Lektüre der Frau verschiedener sozialer Schichten.

das Buch jedoch ausgeliehen war. Wieviel Arbeiter Bücher kaufen und was sie an Literatur besitzen, muß noch durch Befragung von Sachverständigen, am besten durch eine besondere Erhebung festgestellt werden.

Die Art der Arbeiterbildung und die Institutionen, welche sich damit befassen, sind in den verschiedenen Ländern sehr stark differenziert. Wir sehen hier von den Ländern ab, in denen die Bildungseinrichtungen unmittelbar unter der Kontrolle des Staates und im Dienste der Staatsziele stehen, wie Italien und Rußland, und unterscheiden zwei Haupttypen, den apolitischen und den politischen. Von einer Arbeiterbildung kann in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten nicht gesprochen werden, da eine Trennung zwischen allgemeiner und Arbeiterbildung generell nicht besteht. Fast alles, was hier unternommen wird, geschieht durchaus unpolitisch; die rein politischen Instanzen, die sich mit Bildung befassen, sind Ausnahmen. Der Individualismus läßt einen bedeutenden Einfluß des Staates auf die Bildung nicht zu. Dieser gibt höchstens Zuschüsse, ist jedoch selbst für den Charakter der Bildungsarbeit nicht verantwortlich. Hier sei noch an die umfassende Bildungsarbeit der Volksbildungsheime und die von kirchlichen Instanzen betriebene Volksbildung erinnert, die sich jedoch nicht ausschließlich den Interessen der Arbeitnehmer zuwendet.

Der politische Typ wird durch die prinzipiell sozialistische Arbeiterbildung repräsentiert, wie sie in Ländern wie Deutschland, Österreich, Holland, den skandinavischen Ländern und Belgien vorherrscht, wo eigene Bildungsorganisationen der Arbeiterklasse bestehen, die als ihren Endzweck ausdrücklich die Herbeiführung einer sozialistischen Gemeinschaft angeben. Mit der Vergrößerung der Zahl der Ämter, die von Vertrauensmännern der Arbeiter-Organisationen besetzt werden, wird jedoch auch diese prinzipiell sozialistische Bildungsarbeit mit allgemeinen Erziehungsabsichten vermischt, die nicht unmittelbar mit sozialistischen Zielvorstellungen zusammenhängen (Ausbildung von Vollbürgern, guten Gewerkschaftsfunktionären und Vertretern in öffentlichen Instanzen). Zu bemerken ist hier noch, daß viele Arbeiten, die von Bildungsinstitutionen verschiedener Richtungen unternommen werden, bei ihrem neutralen Charakter ebensogut von einer neutralen Stelle aus gemacht werden könnten. Jedoch herrscht allmählich die Auffassung vor, daß auch diese neutrale Arbeit am besten im eigenen Kreise, in der eigenen Organisation mit ihrer besonderen Sphäre gedeiht.

Bei der Beurteilung der Bedeutung des Theaters hat man zunächst an das öffentliche Theater zu denken, wo die Besucher als Zuschauer eine passive Rolle spielen. Trotz der in einer Reihe von Ländern unter Mitwirkung von Arbeiterorganisationen geschaffenen Theater und trotz der Gründung der Volksbühnen-Vereine gilt mancherorts der massenhafte Besuch von Theatern der Aufführung sog. „Volksdramen", die das eigene Leben des Arbeiters gewöhnlich auf melodramische Art und Weise reproduzieren, die Solidarität verherrlichen und dadurch dem Narzismus der Besucher schmeicheln. Eine andere Grundform bildet das Theater, wie es vor allem in bäuerlichen Gegenden gepflegt wird, wo öfters noch heute historische Dramen oder religiöse Spiele aufgeführt werden. Daneben nennen wir die Dilettantenvereine, wie sie vor allem in den lateinischen und angelsächsischen Ländern bestehen.

VIII.

Daß mit der Zunahme der Freizeit auch die Zerstreuungen sich vervielfältigen, ist mit Hinsicht auf die differenzierten Bedürfnisse der verschiedenartig veranlagten Menschen klar. Die Arbeiterpresse liefert dafür ein deutliches Beispiel. Rubriken, welche vor dem Krieg kaum in einer Tageszeitung vermutet wurden, machen jetzt einen wesentlichen Bestandteil dieser Blätter aus. Wir denken an die regelmäßig erscheinenden Nachrichten über Rudersport, Schwimmen, Fußball, Kanu und Kanubau, Basteleien, Errichtung von Taubenschlägen, Karten- und Schachspiel, Photographieren, Baukurse für Anfertigung von Radioapparaten, Vereinswesen, Briefmarkensammeln usw.

Es fällt schwer festzustellen, inwieweit qualifizierte oder nichtqualifizierte, politisch und gewerkschaftlich organisierte oder unorganisierte Arbeiter sich dieser oder jener Zerstreuungsmittel bedienen. Generell darf gesagt werden, daß das Hauptquantum an Freizeit, über das die Arbeiter verfügen, die Entwicklung der verschiedenen persönlichen Bedürfnisse stark fördert und deswegen eine immer größere Verschiedenheit der Entspannungsmöglichkeiten auftritt. Die durch den besseren Wohnungsbau, soziale Hygiene, günstigere Arbeitsbedingungen ermöglichte angenehmere Lebensweise[1])

---

[1]) Für die sozialpolitische Bedeutung der vermehrten Freizeit bieten die Veröffentlichungen des Internationalen Arbeitsamtes wichtiges Quellenmaterial, besonders diejenigen, welche als Grundlage für die Behandlung der Freizeitfrage auf der 1924 abgehaltenen Internationalen Arbeitskonferenz erschienen sind.

hat teilweise zu einer Übernahme vieler Arten der Freizeitverwendung geführt, die längere Zeit das Privileg der Mittelklassen und sogar der Großbourgeoisie waren[1]). Hier zeigt sich ein Prozeß der Nachahmung in vielen Richtungen, dessen Tragweite sowohl für die Morphologie des Klassenkampfes wie für die gesellschaftliche Kultur überhaupt von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung ist.

Neben dieser Übernahme vieler Gewohnheiten anderer gesellschaftlicher Kreise ist die Wiederbelebung einer Reihe von Arten der Freizeitverwendung zu beobachten, welche in der organisierten Arbeiterklasse längere Zeit als die Vergnügungen der „nicht klassenbewußten Arbeiter" gegolten haben. Angeln, Kartenspiel, Kegelspiel, Billardspiel, das Halten von Tauben werden auch in den klassenbewußten Arbeiterkreisen mehr und mehr betrieben und sogar als gute Formen der Freizeitverwendung propagiert.

Schwer fällt es, ein positives Urteil über die Bedeutung des Wirtshauses für die Freizeit auszusprechen. In den verschiedenen Ländern und hier wieder für Stadt und Dorf nimmt es eine ganz verschiedene Bedeutung ein. Besonders in Frankreich und Belgien tragen z. B. das „Cabaret" oder das „Estaminet" einen durchaus sozialen Charakter, so daß ein regelmäßiger Wirtshausbesuch nicht als minderwertig gilt. Es sind außerfamiliäre Plätze, wo sich die Kameradschaft und das Bedürfnis an gesellschaftlichem Verkehr weiter entfalten. Über den Besuch des Wirtshauses als Freizeitverwendung liegt bisher wenig positives Material vor. Offizielle französische Erhebungen vor ungefähr 10 Jahren haben festgestellt, daß der Wirtshausbesuch seit der Einführung des verkürzten Arbeitstages stark abgenommen hat.

Andere Freizeitverwendungen, die wir hier erwähnen, die aber ihrem Wesen nach auch unter andere Gruppierungen fallen, sind Wandern, Besuch von Museen, Ausstellungen und schließlich — ein Problemkreis für sich — die Beschäftigung innerhalb der Familie. Von großer Bedeutung ist endlich die Tätigkeit in Vereinen aller Art.

IX.

Mit der Umstrukturierung der Freizeitbestrebungen der Arbeiterschaft geht — soweit es sich um festgegründete Organisationen handelt

[1]) „Tausende von Arbeitern, welche früh den Arbeitsplatz verlassen, können im Sommer Wasser und Sonne genießen und lernen ein wenig vom Leben in der freien Luft kennen, das vor einigen Jahren nur das Vorrecht der begüterten Klassen war." Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes vom Jahre 1928, S. 257.

— auch eine relative Abnahme der freiwilligen politischen und insbesondere gewerkschaftlichen Betätigung Hand in Hand. Mit dem Wachstum der Verbände und der Zunahme der finanziellen Tragkraft ist die Möglichkeit geschaffen, allmählich über einen großen Apparat mit besoldeten Kräften zu verfügen. In Zeiten heftiger Agitation, bei großen politischen und gewerkschaftlichen Aktionen, Wahlen, Mitgliederwerbung geht die Anzahl derer, die ihre Freizeit in den Dienst ihrer Organisation stellen, in steigender Richtung; die aktive Mitarbeit der großen Masse der Mitglieder ist in normalen Zeiten nur bei radikalen Kampforganisationen die Regel.

X.

Eine eingehende Analyse des Entwicklungsprozesses der Freizeitverwendung in der Nachkriegszeit wird als Beitrag für die Psychologie und Geistesrichtung der heutigen Arbeiterschaft sowie für die Aufdeckung bestehender gesellschaftlicher Zusammenhänge fruchtbar sein. Bei diesen Untersuchungen wird das Problem der Familie öfters mit hineinbezogen werden müssen, indem diese durch die Wandlungen der Freizeitbenutzung unmittelbar beeinflußt wird und selbst durch innere Faktoren auf die Freizeitgestaltung zurückwirkt. Bisher wurde das Problem der Kürzung des Arbeitstages fast ausschließlich vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus behandelt, dagegen die durch die Kürzung entstandene Mehrung der Freizeit und ihre Verwendung als Gesamtproblem im allgemeinen weder soziologisch noch sozialpsychologisch untersucht. Einige Gesichtspunkte zur Inangriffnahme dieser Probleme sind hier gezeigt worden.

Prinzipiell darf jedoch das Problem der Freizeit niemals als selbständiges Studienobjekt in Angriff genommen werden, in dem Sinn, als handele es sich hier um ein Problem, das, außerhalb der Arbeitssphäre liegend, auch wesentlich davon getrennt wäre. Wenn Marx vom „Reich der Freiheit“ gesprochen hat, das erst anfängt, „wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört“[1]), so kann dieser Begriff „Freiheit“ nie im absoluten Sinn gemeint sein, sondern nur im Gegensatz zur wirtschaftlichen Gebundenheit. Ebensowenig wie in der geistigen und in der psychischen Sphäre läßt sich eine Zweiteilung des Arbeiters als Produzent und als Mensch durchführen. Unter völliger Anerkennung des Primats des wirtschaftlichen Elements sehen wir ein Aufeinander-

[1]) Marx, Das Kapital, III. Bd., Volksausgabe, S. 316.

einwirken, ein Durchdringen der in den beiden Teilgebieten vorhandenen oder neuerzeugten geistigen und physischen Gegebenheiten. Doch glauben wir schon jetzt feststellen zu dürfen, daß der Arbeitszeit für die Modifizierung der biologisch gegebenen Triebstruktur, der Freizeit für die Entwicklung der geistigen Faktoren ein maßgebender Platz einzuräumen ist. Das Studium der einzelnen Arten der Freizeitverwendung unter Anwendung der analytischen sozialpsychologischen Methode wird erst Aufschluß über die psychologischen Vorbedingungen des Entstehens, Fortbestehens und gegebenenfalls des Verfalls bestimmter Freizeitzweige geben und somit als wichtiger Beitrag zur Aufdeckung der derzeitigen Gefühls- und Denkwelt der modernen Arbeiter und Angestellten und der sie bedingenden Faktoren dienen können.

Zur gesellschaftlichen Lage der Musik.

Von

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

II. — Reproduktion. — Konsum.

Die Entfremdung zwischen Musik und Gesellschaft spiegelt in den Antinomien der musikalischen Produktion sich wider: als reale gesellschaftliche Tatsache wird sie greifbar am Verhältnis von Produktion und Konsumtion. Zwischen beiden vermittelt die musikalische Reproduktion. Sie dient der Produktion, die nur reproduziert unmittelbar gegenwärtig zu werden vermag, anders als toter Text verharrte; sie ist die Form jeglichen musikalischen Konsums, weil nur an reproduzierten Werken und nie an bloßen Texten die Gesellschaft Anteil gewinnen kann. Die Forderung der Produktion — als die nach Authentizität — und die der Konsumtion — als die nach Verständlichkeit — richten sich gleichermaßen an die Reproduktion und verschränken sich in ihr: das Postulat „deutlicher" Wiedergabe des Werkes etwa kann ebensowohl von der sinngemäßen Darstellung des Textes wie von der Auffaßbarkeit für den Hörer her an die Reproduktion ergehen. Wenn dergestalt in den innersten Zellen der Reproduktion Produktion und Konsumtion sich begegnen, dann bietet Reproduktion den genauesten Schauplatz für die Konflikte, die sie miteinander auszutragen haben. Als Reproduktion entfremdeter Musik vermag sie die Gesellschaft nicht mehr zu erreichen; als Reproduktion für die Gesellschaft verfehlt sie die Werke. Denn konkrete Reproduktion hat es — wie die landläufige Kunstkritik stets wieder möchte vergessen machen — weder mit einem ewigen Werk an sich noch mit einem an konstante Naturbedingungen gebundenen Hörer zu tun, sondern mit geschichtlichen. Nicht bloß ist das Bewußtsein der Hörerschaft vom Wechsel der gesellschaftlichen Bedingungen abhängig; nicht bloß das der Reproduzierenden vom Stande der musikalischen Gesamtverfassung: die Werke selber haben ihre Geschichte und verändern sich in ihr. Ihr Text nämlich ist eine bloße Chiffernschrift, die Eindeutigkeit nicht verbürgt und in der

mit der Entfaltung der musikalischen Dialektik — die wieder gesellschaftliche Momente in sich faßt — wechselnde Gehalte erscheinen. Die Veränderung der Werke selbst stellt sich dar in der Reproduktion. Und zwar, im Zeichen der radikalen Entfremdung, als Schwinden der reproduktiven Freiheit. Die vorkapitalistische Reproduktion war beherrscht von Tradition: Tradition musikalischer Zünfte, Tradition oft auch einzelner Familien. Das traditionale Moment garantierte einen stetigen Zusammenhang zwischen der Musik und ihrer Hörerschaft in der Stetigkeit der Wiedergabe; das Werk stand nicht isoliert der Gesellschaft gegenüber, sondern in der Reproduktion behauptete sie Einfluß auf die Produktion, und bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, also bis zur Beseitigung der Generalbaßpraxis durch die Wiener Klassik, gingen Produktion, Reproduktion, Improvisation ohne scharfe Grenze ineinander über; selbst ein so streng auskomponierter Formtyp wie die Bachische Fuge, die sich, Erbin der mittelalterlichen Polyphonie, der Generalbaßpraxis nicht unterworfen hatte, läßt dem Interpreten in Tempo und Dynamik, die im Text nur gelegentlich fixiert sind, volle Freiheit und gibt die Regelung einer Tradition anheim, die noch Jahrhunderte nach der Einführung der temperierten Stimmung irrational bleibt. All das ändert sich mit dem Sieg der bürgerlichen Klasse. Das Werk setzt sich selbständig und in einem rationalen Zeichensystem der Gesellschaft als Ware gegenüber; die Tradition der Interpreten und ihrer Zünfte reißt mit der Durchsetzung der freien Konkurrenz ab; die „Schulen" werden zu Lern- und Gesinnungsgemeinschaften ohne Verbindlichkeit der übermittelten Lehrgehalte; die Restbestände traditionaler Musikübung, wie etwa Mahler in Wien sie vorfand, sind, nach seinem Wort, durchsichtig als „Schlamperei". Der Eingriff des Interpreten ins Werk, in der Zeit vor der definitiven Verdinglichung der Werke jeweils möglich und selbst gefordert, wird zur schlechten Willkür, die die Authentizität des rational bezeichneten Werkes von sich fernhalten muß. Die Geschichte der musikalischen Reproduktion im letzten Jahrhundert hat die reproduktive Freiheit vernichtet. Der Interpret hat einzig noch die Wahl zwischen zwei Anforderungen rationaler Art; er muß entweder sich streng auf die Realisierung, allenfalls Entzifferung der genauen Sprache der musikalischen Zeichen beschränken, oder er muß den Wünschen entsprechen, die die Gesellschaft als Markt an ihn richtet und in denen die Gestalt des Werkes untergeht. Zwischen beiden Forderungen vermittelte im 19. Jahrhundert die „Interpretenpersönlichkeit" als letztes musikalisches Refugium irrationaler Repro-

duktion im kapitalistischen Prozeß. Sie steht in deutlicher Beziehung zur Form der freien Konkurrenz und enthält so viel Irrationales in sich wie diese. Dem Werk dient sie, indem sie dessen Gehalte, im Rahmen des vorgezeichneten Textes und seiner Zeichen, nochmals gleichsam aus sich selbst hervorbringt; das wird möglich durch die Homogenität der Struktur von Autor und Interpret, die beide in gleicher Weise bürgerliche „Individuen“ sind und in gleicher Weise den „Ausdruck“ bürgerlicher Individualität vollbringen: Liszt, Rubinstein, beide expressive Komponisten und als Interpreten „Nachschöpfer“, sind Urbilder solcher Interpretation. Die Gesellschaft, der sie die Musik darbieten, ist ebenso individualistisch beschaffen wie sie; in ihnen erkennt sie sich wieder, in ihnen nimmt sie von den Werken Besitz, und in den Triumphen, die sie den Virtuosen, weit mehr als den Komponisten, bereitet, feiert sie sich selber. Es ist die entscheidende Veränderung, die die gegenwärtige musikalische Reproduktion dem 19. Jahrhundert gegenüber erfuhr, daß das Gleichgewicht von individualistischer Gesellschaft und individualistischer Produktion vernichtet, die Freiheit der Reproduktion vollends problematisch geworden ist und nirgends besser als hier mag an musikalischen Phänomenen der Übergang vom Konkurrenz- zum Monopolkapitalismus sich erkennen lassen. Zwar die „Interpretenpersönlichkeit“ besteht im Musikleben fort und dürfte gesellschaftlich wirksamer sein als je zuvor: aber ihre Funktion ist völlig geändert, und die Souveränität, mit der sie Werken und Publikum gleichermaßen gebietet, verbirgt diktatorisch den Sprung zwischen freiem Interpreten und Werk. Die musikalische Produktion aber, soweit sie dem Markt gegenüber Selbständigkeit behauptet, fordert gänzliche Unterordnung des Interpreten unter den Text, und diese Unterordnung bleibt nicht auf die gegenwärtige Produktion beschränkt, sondern wird zum notwendigen Postulat auch der vergangenen gegenüber, wofern nicht im Lichte der fortgeschrittensten Produktion die Wiedergabe der alten überhaupt unmöglich ist und die vergangenen Werke dem strengen Interpreten transparent und stumm vor Augen liegen. Indem Schönberg als Komponist die tonale Kadenz und alle in ihr entspringenden Formmittel beseitigte, entfielen auch die ihnen als selbstverständlich zugeordneten und darum nicht ausdrücklich vermerkten Mittel der Darstellung, deren Selbstverständlichkeit gerade dem früheren Interpreten seine Freiheit garantierte. Jetzt ist der Text bis zur letzten Note und bis zur unmerklichsten Temponuance bezeichnet, und der Interpret wird zum Exekutor des eindeutigen Autorenwillens. Wenn solche Strenge bei Schönberg

dialektisch in der Strenge eines Kompositionsverfahrens entspringt, nach welchem ohne alles vorgegebene und sozial garantierte Material die Musik gänzlich „auskomponiert" wird, dann ist bei den minder genau bezeichneten Notentexten Strawinskijs, undialektisch zwar, doch mit ähnlichem Ergebnis, die Freiheit des Interpreten ausgeschlossen durch Stil und „Geschmack" eines Objektivismus, der sich zwar nicht rein auskonstruiert, aber doch vom Interpreten gänzliche Unterordnung unter seine objektive Attitüde verlangt und diese Unterordnung, wenn sie schon nicht in Komposition und Zeichengebung festgelegt ist, wenigstens in einer affektlosen, dem Spiel mechanischer Instrumente angeglichenen Vortragsweise zum Ausdruck bringen möchte. Die Verbesserungen und Erfindungen im Bereich der mechanischen Musikinstrumente, die eine präzisere Wiedergabe jedenfalls als die durch mittlere und unkontrollierte „freie" Interpreten gewährleisten, mögen dabei das Reproduktionsideal mitgeformt haben, und jedenfalls bekräftigt es die Ansprüche gesellschaftlicher Deutung der musikalischen Reproduktionsverhältnisse, daß deren immanente Problematik die gleiche Einschränkung der reproduktiven Freiheit, die gleichen Tendenzen zu Technisierung und Rationalisierung zeitigte, welche von außen mit der gesellschaftlich-ökonomischen Entwicklung: durch Vervollkommnung der Maschinen und Ersatz der menschlichen durch mechanische Arbeitskräfte musikalisch aktuell wurden. Diese Tendenzen blieben nun nicht auf die Wiedergabe zeitgenössischer Musik beschränkt. Die geschichtliche Veränderung der Werke im Rahmen ihrer mehrdeutigen Texte spielt sich nicht beliebig ab, sondern gehorcht strikt den Erkenntnissen, die im Raum der musikalischen Produktion gewonnen sind. Genauerer Anschauung unterworfen, fordert ältere und zumal die „klassische" deutsche Musik, um so realisiert zu werden wie ihre Konstruktion heute dem Auge sich darbietet, die gleiche strenge, jegliche improvisatorische Freiheit des Interpreten verwehrende Wiedergabe wie die neueste. Die Forderung sachlich adäquater Wiedergabe der Werke hat sich dabei von dem — ohnehin schwer kontrollierbaren — Willen der Autoren ganz emanzipiert und gerade in solcher Emanzipation kommt der geschichtliche Charakter von Reproduktion bündig zutage. Wollte man etwa eine frühere Beethovensche Klaviersonate so „frei", mit so willkürlich-improvisatorischen Veränderungen zumal der Grundzeitmaße der einzelnen Sätze spielen, wie es, nach zeitgenössischen Berichten, der Pianist Beethoven tat — vor der heute erst, durch die spätere Produktion, ganz erkennbaren konstruktiven

Einheit solcher Sätze müßte die scheinbar authentische Interpretationsweise schlechterdings als sinnwidrig sich darstellen.

Indem nun aber in der immanenten Auseinandersetzung mit den Werken fortgeschrittenste, am aktuellen Stande der Produktion orientierte Interpretation zur Idee ihrer Selbstaufhebung gelangt und sich zwangsläufig, gerade in den besten Repräsentanten, auf die reine Wiedergabe der Werke konzentriert, kommt es zum offenen Konflikt mit der Gesellschaft, mit dem Publikum, das sich durch den Interpreten im Werk vertreten fühlt und durch dessen Opfer nun ausgeschlossen wird. Schärfer noch der Reproduktion als der Produktion gegenüber zeigt sich die Ambivalenz der Gesellschaft im Verhältnis zur Rationalisierung. Mit der Vervollkommnung der technischen Mittel zum Zweck der Ersparnis von Arbeitskräften, mit der fortschreitenden Verselbständigung der Musik als einer gegen abstrakte Einheiten tauschbaren Ware, die sich schließlich von der Gesellschaft ablöst, hat die bürgerliche Gesellschaft den musikalischen Rationalisierungsprozeß nicht bloß befördert, sondern überhaupt erst ermöglicht; die Konsequenzen der Rationalisierung aber greifen den Bestand der bürgerlichen Ordnung in ihren Grundkategorien an, und vor ihnen weicht sie zurück in eine Begriffswelt, die nicht bloß die immanent-musikalische, sondern auch die immanent-bürgerliche Wirklichkeit längst hinter sich zurückließ, die aber dafür wieder zur ideologischen Verhüllung der monopolkapitalistischen Entwicklung der Gesellschaft sich als besonders tauglich erweist. Die Rationalisierung musikalischer Produktion und Reproduktion, Resultat der gesellschaftlichen, wird als „Entseelung" perhorresziert, wie wenn man fürchtete, die Irrationalität des gesellschaftlichen Zustandes, die aller „Rationalisierung" zum Trotz sich behauptet, werde im Lichte radikalerer künstlerischer Rationalität allzu deutlich; die „Seele" wird dabei stillschweigend der bürgerlich-unabhängigen Privatperson gleichgesetzt, deren Recht man ideologisch um so sichtbarer statuieren möchte, je mehr es ökonomisch-gesellschaftlich in Frage gerückt ist. Die plattesten Antithesen sind dem Konsumentenbewußtsein recht, um sich vorm Zugriff der ihrem Erkenntnischarakter nach aktuellen Reproduktion zu schützen und eine Art des Musizierens zu gewährleisten, deren Hauptfunktion es ist, mit Traum, Rausch und Versenkung die Realität zu verbergen und den Bürgern im ästhetischen Bilde eben jene Triebbefriedigungen zu verschaffen, die die Realität ihnen verwehrt; für die aber das Kunstwerk mit dem Preis seiner integralen Gestalt zu zahlen hat. Organik wird

da gegen Mechanik, Innerlichkeit gegen Leere, Persönlichkeit gegen Anonymität ausgespielt. Der Objektivismus hat, in seiner konziliánteren deutschen Form, versucht, solchen Einwänden, wie sie gegen die rationale Reproduktion laut werden, von der Produktionsseite aus zu begegnen, indem er die verlorene reproduktive Freiheit oder wenigstens deren Schein als „Musikantentum" in den Text aufnahm und den Text derart aus den instrumentalen Spielweisen entwickelte, als ob die freie Möglichkeit von Reproduktion die Produktion selber erst ermöglichte. Der Scheincharakter dieses Vermittlungsversuches kommt daran zutage, daß die Funktionen, die gerade die Reproduktion erfüllen müßten, der Produktion überantwortet werden; damit bleibt der „Text" und die dingliche Komposition für das „Musizieren" die letzte Instanz, und das Musikantentum ist bloße ornamentale Zutat zur Komposition. Die Musiziermusik war denn auch dem Publikum gegenüber unwirksam genug. Zum Vollstrecker von dessen Willen wurde dafür die gleiche „Interpretenpersönlichkeit", die im 19. Jahrhundert dem Durchbruch des individuellen Ausdrucks in der Musik gedient hatte und deren Funktion nun drastisch verändert ist. Sie muß eine doppelte Aufgabe erfüllen. Einmal muß sie, mit der Souveränität ihrer „Auffassung", die verlorene Kommunikation zwischen Werk und Publikum herstellen, indem sie die Gestalt des Werkes in einer Art von Vergrößerung oder Überplastik hervortreibt, die zwar dem Werke unangemessen sein mag, dafür aber dessen affektive Wirkung auf das Publikum sicherstellt. Dann aber muß sie das Werk als Ausdruck einzelmenschlicher Dynamik und privater Beseeltheit, der es doch nicht mehr ist, beschwören; die Fähigkeit, Werke in einer Gestalt heraufzuholen, die sie längst nicht mehr haben und vielleicht niemals besaßen, ist es vor allen anderen Eigenschaften, die den „prominenten" Dirigenten auszeichnet. Die Wunschbilder von vitaler Fülle und ungebundenem Schwung, von beseelter Organik und unmittelbarer, nichtverdinglichter Innerlichkeit spendet er leibhaft denen, welchen die kapitalistische Wirtschaft real die Erfüllung aller solchen Wünsche versagt; und bestärkt sie zugleich im Glauben an ihre eigene Substanz, welche eben die unsterblichen, soll sagen: unveränderlichen Werke hervorbrachte, die er beschwört, über die sie kraft ihrer Bildung ebenfalls verfügen und die sie als Fetisch zugleich verehren. Der zeitgenössischen Produktion steht er — im strikten Gegensatz zu den Vorbildern aus dem 19. Jahrhundert — fremd oder ablehnend gegenüber, demonstriert einmal ein modernes Werk als abschreckendes Beispiel oder läßt allenfalls die neue Musik als Übergang zur Re-

stauration der alten Seelenkunst gelten, hält sich aber sonst an die heroisch-bürgerliche Vergangenheit — Beethoven — oder an einen Autor wie Bruckner, der den Pomp der gesellschaftlichen Veranstaltung mit dem gleichen Anspruch auf Beseeltheit und Innerlichkeit vereint, welcher der des prominenten Interpreten ist. Daß derselbe Dirigententyp, der unersättlich-versunken das Adagio aus Bruckners Achter zelebriert, wie ein Konzernherr darauf auszugehen pflegt, möglichst viele Organisationen, Institute und Orchester in seiner Hand zu vereinen, ist das genaue gesellschaftliche Korrelat zur individuellen Beschaffenheit einer Figur, die im Kapitalismus musikalisch Trust und Innerlichkeit auf den gemeinsamen Nenner zu bringen hat. Und daß in der Typengeschichte des gegenwärtigen prominenten Interpreten der Dirigent, der ungebunden und widerspruchslos den Orchestermechanismus beherrscht, die freie Konkurrenz der instrumentalen und vokalen Virtuosen zurückdrängte; daß es gerade ein einzelner, eben eine „Persönlichkeit" ist, die über Musik und Publikum gleichermaßen gebietet und im Namen des Publikums, aber ohne dessen Willen und mit Kommandogesten die Vergangenheit zitiert; daß schließlich sein Erfolg gerade von der Geste des Befehls getragen wird, mit der er dem Publikum begegnet — das alles zeigt vollends den einzelnen, der angeblich die Mechanisierung überwindet, als den Monopolherren, der den rational-mechanischen Apparat der Einsicht der Individuen entzieht, um im eigenen Interesse darüber zu verfügen. Seine ideologische Herrschaft wird getragen vom Ruhm, in welchem die Gesellschaft seine restaurativ-reproduktive Leistung wieder und wieder reproduziert. So genau ist das Klassenbewußtsein auf das ihm angemessene Interpretenideal eingestimmt, daß es Interpreten, die ihm nicht entsprechen, mag immer deren sachliche Qualität und selbst Suggestivkraft unbestreitbar sein, beseitigt; im Vorkriegswien nicht anders als im gegenwärtigen Mailand und Berlin.

Die Forderungen der gegenwärtigen Gesellschaft an eine Musik, die ihr, als ihre Ideologie, Genüge leisten soll, so wie sie im Problembereich der Reproduktion an der Figur der „Interpretenpersönlichkeit" dialektisch zutage kommen — diese Forderungen sind es, die den offiziellen, von der Instanz der Bildung sanktionierten musikalischen Konsum der bürgerlichen Gesellschaft insgesamt beherrschen. In ihrem „Musikleben", wie es in den Opernhäusern und Konzertsälen seine traditionale Stätte einstweilen noch behauptet, hat die bürgerliche Gesellschaft mit der entfremdeten Musik eine Art von Waffenstillstand geschlossen und verkehrt mit ihr in vorsichtigen und genau

regulierten Formen. Freilich ist der Waffenstillstand beliebig kündbar: das „Musikleben“ reagiert prompt und exakt auf jede Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Bürgertum. So hat etwa die Expropriation der gehobenen Mittelschichten durch Inflation und Krise diese Schichten aus den Opern und Konzerten verscheucht und an die Radioapparate verbannt, deren Zerstreutheit wieder die Atomisierung des Bürgertums, den Ausschluß der bürgerlichen Privatperson von den öffentlichen Dingen adäquat ausdrückt: vorm Lautsprecher ist der Bürger ökonomisch und musikalisch dem Monopol, sei's auch dem „gemischtwirtschaftlichen Betrieb“, überantwortet. Weil das Musikleben dergestalt die innerbürgerlichen Strukturänderungen unmittelbar registriert, ist die Analyse gehalten, die immanenten Differenzen und Widersprüche des Bürgertums einzurechnen. In einer Sphäre, in der der autonome Anspruch der isolierten Kunstwerke bereits gebrochen und durch den Marktbedarf ersetzt ist, vermöchte hier Statistik wesentliches Material zur gesellschaftlichen Deutung zu gewinnen. Solches Material liegt nicht vor. Immerhin darf Beobachtung einige Befunde beistellen. Was zunächst die Oper anlangt, so hat sie auch als Konsummittel ihre Aktualität eigentlich verloren. Die Funktion, die ihr im 19. Jahrhundert vorab zukam, die der Repräsentation, ist ihr jedenfalls für den Augenblick genommen: die depossedierten Mittelschichten haben weder ökonomisch die Kraft, solche Repräsentation zu stützen, noch bilden sie mehr eine kulturelle Einheit, die so sublimierter Repräsentationen fähig wäre, wie es die des Operntheaters einmal waren; allenfalls gedenken sie in den „Meistersingern“ ihrer glücklicheren Jahre. Die Großbourgeoisie aber, die repräsentieren kann und will, vermeidet es, als herrschende und ökonomisch leistungsfähige Schicht sich allzu offen darzustellen; ihre Repräsentationen behält sie einstweilen exklusiveren Zirkeln vor als denen in den Logen, die für jedes Opernglas erreichbar sind; sie ist zudem am Opernrepertoire desinteressiert und schafft sich ihre musikalischen Domänen lieber in den großen Konzertgesellschaften, die sie ökonomisch und programmpolitisch beherrscht, ohne sich allzuweit zu exponieren. Immerhin ließe sich denken, daß bei fortschreitender politischer Ausbildung der monopolkapitalistischen Herrschaftsformen die Oper nochmals einiges vom alten gesellschaftlichen Glanze zurückgewönne. Einstweilen wird sie teils von Abonnenten aus der älteren Generation der „gebildeten“ Mittelschichten besucht, die in ihr die eigene Vergangenheit, den triumphalen Bürgerrausch besonders Wagners zitieren und zugleich, indem sie bei einer

Kunstform stehen bleiben, die in der Breite der Produktion von den gesellschaftlichen Veränderungen wenig berührt ward, gegen die künstlerischen Neuerungen und deren gesellschaftliche Intentionen insgesamt protestieren. Teils auch füllen die Opern Angehörige solcher bürgerlichen Kreise, die, wie manche Kleinhändler und auch handwerkerlich-zünftlerische Berufe, ökonomisch noch einen gewissen Standard behaupten, von der „Bildung" aber durch Ursprung und Erziehung ausgeschlossen sind. Es ist das jener Typ des Opernbesuchers, der sich zwar freut, den Marsch aus „Aida" und die Arie der Butterfly wieder zu hören, die ihm aus Kino und Kaffee vertraut und seiner musikalischen Schulung angemessen sind; der aber zugleich seiner tatsächlichen ökonomischen Stellung und der Möglichkeit gesellschaftlichen Aufstiegs schuldig zu sein glaubt, solche Konsumstücke an einer Stelle entgegenzunehmen, die vom alten bürgerlichen Bildungsideal geweiht ist und an der anwesend zu sein dem Besucher, wenigstens in seinen eigenen Augen, etwas von der Würde der Bildung verleiht. Der Anteil dieses — freilich sehr modifizierbaren — Typus am Opernpublikum darf als recht erheblich vermutet werden. Charakteristisch ist der völlige Ausfall der jüngeren großbürgerlichen Generation, der gesamten Intellektuellenschicht und der Angestelltenschaft. Die entworfene Struktur ist vorab die des Publikums der Provinzopern. In den großstädtischen Zentren, Berlin, auch Wien, ist einerseits durch den ausgebildeteren Mechanismus der Zerstreuung das Bürgertum weiter noch von der Oper abgelenkt, so daß die Mittelschichten für die Oper weniger in Betracht kommen als in der Provinz. Andererseits wird der Oper, im Namen wirklich vorhandener oder fiktiver „Fremder", eine repräsentative Dignität zugesprochen, die die Großbourgeoisie enger an sie fesselt und gelegentlich Opernvorstellungen als „gesellschaftliche Ereignisse" möglich macht.

Größer ist die Funktion der Konzerte im Haushalt des Bürgertums. Die krude Stofflichkeit der Oper fehlt im Konzert. Sie ist barockes Erbgut, das durch die Verlagerungen der Gewichte innermusikalischer Entwicklung von der vokalen auf die instrumentale Seite in den letzten Jahrhunderten sich weithin unberührt erhielt: der Anteil der Oper am bürgerlichen Humanismus und Idealismus ist bloß mittelbar und einzig in den größten Werken der Gattung, bei Mozart, im Fidelio, im Freischütz fraglos. Gerade die Stofflichkeit bindet die unteren Mittelschichten an die Oper, die in ihr ein Ähnliches wie eine Regression in vorbürgerliche Zustände vollziehen mögen. Die gleiche Stofflichkeit aber schreckt die Oberschicht, als „naiv",

„primitiv", „roh", zurück. Sei es, daß sie in der vorbürgerlichen und jedenfalls nichtbürgerlichen Stoffwucht des Operntheaters, die stets politisch sich zu aktivieren vermöchte, die Gefahr wittert; sei es, daß sie ein Interesse daran hat, den Charakter der Wirklichkeit als einer Welt bloßer Dinge zu verbergen, wie ihn die Oper mit unbekümmerter Entdeckerfreude manifestiert — zu verbergen, gerade weil er stets noch der Charakter der bürgerlichen Wirklichkeit selber ist: die Oberschicht weicht davor in eine „Innerlichkeit" aus, die ihr um so genehmer ist, je weiter sie sich von den gesellschaftlichen Verhältnissen und der Einsicht in deren Widerspruch distanziert; und die sich musikalisch sogar repräsentieren und mit dem Schein unmittelbarer Kollektivität bekleiden läßt. Das Großbürgertum liebt die Konzerte und die humanistisch-idealistische Bildungsideologie, die es in den Konzertsälen — ohne sie selbst zu durchschauen — pflegt, lockt die Bildungsschicht im weitesten Umfang, bis zu deren depossedierten und kleinbürgerlichen Vertretern, ebendorthin. Die Zweiheit von „Bildung und Besitz", die in den Konzertsälen ideologisch sich versöhnt, prägt in der Doppelheit der Orchester zahlreicher Städte sinnfällig sich aus: während die „Philharmoniker" in teuren Konzerten, deren Exklusivität durch das Stamm-Abonnement-System garantiert ist, mit ruhmreichen auswärtigen Stars und einer überaus begrenzten Zahl sanktionierter, gleichsam zeremonialer Werke für das Großbürgertum spielen, dienen die „Symphonieorchester", mit vorsichtig dosierten Novitäten im traditionalistischen Programm, mit der Einbeziehung von einheimischen, „bodenständigen" Kräften und mit billigen Preisen der mittleren Bildungsschicht, solange die Lage der Wirtschaft es ihnen noch gestattet. Die Solistenkonzerte, deren Zahl wegen des Risikos für die Konzertgeber einschrumpft und denen nicht mehr die alte Teilnahme begegnet, die auch gerade durch die Reduktion ihrer Anzahl dem öffentlichen Bewußtsein mehr und mehr entschwinden, beschränken sich zusehends auf den Kreis der monopolisierten Stars. Konzerte, die, wie die Veranstaltungen der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik, ostentativ die gegenwärtige selbständige Produktion vertreten, demonstrieren deren Isoliertheit mit ökonomischer Drastik; sie werden, gleichviel welche Richtung der Moderne sie propagieren, fast nur noch von Musikern besucht, die ihre Karten nicht bezahlen; treten also aus der Sphäre der musikalischen Produktion nicht heraus und sind wirtschaftlich gänzlich unproduktiv: Zuschuß- und Defizitunternehmungen. Die wenigen Amateure, die sie stützten, Bürger meist, die nicht oder nicht mehr unmittelbar am wirtschaft-

lichen Produktionsprozeß teilhaben, hat die Wirtschaftskrise ausgeschaltet. Einen „Konsum" Neuer Musik gibt es überhaupt nicht. Soweit sie noch zur Reproduktion gelangt, wird es ihr möglich durch ökonomisch kaum eben tragfähige Organisationen der Künstler untereinander oder durch politisch gefärbte internationale Meetings, die sich als fiktiv erweisen, sowohl was die Stellung der einzelnen Staaten zur aktuellen musikalischen Produktion wie ihr Interesse an „geistigem Austausch" anlangt, und denen lange Fortdauer nicht mehr prognosziert werden kann. Indem diese Meetings aus ökonomischen Rücksichten an der Fiktion des Konsums und „Austauschs" liberalistisch festhielten, haben sie sich durch die Kompromisse ihrer Programmpolitik auch musikalisch-immanent um jede Verbindlichkeit gebracht.

Das Bewußtsein der Konsumenten des offiziellen Musiklebens ist nicht blank auf die Formel zu bringen. Die Rede vom ideologischen Charakter des bürgerlichen Musikkonsums bedarf der Erläuterung. Sie ist nicht so zu verstehen, als liege dem Musikkonsum kein realer Bedarf zugrunde; als sei das ganze Musikleben nichts als eine Art tönender Kultur-Kulisse, die die bürgerliche Gesellschaft zur Täuschung über ihre wahren Zwecke errichte, während hinter der Szene ihr eigentliches, ökonomisch-politisches Leben sich abspiele. Wieviel auch immer das Musikleben von solchen Funktionen übernehmen mag, wie hoch auch der Anteil von Repräsentation, von spezifisch „gesellschaftlichen", nämlich vom musikalischen Bedarf abgelösten Zwecken am Musikleben angeschlagen werden muß: daran ist es nicht genug. Vielmehr ist die ideologische Macht des Musikkonsums um so größer, je weniger er als bloßer Schein und dünne Oberfläche durchschaubar ist; je genauer er mit tatsächlichen Bedürfnissen kommuniziert, aber derart, daß mit ihm ein „falsches Bewußtsein" produziert, die gesellschaftliche Lage für die Konsumenten verhüllt wird. Das Bedürfnis nach Musik ist in der bürgerlichen Gesellschaft vorhanden und wächst mit der Problematik der gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Individuen nötigt, ihre Befriedigung außerhalb einer unmittelbaren gesellschaftlichen Wirklichkeit zu suchen, die sie ihnen versagt. Diese Befriedigung gewährt ihnen das Musikleben „ideologisch", indem es ihre — dialektisch produzierte — Tendenz, aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu fliehen oder sie sich umzudeuten, aufnimmt und ihnen Gehalte entwirft, die die gesellschaftliche Wirklichkeit nie besaß oder längst verlor und an denen festzuhalten objektiv die Intention in sich einschließt, eine Veränderung der Gesellschaft zu hintertreiben, welche

notwendig eben jene Gehalte entlarven müßte. Gerade daß das „Musikleben“ die Bedürfnisse des Bürgertums so adäquat befriedigt, — daß es aber in der Form der Befriedigung das bestehende Bewußtsein anerkennt und stabilisiert, anstatt in seiner eigenen Form die gesellschaftlichen Widersprüche aufzudecken, zu gestalten und in Erkenntnis über die Beschaffenheit der Gesellschaft umzusetzen: das macht das ideologische Wesen des Musiklebens aus. Wenn Nietzsche den „Rausch“, den Musik hervorrufe, einen unfruchtbaren, schwer aktivierbaren Rausch, als unrein und gefahrvoll verwarf, so hat er, bei aller Fragwürdigkeit seiner Kategorien und eines umstandslos an Wagner orientierten Musikbildes, jedenfalls den Zusammenhang von Bedürfnisbefriedigung und ideologischer Vernebelung richtig erkannt, welcher das Gesetz der bürgerlichen Musikübung ausmacht, und hat auch das Unbewußte als Schauplatz jenes Zusammenhanges visiert. Im Schutz des Unbewußten vollzieht sich der Umgang des Bürgertums mit der Musik: der legale des „Musiklebens“ und mehr noch der illegale mit der „leichten“ Musik. Die Unbewußtheit des Verhältnisses garantiert zugleich auch den Fetischcharakter der Musik-Dinge; Ehrfurcht, aus dem theologischen Bereich schief genug ins ästhetische projiziert, verbietet die bewußte, „analysierende“ Beschäftigung mit Musik, deren Auffassung dem „Gefühl“ vorbehalten bleibt: die Unkontrollierbarkeit der privat-bürgerlichen Reaktionsweisen und die fetischhafte Isolierung der musikalischen Gestalt selber korrespondieren miteinander. Jede technologische Besinnung, die mit dem musikalischen Gefüge etwa auch dessen gesellschaftliche Funktion erhellen könnte, wird im Namen des Gefühls verwehrt, dafür aber die Kenntnis allgemeiner und unverbindlicher Stilbegriffe im Namen der Bildung gefordert. Ehrfurcht und Gefühl heften sich an Zelebritäten der Vergangenheit, vor denen Kritik und Frage verstummt und in denen zugleich die bürgerliche Gesellschaft ihren eigenen Ursprung als den von Heroen zu behaupten liebt. Heute, da die offizielle Musikkultur in der rationalisierten Gesellschaft vorab zur Apologie verpflichtet ist, nutzt sie gleichermaßen bürgerlich-revolutionäre Objektivität — „Klassik“ — und bürgerlich entsagende Subjektivität — „Romantik“ —; die Verherrlichung des Sieges der bürgerlichen ratio ebensogut wie das Leiden des einzelnen unter ihrer Alleinherrschaft ist Gegenstand des bürgerlichen Musiklebens und in seinen kanonischen Werken ausgedrückt; die Ambivalenz eines Gefühls, das an Klassik und Romantik gleichermaßen sich sättigt, ist die des Bürgertums seiner eigenen ratio gegenüber. Jenseits der Spannung rational konstituierter

Objektivität und irrational betonter, privater Innerlichkeit registriert das Bürgertum im „Musikleben“ noch die Phasen seines hochkapitalistischen Aufschwungs. In den „Meistersingern“, einem der aufschlußreichsten und nicht umsonst gesellschaftlich beliebtesten Werke, wird der Aufstieg des bürgerlichen Unternehmers und seine „nationalliberale“ Versöhnung mit der Feudalität in einer Art von Traumverschiebung thematisch. Der Wunschtraum des ökonomisch arrivierten Unternehmers läßt nicht ihn vom Feudalherren, sondern den Feudalherren vom reichen Bürgertum rezipiert werden; der Träumende ist nicht der Bürger sondern der Junker, dessen Traumlied zugleich, gegenüber dem rationalen Regelsystem der bürgerlichen „Meister“, die verlorene, vorkapitalistische Unmittelbarkeit wiederherstellt. Das Leiden des bürgerlichen Individuums unter der eigenen und zugleich entfremdeten Wirklichkeit, die Tristanseite der Meistersinger, vereint sich, im Haß gegen den Kleinbürger Beckmesser, mit dem Bewußtsein des weltwirtschaftlich-expansiv gerichteten Unternehmers, der die bestehenden Produktionsverhältnisse als Fesseln der Produktivkräfte erfährt und vielleicht bereits, im romantischen Bilde des Feudalherren, das Monopol an Stelle der freien Konkurrenz ersehnt: wie es denn tatsächlich auf der Festwiese nicht mehr zu einer Konkurrenz, sondern bloß deren Parodie in der Auseinandersetzung zwischen Junker und Beckmesser kommt. In dem ästhetischen Triumph Sachsens und des Junkers sind die Ideale des Privatiers und des Exporteurs noch gegeneinander ausbalanziert. Bei Richard Strauß, dem letzten bedeutenden bürgerlichen Komponisten, dessen Musik das Bürgertum konsumiert, hat, wie bereits Ernst Bloch erkannte, die Weltwirtschaft die Oberhand gewonnen. Innerlichkeit und Pessimismus sind liquidiert. Der „Schwung“, als Unternehmergeist, emanzipiert sich. Chromatik und Dissonanz, vordem Mittel der Befreiung der bürgerlichen Musik aus einem vorgesetzten, irrationalen System und Träger einer Dialektik, die das Material angreift und verändert, verlieren die revolutionär-dialektische Kraft und werden, wie Exotik und Perversität in den Sujets, zum bloßen Emblem weltwirtschaftlicher Freizügigkeit; technisch beliebig als Klexe verwandt, die in jeder Sekunde vom gesunden Optimismus der Quartsextakkorde getilgt werden können. Das Material, das in Straußens Musik schließlich hervortritt, ist gewissermaßen das Urmaterial aller bürgerlichen Musik, das diatonisch-tonale, das das Bürgertum trotz aller Strukturänderungen in Wahrheit so treu festhielt wie das Prinzip der Profitrate und das bei Strauß, indem es sich die fremden Märkte Literatur, Orient,

Antike und Dixhuitième unterwirft, mit einigem Zynismus auftritt. Die Divergenz zwischen dem phrasenhaft-vielberufenen „technischen Raffinement" Straußens, nämlich einer von außen gesetzten, nicht material-immanenten, sondern zufälligen und eigentlich irrationalen „Beherrschung" der Apparatur — und einer historisch unberührten, harmlosen, feuchtfröhlichen Musiksubstanz: diese Divergenz mag nicht bloß dem empirischen Bewußtseinsstand des großbürgerlich-industriellen Unternehmers um 1900 recht angemessen sein: sie zeichnet auch wieder deutlich die Selbstentzweiung des Bürgertums seiner ratio gegenüber ab, die es zugleich steigern und bremsen muß. Immerhin ist in der nachwagnerischen Musiksituation, durch die gesellschaftliche Entwicklung und die immanente Dialektik des Wagnerschen Werkes, die Entfremdung von Musikmaterial und Gesellschaft bereits so weit gediehen, daß eine Produktivkraft wie die Straußsche nicht umstandslos die materialen Forderungen ignorieren und der Gesellschaft sich gefügig zeigen konnte. In seinen besten Werken, Salome und Elektra, ist zwar die Divergenz ebenfalls angelegt; in der Jochanaanmusik wie in den gesamten Schlußpartien der Elektra behauptet sich Banalität, aber am Anfang der Salome, im Elektramonolog und der Klytemnästraszene verselbständigt sich gleichsam sein Kompositionsmaterial und stößt, gegen seinen Willen, hart an die Grenze des tonalen Raumes. Diese Grenze ist zugleich die des Konsums: von beiden Werken fühlte das Publikum musikalisch wie stofflich sich chokiert und verweigerte ihnen, wenn schon nicht alle Opernhäuser, doch den sicheren Platz im Repertoire. Nach Strauß hat es Schluß gemacht und der Schlußstrich tangiert sein œuvre. Aber er hat ihn selber gezogen. Von allen Komponisten des Bürgertums vielleicht der klassenbewußteste, hat er mit dem „Rosenkavalier", seinem größten Erfolg, die materiale Dialektik selber von außen abgebrochen, die Diatonik von allen gefährlichen Fermenten gesäubert und den Jungen Herrn aus großem Hause, gerade eben noch eine Hosenrolle, mit der Tochter des Reichen Neugeadelten vermählt, während die Marschallin, Erbin Hans Sachsens und Isoldens zugleich, das Nachsehen hat und Trost im abstrakten Bewußtsein von Vergänglichkeit. Mit dem sacrificium intellectus ans Konsumentenbewußtsein erlischt die Straußische Produktivkraft: was auf den Rosenkavalier folgt, ist Kunstgewerbe. — Der Bruch von Produktion und Konsumtion, dem Strauß als Produzierender zum Opfer fiel, hat zunächst nur in Deutschland die extreme Gestalt angenommen. In Frankreich, wo der Industrialisierungsprozeß minder weit getrieben war und da-

mit die Antinomien der bürgerlichen Ordnung sich minder radikal ausprägten, stimmen beide länger zusammen. Das musikalisch interessierte Bürgertum, im Besitz ausgiebigerer Freizeit und durch die Malerei des Impressionismus geschult, vermag der Bewegung weiter zu folgen; die Musik, nicht isoliert noch und nicht dialektisch in sich durch die Polemik zur Gesellschaft, kann ihre Mittel sublimieren, ohne sie substantiell anzugreifen. Noch Debussy, autonomer Künstler gleich den impressionistischen Malern, deren Technologie er in die musikalische transponiert, darf als Klang und Wohllaut Elemente der bürgerlichen Genuß- und selbst Salonmusik mitnehmen ins wählerischste artistische Verfahren. Freilich tritt bei ihm wie bei Strauß, auch theoretisch: im Dogma von den natürlichen Obertönen und der daraus entspringenden Rousseau-Parole, als Resultat aller Sublimierung das musikalische Urmaterial des Bürgertums, die Diatonik, kahl und archaisch hervor, und der wissende Ravel dann weiß sich nicht anders damit abzufinden als psychologisch-literarisch: durch zärtliche Ironie. Damit ist aber auch in Frankreich die Versöhnung am Ende. Die Komponisten der Nach-Ravelschen Generation dort zeigen den verdächtigsten Mangel, der französischen Künstlern widerfahren kann: den an Metier. Die Tradition, die lange noch bewahrte, ist abgerissen; die isoliert-musikalische Schulung im Sinne Schönbergs dafür nicht ausgebildet. — Zwischen der ernsten Produktion und dem bürgerlichen Konsum zeigt sich allerorten offen das Vakuum. Die immanent-auskristallisierte bleibt unzugänglich; die aber, die sich auf den Konsum einrichtet, wird in ihrer subalternen Mattheit vom Großbürgertum selber als „epigonal" zurückgewiesen. Es sieht sich damit bestimmter stets auf den begrenzten und nicht mehr ergänzungsfähigen Kreis der „Klassik" zurückgeworfen. Der Rückgriff auf vorliberalistische Klassik, die Ablehnung auch der „gemäßigten Moderne" entspricht genau dem ökonomisch-politischen Rückgriff auf vorliberalistische Formen, wie ihn dialektisch der Liberalismus selbst bedingt, wofern er nicht über sich fortschreitend hinausgehen will.

Unterhalb des „Musiklebens", unterhalb von Bildung und Repräsentation, erstreckt sich das Reich der „leichten" Musik. Mit Kunstgewerbe und Chanson, Männerchorliteratur und versiertem Jazz setzt es das Musikleben bruchlos fort und nimmt so viel von oben auf wie ihm nur erreichbar ist; nach unten erstreckt es sich bodenlos bis in eine Unterwelt weit jenseits der bürgerlichen „Schlager", aus welcher nur zuweilen Blasen wie das beängstigende „Trink, trink, Brüderlein trink" zum Bewußtsein aufsteigen. Die leichte Musik

befriedigt unmittelbar Bedürfnisse, und zwar nicht nur des Bürgertums, sondern der gesamten Gesellschaft. Zugleich aber ist sie, als reine Ware, der Gesellschaft am fremdesten; sie drückt nichts von ihrer Not und ihrem Widerspruch mehr aus, sondern bildet selber einen einzigen Widerspruch zu ihr, indem sie mit der Triebbefriedigung, die sie den Menschen gewährt, ihre Erkenntnis der Wirklichkeit fälscht, von der Wirklichkeit sie abdrängt, sie aus der Geschichte, der musikalischen wie der gesellschaftlichen, herauslöst. Indem die Gesellschaft die leichte Musik als „Kitsch" passieren läßt, der zwar kein ästhetisches Recht beanspruche, aber als Mittel der Zerstreuung auch keiner Kritik unterliege, hat sie auf ihre Weise mit der Paradoxie der leichten Musik sich abgefunden, die von jeglicher den Menschen zugleich die nächste und die fernste ist. Dieselben Produkte, die wie Tagträume bewußte und unbewußte Wünsche der Menschen erfüllen, werden vom Kapitalismus mit all seiner Technik den gleichen Menschen aufgezwungen, ohne daß sie irgendeinen Einfluß darauf hätten; ohne daß sie befragt würden; ja ohne daß sie sich nur dagegen wehren könnten. Vorm Zugriff der Erkenntnis ist die leichte Musik mehrfach geschützt. Einmal gilt sie als harmlos, als das kleine Glück, das man den Menschen nicht rauben dürfe; dann als unernst und der gebildeten Betrachtung unwert; endlich aber ist der Mechanismus der Wunscherfüllung durch die leichte Musik so tief ins Unbewußte versenkt und so sorgfältig im Dunkel des Unbewußten belassen, daß er gerade in den wichtigsten Fällen — wie etwa denen der „absurden" Schlager von der Form „Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt" — ohne Theorie kaum zugänglich ist und der genauesten, im Auge des Bürgertums „künstlichen" Interpretation, wohl auch der genauesten psychoanalytischen Schulung bedarf. Die technologische Betrachtung im Sinne der Kunstmusik vermag wenig zutage zu fördern, da es gerade die Vulgärmusik charakterisiert, daß sie eine autonome Technologie nicht ausbildete, um als Ware den Anforderungen des Konsums prompt genügen zu können. An Stelle technologischer Analyse hätte ein Aufweis der wenigen, regressiv festgehaltenen und offenbar archaisch-symbolischen Typen zu treten, mit denen die Vulgärmusik haushält; und es wäre weiter das Schema der Depravation zu entwerfen, in welcher einzig die leichte Musik Geschichte registriert und dem archaischen Triebmechanismus einfügt; endlich wären die Veränderungen der leichten Musik, die, der „Geschichtslosigkeit" ihrer Typen zum Trotz, umfänglich und wichtig sind, zu beschreiben und in ihrer ökonomischen Konstitution zu ergründen. All das ist von der organisierten Wissen-

schaft nicht erfaßt und nicht einmal das Material philologisch bereitgestellt. Über die evidenten Relationen zwischen der gegenwärtigen und der älteren Vulgärmusik, also den überlieferten Tanzformen, dem geselligen Lied, der Opera buffa, dem Singspiel; und über die folkloristisch-befriedigte Konstatierung von „Urmotiven“ ist man nicht hinausgelangt. Es käme aber gerade hier, wo die Invarianten offen zutage liegen, weit weniger darauf an, sie herauszupräparieren, als sie funktionell zu deuten; zu zeigen, daß das Gleiche, die identischen Triebstrukturen, denen die leichte Musik sich anpaßt, jeweils nach dem Stande des gesellschaftlichen Prozesses völlig verschiedene Bedeutungen annimmt; daß derselbe vulgäre Liedtyp etwa, mit dessen Profanität das junge Bürgertum des 17. und 18. Jahrhunderts die feudale Hierarchie enthüllen und verhöhnen mochte, heute gerade der Verklärung und Apologie der bürgerlich rationalen Profanwelt dient, deren Schreibmaschinen, aller Rationalisierung zum Trotz, sogar in Musik sich setzen und sich singen, also in „Unmittelbarkeit“ verwandeln lassen; und es wären im Zusammenhang mit dem Funktionswechsel auch die Formveränderungen aller Arten leichter Musik zu studieren. Wenn der apokryphe Charakter der leichten Musik ihre gesellschaftliche Erforschung erschwert, so würde sie erleichtert dadurch, daß eine autonome Dialektik der Produktion hier fortfällt; daß also die Enthüllung der Vulgärmusik nicht durch den technologischen Aufweis ihrer immanenten Widersprüche vermittelt zu sein braucht, weil sie, dem gesellschaftlichen Diktat gehorchend, gesellschaftlichen Kategorien weit geringeren Widerstand entgegensetzt als die selbständige Produktion und das gebildete Musikleben. Aber das dunkle Reich der leichten Musik ist noch unbetreten und über seine Topographie sollte um so weniger etwas präjudiziert werden, als die geringe Zahl der Grundtypen ebenso wie die drastische ideologische Funktion mancher Phänomene dazu verführen, die ganze Sphäre vorwegnehmend und ohne die geforderte pragmatische Strenge aus ihrer „Idee“ auszukonstruieren — wodurch die gesellschaftliche Deutung nicht bloß um die Zuverlässigkeit, sondern wahrscheinlich auch um die Fruchtbarkeit gebracht würde. Noch die überlegen-aperçuhafte Behandlung der leichten Musik bleibt ihr hörig, indem sie die zweideutige Ironie, mit der heutzutage die leichte Musik gleich vielen Filmen sich zu belächeln liebt, um unangefochten passieren zu dürfen, von ihr übernimmt und als Gegenstand des Spiels akzeptiert, was erst der unerbittlichen, vom Lachen ungerührten Betrachtung als die verhängnisvolle Macht des Truges vor Augen liegt, die in der leichten

Musik sich konzentriert. Ehe solche Betrachtung möglich wird, müssen fragmentarische Hinweise genügen.

So alt die Spannung von Kunst- und Vulgärmusik ist: radikal wurde sie erst im Hochkapitalismus. In früheren Epochen hat die Kunstmusik je und je durch Einbeziehung der Vulgärmusik ihren Umkreis zu erweitern, ihr Material zu regenerieren vermocht; die mittelalterliche Polyphonie, wenn sie sich ihre cantus firmi aus Volksliedern holte, ebenso wie Mozart, als er die Guckkasten-Kosmologie der Zauberflöte mit der Vereinigung von Opera seria und Singspiel zustande brachte. Noch bei den Operettenmeistern des 19. Jahrhunderts, Offenbach und Johann Strauß, war die Divergenz der beiden musikalischen Produktionssphären zureichend beherrscht. Heute ist die Möglichkeit des Ausgleichs geschwunden und Versuche der Verschmelzung, wie sie manche beflissene Kunst-Komponisten zur Zeit der Jazzmode unternahmen, bleiben fruchtlos. Es gibt kein „Volk“ mehr, dessen Gesang und Spiel von der Kunst aufgegriffen und sublimiert werden könnte; die Erschließung der Märkte und der bürgerliche Rationalisierungsprozeß haben die gesamte Gesellschaft auch ideologisch den bürgerlichen Kategorien unterstellt, und die Kategorien der gegenwärtigen Vulgärmusik sind allesamt solche der bürgerlich-rationalen Gesellschaft, die nur, um konsumfähig zu bleiben, in den Bewußtseinsschranken gehalten sind, die die bürgerliche Gesellschaft den unterdrückten Klassen, aber auch sich selbst auferlegt. Das Material der Vulgärmusik ist das veraltete oder depravierte der Kunstmusik. Bei Johann Strauß noch ist es vom gleichzeitigen kunstmusikalischen wohl durch das „Genre“, nicht aber gänzlich getrennt: seine Walzer lassen Raum zu harmonischer Differenzierung, so wie sie thematisch aus kleinen, kontrastierenden, niemals leer wiederholten Einheiten gebildet sind, deren überraschende Verknüpfung den Reiz, die „Pikanterie“ des Straußischen Walzers ausmacht und ihn zugleich mit der Tradition der Wiener Klassik verbindet, von der er sich über den älteren Strauß, Lanner, Schubert herleiten mag. Es ist nun das entscheidende Faktum der Geschichte der neuen Vulgärmusik, daß der definitive Bruch, die Preisgabe des Zusammenhangs mit der selbständigen Produktion, die Aushöhlung und Banalisierung der leichten Musik selber genau zusammenfällt mit der Industrialisierung der Produktion. Die Autoren der leichten Musik wurden durch die ungemein scharfe Konkurrenz zur Massenproduktion gezwungen; die arrivierten unter ihnen haben dann, schon vor dem Krieg, sich zu Kompositionstrusts zusammenge-

schlossen, die im Salzkammergut sich niederließen und in planvoller Zusammenarbeit mit Librettisten und Theaterdirektoren Outsider und Neulinge fernhielten, durch die Einengung der Produktion auf ihre eigene begrenzte Zahl aber die Herstellung vor allem der Operetten bis zur Zahl und Art der einzelnen „Nummern" normten; sie haben zugleich von vornherein den Absatz ihrer Gebilde einkalkuliert, darum alle Schwierigkeiten vermieden, die das Behalten und Nachsingen der Melodien verhindern könnten und denen das Wiener oder Pariser Bürgertum von 1880 noch gewachsen war. Musikalisch ist das Signal der Industrialisierung der Produktion die völlige Beseitigung aller Kontraste innerhalb der Melodien und die Alleinherrschaft der — selbstverständlich schon früher als Mittel zur Einprägung gehandhabten — Sequenz; der Walzer der „Lustigen Witwe" dürfte exemplarisch den neuen Stil statuiert haben, und der Jubel, mit dem das Bürgertum Lehars Operette begrüßte, ist dem Erfolg der ersten Warenhäuser zu vergleichen. Oscar Strauß etwa, der noch aus der Wiener Tradition kommt, sein Handwerk gelernt hat und um gestaltenreichere Operettenmusik sich mühte, mußte sie entweder kunstgewerblich, also ohne die gesellschaftliche Schlagkraft des Johann Strauß pflegen oder der Industrialisierung sich angleichen; Leo Fall ist der letzte, der sich mit einigem Anstand aus der Affäre zog. Sie alle aber hängen mit der bürgerlichen Kunstmusik noch zusammen durch die Form der Operette selber als einer Einheit, einer — wenn auch parodistischen — „Totalität", die musikalische Architektur, Profilierung der Figuren und schließlich sogar den Einfall verlangt. Die industrielle Entwicklung der leichten Musik löste dann auch die letzte ästhetische Bindung und verwandelte die leichte Musik in einen Markenartikel. Die Stofflichkeit der Revue hat die subjektiven Formelemente der Operette beseitigt und die Operetten beim Hörer unterboten, nicht nur, indem sie ihm die Girls vorführte, sondern indem sie ihn vom letzten Zwang geistigen Vollzuges, denkender Teilnahme an den Vorgängen und ihrer Einheit befreite und die Bühne dem ungebundenen Spiel der Wünsche preisgab, womit die Revueoperette übrigens, sonderbar genug, gewissen Intentionen der selbständigen Produktion sich anglich; sie hat die Wiener Operette und ihre ungarischen Ableger zunächst konkurrenzunfähig gemacht. Der Tonfilm dann eliminierte den musikalischen Einfall. Während noch ein Schlager wie „Valencia", um den Markt zu bezwingen, die Banalität seiner Sekundschritte durch asymmetrische, „aparte" Metrik von anderen Banalitäten unterscheiden mußte, sind die durchrationalisierten,

kapitalistisch-arbeitsteiligen Fabriken der Tonfilmschlager solcher Mühe enthoben. Ihre Produkte dürfen aussehen und klingen wie sie wollen, sie werden „Erfolge"; die Hörer müssen sie nachsingen, nicht bloß weil die präziseste Maschinerie ohne Unterlaß sie ihnen einhämmert, sondern vor allem, weil das Tonfilmmonopol verhindert, daß andere Musikware überhaupt an sie herangebracht wird, die sie wählen könnten. Hier hat musikalisch der Monopolkapitalismus rein und extrem sich durchgesetzt und in Machwerken wie „Bomben auf Monte Carlo" seine Omnipotenz auch bereits politisch ausgewertet. Ist damit die Vulgärmusik von den Bildungskategorien der bürgerlichen Gesellschaft, an deren Fortbestand diese selber interessiert ist, ihrer Form und Struktur nach ganz losgerissen, so hält sie die Stoffe der Bildung dafür fest als Fetische. Die Industrialisierung der leichten Musik und der Verschleiß von bürgerlichem Bildungsgut, den sie vollzieht, sind äquivalent. Kein Zufall, daß zur gleichen Zeit, wo die letzten Chancen musikeigener Produktion leichter Musik geschrumpft sind, die Operette dafür den „schöpferischen" Künstler glorifiziert, indem sie ihm die Melodien stiehlt: das „Dreimäderlhaus" gehört als Reklame und Ideologie notwendig zum ökonomischen Unterbau der Schlagerfabrikation und jede weitere Ausbildung der industriellen Apparatur hat den Fetischcharakter des Bildungsgutes in der leichten Musik extremer befestigt; Friederike und das „Land des Lächelns" mit seiner Exotik sind Schwesterwerke, und die Jazz-Fertigindustrie lebt von der Verarbeitung „klassischer" Musik, die Bildung als Rohstoff ihr liefert und die, als Fetisch, im Glück der Wiederbegegnung Bildung bestärkt. Es war die ideologische Funktion der Jazzmusik, als der zunächst großbürgerlichen Form der gegenwärtigen Vulgärmusik, deren Warencharakter und die entfremdete Produktionsweise zu verdecken, den Markenartikel als „Qualitätsarbeit" anzubieten. Sie sollte den Schein improvisatorischer Freiheit und Unmittelbarkeit in der Sphäre der leichten Musik erwecken; darum konnte sie von den gleichsinnigen Bestrebungen in der Kunstmusik so bequem adaptiert werden. Psychologisch ist das Manöver des Jazz jahrelang gelungen: dank der Struktur einer Gesellschaft, deren Rationalisierungsmechanismus zwangsläufig die Notwendigkeit der Verhüllung seiner selbst erzeugt, um absatzfähig zu bleiben. Sachlich ist der Warencharakter der Jazzmusik evident. Wie beim Jazz von „unmittelbarer" Produktion keine Rede sein kann; wie die Arbeitsteilung in „Erfinder", Korrektor, Harmonisator und Instrumentator hier womöglich noch weiter getrieben ist als bei der Operettenherstellung; wie selbst die

scheinbaren Improvisationen der Hot-music genau genormt und auf ganz wenige Grundtypen zurückführbar sind: so ist beim Jazz auch musikalisch-immanent Freiheit und rhythmischer Reichtum Schein: metrisch herrscht die pure Achttaktigkeit, die die Synkopen und „scheintaktigen" Einschaltungen nur als Ornament benutzt, aber in den harmonisch-formalen Verhältnissen unangefochten sich behauptet, und die rhythmische Emanzipation bleibt gebunden an die durchgehaltenen Viertel der großen Trommel. Unter der reicheren Oberfläche des Jazz liegt kahl, unverändert, deutlich ablösbar, das primitivste harmonisch-tonale Schema mit seiner Gliederung in Halb- und Ganzschluß und damit der ebenso primitiven Metrik und Form. Es ist gesellschaftlich und musikalisch gleichermaßen aufschlußreich, daß Jazzkapellen und Jazzkomposition ohne weiteres der Mode der Militärmärsche gehorchen konnten, als der politische Umschwung in der Krisenentwicklung erfolgte, das großbürgerliche Unternehmertum an Stelle der Weltmarktexpansion und deren exotisch-folkloristischer Korrelate in der Vulgärmusik nationale Autarkie proklamierte und von seiner Gebrauchskunst sie verlangte; die große Trommel, die zuvor die tänzerischen Urgefühle kolonialer Völker repräsentieren sollte, reguliert jetzt den Marschschritt einheimischer Formationen. — Die Elemente des musikalischen Impressionismus, die der Jazz benutzt hat, die Ganztonskala, die Nonenakkorde, die akkordischen Parallelbewegungen vermögen an alldem nichts zu ändern. Nicht bloß, daß sie erst erscheinen, nachdem die Dialektik der Kunstmusik sie hinter sich zurückließ, nachdem sie selbst als Reizwerte erschöpft sind; so wie die Vulgärmusik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der voraufgehenden Romantik das Chroma übernahm. Wesentlicher ist, daß diesen Mitteln beim Jazz jegliche formbildende Kraft genommen ward. Wie jene alten Salonpiècen, Walzer, Charakterstücke und Rêverien die Chromatik nur in Gestalt harmoniefremder Zwischentöne der Melodie einfügten, ohne das harmonische Fundament selber zu chromatisieren, so erscheinen beim Jazz die impressionistischen Floskeln nur als Interpolationen, ohne das harmonisch-metrische Schema zu stören. Die leichte Musik hält an der Diatonik, als ihrem „Naturgrund", starr fest und ist dieses Naturgrundes um so sicherer, je eher sie sich, wie im Jazz, einmal einen Exzeß erlauben kann.

Wenn das Schema der Depravation der leichten Musik vorgezeichnet wird von ihrer Immanenz im statischen Ausgangsmaterial der bürgerlichen Kunstmusik: der Tonalität; und wenn danach das Verhältnis der leichten und der Kunstmusik auch gesellschaftlich

keine übergroßen Schwierigkeiten bietet, so sind dafür die einer Typenlehre um so erheblicher. Schon der typische Grundsachverhalt der leichten Musik, die Scheidung in Couplet und Refrain, ist nicht leicht zugänglich. Erwägt man den historischen Ursprung im Wechsel von Einzel- und Chorgesang; vergleicht man damit den Trick vieler gegenwärtiger Schlager, im Couplet gleichsam die Geschichte des eigenen Refrains zu erzählen, so ergibt sich als wahrscheinlich die Auslegung: es wolle in ihrer stereotypischen Gestalt die leichte Musik die Tatsache der Entfremdung meistern, indem sie das berichtende, zuschauende, abgelöste Individuum, sobald es den Refrain anstimmt, in ein fiktives Kollektiv aufnimmt und in seiner Geltung dadurch bestärkt, daß es an der Objektivität des Refrains teilhat, ja den Inhalt des Refraintextes als seinen eigenen im Couplet erlebt, den es dann im Refrain staunend und erhoben als kollektiven Inhalt wiedererkennt. Der psychologische Mechanismus der Schlagerbildung wäre sonach narzißtisch, und dem entspräche die Forderung der beliebigen Nachsingbarkeit der Schlager: indem jeder Hörer die Melodie, mit der er bearbeitet wird, sogleich nachsingen kann, identifiziert er sich mit den ursprünglichen Trägern der Melodie, gehobenen Persönlichkeiten, oder mit dem kriegerischen Kollektiv, das die Lieder anstimmt, vergißt darüber seine Vereinzelung und empfängt die Illusion, entweder vom Kollektiv umfangen oder selber eine gehobene Persönlichkeit zu sein. Immerhin herrscht dieser Mechanismus nicht ausnahmslos: wenn auch der überwiegende Teil der Schlagerproduktion an der Scheidung von Couplet und Refrain festhält, so waren doch gerade einige der erfolgreichsten Schlager der Nachkriegszeit wie The dancing tambourine und The Wedding of the painted doll solche, die von der Scheidung abgehen: der erste ein Tanzstück mit Trio, der zweite eine Art von „Charakterstück“ im Sinne des 19. Jahrhunderts. Bei solchen Stücken, deren Erfolg nicht Texten zuzuschreiben ist, läßt sich der psychologische Mechanismus weit weniger bequem aufdecken; beim Tambourine mag eine gewisse melodische Plastik zumal des Trios, beim Puppenstück das Moment der Infantilität mitspielen, aber solche Bestimmungen sind schon weit weniger bündig als die psychoanalytischen, die, fast möchte man vermuten: jeder Schlagertext provoziert, um hinter der psychoanalytisch-individuellen Bedeutung eine zweite und gefährlichere: die gesellschaftliche zu verbergen. Wenn aber bei jenen beiden Instrumentalschlagern der Anteil der Musik am Effekt so erheblich ist, so hat man kaum ein Recht, ihn bei den Textschlagern zu vernachlässigen. Eine Methode nun, die psychologische

Wirkung von Musik zu analysieren, ist noch nicht ausgebildet und auch Ernst Kurths Musikpsychologie gibt für das hier erreichte Problem, vielleicht das aktuell wichtigste der gesellschaftlichen Deutung der Musik, keine zureichenden Anweisungen. Und es ist die Frage, ob hier Psychologie ausreicht: ob nicht gerade die entscheidenden Kategorien von der gesellschaftlichen Theorie beigestellt werden müßten. Die „Psychologie“ der Schlager im herkömmlichen Sinn führt auf Triebkonstanten. So etwa ist es einleuchtend, zur Erklärung des „absurden“ Schlagertyps die anale Regression samt ihrer sadistischen Komponente heranzuziehen, die in den zuständigen Schlagertexten selten fehlt; die Absurdität stellt sich als leicht ergänzbare Zensurlücke dar. Mit der Bestimmung der analsadistischen Struktur jener Schlager ist aber nichts über ihre gegenwärtige gesellschaftliche Funktion ausgemacht und die Wirkung auf eine natürliche Triebanlage und deren Konflikte mit Gesellschaft überhaupt zurückgeführt, die jeder Zeit gleich eigentümlich sein könnte, während Ursprung und Funktion der Schlager im Kapitalismus außer Frage stehen. Solange aber die gesellschaftliche Dialektik und die Analysis der Triebstruktur diskret oder bloß „ergänzend“ nebeneinander stehen, ist die konkrete Wirkung der leichten Musik nicht durchschaut, sondern einzelnen Wissenschaften zur Bearbeitung überlassen, die, im Sinne der bürgerlichen Wissenschaftssystematik, isoliert verfahren und in ihrer Trennung eine der fragwürdigsten Disjunktionen des bürgerlichen Denkens selber voraussetzen: die von Natur und Geschichte. Es sieht sich damit die gesellschaftliche Deutung der leichten und schließlich aller Musik als ihrer zentralen Frage der gegenüber: wie sie verfahren solle, ohne mehr die Zweiheit natürlicher Statik — in den Triebkomponenten — und geschichtlicher Dynamik — in den sozialen Funktionen — methodisch voraussetzen zu müssen. Wenn, wie sie es bislang tat, Musik dem Schematismus der individuellen Psychologie sich entziehen sollte; wenn bereits die elementarste ihrer Wirkungen einen konkreten gesellschaftlichen Zustand voraussetzt, ausdrückt, tendenziell auf einen hinweist; wenn Natur selber musikalisch nicht anders als in geschichtlichen Bildern erscheint, dann könnte die materiale Beschaffenheit von Musik Hinweise bieten, wie etwa der dialektische Materialismus nicht zwar die „Frage“ nach dem Verhältnis von Natur und Geschichte zu lösen, wohl aber in Theorie und Praxis die Frage abzuschaffen vermöchte.

Neuere Literatur über Planwirtschaft[1]).

Von

Gerhard Meyer (Frankfurt a. M.).

Aus der Fülle der neueren Planwirtschaftsliteratur sollen hier unter Verzicht auf Vollständigkeit im wesentlichen drei Gruppen, amerikanische, französische und deutsche Veröffentlichungen, in der Form einer „bibliographie raisonnée" gesichtet werden. Dieser Versuch erfordert eine vorherige Verständigung über die dabei verwandten Begriffe. Unter Planwirtschaft sei die bewußte planorientierte Gestaltung des totalen Wirtschaftsablaufs im Dienste der Krisenverhütung und Wachstumsstetigkeit verstanden. Partikulare Eingriffe in den Wirtschaftsmechanismus ohne „Leitregelung" des Gesamtablaufs konstituieren also noch keine Planwirtschaft. Daß diese notwendig total ist, bedeutet aber nicht, daß sie auch „universal" sein, d. h. alle einzelnen Teilprozesse direkt von einer Zentrale her regulieren muß. Es muß vielmehr als offene Frage gelten, ob dem Ziel der Planwirtschaft eine direkte universale Planung, bei der es praktisch nur einen einzigen Haushalt gibt, oder aber eine z. T. indirekte, auf dem Zusammenspiel von „Selbstregelung" und „Leitregelung" beruhende „partielle" Organisation des Wirtschaftslebens mehr gerecht werden würde. Planwirtschaft kann — dies führt zu einer weiteren Unterscheidung — nicht gedacht werden ohne Berücksichtigung der zugrundeliegenden Sozialordnung, innerhalb deren sie funktionieren soll. Unter diesem Gesichtspunkt sprechen wir entweder von kapitalistischer oder von sozialistischer Planwirtschaft. Kapitalistische Planwirtschaft ist das auf die Zähmung der konjunkturellen Dynamik ausgerichtete System von Eingriffen und Einbauten in die vornehmlich unternehmungsweise erfolgende Erwerbswirtschaft unter prinzipieller Aufrechterhaltung der privaten Verfügungsgewalt von Unternehmern und Kapitalisten über alle entscheidenden Wirtschaftsmittel und damit auch über die freien Arbeiter. Innerhalb dieses Rahmens wird man je nach der formalen Trägerschaft zwischen einer Unternehmerplanwirtschaft und einer Staatsplanwirtschaft unterscheiden können. Wichtiger ist die Frage nach der faktischen Trägerschaft, d. h. nach den Gruppen, die an Planwirtschaft im Kapitalismus interessiert sind. Danach lassen sich mit Lorwin (s. u.) ein „business-type" und ein „social progressive type of planning" einander gegenüber-

[1]) Diese Sammelbesprechung ist einer umfangreichen kritischen Studie des Verf. über die wichtigste planwirtschaftliche Literatur entnommen, die im Auftrag des Instituts für Sozialforschung ausgeführt worden ist, aber aus Raummangel nur zum kleinsten Teil veröffentlicht werden kann. Die Literatur über die sowjetrussische Planwirtschaft soll einem besonderen Artikel vorbehalten bleiben. Die Schriftleitung.

stellen, je nachdem ob die Unternehmer unumschränkt oder aber nur bei Kompromissen mit anderen Schichten, z. B. den Arbeitern, ihre Herrschaft zu behaupten vermögen. Notwendig ist die Abgrenzung vom Staatskapitalismus. Dieser liegt da vor, wo der Staat selber als kapitalistischer Unternehmer auftritt. Es ist dies noch keine Planwirtschaft. Die sozialistische Planwirtschaft hat eine grundsätzlich veränderte Sozialordnung zur Voraussetzung: hier ist das Privateigentum an den Produktionsmitteln zugunsten des Gemeineigentums beseitigt, die Kapitalherrschaft gebrochen. Die Planwirtschaft muß auch hier nicht als universale gedacht werden. Unter Zurückstellung der Frage nach der Durchführbarkeit beider Formen unterscheiden wir daher: Sozialismus mit Gemeineigentum an den Produktionsmitteln aber bloßer zentralistischer Leitregelung der prinzipiell in den Marktmechanismus verflochtenen Wirtschaftseinheiten, als „Marktsozialismus“ einerseits und universale zentralistische Planwirtschaft (einschließlich des Konsums) als „Verwaltungssozialismus“ andererseits. Von der sozialistischen Planwirtschaft ist der Staatssozialismus abzugrenzen. Bei ihm handelt es sich um die staatliche Bewirtschaftung bestimmter Produktionszweige (oder auch nur Betriebe) nach „gemeinwirtschaftlichen“ Prinzipien. Das gemeinwirtschaftliche Prinzip, dessen Grenzfall die Gratislieferung von Leistungen mit Deckung der Kosten aus Steuern oder anderen Erträgnissen bildet, weist zwar eine gewisse Affinität zum Sozialismus auf, findet sich aber prinzipiell, zumindest als Korrektiv, auch im Kapitalismus. Was seinen planwirtschaftlichen Charakter anlangt, so liegt dabei zunächst nur partikulare Planung vor.

Mit dieser Systematisierung der Grundbegriffe der Planwirtschaftsdiskussion ist zugleich auch eine gewisse Übersicht über die Hauptprobleme gegeben. Wir stellen die neuen Publikationen nach dem Erscheinungsland zusammen, um den nationalen Eigentümlichkeiten der Fragestellung gerecht zu werden.

I. Amerikanische Planwirtschaftsliteratur.

Der umfangreichen amerikanischen Planwirtschaftsliteratur ist ein stark technischer Charakter eigen. Nicht nur, daß vorwiegend organisationstechnische Fragen in den Vordergrund gestellt werden, vor allem werden die Ingenieure als die eigentlichen Vorkämpfer gegen Unwirtschaftlichkeiten aller Art und als Träger einer neuen Wirtschaftsordnung angesehen. Auf diese Weise wird auch das Klassenkampfproblem umgangen. Abgesehen von einigen Sozialisten halten fast alle amerikanischen Planwirtschaftler am kapitalistischen Privateigentum fest und suchen es allenfalls öffentlicher Kontrolle zu unterwerfen. Neben der technologisch-sozialreformerisch eingestellten Bewegung existieren auch unternehmerische Bestrebungen. Einen allgemeinen Überblick über die Grundlagen der sozialprogressiven Richtung gibt das glänzend geschriebene Buch von

1. **Soule, George,** *A Planned Society. The Macmillan Co., New York 1932. (295 S.; $ 2.50)*

Nach einer interessanten Kritik des Liberalismus und der „unmanaged civilization“ beschwört S. das Bild der amerikanischen

Kriegswirtschaft, beschreibt Aufbau und Leistungen der russischen Planwirtschaft und entwirft dann den Vorschlag einer sozialprogressiven kapitalistischen Planwirtschaft für die Vereinigten Staaten. Er sieht darin eine letzte Chance für die Privatwirtschaft, ist aber selber hinsichtlich ihrer Verwirklichung etwas skeptisch. Dies wohl mit Recht, zumal sein Planungsvorschlag im wesentlichen auf Freiwilligkeit beruht. Ökonomisch-theoretisch ist vor allem seine Anlehnung an die in USA., besonders bei den Planwirtschaftlern, populäre Foster-Catchingssche Unterkonsumtionstheorie bedenklich. — Ebenfalls eine gute Charakteristik der amerikanischen Planwirtschaftsbestrebungen bietet

2. **Lorwin, Lewis,** *The Problem of Economic Planning. (Materialien des World Social Economic Congress. Amsterdam 1931. 43 S.)*[1])

L. macht als erster den Versuch, eine — mit gewissen Modifikationen auch von uns verwandte — Begriffsbestimmung und Typologie von Wirtschaftsplanung je nach der zugrundegelegten soziologischen Ordnung aufzustellen. Seine in einigen Punkten anfechtbare Gruppierung bietet besonders hinsichtlich des business und des social-progressive type of planning, den er selber (mit relativ stärkerer Bereitschaft zu Zwangseingriffen als andere Autoren) vertritt, ein gutes Bild der Auseinandersetzung in der amerikanischen Literatur.

3. **Person, H. S.,** *Scientific Management as a Philosophy and Technique of Progressive Industrial Stabilization. (Materialien des World Social Economic Congress). Amsterdam 1931. (64 S.)*

P., leitender Direktor der Taylor-Society, zeichnet die Entwicklung der Bewegung für wissenschaftliche Betriebsführung, die von der Rationalisierung der kleinsten Einheiten, der Arbeitsplätze, an über die verschiedenen Mittelglieder schließlich zur Rationalisierung der Volkswirtschaft, ja der Weltwirtschaft gedrängt wird, da Unstabilität des Milieus jede Teilrationalisierung gefährdet. Alles wird vom Standpunkt des Technikers gesehen. P. betont besonders die zur Rationalisierung notwendige Zusammenfassung der Industriezweige und neigt daher stark zu derjenigen Art des Kampfes gegen die Trustgesetze, die für die Großunternehmungen charakteristisch ist. — Aus der Reihe der Schriften, die positive „Pläne" wiedergeben, sind zu nennen:

4. **Haan, Hugo,** *American Planning in the Words of its Promoters. A Bird's-Eye Survey expressed in Quotations. The American Academy of Political and Social Science. Philadelphia 1932. (51 S.; 25 cts.)*[2])

Haans Übersicht, die die bis März 1932 vorliegende „Planning"-Literatur verarbeitet, ordnet den Stoff äußerst übersichtlich nach einheitlich bei jedem Autor angewandten Gesichtspunkten. Dabei

---

[1]) Vgl. das Gesamtprotokoll des Kongresses unten unter Nr. 14.

[2]) Eine deutsche Ausgabe, in der die bis Ende September erschienene Literatur verarbeitet ist, erscheint im Verlag dieser Zeitschrift unter dem Titel: Das amerikanische „Planning".

fällt auf, wie sehr die Amerikaner auf Äußerlichkeiten der vorgeschlagenen Planwirtschaftsorganisationen eingehen, grundlegende ökonomische, soziologische und politische Überlegungen aber zumeist hintanstellen.

5. **Beard, Charles A.,** *America Faces the Future. Houghton Mifflin Co. Boston 1932. (VIII u. 416 S.; $ 3.00)*

In diesem Sammelwerk sind zunächst unter dem Titel: „The new intellectual and moral climate" schon vorher veröffentlichte Aufsätze (u. a. von Butler, André Maurois und Foster) zusammengestellt, die die Ausbreitung des Planwirtschaftsgedankens dartun sollen. Darauf folgen unter dem Titel „Blue Prints for a Planned Economy" eine Reihe von Vorschlägen einer allgemeinen Planwirtschaftsorganisation und spezieller Pläne für einzelne Wirtschaftsgebiete. Neben reinen Unternehmerplänen (hier ist vor allem der Plan des Präsidenten der General Electric, Gerard Swope, zu nennen) finden sich auch gemäßigt sozialreformerische. Im Vordergrund des Interesses steht der Kampf gegen die Antitrustgesetze. Swope begnügt sich damit; er konzediert nur zum Ausgleich öffentliche Kontrolle der geforderten Industrieverbände und gewisse sozialpolitische Einrichtungen. Von anderen wird daneben die Notwendigkeit einer zentralen Planorganisation und z. T. auch einer Repräsentativvertretung aller organisierten Industrien verfochten. Die eigentlichen ökonomischen Probleme werden nur wenig behandelt. In dieser Hinsicht hebt sich sehr vorteilhaft heraus der „sozialprogressive" Planentwurf:

6. **Long-Range Planning for the Regularization of Industry.** *The Report of a Subcommittee of the Committee on Unemployment and Industrial Stabilization of the National Progressive Conference. The New Republic. Vol. LXIX, No. 893, Part 2. New York 1932,*

zu dessen Verfassern u. a. Soule und vor allem J. M. Clark gehören. Der Plan sieht eine Fülle von Organisationsformen für alle Wirtschaftszweige vor. In den Körperschaften sollen alle Interessen, auch die der Arbeiter und Konsumenten, vertreten sein. Auf diese Weise hoffen die Verfasser die von ihnen scharf kritisierte Gefahr der Organisierung: monopolistische Produktionseinschränkung, bannen zu können. In betontem Gegensatz zu den bisherigen Plänen, die sich in partikularen Regulierungen erschöpfen, wird als die Aufgabe der Planwirtschaft Wachstumsregulierung („the regularized growth") und Verbesserung der Massenversorgung bezeichnet. Diesem Ziel ordnen sich die in großer Vollständigkeit und mit theoretischer Fundierung dargestellten Maßnahmen der Planwirtschaftsorgane unter, zu denen außer den Industrieorganisationen ein informierendes und beratendes zentrales Planamt gehört. Im ganzen will man der Privatwirtschaft, die nicht an sich, sondern nur unter dem „laisser faire" versagt habe, eine neue Chance geben.

7. **A Four-Year Presidential Plan 1932—36,** *prepared by the League for Independant Political Action. New York 1932. The Nation, Vol. 134, No. 3476, Sect. 2, Febr. 17th, 1932.*

Dieser Plan, der als Grundlage für eine etwaige Wahlkampagne der sozialprogressiven Gruppe gedacht ist, fordert ganz allgemein „social control", für bestimmte Produktionszweige auch Verstaatlichung. An dem Institut der „Public Utilities" wird scharfe Kritik geübt. — Erwähnung verdienen ferner noch die Sondernummern einiger Zeitschriften, darunter:

8. **Survey Graphic,** *When We Choose to Plan. Vol. XX, No. 6. New York, March 1932.*

An dieser Sondernummer sind hervorragende Teilnehmer des Amsterdamer Kongresses wie Lorwin, Person, Mary v. Kleeck und Neurath beteiligt. Mehrere Aufsätze berichten über Planung in einzelnen Wirtschaftszweigen. Wichtig ist der Bericht von Isador Lubin über die Vernehmungen von Sachverständigen vor einer Unterkommission des Senats betr. den Vorschlag des Senators La Follette, einen „National Economic Council" zu errichten.

9. **The American Economic Review,** *Vol. XXII, No. 1. Supplement. Papers and Proceedings of the forty-fourth Annual Meeting of the American Economic Association. Menasha (Wisc.) March 1932. Second Session — Economic Organization and the Control of Industry. (S. 63—104)*

Der hier abgedruckte Vortrag des Industriellen Harriman beweist, daß die heute an Planwirtschaft interessierten Unternehmer im wesentlichen nur Organisationsfreiheit für die einzelnen Industriezweige meinen. Tugwell, ein Führer der institutionalistischen Schule, betont stark das Dilemma, daß Planwirtschaft notwendig, aber keine Macht vorhanden sei, sie einzuführen.

10. **The Annals of the American Academy of Political and Social Science.** *National and World Planning, ed. by E. M. Patterson. Vol. 162. Philadelphia. Juli 1932.*

Hervorgehoben seien der Beitrag v. Haans über internationale Planung, eine Arbeit Frank G. Dickinsons, der nachzuweisen sucht, daß eine Stabilisierung der Konjunktur, jedenfalls auf absehbare Zeit, nicht etwa Vollbeschäftigung, sondern nur die für Aufschwung und Krise bisher durchschnittliche I eschäftigung ermöglichen würde, Fosters schon im Titel genügend charakterisierte Stellungnahme: „Planning in a Free Country: Managed Money and Unmanaged Men", und endlich die drei einleitenden Aufsätze über die Möglichkeit kapitalistischer Planung: Lindeman vertritt eine sozialprogressive kapitalistische Planwirtschaft mit gemäßigtem Zwangscharakter; der Sozialist O. Blanshard stellt in scharfer Antithese sozialistische und kapitalistische Planwirtschaft einander gegenüber; der Aufsatz des Harvardprofessors W. B. Donham endlich bejaht von einem ziemlich liberalen Standpunkt aus die Frage: „Can Planning be Effective without Control?" und bietet gewissermaßen einen Auszug aus

11. **Donham, Wallace Brett,** *Business Looks at the Unforeseen. Whittlessey House. New York 1932 (IX u. 209 S., geb. $ 2.50)*

D. hält besonders zäh an dem amerikanischen Ideal der „Unkontrolliertheit" fest, aber er erklärt „Planung" im Sinne einer vernünftigen Ausrichtung der Wirtschaftspolitik für notwendig und fordert darum eine beratende „Central Thinking Agency". Er beurteilt alle wichtigen Pläne danach, ob eine neue Bürokratie und zentralistische Eingriffe daraus erwachsen könnten. Seine Vorschläge beinhalten eigentlich nur ganz konservative Maßnahmen (einschl. Zöllen). — Ein Rundfunkvortrag von

12. **Slichter, Sumner H.,** *The Limitations of Planning. The Univ. of Chicago Press. Chicago 1932. (12 S.)*

übt überzeugende Kritik vornehmlich an den „voluntaristischen" Planwirtschaftsentwürfen. S., Professor in Harvard, weist zunächst nach, daß die Organisierung der einzelnen Industriezweige nach Aufhebung oder Einschränkung der Antitrustgesetze die Krisen eher zu verschärfen drohe und erörtert dann die Aussichten eines beratenden „National Economic Council". Unter Heranziehung von Beispielen aus der jüngsten amerikanischen Erfahrung zeigt er, daß die Planstelle wegen ihrer Ohnmacht versagen und an entscheidenden Punkten mit mächtigen Finanzinteressen in Konflikt geraten würde. Trotzdem solle man einen Versuch in dieser Richtung machen.

Schließlich noch ein Werk, daß seinem Gehalt nach ein viel weiteres Ausmaß hat, in seinem letzten Teil aber auch eine Kritik der Planwirtschaft enthält:

13. **Hansen, Alvin Harvey,** *Economic Stabilization in an Unbalanced World. Harcourt Brace & Co., New York 1932 (IX u. 384 S.; geb. $ 3.00)*

H. behandelt zunächst eine Reihe von internationalen Depressions- und Krisenfaktoren, dann Probleme der Arbeitslosigkeit und ihrer Bekämpfung, darauf die Frage der Bevölkerungsstabilisierung und schließt mit dem Abschnitt „Toward a Stabilized Capitalism?". Hinsichtlich der Möglichkeit der völligen Ausschaltung der Krisen und Konjunkturen unterscheidet er scharf zwischen einer absolut monopolistischen Organisation und freier Konkurrenz, unabhängig davon, ob es sich um eine kapitalistische oder sozialistische Ordnung handelt. Im Falle freier Konkurrenz hält er einen erheblichen Grad der Stabilisierung der Beschäftigung für unmöglich, dagegen könne eine „completedly centralized economic autocracy" die Krisen ausschalten. Eine kapitalistische Diktatur mit einem System von Trusts würde diese planwirtschaftliche Aufgabe ebensogut lösen wie die russische kommunistische Diktatur. Aber H. weist mit größtem Nachdruck auf die Kehrseite der Stabilisierung hin: sie opfere die Freiheit und vor allem den Fortschritt. Trotzdem hält er eine Entwicklung in dieser Richtung für wahrscheinlich. Recht problematisch ist seine enge Zueinanderordnung von monopolkapitalistischer und kommunistischer Diktatur einerseits und (relativ) freier kapitalistischer und sozialistischer

Marktwirtschaft andererseits. Vor allem sieht er in der Konzeption einer sozialistischen Marktwirtschaft eine solche Annäherung von Kapitalismus und Sozialismus vollzogen, daß ihm schließlich der Gegensatz zwischen beiden Systemen als relativ unwesentlich erscheint gegenüber einem anderen Gegensatz, dem von Konkurrenz und Monopol, der für ihn zusammenfällt mit der Antithese von Demokratie und Autokratie.

II. Europäische Literatur über Planwirtschaft mit Ausnahme der deutschen.

Die europäische Diskussion über die Möglichkeiten der Wirtschaftsplanung hat gegenüber der amerikanischen schon wegen der viel stärkeren Bedeutung des Sozialismus in den „alten“ Ländern ein anderes Gepräge. Auch sind die Beziehungen zwischen dem amerikanischen und dem europäischen Literaturkreis relativ locker. Es ist das Verdienst des Amsterdamer Kongresses, hier zum ersten Mal einen Kontakt hergestellt zu haben. Die Verhandlungen und Materialien dieses Kongresses sind jetzt in einer von M. L. Fleddérus musterhaft besorgten Ausgabe veröffentlicht unter dem Titel:

14. **World Social Economic Planning.** *The Necessity for Planned Adjustment of Productive Capacity and Standards of Living. International Industrial Relations Institute (I. R. I.). The Hague 1932. (LXIII u. 935 S.; in 2 Bdn.; H. Fl. 4.50)*

Wegen seines internationalen Charakters mußte der Kongreß das Problem der Weltplanung, der Abhängigkeit nationaler Wirtschaftsplanung von einer Ordnung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen stark betonen. Gewiß sind dabei unmittelbare praktische Ergebnisse nicht erzielt worden. Aber sowohl in den Vorträgen als auch in der Diskussion sind viele wichtige Gesichtspunkte hervorgehoben worden, und es wurde der in Deutschland sehr beliebten Verkoppelung von Planwirtschaft und Autarkie eine in mancher Hinsicht fruchtbarere Fragestellung gegenübergestellt.

Auch Albert Thomas beschäftigte sich in seinem letzten Bericht

15. **Internationale Arbeitskonferenz.** *XVI. Tagung. Bericht des Direktors. Internationales Arbeitsamt. Genf 1932. (112 S.; RM. 4.—)* mit der internationalen Diskussion über Planwirtschaft als Rettung aus der Wirtschaftskrise. Er selbst neigte unter starker Betonung des Genossenschaftsprinzips und monetärer Maßnahmen zu einem solchen auf internationale Zusammenarbeit gestützten Versuch schon im Kapitalismus. (Vgl. auch S. 194.)

16. **World Planning,** *Supplement to the „Week-end Review“. August 22, 1931. London 1931. (14 S.)*

Diese Sondernummer zum Amsterdamer Kongreß enthält u. a. kurze Beiträge von Lorwin, Neurath und Carli (Italien).

17. **Wibaut, F. M.,** *De Redding. Uitgave van de S.D.A.P. (Die Rettung; hrsg. v. d. S.D.A.P.) Amsterdam 1932. (30 S.; 5 Cents)*

W. schildert zunächst die krisenhafte Nachkriegsentwicklung mit dem Ergebnis, daß der Kapitalismus völlig am Ende sei, und sieht die Rettung allein in einer weltumfassenden sozialistischen Planwirtschaft, die von den internationalen Arbeiterorganisationen auf demokratischer Grundlage unter Ablehnung russischer Methoden und unter besonderer Betonung staatlicher Bank- und Geldpolitik propagiert und durchgesetzt werden müsse.

In Frankreich stehen im Mittelpunkt der Debatte die Bemühungen eines Kreises von jüngeren Abgeordneten und Publizisten der Linken, eine Planwirtschaft als möglich zu erweisen, die einerseits „antikapitalistisch" ist, andererseits aber das traditionelle sozialistische Mittel der „Nationalisierung" ablehnt. Der Führer dieser Gruppe ist Bertrand de Jouvenel. Die starke Beachtung, die seine Programmschrift *„L'Economie dirigée" (Valois. Paris 1928)* fand, veranlaßte das Journal de Commerce zu einer Sondernummer

18. **Journal de Commerce,** *Résultats et possibilités de l'économie dirigée, No. 2229, 14. année. Paris, le 9 Juin, 1932.*

Die wichtigsten Beiträge stellen die Aufsätze dar, die das Problem auf Grund der russischen, deutschen und italienischen Erfahrungen kritisch behandeln. — In einer Sondernummer des Organs der jungen Linken

19. **Notre temps,** *Economie dirigée. 6. année, 3. série, 7 et 14 août No. 154. 155. Paris 1932. (Sp. 439—501; 3 frcs.)*

antwortet de J. auf eine ganze Reihe von besonders im Journal de Commerce (a. a. O.) enthaltenen Angriffen sowie auf Fragen, die der radikalsozialistische Abgeordnete Bergery an ihn richtete. Bergery kritisiert besonders de Jouvenels „Mischform" von Kapitalismus und Sozialismus: „Vous avez rêvé d'une économie dirigée pour le profit de la collectivité et réalisée pour le profit de l'individu" — ein klassischer Einwand gegen alle prinzipiellen Verfechter einer sozialreformerischen Planwirtschaft. De J. gibt als Grundprinzip der „économie dirigée" an: gleichmäßigere Einkommensverteilung und Orientierung an den Bedürfnissen der Massen. Bei Aufrechterhaltung der Geldwirtschaft bedeutet dies allmähliche Egalisierung der Kaufkraftverteilung. Die neben der Angleichung von kaufkräftiger Nachfrage und Bedürfnissen wichtigste Aufgabe der Planwirtschaft, die Angleichung von Produktion und Nachfrage, glaubt de J. vor allem mit Hilfe der staatlichen Kreditpolitik bewältigen zu können. Damit erhalte der Staat ausreichenden Einfluß auf die großen Unternehmungen. Für die kleinen Unternehmungen genüge gute Information über die Marktchancen. Diese Planwirtschaft darf nach de J. nicht auf bloß nationaler Grundlage, sondern muß in europäischem Rahmen erfolgen und auf eine Weltplanung hinzielen. Die „économie dirigée" sei Sozialismus, denn sie verfolge die gleichen Ziele wie der proletarische Sozialismus, die Ausschaltung des Großkapitals.

20. **Laurat, Lucien,** *Economie planée contre économie enchaînée. Les cahiers bleus, seconde série, No. 12, 15 mai 1932. Valois. Paris 1932. (124 S.)*

L. geht davon aus, daß auch nach der Übernahme der politischen Macht eine Sozialisierung nicht auf einmal möglich ist, sondern je nach der Reife der Industrie schrittweise erfolgen muß. Die wachsende Trennung von Leitung und Eigentum der Unternehmungen determiniert die Großunternehmungen als den Ort, wo die Sozialisierung sofort einsetzen muß und ohne volkswirtschaftlichen Schaden auch einsetzen kann. Damit wird eine Kontrolle über den Akkumulationsprozeß erlangt, durch die die Möglichkeit Krisen auslösender Unterkonsumtion ausgeschlossen wird. Das zweite Hauptmittel stellt die Bankenkontrolle dar, die die von seiten der Sparer und Kleinunternehmer der Planwirtschaft drohenden Gefahren beseitigen kann. Die „économie planée" könne — unter der Voraussetzung einer Arbeiterregierung — die Krise sofort beheben.

21. **de Man, Henri,** *Réflexions sur l'économie dirigée. L'Eglantine. Paris-Bruxelles 1932. (46 S.)*

De Man hebt den Einfluß der Taylorbewegung auf das Plandenken hervor. Die heutige Wirtschaft werde aus einer Wirtschaft der Unternehmer immer mehr zu einer Wirtschaft der Ingenieure und Bankiers. Es herrsche eine Tendenz zur „autonomen Unternehmung" und parallel damit zu einem wirtschaftlichen Neofeudalismus, der auch in Trustbildung und Kartellierung zum Ausdruck komme. Diese neue Form gibt sich ein planwirtschaftliches Ansehen, aber die eigentliche Planwirtschaftsbewegung ist gerade gegen diesen Monopolismus gerichtet. De Man sucht die auf dem Amsterdamer Kongreß aufgestellte Forderung einer Planwirtschaft im Innern und eines Abbaus des Protektionismus nach außen aus jener antifeudalistischen Frontstellung zu erklären, wobei er Wechselbeziehungen zwischen Unterkonsumtion infolge Lohndrucks und ökonomischem Nationalismus hervorhebt. Er hält eine von Sozialisten und Liberalen gemeinsam getragene Planwirtschaftsbewegung schon im Rahmen des kapitalistischen Systems für möglich.

III. Die neuere deutsche Planwirtschaftsliteratur.

Inhaltlich geht auch in Deutschland — und gerade hier am stärksten — der Streit um vier Fragen: erstens die Leistungsfähigkeit des Liberalismus und die Möglichkeit der Rückkehr zur freien Wirtschaft, zweitens im Zusammenhang damit die Verbindung oder scharfe Scheidung von „Interventionismus" und Planwirtschaft, drittens die technischen Grenzen jeder Planwirtschaft, viertens kapitalistische oder sozialistische Planwirtschaft und wenn das letztere, welche Organisationsform. Die letzte Fragestellung bildet das Hauptgliederungsprinzip der folgenden Übersicht. Vorweg sei ein Buch genannt, das man im eigentlichen Sinne nicht zur wissenschaftlichen Literatur zählen kann, das aber für eine Reihe von Veröffentlichungen wohlmeinender ökonomischer Laien typisch ist:

22. **Wächter,** *Planung, Führung, Ordnung. Um Staat und Wirtschaft der Deutschen. Edwin Runge. Berlin 1931. (X u. 312 S.; br. RM. 3.60, geb. RM. 4.80)*

W. fordert unter Ablehnung der Demokratie einen dem Kapitalismus an Leistung weit überlegenen straff militärischen „Kommunismus" im Inneren („militärisch kann man alles machen, das weiß jeder alte Soldat"; S. 281) bei scharfem Wettbewerb von Exportkonzernen auf dem Weltmarkt, der darum möglich sei, weil es in der militärischen Wirtschaft ja keine Lohnkosten gebe. — Schwer einzuordnen ist die Gelegenheitsarbeit von

23. **Sombart, Werner,** *Die Zukunft des Kapitalismus. Buchholz & Weißwange. Berlin 1932. (54 S.; RM. 0.90)*

Man darf sie zum Typ der kapitalistischen Planwirtschaft rechnen, sofern Planwirtschaft als System des Spätkapitalismus gemeint wird. Im wesentlichen geht es in der kleinen Broschüre um den Begriff der Planwirtschaft (oder „sinnvollen" Wirtschaft), dem die drei Merkmale: Umfassendheit, Einheitlichkeit und Mannigfaltigkeit zugesprochen werden. Die knappe Klassifikation der Mannigfaltigkeit der Formen und Mittel (Gesamtplan, direkte und indirekte autoritäre Eingriffe, Erziehung) enthält gewiß richtige Hinweise, läßt aber eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der wirklichen Problematik vermissen.

Schon im Titel befürwortet deutlich eine kapitalistische Planwirtschaft

24. **Schröder, Paul,** *Die Überwindung der Wirtschaftskrise durch den Plankapitalismus. Gustav Fischer. Jena 1932. (180 S.; RM. 8.—)*

S. analysiert die üblichen Vorschläge zur Behebung der Krise, verwirft sie (mit nicht immer zutreffenden Gründen) und fordert die etappenweise Einführung des Plankapitalismus, einer Plan-Marktwirtschaft mit fester Währung, festen Einzelpreisen (Ausnahmen bei Kostenwandlungen), festem Lohn und Zins. Gleichzeitig wird freie Konkurrenz, Privateigentum und privates Unternehmertum verlangt, allerdings organisiert in Zwangsein- und -verkaufsverbänden, die die Übersicht über den Markt vermitteln. Das Kreditwesen wird aus dieser Sphäre sogenannter Konkurrenz herausgelöst. Es gibt keinen Kapitalmarkt, sondern nur Kapitalverwaltung. — Ein weiteres hier zu erwähnendes Programm einer Planwirtschaft im Kapitalismus (zweifellos mit sozialreformerischer Absicht) ist

25. **v. Ungern-Sternberg, Roderich,** *Die Planung als Ordnungsprinzip der deutschen Industriewirtschaft. Ferdinand Enke. Stuttgart 1932. (108 S.; br. RM. 4.—)*

Unter starker Betonung des Organisatorischen vertritt U.-St. im Anschluß an Rathenausche Ideen das Planprinzip der „Industriegemeinschaften". Hierfür wird ein ausführlicher Gesetzentwurf vor-

gelegt. Alle Industriezweige sollen in Produktions- und Absatzgemeinschaften zwangsweise zusammengefaßt und von Zentraldirektionen, deren Verwaltungsmehrheit aus Staatsvertretern bestehen soll, geleitet werden. Dabei gibt es auch vertikale Zusammenfassungen. Für den ganzen Industriezweig, der systematisch auf den höchsten Stand gebracht werden soll, gilt eine einheitliche Preisbildung nach Grenzkosten. Die Differentialprofite werden (fälschlich) nur als Prämie für fortschrittliche Unternehmer angesehen. Während die Produktpreise als beweglich gedacht werden, sind die Preise der Produktionsfaktoren (Lohn und Zins) fixiert. Den Einwand möglicher Konflikte zwischen dem Profitinteresse der Unternehmer- und Industrieverbände einerseits und den Zentraldirektionen andererseits versucht U.-St. mit dem Hinweis auf den Einfluß der „Staatsvertreter“ und durch den Ruf nach „ausreichend sozialistisch-gemeinwirtschaftlichem Geist“ der Unternehmer zu entkräften.

Zwischen die Literatur über kapitalistische und sozialistische Planwirtschaft sei hier eine Gruppe von Arbeiten eingefügt, die als Zwischentyp aufzufassen sind und über deren Zuordnung man streiten könnte.

26. **Braeutigam, H.,** *Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus. Carl Heymann. Berlin 1932. (97 S.; br. RM. 3.—)*

Dieses Buch ist ein ernsthafter Versuch einer wirtschaftstheoretischen Begründung des Nationalsozialismus. Der Grundgedanke ist: in der heutigen Wirtschaft besteht „Zinsknechtschaft“, und zwar muß ein einheitlicher und normaler Zins sowohl für freies wie für bereits investiertes Kapital herausgewirtschaftet werden. Dieses Prinzip erzwingt einen Monopolkapitalismus, der allein die wegen der Zinsknechtschaft notwendigen Profite garantiert, und führt durch monopolistische Produktionseinschränkung und Preisüberhöhung zu Kapitalverlusten und Arbeitslosigkeit. Zur Beantwortung der Frage, wie die Mängel der Kapitalwirtschaft mit ihren Krisenfolgen vermieden werden können, entwickelt B. zunächst ein ideales System eines extremen Marktsozialismus mit Gemeineigentum und zentraler Kredit- und Investitionspolitik und weist die Möglichkeit seines Funktionierens nach. B. versucht dann zu zeigen, wie eine annähernde Verwirklichung dieser idealen sozialistischen Verkehrswirtschaft auch bei grundsätzlicher Anerkennung des Privateigentums an den Produktionsmitteln möglich sei. Im Prinzip wird das „Unternehmertum“ des ständisch geregelten Wettbewerbs gefordert. Die Ständekammern haben sowohl Monopole wie Schleuderkonkurrenz zu verhindern. Richtige Lohnpolitik verlangt monopolistisch und staatlich beeinflußte Lohnfestsetzung mit dem Ziel stabiler Nominaleinkommen bei festen Geldpreisen, daneben Gewinnbeteiligung. B. fordert weiter Zwangskapitalbildung und zentrale Verteilung des Neukapitals grundsätzlich nach dem Ort der höchsten „Gewinne“, aber bei Wahrung der Proportionalität der Produktionszweige und Arbeitsplatzbeschaffung für freigesetzte Arbeiter.

Etwa in die gleiche Zwischenstellung gehören auch die mit nationalen Autarkieforderungen eng verknüpften planwirtschaftlichen Vorschläge des „Tatkreises“:

27. **Eschmann, Ernst Wilhelm:** *Übergang zur Gesamtwirtschaft, in: „Die Tat“. Hrsg. von Hans Zehrer, 23. Jahrg., Heft 6, September 1931. Eugen Diederichs, Jena 1931.*

E. versucht, dem Autarkiegedanken eine realistischere Fassung zu geben, und skizziert darauf unter Abhebung der deutschen von den spezifisch russischen Aufgaben die Ordnung einer „Gesamtwirtschaft“, die ebenso wie die Autarkie und in Verbindung mit ihr „die Souveränität der Nation über die Wirtschaft“ gewährleisten soll. Es wird ein staatlicher und ein „freier“ Sektor unterschieden. Zu jenem sollen vor allem die Kraft- und Rohstoffwirtschaft, ferner alle Trusts und Konzerne der verarbeitenden Industrie, sowie die Banken, Handelsmonopole und einige besondere Wirtschaftszweige gehören. Dem „freien“ Sektor mit Privateigentum und privater Unternehmerverantwortung ist prinzipiell der übrige Teil der verarbeitenden Industrie sowie die bäuerlich zu organisierende Landwirtschaft zugewiesen. Doch sind auch die freien Betriebe in die von einem staatlichen Planorgan geleitete „Planwirtschaft“ einzugliedern. An Stelle der „willkürlichen“ Kapitalbildung soll eine planmäßige, durch das öffentliche Bankwesen geregelte treten. Diese „gegen den Besitz, aber für das Eigentum“ eintretende Planwirtschaft wird auch antikritisch verteidigt: in der Theorie und Praxis des Marxismus werde die Bedeutung der Mittelschichten, vor allem der Bauern, auch für den Aufbau der künftigen „Nationalwirtschaft“ verhängnisvoll unterschätzt. — Auch Ferdinand Fried hat kürzlich, nachdem er schon vor Eschmann zwar nur sehr kurze, aber um so weitreichendere Perspektiven einer vornehmlich auf eine deutsche Staatswirtschaft gestützten planmäßigen Großraumwirtschaft gegeben hatte[1]), aus der konkreten Lage heraus ein „Umbau“-programm entworfen:

28. **Fried, Ferdinand:** *Der Umbau in der Wirtschaft, in: „Die Tat“. Hrsg. von Hans Zehrer, 24. Jahrg., Heft 6, September 1932. Eugen Diederichs, Jena 1932.*

Die allein aus der Krise herausführenden Maßnahmen: Arbeitsbeschaffung durch Siedlung, Arbeitsdienst und Erschließung von Südosteuropa und die dafür notwendige Geldschöpfung, sind nur planmäßig und nur durch einen starken, autoritären Staat zu verwirklichen. Diese staatliche Planwirtschaft, die den Erwerbstrieb zu binden und den Gemeinschaftsgeist herauszuarbeiten hat, ist zunächst eine kreditwirtschaftliche; sie wird aber mit einer großen Verstaatlichungsaktion verknüpft. Diese soll den Bergbau, große Teile der Schwerindustrie, Staatsmonopole, Kraft- und Verkehrswirtschaft einschl. Großschiffahrt

[1]) Fried, Ferdinand: Wo stehen wir? in: Die Tat, 23. Jahrg., Heft 5, August 1931, S. 354ff., bes. S. 383ff.: Der Weg des neuen Deutschland.

und vor allem das Kreditwesen umfassen. Auffällig ist die mehr oder minder versteckte kriegswirtschaftliche Motivierung dieser Maßnahmen. Von den inneren Problemen der Planwirtschaft wird nicht gesprochen[1]).

Die nun folgenden Werke stammen von Sozialisten, die vor allem das Problem des Übergangs zu einer sozialistischen Wirtschaft zur Diskussion stellen. Zunächst seien zwei kleine einander ergänzende Schriften erwähnt. Die eine (populär gehaltene) ist

29. **Mendelsohn, Kurt,** *Kapitalistisches Wirtschaftschaos oder sozialistische Planwirtschaft? J. H. W. Dietz. Berlin 1932 (67 S.; RM. 0.75),*

worin die in der Krise offenbarten Kapitalfehlleitungen und die „unnötigen" Fehler der Unternehmer und Bankiers dargestellt werden. Die andere (wissenschaftlichere) ist

30. **Frieder, Otto,** *Der Weg zur sozialistischen Planwirtschaft. Geschichte und Verwirklichung einer Idee. J. H. W. Dietz. Berlin 1932. (67 S.; RM. 0.75)*

F. schildert nacheinander Sozialisierung als Utopie, als Projekt und als Experiment (Rußland) und geht dann auf die Frage der Sozialisierung in Deutschland ein. Hier bespricht F. zunächst eine Reihe von Planwirtschafts- und Sozialisierungsvorschlägen, wobei er die auf Kontrolleinrichtungen abzielenden Forderungen der Sozialdemokratie hervorhebt, und erörtert dann selbständig die Probleme des Sozialismus und der Sozialisierung. Dabei werden die entscheidenden politischen Voraussetzungen in den Vordergrund gerückt.

31. **Lederer, Emil,** *Planwirtschaft. J. C. B. Mohr. Tübingen 1932. (48 S.; RM. 1.20)*

L. schwächt den Gegensatz zwischen „freier Wirtschaft" und „Planwirtschaft" praktisch durch den Hinweis ab, daß Elemente der einen jeweils in der anderen möglich seien. Das Hauptproblem ist aber nicht diese partikulare Planwirtschaft, sondern die Frage, ob eine totale krisenverhütende Planwirtschaft denkbar sei. L. bejaht das und fordert entsprechende Maßnahmen zur Überwindung der gegenwärtigen Krise und zur Verhütung von Konjunkturschwankungen überhaupt. Bekannt ist sein Vorschlag einer partiellen naturalwirtschaftlichen Erwerbslosenwirtschaft. Vor allem aber fordert L. Kreditkontrolle, die in sich eine gewisse Kraft zur Weiterentwicklung in Richtung auf eine Produktionskontrolle trage. Es bleibt jedoch fraglich, ob diese nach L. schon im Kapitalismus durchzuführende Kredit- und schließlich Produktionskontrolle wirklich zum Vollsozialismus führt, den L. am Schlusse der Schrift als Marktsozialismus kurz skizziert. Im Vordergrund steht h er das Problem der Wirtschaftsrechnung und der Kapitalrechnung: beide bieten nach L. keine Schwierigkeiten. Das sozialistische System der Kapitalakkumulation habe vor dem kapitalistischen drei Vorzüge:

---

[1]) Über die Einordnung dieser „Tat"pläne in das hier gewählte Grundschema siehe auch Pollock im vorigen Heft dieser Zeitschrift S. 18, Anm. 2.

erstens könnte die Kapitalbildung größer sein, insofern ein großer Teil des heutigen Mehrkonsums der Gewinn- und Zinsbezieher dafür zur Verfügung stände; zweitens wäre die Produktion nicht notwendig an eine gewisse „Verzinsung" des Kapitals gebunden, etwaige Disproportionalitäten brauchten nicht durch Konkurs und Produktionseinstellung liquidiert zu werden; drittens: es müßte sich infolge von Fehldispositionen und daran anschließender Einschränkung der Neuinvestitionen nicht das Sozialprodukt absolut verringern.

L. hat in einer neuen Veröffentlichung nochmals zu Spezialproblemen der sozialistischen Wirtschaft Stellung genommen:

32. **Lederer, Emil,** *Die Güterverteilung als Problem des Sozialismus In: Die Güterverteilung in der Gesamtwirtschaft. Drei Vorträge von O. v. Nell-Breuning, Othmar Spann und Emil Lederer. Einzelhandelsverlag Berlin 1932. (87 S.; RM. 1.—; S. 39—56)*

L.s Vortrag ragt durch seine klare Gegenüberstellung der Funktionen des Handels im Kapitalismus und im Sozialismus hervor. Es gibt auch im Sozialismus distributive Funktionen, aber diese sind sicher eingeschränkter als heute und werden zum großen Teil auch andere Träger haben. Das wesentliche Spezifikum des Sozialismus sieht L. hier in der Möglichkeit einer grundsätzlich neuen Einkommensverteilung.

33. **Leichter, Otto,** *Kapitalismus und Sozialismus in der Wirtschaftspolitik. Der Kampf der neuen mit den alten Wirtschaftselementen. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. In: Festschrift für Carl Grünberg zum 70. Geburtstag, S. 382—411.*

34. **Leichter, Otto,** *Die Sprengung des Kapitalismus. Die Wirtschaftspolitik der Sozialisierung. Wiener Volksbuchhandlung. Wien 1932. (171 S.; br. RM. 4.—, geb. RM. 5.—)*

Neue Entwicklungselemente der heutigen Wirtschaft: Kapitalkonzentration, Staatseingriffe und die wachsende Macht der Arbeiterklasse, stellen nach L. den alten kapitalistischen vier „neue" Wirtschaftsgesetze gegenüber: die Tendenz zur solidarischen Planmäßigkeit der Verteilung, die Einschränkung der kapitalistischen Profitrechnung, die Einengung der Unternehmerselbständigkeit und die Politisierung der Wirtschaft. Diese „Gesetze" sprengen auf die Dauer den Kapitalismus und führen zum Sozialismus. Darunter versteht L. sozialistische Marktwirtschaft mit Gemeineigentum an den Produktionsmitteln und zentraler Planung vor allem der (öffentlichen) Kapitalbildung und der Kapitallenkung, die durch die Staatsbanken erfolgt. Der Außenhandel wird durch ein Monopol geregelt. Für die Landwirtschaft sollen Getreidemonopole usw. sorgen. Die Löhne dürfen nicht diktatorisch von oben festgelegt werden, sondern sollen zwischen den Gewerkschaften und den Vertretern des Allgemeininteresses vereinbart werden. Daß freie Konsumwahl und die Möglichkeit genauer Kostenkalkulation vorgesehen werden, versteht sich von selbst bei diesem Gesamtbild. Soweit irgend möglich, muß Betriebs- und Wirtschafts-

demokratie herrschen. Der Weg zu diesem Ziel führt im Kampf der alten mit den neuen Gesetzen über einen planwirtschaftlichen „Staatskapitalismus". Die sozialistische Wirtschaftspolitik macht dabei auf den verschiedenen Gebieten bestimmte Etappen durch. Für die Monopole führt der Weg von einer Monopolkontrolle zur Investitionskontrolle, die zur Preisfestsetzung und schließlich zu planmäßiger Entscheidung über den gesamten Wirtschaftsplan überleitet und notwendig bei der Vergesellschaftung der Produktion endet. Ähnlich beginnt die Kreditwirtschaft mit der Bankenkontrolle, geht über zur Kapitalbeteiligung des Staates und führt unter Ausnutzung dieser Position zur Verstaatlichung der Banken. Im ganzen vertritt L. wirtschaftsdemokratische Gedanken in austromarxistischer Färbung. — Das

35. *Material für ein Wirtschaftsprogramm der freien Gewerkschaften. 2. Afabundesausschuß-Sitzung. Berlin, 22. März 1932. (6 S.)* wurde zum großen Teil, jedoch mit noch stärkerer Betonung der sozialistischen Politik, in das kürzlich von den Gewerkschaften herausgegebene Programm übernommen. Beide Broschüren können deshalb im folgenden als Einheit behandelt werden.

36. **Umbau der Wirtschaft.** *Die Forderungen der Gewerkschaften. Verlagsgesellschaft des Allg. Deutschen Gewerkschaftsbundes. Berlin 1932. (39 S.; br. RM. 0.40)*

„Es gilt den Raum zwischen Kapitalismus und Sozialismus zu gestalten." Die darauf gerichteten Forderungen gliedern sich folgendermaßen: zunächst Konjunkturpolitik, die zugleich sozialpolitische Funktionen erfüllt, dann Maßnahmen für die einzelnen Wirtschaftsgebiete und zum Schluß der Aufbau der Planwirtschaft.

Die Hauptforderung zu „Konjunkturpolitik und Massenkaufkraft" lautet: „. . . systematische Stärkung der Massenkaufkraft und Regelung der Kapitalbildung sowie der Kapitalverwendung." — Von den einzelnen Wirtschaftsgebieten werden zunächst Industrie und Handel betrachtet. Der demokratische Staat (wer damit konkret gemeint ist, wird nicht gesagt) soll die „Kommandohöhen" der Wirtschaft besetzen. Das bedeutet Überführung der Rohstoffindustrie, der Großchemie, der Energie- und Verkehrswirtschaft in Gemeineigentum. Ein gut Teil der Problematik, die der Verstaatlichung anhaftet, wird deutlich hervorgehoben. Es soll keine rein zentralistische Planwirtschaft erstrebt werden: „Beherrschung von der Zentrale, im übrigen aber sehr weitgehende Dezentralisation" (zur Sicherung echter Freiheit). Dieser ‚Dezentralismus' bedingt — vom Grundgedanken her nur folgerichtig — die Zulassung persönlichen Arbeitseigentums bei Bauern und Handwerkern. Die Enteignung richtet sich also gegen das „ausbeuterische kapitalistische Großeigentum in Industrie und Landwirtschaft." Energisch wird die Enteignung des Großgrundbesitzes gefordert, gleichzeitig aber in der Siedlungsfrage die Oppenheimersche genossenschaftliche Großsiedlung stärker hervorgehoben. Die Vorschläge über Kredit- und Bankwesen folgen den vom Afabund gemachten: also schrittweise Verstaatlichung und Bankenamt, in dem

u. a. auch die Gewerkschaften und Verbraucher vertreten sein sollen. Die Endforderung des planwirtschaftlichen Außenhandelsmonopols wird abgegrenzt gegen die modernen Autarkiepläne. Das Umbauprogramm stellt vermutlich ein sehr bedeutsames Zwischenglied in der Reihe von Versuchen der Arbeiterorganisationen dar, von wirtschaftsdemokratischen Zielsetzungen zu einer stärkeren Betonung des Endziels, der sozialistischen Planwirtschaft, zu gelangen.

Nachdem im bisherigen sozialistische Publikationen besprochen worden sind, die eine kapitalistische Planwirtschaft als Weg zum Sozialismus für möglich und notwendig halten, seien nun diejenigen Neuerscheinungen vertreten, die, zumeist unter deutlicher Ablehnung jener Zwischenlösungen, nur das sozialistische Zielbild als solches hinzustellen versuchen.

37. **Landauer, Carl,** *Planwirtschaft und Verkehrswirtschaft. Duncker & Humblot. München 1931. (VI, 222 S.; br. RM. 9.—, geb. RM. 11.50)*

L. geht von der Feststellung aus, daß eine sozialistische Ordnung der kapitalistischen in „produktiver" Hinsicht überlegen sein muß, wenn sie Bestand haben soll. Als Maßstab der Produktivität wählt er den Grad der Vollkommenheit der individuellen Bedarfsdeckung, die in der idealen Verkehrswirtschaft optimal sein müßte. Aber diese „reine" Verkehrswirtschaft hat nie existiert, und es kommt L. darum zunächst darauf an, die „antiproduktiven Erscheinungen in der realen Verkehrswirtschaft" aufzudecken. Unter diesem Titel behandelt er das Monopol sowie Arbeitslosigkeit und Krisen, die er letztlich (unter Verwendung des Kapitalmangel- und des Irrtumsarguments) auf den technischen Fortschritt zurückführt. Als weitere Folgen der technischen Entwicklung leitet er aus dem steigenden Anteil des fixen Kapitals einerseits eine wachsende Konjunkturempfindlichkeit der Wirtschaft, andererseits eine Machtsteigerung der Gewerkschaften ab, die in zunehmendem Maße die auch für die Arbeiter notwendige Kapitalbildung gefährden könnte. Gerade daraus schließt er auf die Notwendigkeit einer sozialistischen Wirtschaft, in der der Ausgleich zwischen Gegenwarts- und Zukunftsinteressen der Arbeiter nicht durch das Klassenverhältnis zwangsläufig gestört wird. Im zweiten Abschnitt kritisiert L. treffend alle Versuche, den Kapitalismus durch gemeinwirtschaftliche Kontrolle zu regulieren. Überzeugend ist sein Hinweis auf die Grenzen der Wirksamkeit der Monopolkontrolle und der Notenbankpolitik. Der dritte Abschnitt entwirft das Bild eines Marktsozialismus, mehr noch: einer sozialistischen Konkurrenzwirtschaft, die eine Verbindung von Zentralismus und Dezentralismus, Staatssozialismus und Genossenschaftssozialismus darstellt. Die einzelnen Staatsbetriebe konkurrieren friedlich untereinander, sie machen unterschiedliche Gewinne, an denen Betriebsangehörige und Betriebsleiter beteiligt werden. Zugleich aber wird an den entscheidenden Stellen das Wachstum der Wirtschaft durch das Kreditmonopol, das erst im Sozialismus wirksam sein kann, reguliert. Die Grundlage der zentralen Kapitalpolitik ist ein Investitionsprogramm sowie die Möglichkeit, ein bestimmtes Ausmaß der Akkumulation direkt und indirekt

zu erzwingen. Eine Voraussetzung des Investitionsprogramms ist nach L. eine naturalwirtschaftliche Kontrollrechnung, die in Ergänzung der Geldrechnung das mengenmäßige Ineinandergreifen der verschiedenen Produktionszweige sicherstellt. Das zweite Element der Wachstumsplanung, die Regulierung des Akkumulationstempos, unterliegt im Sozialismus der Entscheidung der Gesamtarbeiterschaft, die selbst den erwünschten Spargrad bestimmt. Daß dabei Interessenkonflikte entstehen können, hält L. für sehr möglich, aber es erscheint ihm unwahrscheinlich, daß sich daraus neue Klassengegensätze entwickeln. Hinsichtlich des Weges zum Sozialismus entscheidet sich L. unter Ablehnung einer radikal-revolutionären Haltung und scharfer Kritik der Versuche, dem Sozialismus durch allmählichen „planwirtschaftlichen“ Umbau des Kapitalismus näherzukommen, für eine systematische Sozialisierungsaktion (mit Entschädigung aus Steuermitteln), die im Verlauf von 12—15 Jahren zur Übernahme der wichtigsten Teile der Industrie durch den Staat führen müsse. Erst dann könne mit dem Aufbau einer echten Planwirtschaft begonnen werden. — Gleiches Niveau mit diesem ausgezeichneten Werk hält

38. **Heimann, Eduard,** *Sozialistische Wirtschafts- und Arbeitsordnung. (Sozialistische Aktion, hrsg. v. Walter Pahl und August Rathmann, H. 1.) Alfred Protte. Potsdam 1932. (63 S.; RM. 1.20)*

Auch H.s Sozialismus ist ein stark dezentralistischer und daher marktwirtschaftlicher Sozialismus. Die Notwendigkeit des Marktes wird mit der Unentbehrlichkeit einer rationalen Kostenrechnung, die nur bei freier Preisbildung möglich sei, begründet. Es ist allerdings nicht ganz klar, inwieweit dieses Prinzip der freien Preisbildung mit den später eingeräumten Möglichkeiten monopolistischer und gemeinwirtschaftlicher Preispolitik vereinbar ist. Mit der Preisrechnung zugleich verlangt H. auch eine Kapital- und Zinsrechnung im Sozialismus. Marktwirtschaft und Kapitalrechnung widersprechen nach H. nicht dem sozialistischen Prinzip: „Gerade für die marxistische Betrachtung kommt alles auf die soziologische Grundordnung an, innerhalb deren sich die Wirtschaftsvorgänge abspielen.“ Kann aber eine solche Marktordnung auch Planwirtschaft sein? Zunächst gibt H. eine knappe Analyse des nach seiner Meinung wichtigsten Konjunkturfaktors, des den Arbeiter freisetzenden technischen Fortschritts. Daraus folgt die Aufgabe der Planwirtschaft, technische Fortschritte und Kapitalbildung zur Finanzierung nicht nur der Fortschritte selbst, sondern auch der Neuschaffung von Arbeitsplätzen für die freigesetzten Arbeitskräfte aufeinander abzustimmen. Die Mittel dieser Konjunkturregelung sind zentrale Kapitalbildung und zentrale Kreditwirtschaft. Hier schließt H. sich weitgehend Landauer an. Das Verhältnis von zentralem Plan und Markt stellt sich nach allem so dar, daß durch die zentralen Eingriffe wohl die Daten des Preis-Mengen-Systems verändert werden, nicht aber der Marktmechanismus selbst gestört wird. — Die soziologische Grundordnung dieses Sozialismus wird von H. gekennzeichnet durch die drei un-

trennbaren Forderungen: Aufhebung der Klassenscheidung, Freiheit und Ordnung. Dem Freiheitsverlangen der Arbeiter muß im Sozialismus durch möglichste Dezentralisierung, Stärkung der Eigenverantwortung und vor allem Selbstgestaltung auch des Arbeitslebens Erfüllung gegeben werden. (Der sozialistischen Arbeitsordnung widmet H. einen besonderen Abschnitt.) Der Beseitigung der Klassen dient die Abschaffung des privaten Eigentums an den Produktionsmitteln. Freilich sind nach H. der Sozialisierung Grenzen gezogen: sie ist unmöglich bei den städtischen Kleingewerben und vor allem bei der Bauernwirtschaft, hier aber auch nicht nötig, weil die Vereinigung von Arbeit und Eigentum, die der Sozialismus erstrebt, z. B. im Bauernbetrieb noch erhalten ist und sich da als produktiv erweist[1]. Heimann ist im übrigen ganz wie Landauer der Meinung, daß die Sozialisierung dem Aufbau der eigentlichen Planwirtschaft voranzugehen hat.

39. **Klein, Georg,** *System eines idealistischen Sozialismus. Theoretische Grundlegung einer planwirtschaftlichen Volks- und Weltwirtschaftsordnung. W. Braumüller. Wien-Leipzig 1931. (XV u. 294 S.; RM. 11.—)*

K. stellt unter starker Ausrichtung auf das Organisatorische die sozialistische Wirtschaft als Geldwirtschaft dar und teilt sie in zwei Hauptgruppen ein. Die größere (A), die alle mit relativ viel Kapital ausgerüsteten Betriebe umfaßt, befindet sich in Gemeineigentum. Die kleinere (B) umschließt die Kleinbetriebe einschließlich der Bauernwirtschaften; hier bleibt das Privateigentum erhalten. Die gesamte Wirtschaft wird streng gegliedert: erstens nach der gesellschaftlichen Zweckleistung in Wirtschaftsverbände, zweitens nach der sozialen Schichtung in Berufsverbände. Die eigentliche Zusammenfassung erhält die Wirtschaft durch einen zentralen Geld- und Bankapparat, über dessen Verrechnungskonten sämtliche Geldbewegungen der Abteilung A gehen. Die Zentralbank ist Informationsquelle und Werkzeug für die Politik des Zentralwirtschaftsamts, das die Preise festsetzt und das Wachstum der Wirtschaft regelt. K. vertritt einen „halbstarren" Marktsozialismus mit nach den Grenzkosten kalkulierten festen Preisen. Als Ziel schwebt ihm letzlich die Schaffung einer Weltplanwirtschaft vor. Das vielleicht wichtigste Kapitel des Buches ist eine Darstellung und Beantwortung der wirtschaftstheoretisch, psychologisch, axiologisch und empirisch begründeten Einwände gegen den Sozialismus.

40. **Schiff, Walter,** *Die Planwirtschaft und ihre ökonomischen Hauptprobleme. C. Heymann. Berlin 1932. (106 S.; RM. 3.60)*

S. entwickelt zunächst den Begriff der Planwirtschaft, stellt die Unmöglichkeit einer kapitalistischen Planung fest und erörtert sodann

[1] Die Theorie des Arbeitseigentums ist inzwischen von H. mehrfach behandelt worden, vor allem in: Sozialismus und Mittelstand, Neue Blätter für den Sozialismus, hrsg. von E. Heimann, F. Klatt, A. Rathmann, Paul Tillich. 3. Jahrgang, Heft 7. Alfred Protte. Potsdam 1932.

ausführlich die Voraussetzungen und die Hauptprobleme einer sozialistischen bzw. einer bei Erhaltung eines privatwirtschaftlichen Sektors doch sozialistisch orientierten Planwirtschaft, wobei eine Reihe wichtiger Einwände und Ergänzungen in einem besonderen Abschnitt zusammengefaßt werden. S.' Bild enthält Konsumfreiheit, Markt, Geld, Preise und Löhne, jedoch mit veränderten Funktionen und unter weitgehender Aufhebung des Automatismus. Im Vordergrund steht das Problem einer Konsumplanung mittels Durchschnittsberechnung von natural bestimmten „Lebenslagen" der einzelnen Produzentenschichten. Die Darstellung wird belastet durch den Versuch, Grenznutzen- und Arbeitswerttheorie in einer normativen Ebene zu verknüpfen. Die eigentlichen Wachstumsprobleme werden nur sehr kurz behandelt. S. ist sichtlich an der Problemstellung des Verwaltungssozialisten Neurath orientiert; offenbar schätzt er die Ordnungsfunktion des Marktes nur gering ein. Um so charakteristischer ist sein Eintreten für einen, freilich gebundenen, Marktsozialismus und für das Prinzip größtmöglicher Freiheitschancen. Insofern ist auch S. noch zu der Gruppe des mehr oder minder dezentralisierten „Marktsozialismus" zu rechnen, dessen starkes Vordringen in der heutigen Diskussion unsere Übersicht deutlich zeigt.

41. **Pollock, Friedrich,** *Sozialismus und Landwirtschaft. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1932. In: Festschrift für Carl Grünberg zum 70. Geburtstag, S. 397—431.*

P., der im Gegensatz zu den bisher behandelten Autoren Marktwirtschaft und Sozialismus für unvereinbar hält, skizziert die Stellung der Sozialisten (von Marx über Kautsky und David bis zu den neuesten Programmen) zur Agrarfrage, insbesondere zum Betriebsgrößenproblem und formuliert dann das Kernproblem: Ist sozialistische Gesellschaft in unserem Sinne (d. h. auch marktlose Gesellschaft) sowohl technisch als auch gesellschaftlich mit klein- und mittelbäuerlichem Besitz dauernd vereinbar? Nach allen Richtungen wird diese Frage entschieden verneint. Besonders stehe der antikollektivistische Klassencharakter des Bauerntums dem Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft im Wege. Diese sei nur bei kollektiver und großbetrieblicher Durchführung der Agrarproduktion möglich. Da die neueste Entwicklung der Landwirtschaft nach P.s Meinung den Großbetrieb nicht nur im Getreidebau, sondern auch in der Viehzucht zum Siege führt, schafft sie eine wesentliche Voraussetzung des Sozialismus.

42. **Pollock, Friedrich,** *Die gegenwärtige Lage des Kapitalismus und die Aussichten einer planwirtschaftlichen Neuordnung. In Heft 1/2, Jg. I (1932) dieser Zeitschrift.*

P. sieht in der Durchführung einer planwirtschaftlichen Neuordnung die einzige Möglichkeit, die schweren und in der Zukunft sich noch verschärfenden Schäden des Kapitalismus zu beseitigen. Er stellt die wichtigsten Einwände gegen eine Planwirtschaft zur Diskussion und kommt zu dem Schluß, daß trotz des Vorhandenseins der ökonomischen Voraussetzungen eine Planwirtschaft so lange nicht zu erwarten ist, als die gesellschaftlichen Voraussetzungen dafür fehlen.

43. **Hermberg, Paul,** *Planwirtschaft. In: Die Arbeit. Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde. Hrsg. von Th. Leipart. 9. Jahrg. Berlin 1932. (I. Planwirtschaft und Wirtschaftskrise. Heft 4. — II. Planwirtschaft und Verteilung. Heft 6. — III. Wege zur Planwirtschaft. Heft 8. — IV. Planwirtschaft und Markt. Heft 10.)*

H. formuliert als zentrales Problem: kann Planwirtschaft Krisen verhindern? Die Haupttypen der Krisentheorie werden gegenübergestellt; allen gemeinsam ist die Behauptung einer mangelhaften Regelung des Ausdehnungstempos der Wirtschaft. Die damit der Planwirtschaft gestellte Aufgabe kann nicht durch partielle Eingriffe, wohl aber von einer an einem Gesamtplan orientierten Zentralstelle gelöst werden. Der von H. vertretene Typus von sozialistischer Planwirtschaft schwankt in eigenartiger Weise zwischen Verwaltungs- und Marktsozialismus. Prinzipiell wird Planwirtschaft als marktfeindlich angesehen, und H. behauptet gegen Mises, daß rationale Rechenhaftigkeit nicht Marktpreise voraussetze. Dennoch werden praktisch wenigstens Arbeitsmarkt und Konsumgütermarkt zugelassen. Einen besonderen Markt der Produktionsmittel dagegen sucht H. in einer Polemik gegen Heimann nicht nur als unnötig, sondern auch als mit wirksamer Planwirtschaft unvereinbar nachzuweisen. Entsprechend ist die Einstellung H.s gegenüber dem Verteilungsproblem: die Vergütung nach Leistungs- und Knappheitsprinzip soll durch das mehr oder minder marktfeindliche Bedarfsprinzip eingeschränkt werden. H. hält daran fest, daß Planwirtschaft auch die Versorgung zu regeln habe, versteht darunter aber nicht Warenrationierung, sondern Kaufkraftzuweisung. Die kapitalistische Antinomie, daß erhebliche Einkommensdifferenzierung und überhaupt Besitzeinkommen als ungerecht empfunden werden, andererseits aber zur Kapitalbildung notwendig sind, kann nach H. nur in einer sozialistischen Planwirtschaft aufgehoben werden, in der von der Gesamtheit die Quoten von Kapitalbildung und Verbrauchseinkommen festgelegt werden. Der wichtigste Beitrag der Aufsatzreihe dürfte der dritte, „Wege zur Planwirtschaft" betitelte, sein. H. zeigt an mehreren Beispielen die Gefahr, die in der Einführung oder Begünstigung „sozialistischer" Formen inmitten eines kapitalistischen Milieus, in der Verwechselung von Weg und Ziel liegt. Die Frage nach dem Wege zur Planwirtschaft wird aus einer wirtschaftspolitischen zu einer allgemeinpolitischen, zur Frage nach dem Wege zur politischen Macht, die die Grundlage einer einheitlichen Wirtschaftsführung bildet. Damit stellt sich H. praktisch in eine Front mit Heimann und Landauer — trotz aller Differenzen in der inhaltlichen Konzeption des Zielbildes, die zum guten Teil auf einer sehr unterschiedlichen Stellungnahme zu der vor allem von Mises vorgebrachten Kritik am Sozialismus beruhen.

44. **Tisch, Kläre,** *Wirtschaftsrechnung und Verteilung im zentralistisch organisierten sozialistischen Gemeinwesen. Bonner Dissertation, Wuppertal-Elberfeld 1932*

entwirft ein ähnliches Bild einer sozialistischen Wirtschaft, die nur einen Markt der Konsumgüter kennt. Die „Preise" der Produktions-

faktoren und Produktionsmittel sollen „auf dem Papier" nach den Prinzipien der Gleichgewichtstheorie ohne Zuhilfenahme des Marktes bestimmt werden. Im übrigen enthält die Dissertation eine Darstellung und Kritik der bisherigen Lösungen des Problems der sozialistischen Wirtschaftsrechnung und der Misesschen Kritik.

Zum Abschluß seien vier Werke genannt, die dem Gedanken des Sozialismus und der Planwirtschaft kritisch gegenüberstehen.

45. **Mises, Ludwig,** *Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus. Zweite, umgearb. Aufl. Gustav Fischer. Jena 1932. (XIV u. 500 S.; br. RM. 18.—, geb. RM. 20.—)*

Diese Neuauflage des bekannten Werkes, das bei seinem ersten Erscheinen der Theorie der sozialistischen Wirtschaft zweifellos einen starken Anstoß gegeben hat, im übrigen aber eher eine Darstellung des Liberalismus als des Sozialismus vermittelt, ist gegenüber der ersten Fassung nur unwesentlich verändert. Die neuere Auseinandersetzung über die Möglichkeit sozialistischer Wirtschaftsrechnung ist nicht mehr berücksichtigt.

46. **Pohle, Ludwig,** *Kapitalismus und Sozialismus. 4. völlig neugest. u. wesentl. erw. Aufl., a. d. Nachl. hrsg., bearb. u. erg. von Georg Halm. Julius Springer. Berlin 1931. (IX u. 316 S.; br. RM. 6.60, geb. RM. 7.80)*

Das gegenüber der dritten Auflage etwa auf den doppelten Umfang erweiterte Werk wurde von Halm durch Abschnitte über sozialistische Wirtschaftsrechnung, das russische Experiment und das freigewerkschaftliche Programm einer „Wirtschaftsdemokratie" bereichert. Die Schrift ist ebenfalls von liberalem Standpunkt aus geschrieben. In der neuen Anordnung zeichnet ein erster Abschnitt die Grundlagen des „Kapitalismus", der zweite, bei weitem umfangreichste, beschäftigt sich mit der sozialistischen Kritik am Kapitalismus, der dritte endlich entwickelt das Wesen des Sozialismus aus den Prinzipien der Gleichheit und Sicherheit und schildert seine Hauptrichtungen. Die Verf. glauben eine zunehmende Entleerung des ursprünglichen Sozialismusbegriffes feststellen zu können. Hinsichtlich der Möglichkeit einer sozialistischen Wirtschaftsrechnung verharrt H. auf seinem bekannten kritischen Standpunkt.

47. **Gottl-Ottilienfeld, Friedrich v.,** *Der Mythus der Planwirtschaft. Vom Wahn im Wirtschaftsleben. Gustav Fischer. Jena 1932. (VII u. 114 S.; RM 5.—)*

Auf der Grundlage seiner gebildetheoretischen Anschauung vom Wirtschaftsleben entwickelt G. die grundsätzliche Einstellung der heutigen Wirtschaft auf marktmäßige „Selbstregelung", die jedoch in vielfältigen, von G. analysierten Formen durch eine „Leitregelung" ergänzt wird. In diesen partiellen zwangswirtschaftlichen Einbauten und Eingriffen sieht G. „Planwirtschaft als Tatbestand". Davon wird unterschieden „Planwirtschaft als Programm" — die Forderung einer vernünftigeren planmäßigen Ausrichtung der Wirtschaftspolitik — und endlich die „Planwirtschaft als Wunschbild". Die damit gemeinte

Zielsetzung wird zunächst als Forderung universaler Verwaltungswirtschaft gedeutet, als identisch mit dem Programm der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“ erwiesen und in vielen Richtungen scharf kritisiert. Konsumfreiheit, also Marktwirtschaft, hält G. mit totaler Planung für unvereinbar. Besonders temperamentvoll rechnet G. ab mit dem Glauben an eine „Evolution nach totaler Zwangswirtschaft hin“ und mit der Meinung, jedes Stück partieller Planwirtschaft und Gemeinwirtschaft bedeute schon einen Schritt weiter zum sozialistischen Endziel.

48. **Dobretsberger, Josef,** *Freie oder gebundene Wirtschaft? Zusammenhänge zwischen Konjunkturverlauf und Wirtschaftsform. Duncker & Humblot. München u. Leipzig 1932. (165 S.; geb. RM. 9.—)*

D. sucht die Frage, ob eine zwangsläufige Tendenz zu „gebundener Wirtschaft“ (wozu er u. a. neben Monopolbildungen auch „Planwirtschaft“ rechnet) bestehe, auf eine neue Weise zu beantworten: die jeweiligen Wirtschaftsformen sind eine Funktion des Konjunkturverlaufs und wandeln sich mit diesem. Unter Konjunktur sind hier vor allem die „langen Wellen“ zu verstehen, die durch das wechselnde Tempo der Bevölkerungsentwicklung, der Kapitalbildung und der technischen Fortschritte sowie durch das Maß der Marktausdehnung bestimmt sind, ohne daß diese Phänomene selbst näher analysiert werden. Je nach der Konjunkturlage verstärken sich die Tendenzen zur „freien“ oder „gebundenen“ Wirtschaft. Diese Tendenzen werden aber nach D. sofort ideologisch zu Idealsystemen übersteigert. Unter diesem heuristischen Prinzip untersucht er eine Reihe „neuer Tatsachen“, u. a. auch die Planwirtschaftstendenzen, den Bolschewismus (dessen neuere Entwicklung als endgültiger Beweis für die Unmöglichkeit der vollsozialistischen Planwirtschaft genommen wird), die Klassenkampfintensität und die Funktion der Kartelle. Das Buch prophezeit für einen kommenden Aufschwung einen starken Rückgang aller Bindungstendenzen und der dazugehörigen Ideologien. Die geistreich verfochtene These erscheint zuweilen überspitzt. Die Meinung, daß die „Konjunkturen“ unabwendbares Schicksal seien, wird trotz allem nicht als zwingend erwiesen.

Immerhin dürfte Dobretsbergers Prognose für das nächste Jahrzehnt richtig sein und auch für die Planwirtschaftsdiskussion Geltung haben. Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen über Möglichkeiten und Grenzen kapitalistischer und sozialistischer Planwirtschaft haben jedoch zweifellos zu Erkenntnissen geführt, die über die heutige Krisis hinaus ihre theoretische und praktische Bedeutung behalten werden.

Besprechungen.

Philosophie.

Jaspers, Karl, *Philosophie. J. Springer. Berlin 1932.*
1. Band: Philosophische Weltorientierung. (XI u. 340 S.; geh. RM. 8.80, geb. 10.60) — 2. Band: Existenzerhellung. (VI u. 441 S.; geh. RM. 11.40, geb. 13.20) — 3. Band: Metaphysik. (VI u. 237 S.; geh. RM. 6.60, geb. 8.40)

„Philosophie" schlechthin nennt Jaspers kurz und ein wenig anspruchsvoll sein Werk. „Philosophieren" ist der Weg zur Ergreifung des Seins. Sein ist einmal Gegenständliches, „In-der-Welt-sein", Philosophie „philosophische Weltorientierung", die auf die „Grenzprobleme" stößt, welche die Unmöglichkeit einer philosophisch befriedigenden Seinserfassung im Rahmen einer Philosophie als Weltorientierung zeigen. Alle Weltbegriffe sind faktisch Begriffe von einzelnem Wirklichen, nicht von aller Wirklichkeit. Zwischen den einzelnen Sphären der Welt — Materie, Leben, Seele, Geist — liegen Sprünge. Die gegenständliche Welt ist Objekt für ein aktiv auf sie gerichtetes Subjekt, sie setzt das Ich voraus, das sie zum bloßen Objekt gemacht hat, das andrerseits nicht von der Beziehung zum Objekt gelöst werden kann. Der Betrachtung der gegenständlichen Welt tritt gegenüber die „Erhellung" der Ich„existenz" mit ihrer Ursprünglichkeit, Freiheit, Entscheidung, ihrer absoluten Einmaligkeit und Geschichtlichkeit, ihrem „In-Kommunikation-treten" mit andern „Existenzen". Existenzerhellung ist nicht Wissen vom Ich, Erfassen seines Wesens — solches ist unmöglich, hieße das Ich zum Gegenstand machen —, sie läßt uns das Ich in seiner Freiheit als „möglich" zum Bewußtsein kommen, schafft Raum für sein Eingreifen, bedeutet Appell an mich, „aus dem Ursprung meiner selbst" zu handeln, in Kommunikation mit andern als freien Personen. Drittens ist Sein die „absolute Wirklichkeit", nach der die Metaphysik fragt, das letzte „An-sich". Sie ist jenseits der Subjekt-Objektbeziehung stehend, transzendent; jeder Versuch, in den Kategorien und Inhalten der empirischen Welt eine metaphysische Wirklichkeit zu denken, führt zu Täuschungen, aber wir vermögen „in der Immanenz des empirischen Daseins und der Existenz Grenzen zu erfahren, an denen sie uns gegenwärtig ist". Es gibt in der Existenz „Grenzsituationen"; die Einsicht in die Unvermeidlichkeit von Kampf, Schuld, Leiden, Tod. In diesen Grenzsituationen, die wir unserm Bewußtsein verhüllen, wenn wir die „Welt" als einziges Sein annehmen, „enthüllt sich uns die Fragwürdigkeit des Seins der Welt und unseres Seins in ihr", aus ihnen steigt das unvermeidliche Fragen nach dem Transzendenten auf. Nur in einer Form können wir uns dies Transzendente zum Bewußtsein bringen: dadurch, daß uns die Welt und unsere Existenz zu „Chiffren" werden; nicht zu Symbolen jedoch, deren

Sinn wir vom Symbol abzulösen und für sich zu denken vermöchten, sondern deren Sinn für uns nur in der „Transparenz" der Chiffre selbst da ist. Alles kann Chiffre für uns werden, alle Metaphysik ist ein „Chiffrelesen", aber die metaphysischen Weltaspekte sind dann selbst wieder Chiffren, sozusagen zweiter Ordnung, und müssen als solche von uns gelesen werden; sie gliedern sich in die allgemeine Geistesgeschichte ein, die existentiell gesehen zu unserer eigenen Geschichte, in unsere „Existenz" aufgenommen, mit ihr in die Fragwürdigkeit des gesamten Daseins — bestimmten Einzelseins — gestellt, in das zu unserem Schicksal gehörige „Scheitern" hineingezogen wird. Dies Scheitern selbst aber ist sozusagen die letzte Chiffre, in der wir die Transzendenz erfassen: „Wahrheit ist, wo scheiternde Existenz die vieldeutige Sprache der Transzendenz in die einfältigste Seinsgewißheit zu übersetzen vermag."

Jaspers Werk ist ein charakteristisches Beispiel für das die deutsche Philosophie der Gegenwart auszeichnende Bestreben, über den eigenen Schatten zu springen, etwas in Worten auszudrücken, von dem in demselben Atemzug gesagt wird, daß es nicht ausdrückbar ist, und aus der Unmöglichkeit der Metaphysiken eine Metaphysik zu machen. Aber eine Metaphysik, die nicht in Begriffen, in Worten fixierbaren Sinnes gedacht, sondern in Symbolen, in Sinnbildern erlebt wird. Schon die Worte, in denen die „Existenzerhellung" vollzogen wird, bezeichnen nicht etwas, sondern appellieren, wecken zu einem Handeln, zu einem Tun; die Worte der Metaphysik des Transzendenten sind „Chiffren" ohne ablösbaren Sinn, die sozusagen jene Weckrufe der Existenzerhellung in einer Grundmelodie verfestigen. Die Grenzen zwischen Philosophie und Dichtung verschwimmen, Dichtung nicht im Sinne eines dichtenden Spiels mit Begriffen, sondern eines Stimmungsausdrucks in Gedanken. Schließlich steckt hinter Jaspers Philosophie eine bestimmte, in sich konsequente, für unsere Zeit charakteristische Grundhaltung eines philosophierenden Menschen sich selbst und der Welt gegenüber — eine, nicht die Philosophie —, ein bestimmtes Grundethos. Roh umschrieben ist es das Ethos eines Menschen, der aus der Relativierung aller Wertungen und Wahrheiten, aus der Unerfindlichkeit eines letzten objektiv und allgemeingültig verbindlichen Ziels und andererseits der Unmöglichkeit einer fatalistisch hinzunehmenden Notwendigkeit alles Geschehens, angesichts der Fragwürdigkeit alles objektiv Seienden und des Mangels einer einsichtig und für alle gültigen Richtschnur, Ruhe findet in dem freiwilligen Ergreifen, dem Wollen des Schicksals, in das er geworfen ist. Die „Treue" gegen dies Gegebene und zugleich Gewollte wird ihm Substanz des eigenen Seins, in ihr handelt er zugleich ganz aus der augenblicklichen Situation, fügt sich also in sie, in sein geschichtliches Sein an seiner Zeitstelle restlos ein, ganz und gar „frei", „unbedingt" aus sich selbst; als Werkzeug der Zeit und der Geschichte und als freie Persönlichkeit. Jaspers Grundhaltung berührt sich hier mit andern, neben Heidegger wäre der „Kairos"-Kreis zu nennen.

J. war bekanntlich ursprünglich Arzt. Die besten Abschnitte seines Buches sind m. E. die, in denen er die ärztliche Situation als Beispiel heranzieht und psychologisch analysiert, die Situation des modernen Arztes, der es ablehnt, vor dem Kranken und sich selbst den lieben Gott zu spielen.

Überhaupt ist Situationspsychologie die eigentliche Stärke Jaspers, als Situationspsychologie möchte ich auch seine Philosophie verstehen — und in diesem Sinn als Beispiel für eine künftige „Psychologie der Weltanschauungen".

Ernst v. Aster (Gießen).

Spann, Othmar, *Geschichtsphilosophie. Gustav Fischer. Jena 1932. (XV u. 456 S.; RM. 15.—; geb. RM. 16.30)*

Es ist die ausdrückliche Absicht dieses Buches, ein „inneres Verhältnis zum Geiste" wiederherzustellen, welches dem modernen Menschen durch die Schuld von allerlei dämonischen Gewalten weithin verloren sei. Bei so eindeutigem Bedürfnis nach Restauration ist es nicht anders möglich, als daß dieser restaurierte Geist nicht in Vollzug und Anwendung, sondern in gleichsam götzenhafter Isolierung, wenn auch als Lehre (vom Wesen der Geschichte) errichtet und vorgeführt wird. Solcher Geist hat keine Aufgabe und ist nicht Aufgabe, nicht der Auflösung oder Austreibung der Dämonen und nicht der realen Befreiung. Weit entfernt, durch Geist angegriffen zu werden, kommen die Dämonen vielmehr geradezu in der hier entwickelten geschichtsphilosophischen „Kategorienlehre" vor und sind dort unter dem deutschen Namen „Unholde", den „Führern" als „Helden und Heiligen" entgegengesetzt, eigens festgehalten und bestätigt. In einem Zuge ist so das Element, das von je den widerspenstigen Motor alles logisch-kategorialen Ordnens ausmachte, in die Ordnung mit aufgenommen — und diese Ordnung selbst ihrer Kraft und Möglichkeit, Realität zu befassen, beraubt. Schon dies ist Symptom dafür, daß eine derartige Kategorienlehre (welche im Buch zwischen „Vorfragen" und „Metaphysik" das Kernstück bildet) nicht viel mehr ist als ein Arsenal von Etiketten, die beliebigen geschichtlichen Vorgängen und Gegenständen aufgeklebt werden können. Bestimmte historische Namen und Szenen werden denn in der Tat als bloße „Beispiele" für die oder jene Kategorie genannt: es gibt Beispiele für „Unholde" (etwa Rousseau, Danton, Locke, Marx, Darwin, Freud), für „unholdische Spannungen" (etwa als „staatliche Entartungen": „Demokratie vom Altertum bis heute", „Revolutionen des Untermenschentums", darunter auch 1789), es gibt sogar an einer Stelle ein durchgeführtes Exempel dafür, wie durch eine gewisse Kunst der Kombination und Permutation die kategorialen Grundbegriffe so zur Serie verknüpft werden können, daß sie auf die abendländische Staatengeschichte sich anwenden lassen. Sie beginnt danach mit der „Urgründung" des karolingischen Lehensstaats und endigt unter Ziffer 7 mit der „heilenden Neugründung" durch „ständische Organisation des Lebens", wozu der Faschismus Mussolinis die einzige bisherige Annäherung sei. Mit einladender Vorsicht fügt der Autor, den Beispielcharakter der Realität nur noch verdeutlichend, sogleich hinzu: „Wer mit den Beispielen nicht einverstanden ist, braucht darum die Kategorien als solche noch nicht zu verwerfen." — Dies Verhältnis beliebiger Subsumtion von diesem und jenem „in" der Geschichte unter die obendrein noch permutablen „Kategorien" straft in seiner Zufälligkeit den Wortlaut der Kategorien unaufhörlich Lügen. Eben darum die gewaltsam apodiktische Form einer schlicht mitteilbaren „Lehre" und numerierter „Lehrsätze"! Aus alledem ist deutlich, daß

„Sinn“ hier weder praktisch gewollt noch metaphysisch erdeutet, sondern nicht anders wie ein Fetisch bloß aufgestellt und ausgeschrien wird. Der Kampf gegen Kausalität und Fortschritt, der hier auf jeder Seite angesagt wird, vermag sich um so weniger durch Argumente zu stützen, je mehr „der Geist“ sich in ein Ding zusammenzieht. So lesen wir's drastisch in dem Satze: „Der Geist ist etwas so Kostbares, daß er nur selten in der Natur anzutreffen ist.“ Oder — mit einer Wendung, die dem „Empirismus“ der Okkultisten genau gleichkommt —: „Solche Wunder des Geistes sind in der Geschichte mit Händen zu greifen“.

Dieses Stadium philosophischer Ohnmacht, gewollter Ohnmacht des Menschen, hat einen Zustand mitbestimmen helfen, der allerdings gegenwärtig mit Händen zu greifen ist. Dolf Sternberger (Heidelberg).

Gogarten, Friedrich, *Politische Ethik. Versuch einer Grundlegung. Eugen Diederichs. Jena 1932. (220 S.; RM. 4.20, geb. 6.40)*

Gogarten unterscheidet in seinem neuen Buch, das sich ebenso gegen den politischen Liberalismus wie gegen die liberale Theologie richtet, zwischen zwei Forderungen verschiedenen Rangs. Der „Du-sollst-Sinn“ der ethischen Forderung, der das „unaufhebbare Bösesein des Menschen“ aufdeckt, richtet sich nicht eigentlich auf das Handeln des Menschen, sondern auf ihn in seinem Sein. Das Böse können gute Taten nicht überwinden. Daß es überwindbar sei, meint derjenige, der im Sinne des „Man-tut-das-und-das“ fordert, damit also die ethische Forderung an die Bedingung knüpft, der Angesprochene bekenne sich zu dem Kreise des „man“. Das Gute, welches dem (bösen) Menschen allein zugänglich ist, geschieht im Staat, der — eine äußere Ordnung im Chaos — den Menschen vor den zerstörerischen Gewalten des Menschen schützt. Daher haben ethische Forderungen im „Man-tut-das-und-das“-Sinne ethische Qualität nur dann, wenn sie die „Du-sollst-Forderung“ nicht verdecken, sondern offen halten; sie haben sie also, wenn das „man“ den Staat repräsentiert und so die an sich ethisch neutralen „Man-tut-das-und-das“-Forderungen auf die Erhaltung der Ordnung gerichtet sind. — G.s politische Ethik stützt sich auf Luthers Theologie und Staatslehre. Ihre theologische und theologiegeschichtliche Bedeutung steht hier nicht in Frage. Was aber das Politische dieser Ethik betrifft, ist zu erwidern, daß sich von G. aus keine konkrete Antwort auf die Frage ergibt, die zwar protestantische Theologen sehr selten, Millionen Menschen aber, die nicht mehr auf sie hören, sehr laut erheben: wie sie innerhalb einer Ordnung leben sollen, über deren Prinzipien Gott die mächtigsten Interessenten entscheiden läßt. Obwohl es zu dem bezwingenden Ernst, mit dem G. seine Gedanken entwickelt, in Widerspruch steht, daß er Darstellung und Kritik des Marxismus aus gelegentlichen Bemerkungen C. Schmitts und einigen Aufsätzen de Mans bedenkenlos übernimmt, sei darauf hingewiesen, daß diese politische Theologie durch eine Welt von den Elaboraten Stapels getrennt ist. Hans Speier (Berlin).

Frank, Philipp, *Das Kausalgesetz und seine Grenzen. Julius Springer. Wien 1932. (XV u. 308 S.; br. RM. 18.60)*

Dieses Werk gibt eine zugleich wissenschaftlich strenge und gemeinverständliche klärende Übersicht über die Konsequenzen, die sich mit

Bezug auf den Sinn und die Anwendbarkeit des Kausalgesetzes aus der neuesten Entwicklung der Physik, besonders seit der Quanten- und Wellenmechanik und dem Übergang von der dynamischen zur statistischen Gesetzmäßigkeit ergeben haben. Im Gegensatz zu den heute in weiteren wissenschaftlichen Kreisen vorherrschenden Erwartungen besteht die Bedeutung dieser Entwicklung nach der Darstellung F.s nicht in einer nunmehr auch auf dem Gebiet der theoretischen Physik vollzogenen Abwendung von der Strenge der „mechanistischen" Kausalität und Zuwendung zu solchen „organischen" bzw. schon direkt animistischen Vorstellungen wie „Ganzheit", „Plan", „Zweck", „Willensfreiheit", „Atomseele" u. dgl. m. Vielmehr handelt es sich lediglich um die prinzipiell auch schon früher gegebene, durch die neueste Entwicklung aber aktualisierte Notwendigkeit einer solchen Formulierung des Kausalgesetzes, durch welche dieses einerseits von allen metaphysischen und philosophisch apriorischen Sinnlosigkeiten gereinigt, andrerseits aus einer bloßen allgemeinen Tautologie immer mehr in besondere, erfahrungsmäßig entscheidbare Wirklichkeitsaussagen umgewandelt wird.

Man sieht, das Programm dieses streitbaren Positivisten besteht keineswegs in einer sog. „Überwindung des mechanischen Materialismus". F. erklärt, daß an dem Leninschen Kampf gegen die philosophierenden Machisten „vom Standpunkt einer Soziologie der wissenschaftlichen Theorien aus vieles richtig" gewesen sei. Auch gegenüber den antipositivistischen Tendenzen des heute im marxistischen Lager vertretenen „Materialismus" nimmt F. nicht dieselbe ablehnende Stellung ein wie gegenüber den verschiedenen metaphysischen Strömungen in der gegenwärtigen Philosophie und Wissenschaft. Er widmet fast in jedem Kapitel seines Buches einige Abschnitte solchen Fragen wie dem „Kampf gegen die Philosophie in Sowjetrußland", dem „Dialektischen Materialismus", der „Rolle von Kausalität und Zufall in der materialistischen Geschichtsauffassung". In all diesen Auseinandersetzungen zeigt er sich bemüht, die gemeinsame fortschrittliche Grundtendenz des positivistisch-machistischen und des dialektisch-marxistischen Materialismus herauszuarbeiten. Karl Korsch (Berlin).

Schaxel, Julius, *Das Weltbild der Gegenwart und seine gesellschaftlichen Grundlagen. Urania-Freidenker-Verlag. Jena 1932. (79 S.; RM. 1.30, geb. 1.80)*

Diese Streitschrift eines wirklich „frei denkenden" modernen Naturforschers erscheint als eine bewußte Antithese gegenüber solchen weit verbreiteten Publikationen über das naturwissenschaftliche „Weltbild" wie dem bekannten Buch von Bavink oder dem kollektiven Werk von Grote, Hartmann u. a., die nicht nur tatsächlich ihrem Inhalt nach, sondern auch ganz bewußt nach der Absicht ihrer Herausgeber den Zweck verfolgen, auf den „krassen Materialismus" der vergangenen Periode mit einer „kräftigen Reaktion" einzusetzen. Da es natürlich unmöglich ist, auf jeweils 10—20 Seiten solche großen Bereiche wie die seit der Jahrhundertwende immer mehr verschärfte „Krise der Wissenschaft", das Verhältnis von „Wirtschaft und Wissenschaft", von „Kapitalismus und Natur-

wissenschaft", „Proletariat und Gesellschaftswissenschaft", „Sozialismus und Planwissenschaft", auch nur in den Hauptzügen vollständig zu bewältigen, so beschränkt sich Sch. in den 5 Teilen seiner „Hauptdarstellung" mit Recht auf ein „Gerippe" mit nur gelegentlicher ausführlicher Behandlung wichtiger Einzelheiten. Er ergänzt aber dieses Gerippe durch einen „Anhang" von 10 eng gedruckten Seiten, angefüllt mit äußerst wertvollen und inhaltsreichen Hinweisen auf das Schrifttum, treffend ausgewählten charakteristischen Zitaten und einer kritischen Kennzeichnung der Zusammenhänge. Er bemerkt mit Grund, daß der Leser, der diesem „Wegweiser" zu folgen vermag, „gegenständliche Fülle und höchste Aktualität" finden wird. Der „rote Faden" in der Hauptdarstellung wie im Anhang wird gebildet durch die Anwendung des historischen Materialismus von Marx, Engels, Lenin auf die Ausbildung des heutigen wissenschaftlichen „Weltbildes", seine gesellschaftlichen Grenzen und die Durchbrechung dieser Grenzen durch die bewußt gesellschaftliche und planmäßige sozialistische Erkenntnis der Arbeiterklasse.

Karl Korsch (Berlin).

Cohn, Jonas, *Wertwissenschaft. Erster Teil: Axiotik, Zweiter Teil: Systematik. F. Frommann. Stuttgart 1932. (XVI u. 420 S.; RM. 5.80)*

Philosophie der „Werte" tritt ausdrücklich erst im 19. Jahrhundert auf, ist ein Produkt des 19. Jahrhunderts. Hermann Cohens präziser Satz, der Wert sei „die Kategorie des Verkehrs", deckt die meist und auch im vorliegenden Werke verschwiegene Grundlage solchen Philosophierens auf. Verkehr und Tausch, obwohl weder als Faktum noch als Problem ausdrücklich hier behandelt, ermöglichen doch allein sowohl jene Aufteilung der Welt in „Kulturgebiete" und ihre Nivellierung unter dem Aspekt einer immer wiederkehrenden gleichen Struktur von Wert, Werthaltung und Wertbezug überhaupt, wie auch jene Versammlung der Geschichte in ein systematisches Pantheon der Werte, welche in der Theorie des „Verstehens" sich die erkenntnistheoretische Rechtfertigung geschaffen hat. Wenn auch die „Systematik" der Cohnschen Wertwissenschaft die Werte selber als ein überaus kompliziertes Gebäude von einander fundierenden, immer höher aufsteigenden Stufen (mit den Namen ihrer jeweiligen „Wertzentren" — oder Subjekte — benannt als „Leben", „Erleben", „Selbst", „Person", „Gemeinschaft", „Geist") sinnreich verknüpft und entfaltet, so ist dieser Bau doch insofern durchaus unhegelianisch, als „jede Stufe ihren Eigenwert" behält oder als, anders ausgedrückt, die Zeit wie auch die bestimmten geschichtlichen Orte gänzlich eliminiert sind. Die Architektur durchkreuzt und umfängt nur ein zunächst planes Nebeneinander von „Kulturgebieten", das eingestandenermaßen den Ausgangsstoff der Wertforschung und insbesondere der „Axiotik" (Analyse der Wertstruktur als solcher) bildet. Und sie tut auf diese Art dem mystisch-idealistischen Bedürfnis Genüge, Hoffnung auf Erlösung (im theologischen und also zeitlichen Verstande) in einen einzigen simultanen Raum, eben als Stufengebäude, einzufangen und zu bannen. Vor aller Ausführung ist denn die Gefahr der Negation von „Kultur" und Wert überhaupt (am Exempel Rousseaus und Buddhas) durch einen gänzlich in abstracto bleibenden Überrumpelungsbeweis

(S. 101, 104) aus dem Wege geräumt und so der Name „Kultur“ — durchaus in konservativer Defensive — als Garantie der Positivität aller Werte gerettet worden. Die Wirkung der „Dialektik“ (welche die Eigentümlichkeit dieser Wertlehre ausmacht gegenüber früheren entweder psychologisch-pragmatisch oder phänomenologisch-material begründeten Systemen) besteht wesentlich in der Entfaltung jener Stufen als reflexiv selbständiger Ganzheiten, eigentümlich schwebender Gebilde, welche die Werte aus der dinghaften Verfassung in die Bewegung des „Akts“ zurücknehmen sollen, tatsächlich aber wohl eher dem wirklichen Menschen ein genußreiches Gefängnis bereiten helfen. — Es darf aber auch im kurzen Referat nicht ausgelassen werden, daß hier der Geist, der „Sinn“ und die Wertbezüge nicht mehr allmächtig sind: daß es in diesem Werke, worin die Arbeit eines Lebens niedergelegt ist, die eigentlich großartigen Sätze sind, in welchen gerade die Grenzen des Sinnverstehens erörtert werden und an denen somit die Kultur zum Stückwerk wird vor der „Unverständlichkeit alles dessen, wovon wir abhängen“ (411). Die Religion als „Idee eines allumfassenden Sinnganzen“, welche doch zugleich die Fremdheit Gottes und der Welt als Natur mit enthält, macht so den Beschluß der Wertsystematik, ohne sie aber metaphysisch abzuschließen.

Dolf Sternberger (Heidelberg).

Croce, Benedetto, *Tre saggi filosofici. (Drei philosophische Essays.) Libreria Cuni. Palermo 1932. (69 S.; 8 L)*

Im ersten Essay handelt Croce von der Ästhetik und der Volkswirtschaft als den beiden Wissenschaften, deren Betonung das Geistesleben der Neuzeit von dem des Mittelalters unterscheide. Die weltliche Natur der beiden neuen Wissenschaften sei weder den am Alten hängenden noch den zum Neuen strebenden Geistern zum Bewußtsein gekommen, und doch vollziehe sich in beiden die Versöhnung von Sinnlichkeit und Geistigkeit, von Natur und Geist. Sie seien die modernen Wissenschaften par excellence. Unter dem Titel „Philosophie als moralisches Leben und moralisches Leben als Philosophie“ führt C. im zweiten Essay aus, daß die Unterscheidung zwischen philosophischem und nichtphilosophischem Denken nicht logischer, sondern psychologischer Art sei. Philosophie ist das Bedürfnis nach Zusammenhang und Übereinstimmung — cohaerentia —, das bei den verschiedenen Menschen verschieden weit reicht und bei einigen ganz fehlt. Im praktischen Verhalten bezeichnen wir einen hohen Grad dieser cohaerentia als Charakter, ihr Fehlen als Charakterlosigkeit. Aber das philosophische Bedürfnis nach Zusammenhang und Übereinstimmung hängt mit dem sittlichen Bedürfnis nach beidem, dem Charakter, zusammen. Erkenntnis setzt sittliche Bereitschaft für die Wahrheit voraus. Echte Philosophie muß man leben. — Im dritten Essay — „Gnade und freier Wille“ — beleuchtet C. die Tatsache, daß sich in der Einheit des geistigen Lebens das menschliche Handeln verschieden darstellt: vom theoretischen Standpunkt als notwendig, ohne Schuld und Verdienst, vom praktischen als freie Tat, für die man sich verantwortlich fühlt. C. fragt sich, „ob der jahrhundertelange Kampf der Theologen über Gnade und freien Willen sich nicht durchsichtiger und einfacher darstellen

ließe, wenn man ihn auf einen Zusammenstoß oder eine Verwechslung zwischen dem theoretischen und geschichtlichen Standpunkt und dem praktischen und moralischen zurückführe. Man könne sagen, daß wir uns beim Denken der Geschichte immer auf den Standpunkt der Gnade und Vorsehung und der Rechtfertigung durch den Glauben stellen und beim Machen der Geschichte, also im Gestalten des praktischen Lebens, auf den des freien Willens, der Verantwortlichkeit und der Rechtfertigung durch die Werke". Oda Olberg (Wien).

Weber, Heinrich und **Peter Tischleder,** *Handbuch der Sozialethik. Erster Band. Wirtschaftsethik. S. O. Baedeker. Essen 1931. (XXXVI u. 556 S.; geb. RM. 16.—)*

Die erste systematische katholische Wirtschaftsethik. Sie will das wirtschaftliche Handeln den scholastischen Moralgesetzen unterwerfen. Der merkwürdige Versuch ruht auf der doppelten Voraussetzung: daß erstens die bestehende kapitalistische Wirtschaftsordnung in ihren ökonomisch-rechtlichen Grundlagen ethisch indifferent sei; daß zweitens die aus der mittelalterlichen Scholastik tradierten Moralprinzipien „unwandelbare" Geltung hätten und auf jedwede historische Sozialverfassung angewandt werden könnten.

Von der bisherigen sozial- und wirtschaftsethischen Literatur des Katholizismus hebt sich das Werk dadurch bemerkenswert ab, daß in ihm eine gründliche Kenntnis des kapitalistischen Funktionsmechanismus verarbeitet ist. Die Verfasser — ein Nationalökonom und ein Moraltheologe — bemühen sich, an den tatsächlichen, ökonomisch vorgeschriebenen Funktionen der Kapitalgeber, Unternehmer, Börsenspekulanten, Händler und Arbeiter die Anwendbarkeit ihrer ethischen Prinzipien nachzuweisen. Der Erfolg ist allerdings weniger eine sittliche Normierung als eine moralische Legalisierung der kapitalistischen Wirtschaft. Sie wird unterstützt durch eine scharfe, polemisch-heftige Kritik des Sozialismus, die keine neuen und überzeugenden Argumente enthält.

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Bonnecase, J., *Philosophie de l'impérialisme et science du droit. Delmas. Bordeaux 1932. (290 S.; 40 Frs.)*

Aus dem ersten kritischen Teile ergeben sich dem Verf. vier „Grundbegriffe" für die Philosophie des Imperialismus: es seien nach Ernest Seillière zunächst der „wesenhafte Imperialismus im Lebewesen", dann die „Mystik", drittens die „Romantik", endlich die „Vernunft" im Gegensatz zum Instinkt oder zum Gefühl. Die Vernunft schaffe und baue kraft Willens und Begriffs, das Gefühl ahme nach kraft „égotisme pathologique, mysticisme conquérant, velléité et terminologie rationnelles".

Der zweite Teil will die gewonnenen Begriffe auf die Rechtswissenschaft anwenden, aber erst durch Heranziehung zweier weiterer Postulate, die sich aus der Antithese „rational-irrational" ergeben. Z. B. gilt dem Verf. der juridische Imperialismus rational als Privatrecht, irrational als Staats- und internationales Recht. Der imperialistische Juridismus zeitigt demnach mit seiner „dreifachen Mystik der Rasse, der Klasse und des

Individuums" ein rassenhaftes internationales Recht, aber kein klassenhaftes Staatsrecht, weil dieses sich auf ein Privatrecht reduziere. Ein offenbarer Widerspruch! Denn wie kann man einen „Begriff" rationalisieren? Entweder sind „Mystik" und „Romantik" rationale Begriffe und dann nicht rationalisierungsbedürftig. Oder sie sind keine Begriffe und müssen aus der Rechtswissenschaft ausscheiden. Gerade wenn man damit einverstanden ist, daß der Rechtsbegriff „un point fixe au milieu du tourbillon social" sein müsse, bleibt die Behauptung unverständlich, daß die Rechtswissenschaft von der Rechtsphilosophie „nicht zu trennen" sei. Verf. gerät eben in die Klemme, die er bei den Gegnern von rechts (Hauriou und Renard) und von links (Duguit und Lacroix) zu beseitigen sucht: die Verwechslung von wissenschaftlichem Begriff und philosophischem Postulat zwingt ihn zur willkürlichen Reduzierung der Sozialwissenschaft auf die Rechtswissenschaft. M. Tazerout (La Roche, Yon).

Marcuse, Herbert, *Hegels Ontologie und die Grundlegung einer Theorie der Geschichtlichkeit. Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M. 1932. (367 S.; RM. 15.—)*

Marcuses Unternehmen, gerichtet auf den system-tragenden „Seinsentwurf" Hegels, wird gefördert durch dessen eigene philosophische Vorgeschichte. Seit Diltheys Forschungen und der Nohlschen Ausgabe der theologischen Jugendschriften ist kein Zweifel an der Priorität des Lebensbegriffes bei Hegel als des zugleich einheitlichen und sich entzweienden, daran die dialektische Umdeutung der Kantischen Subjekt-Objekt-Problematik erst als systematische Ausprägung der philosophischen Grunderfahrung sich anschließt. M. nun sucht diesen Lebensbegriff herauszulösen aus dem Bereich von Faktizität, in welchem er gewonnen ist, und als „Sinn" nicht sowohl des Seienden als von Sein selbst zu erfassen, der als reine Möglichkeit aller Faktizität vorgeordnet, ob auch notwendig auf existierendes Seiendes verwiesen ist. „Der Grundsinn von Sein, der den Ansatz des Seinsbegriffes bestimmt, ist die ursprüngliche Einheit der Gegensätze von ‚Subjektivität' und ‚Objektivität' ... Indem diese Einheit von Hegel als einigende Einheit gefaßt und als das Geschehen des Seienden selbst begriffen wird, wird die Bewegtheit als Grundcharakter des Seins erkannt" (S. 5); darum Hegel nicht mehr wie üblich auf den bereits verdinglichten, faktischen „Geist" interpretiert, wie er die späten materialen Systemausführungen beherrscht, sondern auf den „vollen Seinsbegriff des Lebens" (S. 7). Als dessen „eigentlichstes Sein" wird verstanden „das begreifende Sein: der ‚Begriff'" (S. 6); „wissende Bewegtheit". — Das Buch gliedert sich in die ontologische Interpretation von Sein als wissender Bewegtheit und den Fundierungsversuch einer existentialen Theorie der „Geschichtlichkeit". Diese möchte schließlich die Verwandlung der ontologischen Ausgangsfragen Hegels in Deutungen der Faktizität nicht bloß bezeichnen, sondern aus der Problematik der „Phänomenologie" verständlich machen: als „Verwandlung des Lebensbegriffs in den Seinsbegriff des Geistes" und als „Verwandlung der wissenden Bewegtheit in die Bewegtheit des absoluten Wissens". Damit scheint M. von Heideggers publiker Lehrmeinung, die er sonst mit der Strenge des Schülers vertritt, entscheidend abzuweichen: er tendiert vom

„Sinn von Sein“ zur Erschließung des Seienden; von Fundamentalontologie zur Geschichtsphilosophie; von Geschichtlichkeit zur Geschichte. Das macht die Bedeutung des Werkes aus und eröffnet es zugleich der Kritik. Wenn M. so weit geht, nicht sowohl mehr bloß die Möglichkeit des Faktischseins ontologisch auszulegen als vielmehr die Möglichkeit der Auslegung faktischen Seins aus der ontologischen Struktur herzuleiten, wäre konsequent zu erwägen: warum überhaupt philosophisch die „ontologische“ Frage der Interpretation der realen geschichtlichen Fakten noch vorausgeht, während doch M. den Bruch zwischen Faktizität und Ontologie schließen möchte. Ist die konstitutive „Ganzheit“ selber vorfaktische, ontologische Grundstruktur oder weist sie auf historisch bestimmte Faktizität zurück: das gleiche „Subjekt“, in dem M. nicht umsonst das „eigentlichste Sein“ der Hegelschen Bewegtheit sieht? Dann schlüge die Frage nach dem Hegelschen Sinn von Sein als Möglichkeit um in die nach dem Sinn von Subjektivität als Wirklichkeit. Und hat nicht gerade die „Ganzheit“ des Hegelschen Entwurfs als eine des „Systems“ den geschichtlich-faktischen Anspruch absoluter Subjektivität zur Voraussetzung? Deutet nicht der Fundierungsanspruch der neuen Ontologie eben als Anspruch auf „Ganzheit“ seinem Wahrheitsgehalt nach zurück auf den Idealismus und damit einen innergeschichtlichen, auf bestimmte Pragmatik bezogenen philosophischen „Standpunkt“?

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

Nitzschke, Heinz, *Die Geschichtsphilosophie Lorenz von Steins. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. R. Oldenbourg. München u. Berlin 1932. (145 S.; RM. 6.—)*

Die Leipziger Dissertation aus der Freyer-Schule gibt eine systematische Darstellung der Geschichtsphilosophie von Lorenz von Stein, der neben Marx mit Recht der Begründer der deutschen Soziologie genannt wird. Fern einer gegenwärtig verbreiteten Formalsoziologie ist seine Gesellschaftswissenschaft gleichzeitig universale Geschichtsphilosophie. Dies zeigt deutlich N. in seinem Hauptteil über die materielle Geschichtsphilosophie bei Stein, die nach Troeltschs Schematik im Anschluß an seine formale Geschichtslogik ausführlich behandelt wird. Der Verf. untersucht u. a. Steins philosophische Anthropologie, seine Philosophie der Arbeit, die historischen Triebkräfte (Geschichte als „Bewegung der Interessen“), die Gesetze der Geschichte, Geschichte und Gesellschaft, Geschichte und Staat. Vor allem die Analyse der Realisierung der geschichtlich-gesellschaftlichen Neuordnung bei Stein beleuchtet sein eigentümliches Schwanken zwischen Realismus und Idealismus. In einem zweiten Teil wird die geistesgeschichtliche Stellung und die innere Entwicklung Steins untersucht, wofür N. drei Epochen feststellt (bis 1841 Hegel-Einfluß, bis 1851 Einwirkung des positivistischen Westens, schließlich Annäherung an romantisch-konservative Denkhaltung).

N. führt über Grünfelds bisher beste Analyse von Persönlichkeit und Werk Lorenz von Steins ein gutes Stück hinaus und gibt eine wertvolle Grundlegung einer geistesgeschichtlichen Biographie. Die gewissenhafte und umsichtige Studie gewinnt darüber hinaus Bedeutung dadurch, daß

sie in der Analyse des markantesten geschichtsphilosophischen Soziologen einen fruchtbaren Beitrag gibt für die in der gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskussion zentrale Problematik von Geschichte und Soziologie und damit von dem Grundcharakter der Soziologie überhaupt.

Sigmund Neumann (Berlin).

Suranyi-Unger, Theo, *Geschichte der Wirtschaftsphilosophie. Junker & Dünnhaupt. Berlin 1931. (70 S.; RM. 3.60)*

Das nur 70 Seiten starke Heft bespricht über 200 Autoren. Eine gewisse Oberflächlichkeit in der Behandlung seines Stoffes wird man dem Verf. daher nachsehen müssen. Er knüpft seine Untersuchung über die Wechselwirkungen zwischen Philosophie und Wirtschaftstheorie an den Entwicklungsgang der Volkswirtschaftslehre selbst an. Hierdurch werden die wenigen, aber sachlich überaus wichtigen Forscher beiseite gelassen, die das Gebiet der Wirtschaftsphilosophie von philosophischer Seite her bearbeitet haben. Ich erwähne hier Scheler, Görland, Kroner, Lukacs u. a. Außerdem ist es — entgegen der Auffassung des Autors — für jegliche Erörterung wirtschaftsphilosophischer Probleme entscheidend wichtig, zwischen der persönlichen Philosophie der Ökonomen und den philosophischen Grundlagen der ökonomischen Systeme scharf zu unterscheiden.

Franz Meyer (Breslau).

Mehring, Franz, *Zur Geschichte der Philosophie. Mit Einleitung und Anhang von August Thalheimer. Soziologische Verlagsanstalt. Berlin 1931. (420 S.; br. RM. 6.50, geb. RM. 8.50)*

Der Herausgeber des Bandes teilt die Tätigkeit Mehrings auf dem Gebiete der Philosophiegeschichte in vier große Gruppen ein: 1. die Vermittlung und kritische Sichtung des Erbes der klassischen deutschen Philosophie; 2. die Erforschung des Übergangs von der Hegelschen Philosophie über die Neuhegelianer und Feuerbach zum wissenschaftlichen Sozialismus von Marx und Engels; 3. die Erläuterung und Anwendung des historischen Materialismus und die kritische Abwehr seiner Gegner; 4. die Klarlegung und Verteidigung der kritischen Auflösung der Religion im allgemeinen und des Christentums im besonderen. Die Aufsätze zu Punkt 1 und 2 bilden das Kernstück des M.schen Werkes. M. hatte, wie Thalheimer in der Einleitung auch hervorhebt, nur ein schwaches Interesse für die Fragen der Logik und Dialektik und war fast ausschließlich historisch interessiert.

Es besteht natürlich die Gefahr, daß M.s philosophiegeschichtliche Arbeiten heute als „veraltet" beiseite gelegt werden. Sind sie doch noch vor dem Weltkriege abgeschlossen worden. Inzwischen ist durch die Marx-Engels-Gesamtausgabe ganz neues Material für das Hauptthema M.s veröffentlicht worden. Vor allem aber hat sich die methodische Einstellung zu einer historisch-materialistischen oder erkenntnissoziologischen Behandlung der Philosophiegeschichte so grundlegend verschoben, daß alle heute zu dieser Frage möglichen „Standpunkte" von Mehring durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind. Trotz dieses Hauches von Vergänglichkeit bewahren die Aufsätze den Charakterzug „klassischer" Leistungen.

Franz Meyer (Breslau).

Allgemeine Soziologie.

Gründer der Soziologie. Eine Vortragsreihe unter Mitwirkung von G. L. Duprat, H. Freyer, A. Meusel, F. K. Mann, L. v. Wiese u. M. Weber. Gustav Fischer. Jena 1932. (VII u. 158 S.; RM. 7.50)

Das Buch enthält eine Vortragsreihe des L. von Wieseschen Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts an der Universität Köln. Die Auswahl der behandelten Forscher ist etwas willkürlich. 78 Seiten sind allein Schäffle aus Anlaß eines Gedenktages gewidmet. L. von Wiese zeichnet in wenigen Strichen ein Gesamtbild dieses Autors, Mann behandelt ausführlich seine Wirtschafts- und Finanzsoziologie. Aus beiden Darstellungen ergibt sich deutlich das Willkürliche, Sprunghafte, Widerspruchsvolle in Schäffles Denken, auch die Breite seines Gesichtskreises und sein Reichtum an Einfällen. Seine Verbindung mit Comte und Darwin nach rückwärts, mit dem Spannschen Universalismus nach vorwärts, trotz mancher bedeutender Gedanken auch das im Grunde Unschöpferische seines Denkens treten sehr überzeugend hervor. — Freyer charakterisiert in prächtiger Kürze und Klarheit die Soziologie der Romantik als das Werk entwurzelter Intellektueller, die sich mit den konservativen Mächten der Gesellschaft verbinden, die gewaltige Bedeutung dieses Bündnisses für die Entstehung des geschichtlichen Weltbilds einerseits, das Unverständnis der Romantiker für den modernen Kapitalismus andererseits. Meusel gibt auf nur 13 Seiten eine alles Wesentliche berücksichtigende Quintessenz des Marxismus, den er in orthodoxer Interpretation als Einheit von Theorie und proletarisch-revolutionärer Praxis charakterisiert. — Duprat entwirft eine Gegenüberstellung von Comte und Durkheim. Er bestreitet Durkheim „jede wissenschaftliche Kultur", leugnet jeden bedeutenden Fortschritt der Soziologie seit Comte, bemüht sich im übrigen nicht, diesen, der ihm Inbegriff des Richtigen und Durkheim, der ihm Herold alles Falschen ist, aus Situation und Problemstellung zu verstehen. — Marianne Weber gibt einen kurzen Abriß der Biographie und des Lebenswerkes Max Webers.

Franz Borkenau (Wien).

Thurnwald, Richard, *Die menschliche Gesellschaft. 2. Bd.: Werden, Wandel und Gestaltung von Familie, Verwandtschaft und Bünden. W. de Gruyter. Berlin u. Leipzig 1932. (360 S.; geb. RM. 20.—)*

Hatte Thurnwald im 1. Bd. des Werkes (s. diese Ztschr. I, 1932, 229f.) durch die „repräsentativen Lebensbilder" einer großen Zahl von Naturvölkern die verschiedenen Formen der Vergesellschaftung in ihrer Verflechtung mit der jeweiligen Gesamtkultur aufgezeigt, so bringt der vorliegende 2. Band die systematische Darstellung der entscheidenden sozialen Institutionen, die jedoch, wie Verf. mit Recht hervorhebt, gerade bei den niederen Naturvölkern nicht die Merkmale der „Unbedingtheit, Festigkeit und Unabänderlichkeit" an sich tragen, wie wir Europäer sie als unerläßlich für das Wesen einer „Institution" ansehen, und die deshalb auch nur selten klar umrissen und unmittelbar faßlich in Erscheinung treten.

Den weitaus größten Teil des Buches nimmt der Abschnitt „Familie und Verwandtschaft" ein, dem gegenüber die Ausführungen über die „Bünde"

(Männerbünde, Geheimbünde, die mit ihnen in engem Zusammenhang stehenden Jünglings- und Mädchenweihen) fast nur als Anhang erscheinen. Über die Gliederung und Anordnung des Stoffes kann man oft verschiedener Meinung sein; es wäre z. B. sicher besser gewesen, die erst als 9. und 10. Kapitel erscheinenden grundlegenden Auseinandersetzungen über Mutter- und Vaterrecht der Darstellung der Familie vorausgehen zu lassen. Im übrigen sind alle wichtigen sozialen Institutionen unter gelegentlicher Heranziehung europäischer Gesellschaften behandelt: Familie, Sippe, Klan und Großfamilie, die Stellung der Frau und ihre wirtschaftliche Bedingtheit, die Ehe nebst Ehebruch und Scheidung, die Heiratsformen und -ordnungen, die „sexuellen Sitten" (worunter auch die Prostitution gefaßt ist), die Art der Verwandtschaft, die Stellung des Kindes (wobei die Erziehung, dieses interessante und auch für unsere Pädagogik so aufschlußreiche Kapitel primitiven Zusammenlebens leider nur ganz kurz abgetan wird) und endlich der Altersablauf.

Über der in ihrer Gesamtheit stattlichen Zahl von Quellen, die der Verfasser kritisch gesichtet als Grundlage bzw. Belege für die Herausarbeitung der besonderen Formen und Varianten der einzelnen sozialen Institutionen heranzieht, darf nicht vergessen werden, daß sie doch nur einen kleinen, dazu stark von Zufällen abhängigen Ausschnitt aus den tatsächlich existierenden gesellschaftlichen Einrichtungen der Völker der Erde darstellen und daß deshalb allgemein gültige Folgerungen und Schlüsse kaum möglich sind. Ein Hinweis, der weder dem hochverdienten Verfasser noch dem methodisch geschulten Ethnologen etwas Neues sagt, der aber vielleicht doch von Wert ist für diejenigen, die auf den Nachbar- und Grenzgebieten der Ethnologie arbeiten und deshalb weniger als der Ethnologe der Erfahrung ausgesetzt sind, daß neben den bestehenden weitreichenden Zusammenhängen und Beziehungen der Kulturen doch auch jede einzelne Kultur ihr ausgeprägtes Eigenleben hat und die Variabilität und Vielgestaltigkeit kultureller und sozialer Formen und Institutionen viel größer ist, als es eine im wesentlichen auf Synthese, auf die Feststellung von Kulturverwandtschaft, ausgehende Forschungsrichtung erkennen läßt.

Ernst Vatter (Frankfurt a. M.).

Sorokin, Pitirim, *Soziologische Theorien im 19. und 20. Jahrhundert. Deutsche Bearbeitung von Hans Kaßpohl. C. H. Beck. München 1931. (VII u. 342 S.; geh. RM. 10.50, geb. 13.50)*

Das leider von 785 auf 342 Seiten gekürzte Standardwerk des bekannten russischen Soziologen, der jetzt an der Harvard-Universität lehrt, stellt einen großen Fortschritt gegenüber den bisherigen Geschichten der Soziologie dar: die geschichtsphilosophische Spekulation tritt völlig zurück, es werden nicht Prinzipien untersucht, sondern das Material auf seine Haltbarkeit geprüft. Infolge der besonderen Neigung des Verf. zu statistischen und induktiv-experimentellen Darstellungen werden nicht die dogmatischen Voraussetzungen der verschiedenen Schulmeinungen, sondern die Spezialuntersuchungen hervorgehoben. Über die Einteilung der Schulen läßt sich streiten. S. hat nicht eine Problemgeschichte gegeben, sondern

die Lehren nach Einflüssen der Nachbargebiete: soziale Physik, Geographie, Anthropologie und Biologie, Psychologie und Soziologismus unterschieden, dabei ist jeweils eine Kritik unter dem Gesichtspunkt der positiven Ergebnisse angefügt. Leider wird die deutsche Literatur ungenügend behandelt, von der eigentlich deutschen Gesellschaftswissenschaft seit Hegel und L. von Stein ist nicht die Rede; Gumplowicz ist unter die Soziologisten kurz eingereiht, die romantische Schule bis Spann wird nur ganz nebenbei behandelt, die wissens- und kultursoziologische Schule kommt überhaupt nicht vor. Pareto und Leplay werden entsprechend gewürdigt. Unter dem Titel „Biologische Theorien" sind nicht nur die organizistischen und darwinistischen Lehren, sondern auch die anthropologischen Schulen eingereiht. Sehr ausführlich gibt S. im Anschluß an die Lehre vom Daseinskampf eine Soziologie des Kriegs. Die soziologistische oder vielmehr neupositivistische Schule von de Roberty, Espinas und Durkheim wird unter dem Gesichtspunkt: „Wissenschaft als primärer sozialer Faktor" zu vereinfacht gesehen. Unzureichend ist die Kritik der sog. wirtschaftlichen Schule von Karl Marx, in der nur der wirtschaftliche Gesichtspunkt als altbekannt und einseitig in seinem Determinismus abgelehnt wird; dagegen werden wirtschaftliche Bedingungen für körperliche und geistige Merkmale und Zusammenhänge von Verarmung und Verbrechen, Wirtschaftsverhältnissen und politischen Institutionen und Revolutionen, Verfall und Fortschritt konstatiert. Während die sog. formale Schule, zu der Tönnies gerechnet wird, damit abgetan scheint, daß sie nur eine unvollständige Aufzählung der Formen gebe, welche in den „Theorien des Rechts" seit jeher viel genauer angegeben würden, und enzyklopädisch genannt wird, weil eben der soziale Inhalt aus den verschiedensten Wissenschaften entnommen wäre, wird die psychologische Schule gründlich und richtig behandelt. Die sozialen Funktionen des Rechts sind zu kurz gekommen, dagegen sind die experimentellen Untersuchungen über Familie, Beruf, städtische Umgebung, Rhythmus und Zyklus sozialer Veränderungen und des Verf. eigene Darstellungen über soziale Beweglichkeit, also die experimentellen soziologischen Sonderuntersuchungen außerordentlich lehrreich. Das vorliegende Werk ist mit seiner weiten Übersicht in Deutschland zum Studium sehr zu empfehlen.

Gottfried Salomon (Frankfurt a. M.).

Kroner, Richard, *Kulturphilosophische Grundlegung der Politik. Junker & Dünnhaupt. Berlin 1931. (112 S.; RM. 5.50)*

K. versucht einen allgemeinen philosophischen Kanon für Politik, politische Ziele und politisches Handeln aufzustellen. Politik sei — vom philosophischen Standpunkt aus gesehen — Kampf um Verwirklichung berechtigter Interessen (zum Unterschied von bloßer Gewalt) und Entfaltung der ewigen Idee des Rechts. Das Forum, vor dem über Existenzberechtigung politischer Interessen gerichtet wird, ist das „allgemeine Rechtsbewußtsein", das also anscheinend diese ewige Idee des Rechts legitim verkündet. Dieses nicht weiter nach seiner Herkunft erforschte sittliche Rechtsbewußtsein der einzelnen Menschen schlägt dialektisch um in die objektive Sinnwirklichkeit des Staates; der Staat ist eine übersinn-

liche, aber nichtsdestoweniger konkrete individuelle Persönlichkeit. Deshalb ist auch die Frage nach der Entstehung des Staates falsch gestellt: „Wie können Menschen etwas erzeugt haben, das mächtiger ist als sie?" Eine eindeutige Wahl zugunsten von Monarchie oder Demokratie wagt K. nicht zu treffen. Entscheidend aber erscheint ihm das Führerprinzip als Ausdruck der Staatspersönlichkeit, „erst durch den Führerwillen wird das Volk überhaupt zum Volk zum Unterschiede vom Haufen oder von der bloßen Masse". Folgerichtig bekennt er sich auch zum Ständestaat und zum Klassenstaat, die natürlichen Rangordnungen entsprächen.

K. versucht eine Nachkonstruktion der Hegelschen Staatsphilosophie, mit der Krönung des Systems in der Philosophie der Kultur. Aber die Übernahme unverwandelter Hegelscher Kategorien scheint uns in der vorliegenden Form heute nicht mehr möglich. Das Ergebnis ist ein System, das uns mehr eine Mythologie deucht als eine Philosophie, um so mehr, als K. das vorliegende Material der heutigen Soziologie, Ökonomie und Staatstheorie außer acht läßt. Die spekulativ beginnenden Gedanken des Verf. gipfeln in politisch liberalen Behauptungen, die nach dieser philosophischen Grundlegung nicht an Objektivität und Überzeugungskraft gewonnen haben. Eher scheint uns die Polemik K.s gegen „politische Philosophie als Ideologie" auf sein eigenes Buch zuzutreffen.

Peter von Haselberg (Frankfurt. a. M.).

Schütz, Alfred, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Julius Springer. Wien 1932. (285 S.; br. RM. 12.—, geb. RM. 13.50)*

S. macht den Versuch, die Max Webersche Lehre von der verstehenden Soziologie und vom Idealtypus unter Heranziehung der Bergsonschen Ich-Metaphysik phänomenologisch zu interpretieren. Er stellt das rationale Verstehen sozialer Gebilde im Sinne Webers dem intuitiven Verstehen Diltheys, das ihm als unwissenschaftlich gilt, scharf gegenüber. Das gründliche, in der Beweisführung tadellos korrekte Werk ist reich an Anregungen nach vielen Richtungen. Wir heben den soziologisch bedeutsamen Grundgedanken heraus: S. zeigt, wie das Verstehen auf dem Weg vom Ich zu den sozialen Gebilden immer höhere Grade von „Anonymität" erreicht. Schon das Erleben des Ich ist nicht mit dem Leben identisch. Dies geht in der durée im Sinne Bergsons vor sich, jenes dagegen in reflexiver Zuwendung zum Leben, das dabei als abgelaufen vorgestellt wird. Handeln beruht noch mehr auf der Phantasie des Vollzogenseins der Handlung. Im Erlebnis des Du, das zum Mitwelterlebnis erweitert werden kann, liegt noch immer das Ich-Verstehen zugrunde. Handelt es sich aber um bloße Umwelt, die mir nicht mehr durch persönliche, sondern bloß durch sachliche Beziehungen verbunden ist, dann reduziert sich ihr Verstehen auf die Anwendung eines Schemas, in dem ich typischen Verhaltensweisen von Individuen, die für mich sachlich bedeutsam sind, entsprechende Intentionen dieser Individuen unterlege. Allem menschlichen Handeln und daher auch meiner Deutung der Umwelt liegt die Mittel-Ziel-Relation zugrunde. Jedes idealtypische Handeln, d. h. jede typische Mittel-Ziel-Relation muß kausaladäquat und sinnadäquat sein, d. h. das Mittel muß nach unserem Erfahrungswissen tatsächlich zum Ziel führen, dieses Ziel

aber auch gemeint sein. Ganz durchsichtig wird diese Relation nur im Fall des rationalen Handelns, wo das Ziel wie alle zu ihm führenden Mittel völlig eindeutig sind. Es ist daher der ideale Anwendungsfall der verstehenden Soziologie. Im Gegensatz zum Verf. bin ich der Meinung, daß sein — formell ganz unanfechtbarer — Gedankengang zur Auflösung der idealtypischen Soziologie führt. Es zeigt sich, daß die idealtypische verstehende Soziologie — im Gegensatz zur intuitiven — auch nicht einmal den Versuch macht, Ziele zu verstehen. Die „Anonymisierung" ist nämlich das Unverständlich-Werden fremdpsychologischen Verhaltens, je weiter wir uns von ihm entfernen. Letzten Endes ist für diese Methode jedes fremde Ziel eine bloße, eben nicht verständliche Gegebenheit. Von der verstehenden Soziologie bleibt nichts übrig als das Wissen, daß alles menschliche Handeln aus Mittel-Ziel-Relationen besteht, die wir nach einem vom Ich übernommenen Schema verstehen. Die Inhalte des Schemas aber erschließen sich nicht verstehenden, sondern nach dem Ursache-Wirkung-Schema verfahrenden erklärenden Methoden. Für die Diskussion der einschlägigen Fragen ein völlig geklärtes Begriffsmaterial zur Verfügung gestellt zu haben, ist das Verdienst des Werkes von S.

Franz Borkenau (Wien).

Karl Marx / Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie. (Marx-Engels Gesamtausgabe, I. Abteilung, Band 5.) Marx-Engels-Verlag. Berlin 1932. (XIX u. 706 S.; RM. 16.50)*

Der von V. Adoratskij herausgegebene Band enthält die erste vollständige Ausgabe der erhaltenen Teile der „Deutschen Ideologie". Die beiden Hauptstücke waren schon bekannt, der „Feuerbach" in der Ausgabe von Rjazanow, der „Sankt Max" in der Ausgabe von Bernstein. Aus dem „Westphälischen Dampfboot" (1847) ist ein Artikel gegen Karl Grün übernommen, interessant insofern, als er vollständig die Beurteilung des „wahren Sozialismus" im „Kommunistischen Manifest" antizipiert. Zum ersten Mal erscheinen hier im Druck zwei kleine Bruchstücke, „Das Leipziger Konzil" und „Schluß des Leipziger Konzils" sowie der 18 Seiten umfassende „Sankt Bruno" gegen Bruno Bauer, der sich auf der Linie der sonstigen Marxschen Kritik an den Junghegelianern bewegt. „Der Dr. Georg Kullmann", eine witzige Polemik gegen einen kommunistischen Propheten, dürfte von Moses Heß stammen und von Marx nur redigiert sein. Einige bisher unbekannte Tagebucheintragungen von Marx (als Anfang abgedruckt) geben sonst nur in vollendeter Fassung bekannte Gedanken im Zustand des Entstehens. Ein umfassendes Verzeichnis der Textvarianten wird jede kritische Durcharbeitung des nun endlich vollständig vorliegenden Werkes erleichtern.

Franz Borkenau (Wien).

Marcuse, Herbert, *Neue Quellen zur Grundlegung des historischen Materialismus. In: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik, IX. Jg., Nr. 8. Berlin 1932*

Daß die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte aus dem Jahre 1844" von Marx zu „einem entscheidenden Ereignis in der Geschichte der

Marx-Forschung" geworden sind, dürfte nach den gründlichen Äußerungen zahlreicher Sachkundiger feststehen. Allein die Interpretation weist eine schroffe Divergenz in der Frage auf: hegelianisch-philosophischer oder materialistisch-positivistischer Marxismus? M. sieht die Bedeutung der Manuskripte in ihrer zentral-philosophischen Fragestellung. Marx geht in der ersten an der klassischen Nationalökonomie geübten Kritik vom Begriff eines „Wesens des Menschen" aus, der in der ontologischen Kategorie der Arbeit, der totalen gegenständlichen Lebensäußerung, gründet. Nach M. bildet diese — in Wirklichkeit durchaus metaphysische und von Marx selbst in der „Deutschen Ideologie" nachträglich destruierte — Begriffsmystik das „eigentliche Fundament" der „Theorie der Revolution". Doch verkennt M. offensichtlich die Bedeutung der von Marx vorgenommenen Identifizierung seiner empirisch-praktischen Theorie des Proletariats in der bürgerlichen Gesellschaft mit dem in vorwissenschaftlichen Kategorien („Mensch") formulierten elementaren Protest des Proletariats gegen seine unerträgliche Existenz.

A. F. Westermann (Frankfurt a. M.)

Fischer, Hugo, *Karl Marx und sein Verhältnis zu Staat und Wirtschaft. Gustav Fischer. Jena 1932. (102 S.; RM. 4.50)*

Alexander, Werner, *Kampf um Marx. Entwicklung und Kritik der Akkumulationstheorie. Alfred Protte. Potsdam 1932. (VIII, 139 S.; RM. 4.50)*

Fischer weist die anschaulichen Elemente der Marxschen Lehre auf und sucht Marx aus seiner Welt heraus, der kapitalistischen Welt des 19. Jahrhunderts, zu verstehen. Im Vordergrund steht das „Ökonomistische" der Epoche, in der auch das Außerwirtschaftliche des menschlichen Lebens als Funktion des Wirtschaftlichen ausgedrückt ist. Unbegründet wird gegen Marx selbst der Vorwurf des Ökonomismus erhoben. M. habe nicht das Wirtschaftliche zugleich als Funktion des Politischen bestimmt. Zugrunde liegt die Abneigung des Verf. gegen eine geschichtsphilosophische Auffassung des Ökonomischen als der determinierenden Sphäre. Der Kapitalismus wird umgekehrt als Dekadenz des sozialen Lebens abgeleitet, erst der Verfall der älteren Kultur habe die Emanzipation der Wirtschaft nach sich gezogen. Die Neuordnung muß daher, so schließt F. rückblickend, an den Status des Mittelalters anknüpfen. F. irrt hier doppelt. Einmal ist das mittelalterliche Gemeinwesen kein Staat, und Sätze wie: „Im Mittelalter ist Volksleben und Staatsleben identisch" — „Das Mittelalter ist im tiefsten Sinne demokratisch, allerdings war es die Demokratie der Unfreiheit", sind angesichts der Ständeverfassung, der Herrschaft einer kleinen Zahl Privilegierter und des Fehlens einheitlicher Gewalt und eines einheitlichen politischen Willens ohne Sinn. Zum andern gilt die These von der „Wirtschaftsförmigkeit des modernen Staates" (Politik als Mittel der Wirtschaft) ebenso von der mittelalterlichen Feudalverfassung — man vergleiche nur die Familiengeschichte souveräner Häuser — wie vom Staat des 19. Jahrhunderts. Auch die andere These des Verf., daß das Gesetz der Rentabilität zurückzutreten habe hinter „einem politisch sinnvollen Ergebnis", ist das Argument jeder staatlichen Invervention überhaupt. Ein

Wunschbild „protektionistischer Maßnahmen und staatlicher Subventionen" als sozialer Norm, wie es der Verf. entwickelt, ist allerdings damit nicht zu begründen.

Die Schrift von Alexander ist ein dankenswerter Beitrag zur Akkumulations- und Zusammenbruchstheorie. A. behandelt in übersichtlicher Weise die Entwicklung der Marxschen Theorie, ihre Ausgestaltung bei Tugan-Baranowsky, Otto Bauer, Rosa Luxemburg, Fritz Sternberg und geht ebenso ein in die Einzelheiten der Kontroverse mit Neißer, Großmann, Lederer, Hilferding, Bucharin u. a. „Die Imperialismustheorie braucht nicht die Akkumulationstheorie, die Akkumulationstheorie nicht den Ausweg des Imperialismus" — „Die Akkumulationstheorie ist eine vollkommen untragfähige Basis für eine Imperialismustheorie", ist das Ergebnis dieser Arbeit. Der Verf. nennt seine Schrift einen kritischen Epilog und glaubt unter den jahrzehntelangen Streit einen Schlußstrich setzen und den Weg für eine neue richtige Deutung von Akkumulation und Imperialismus frei machen zu können. Das reiche Material der letzten Schrift von Sternberg, „Der Niedergang des Kapitalismus", ist von A. noch nicht berücksichtigt.

Kurt Moldenhauer (Berlin).

Dickmann, Julius, *Das Grundgesetz der sozialen Entwicklung. Wien 1932. (60 S.).* — **Ders.,** *Der Arbeitsbegriff bei Marx. Wien 1932. (55 S.). Beide als Manuskript vervielfältigt.*

Die beiden Schriften bilden die ersten Hefte einer Reihe „Beiträge zur Selbstkritik des Marxismus". Die erste stellt einen Versuch dar, die Grundkonzeption der materialistischen Gesellschaftstheorie von Marx durch eine neue zu ersetzen. D.s These besagt, daß nicht die von innen heraus erfolgende Ausweitung der Produktivkräfte die ihnen früher adäquaten Produktionsverhältnisse beseitigt („sprengt"), sondern daß „das Hervorgehen einer neuen Produktionsweise aus einer älteren auf das durch den ungehemmten Gebrauch bewirkte Zusammenschrumpfen der natürlichen Grundlage ihrer Anwendung zurückzuführen ist" (S. 13). Diese neuartige Auffassung belegt D. durch ein umfangreiches Material und versucht, die grundlegenden Äußerungen von Marx und Engels über Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse im einzelnen als widerspruchsvoll aufzuzeigen. Aber D.s Begriff der Produktivkraft deckt sich nicht mit dem von Marx-Engels; Marx kennt neben den natürlich bedingten noch die gesellschaftlich bedingten Produktivkräfte; D. handelt nur von den natürlich bedingten. Seine Schlußfolgerungen aus diesem relativ engen Produktivkraftbegriff treffen daher die Marxsche Produktivkrafttheorie nur unvollständig, sie berühren demgemäß auch nicht die kapitalistischen Krisen als Knotenpunkte der „sozialen Entwicklung". Nichtsdestoweniger bedeutet die Schrift von D. wegen ihrer Originalität einen interessanten Beitrag zur Diskussion des Problems der sozialen Entwicklung.

Im zweiten Heft, „Der Arbeitsbegriff bei Marx", zeigt sich die oben erwähnte einseitige Herausstellung des Naturfaktors als bewußte theoretische Pointe D.s. Er sieht den großen Mangel des Marxschen Begriffs der „abstrakt-allgemeinen Arbeit" eben in der Abstraktion von der Naturbasis, der physiologisch-mechanischen Energieverausgabung. Nach D.

ist die abstrakt-allgemeine Arbeit, die bei Marx als die einzig wertbildende auftritt, von der konkret-nützlichen, die Gebrauchswerte schafft, nicht dadurch unterschieden, daß diese einen natürlichen, jene aber einen rein gesellschaftlichen Charakter hat. Vielmehr sind beides nur natürliche Funktionen ein- und derselben gesellschaftlichen Produktionstätigkeit des Menschen, die abstrakt-allgemeine als äußerlich-mechanische Energieverausgabung, die konkrete als geistig-zwecksetzende Tätigkeit. Wertbildend ist auch nach D. nur die abstrakt-allgemeine Arbeit, das Problem der potenzierten Wertbildung durch „qualifizierte" Arbeit besteht für ihn nicht, diese falle ausschließlich in den Bereich der Gebrauchswertschöpfung — ein Zusammenhang, den Marx nicht gesehen habe. Eine eingehendere Beurteilung der D.schen Kritik wäre nur sinnvoll, wenn er seine eigene Werttheorie dargestellt hätte. Dies hat er einem der folgenden Hefte vorbehalten. Seine vorliegende Kritik des Marxschen Arbeitsbegriffs stützt D. auf die Ergebnisse der modernen Arbeitswissenschaft.

A. F. Westermann (Frankfurt a. M.)

Lubienski, Zbigniew, *Die Grundlagen des ethisch-politischen Systems von Hobbes. Ernst Reinhardt. München 1932. (302 S.; geh. RM. 12.—, geb. RM. 14.—)*

Das Leopold von Wiese gewidmete Werk ist eine vorwiegend deskriptive Darstellung des soziologischen Begriffssystems des Hobbes und als solche — einige minder wesentliche Punkte, die Zweifel erregen, ausgenommen — einwandfrei und fleißig gearbeitet. Es zeigt sich jedoch an der Schrift wieder einmal, daß ein gesellschaftskritisch-politisches Werk wie das von Hobbes nicht analysiert werden kann, ohne es selbst zum Objekt soziologischer Untersuchung zu machen. Nur eine soziologische Fragestellung kann ergeben, worauf es dem Denker ankam, nur sie kann also das organisierende Moment eines Systems verständlich machen. Dieses Zentralproblem ist bei H., aus naturhaften Beziehungen zwischen den Menschen Normen ihres gesellschaftlichen Lebens abzuleiten, deren Übertretung einen logischen Selbstwiderspruch bedeutet. Da ein solcher Versuch in sich widerspruchsvoll ist, trägt jeder einzelne Grundbegriff bei H. einen gleichartigen Widerspruch in sich. L. hat zwar das Paradoxe dieses Beginnens nicht verkannt, da er aber seine zentrale Rolle nicht erfaßt hat, unterläßt er es, seine Einsicht in den Grundwiderspruch des H.schen Systems auf alle seine Bestandteile anzuwenden. Vielmehr bricht in der Einzeldarstellung immer wieder die Tendenz durch, die Auffassungen H.s zu harmonisieren. Diese Unfähigkeit des Verf., Widersprüche in der Theorie systematisch zu entwickeln, beruht auf seiner Abneigung, ihre entscheidende Rolle in der Praxis zu sehen. „So haben stürmische Zeiten stets Augenblicke einer gewissen Entspannung zur Folge, in denen der Wille zur Rückkehr zu den normalen ruhigen Verhältnissen überwiegt" (S. 29). Das soll als Erklärung der politischen Grundtendenz des H. gelten. Kein Wunder, daß L. versagt, sobald er über die bloße Darstellung hinaus die Rolle von H. in der Entwicklung des Denkens zu erfassen sucht. „Hobbes kann als der Vorläufer jener naturalistischen Richtung in der Staatswissenschaft gelten, deren Hauptvertreter wie H. Post, K. Frantz und Schäffle erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Theorien zu verbreiten be-

gannen" (S. 236). Was H. von den Naturalisten trennt, sein Rationalismus, sind für L. scholastische Überreste. Gerade der Versuch, vom Naturalismus zum Rationalismus zu kommen, ist aber das Zentrale an H.s Denken. Für L. gibt es nur einerseits den „modernen" empirischen Naturalismus, andererseits die „Scholastik". Wenn aber H. schon zu den Naturalisten gestellt wird, ist er dann wirklich nur der Vorläufer von K. Schäffle? Spinoza, Mandeville, Helvetius, Ricardo, Buckle und vor allem Marx stehen offenbar für L. in keiner Beziehung zur naturalistischen Gesellschaftslehre.

Alles in allem: eine verzuckerte Interpretation des Gedankenkreises, der mit seinem „homo homini lupus" als erster das Wesen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung konsequent aussprach.

Franz Borkenau (Wien).

Rice, Stuart A., *Methods in Social Science. The University of Chicago Press 1931. (822 S.; $ 4.50)*

Bogardus, Emory S., *Contemporary Sociology. University of Southern California Press. Los Angeles, 1. Aufl., 1931; 2. Aufl. 1932. (483 S.; $ 3.50)*

Eubank, Earle E., *The Concepts of Sociology. D. C. Heath and Company. New York 1932. (570 S.; $ 4.80)*

MacIver, R. M., *Society. Its Structure and Changes. Ray Long & Richard R. Smith. New York 1931. (569 S.; $ 5.—)*

Es scheint, daß die amerikanische Soziologie an einem wichtigen Wendepunkt ihrer Entwicklung angekommen ist. Während in den letzten Jahren eine ständig wachsende Neigung zur Beschränkung auf konkrete Wirklichkeitsforschung wahrnehmbar war, die mit meßbaren und genau nachkontrollierbaren Fakten die soziologische Erkentniswelt erweitern wollte, mehren sich jetzt die Zeichen für eine Wandlung. Das behavioristische Studium soziologischer Phänomene hatte mehrere Wurzeln. Es war zuerst wohl eine Reaktion gegen systematisierende Sozialphilosophie (Ward, Gidding, Small), die mit gar zu leichtem Tatsachengepäck reiste, dann eine Übernahme der durch die Erfolge der Naturwissenschaften erprobten Forschungsmethoden und ferner ein allgemeiner Optimismus, schon dadurch die sozialen Übelstände heilen zu können, daß man ihre akuten Ursachen jeweils erkannte, ohne daß man sie in den schwerer erfaßbaren Zusammenhängen der sozialen Struktur und ihrer Wandlungen sehen wollte. Das Bekenntnis zu einer Wissenschaftsform, in der kooperative Faktensammlung Zentrum des Interesses wird, findet sich auch in dem Sammelwerk, das Rice zusammengestellt hat, in dem er die wichtigsten Forschungen von andern Wissenschaftlern, die selbst inmitten des neuzeitlichen Forschungsbetriebes stehen, darstellen läßt. Er nennt das Buch „Methods in Social Science", obwohl von Methodologie im deutschen, aber wohl auch im europäischen Sinne nicht die Rede ist. Er faßt auch nirgends die grundlegenden methodologischen Probleme zusammen, sondern verfährt gerade so wie die Soziologen, von deren Arbeiten berichtet wird: das Material wird „objektiv" gesammelt und dargestellt. Die Vielfalt der Methoden erklärt sich aus dem Wunsch, jedes Objekt ihm selbst adäquat (ohne

vorherige Theorie) zu untersuchen, ohne daraus zu begrifflicher Zusammenfassung vordringen zu wollen. Das reichhaltige Buch trüge wohl besser den Namen: Blick in soziologische Forschungswerkstätten.

Das Buch von Bogardus steht dieser Richtung sehr nahe. B., der selbst eine große Untersuchung an der pazifischen Küste über Rassenprobleme geleitet hat, legte damals detailliert die Methoden und das technische Vorgehen in seinem „A New Social Research“ dar; in seinem „Making Social Science Studies“ (1925) gibt er jungen Soziologen eingehende Arbeitsanweisungen und widmet auch einen großen Teil seines Werkes „Contemporary Sociology“ der Darstellung von Forschungsmethoden. In großen Kapiteln besprechen Spezialforscher die ökologische, soziologische, sozialpsychologische und statistische Methode, und zwar meist die besten Vertreter der verschiedenen Gebiete, so daß sich ein Gegenwartsbild der amerikanischen Soziologie ergibt. Interessant ist der Nachdruck, den B. in der Einleitung auf die Notwendigkeit legt, Theorie und Faktenforschung fruchtbar zu verbinden. Daraus erklärt sich wohl auch die Anordnung des Buches, dessen Kapitel von den in den verschiedenen Gebieten gebräuchlichen Begriffen („concepts“) sprechen. So ist es sozusagen eine „round-table-conference“ zur Klärung dieser Begriffe.

Die Wandlung aber, von der wir in der Einleitung sprachen, wird deutlich sichtbar in den Büchern von Eubank und MacIver.

Aufschlußreich ist bei dem Buch von Eubank bereits die Widmung: „To the memory of Albion W. Small“, dem Theoretiker also. Eubank hat bereits in mehreren Artikeln die Wichtigkeit der begrifflichen Klärung, ja überhaupt den Wert logisch begrifflichen Denkens betont, das schließlich zu einem relativ einheitlichen System zu führen vermöge. Dieses Buch, das eine allgemeine Klassifikation der Hauptkategorien der Soziologie bringt, gliedert auch die Kapitel systematisch. Ohne wie Beckers „Systematic Sociology“, auf die erst im nächsten Heft eingehender hingewiesen werden kann, das gesamte Gebiet der Soziologie in ein System einzubauen, kann man dieses Werk doch als eine systematische Soziologie bezeichnen.

MacIver beginnt die Einleitung seines Buches mit einem Satz, den man drüben in der letzten Zeit selten las: This book presents a system of sociology“. Den behavioristisch Forschenden schickt er den Ruf entgegen „It (Soziologie) deals with the inner phenomena of experience and not the outer phenomena of nature“, oder „manchmal möchte man glauben, daß es der Soziologie nur förderlich wäre, wenn ihre Bearbeiter endlich einmal vergessen könnten, daß es sich um eine ‚Wissenschaft‘ handelt“. In 4 großen Abschnitten analysiert und definiert M. — ohne die uns vertraute amerikanische Realitätsfreude — soziologische Grundbegriffe und Zusammenhänge. Er hat ein besonders gutes Organ für strukturelle Schau und eine große Gabe, logisch klar zu gliedern, nicht immer zum Vorteil des psychologischen Eindringungsvermögens.

Ob die hier dargestellte Entwicklung der amerikanischen Soziologie zu einer Synthese der beiden Hauptströmungen oder zum Übergewicht einer über die andere führt, bleibt noch abzuwarten.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Duncan, Hannibal Gerald, *Backgrounds for Sociology. Marshall Jones Company. Boston 1931. (XX u. 831 S.; $ 4.—)*

Es ist das Ziel dieses Buches, dem soziologischen Unterricht an den amerikanischen Hochschulen zu dienen. Daraus erklärt sich die Anlage des Buches und die Art der Darstellung. Das gesamte Gebiet der soziologischen Probleme ist in den fünf Kapiteln: I. Einleitung, II. Bevölkerungsprobleme, III. Soziale Probleme und Verhältnisse, IV. Soziale Organisationen und V. Grundprinzipien der Soziologie angeschnitten. Es entspricht der Bestimmung des Buches, daß sein Autor nicht etwa versucht, eine eigene Theorie zu geben. Wohl scheinen einige Kapitel sein besonderes Spezialgebiet zu sein, wie die über Bevölkerungsprobleme, über Group Contacts und vor allem über Human Ecology and Social Control. Sonst gibt er aus anderen längeren Studien Zusammenfassungen oder Auszüge vieler Autoren, die er wertungsfrei seinen Schülern darbietet. Jeder Abschnitt bringt eine für uns sehr nützliche Bibliographie. Im ersten Kapitel ist eine kurze historische Entwicklung der Soziologie gegeben, bei der man mit Freude feststellt, daß die Soziologie gar nicht so jung ist wie ihre Gegner es häufig wollen. Soll sich doch schon Hammurabi (2124—2081 a. Chr. n.) für Soziologie interessiert haben!

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Organization of Research in the American Sociological Society. Publication of the American Sociological Society, June 1932. (39 S.)

Diese Schrift enthält den Bericht einer Sonderkommission der amerikanischen Soziologischen Gesellschaft über die Forschungsarbeit, die in dieser Gesellschaft oder mit ihrer Hilfe geleistet wird. Da es sich um eine noch in der Entwicklung befindliche Wissenschaft handelt, hat die Kommission von einer Definition der Soziologie abgesehen und sich darauf beschränkt, alle Zweige soziologischer Forschung, die für die Förderung der Soziologie von Nutzen sind, kurz zu schildern und Pläne für eine fruchtbare Mithilfe der Gesellschaft bei der Arbeit zu unterbreiten.

Wichtiger als die Aufzählung der Institute, Forschungsgesellschaften, der Interessengebiete bei den Mitgliedern, der Publikationen und der Arbeiten auf Nachbargebieten ist der Nachdruck, der auf eine Zentralstelle für soziologische Arbeiten, ein „Clearing House" gelegt wird, eine Einrichtung, die bei kooperativer Arbeit im Ausmaß der amerikanischen soziologischen Untersuchungen gewiß unentbehrlich ist. Die Gesellschaft möchte hier eine Stelle schaffen, in der alles Quellenmaterial zusammengetragen wird, in der alle früheren und laufenden Arbeiten hinterlegt und katalogisiert werden sollen und die gleichzeitig als zuverlässige bibliographische Informationsquelle und als Austauschdienst im Sinne fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeitsteilung dienen kann.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Endt, Piet, *Sociologie. Wereldbibliotheek. Amsterdam 1931. (355 S.; Hfl. 3.50)*

Im Anschluß an v. Wiese hat der holländische Autor den Versuch unternommen, neben einer sehr ausführlichen Darstellung der „Beziehungs-

lehre" alle in der Gesellschaft denkbaren sozialen Beziehungen, Prozesse und Gebilde durch eine große Anzahl von Beispielen zu konkretisieren. Selbst ein hervorragender Schriftsteller und mit der Weltliteratur völlig vertraut, hat E. mit seiner Methode zahlreichen Begriffen (wie z. B. Vereinsamung, Toleranz, Leiden, Kompromiß, Nachahmung) einen lebendigen Inhalt verliehen, so daß er die sonst an der modernen soziologischen Wissenschaft häufig kritisierte allzu große Abstraktheit bis zu einem gewissen Grad überwindet. Es darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, daß die Beschreibung einer so großen Anzahl soziologischer und sozialpsychologischer Probleme notwendig zu einer Verflachung ihrer Behandlung führen muß. Dennoch ist diese Veröffentlichung im Hinblick auf die lebendige Darstellung sowohl als auch den in Holland vorhandenen Mangel an allgemein orientierendem soziologischem Material zu begrüßen.

Andries Sternheim (Genf).

Lenin, W. J., *Über den historischen Materialismus. (Kleine Leninbibliothek, Band 6.) Verl. f. Literatur u. Politik. Berlin 1931. (105 S.; RM. 0.90)*

Die ausführlichsten und wichtigsten Arbeiten des jungen Lenin über den historischen Materialismus aus dem Jahre 1894 wurden erst vor wenigen Jahren aus völliger Verschollenheit wieder aufgefunden und in russischer Sprache veröffentlicht. Sie sind in dem in deutscher Sprache vorliegenden Schrifttum über Lenin und seine Stellung zur marxistischen Methode bisher noch nirgends berücksichtigt.

Die beiden Hauptgegner Lenins in diesen Schriften sind einerseits der narodnikische Publizist Michailowski, andererseits der spätere „legale Marxist" Peter Struve. Dieser letztere stand seinerseits damals ebenfalls in einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Narodnikitum, und es ist von höchstem Interesse zu verfolgen, mit welcher wachsenden Entschiedenheit sich Lenin in seiner Wiedergabe der scheinbar marxistischen Narodnikikritik Struves zugleich gegen die schon damals erkennbaren bürgerlichen Tendenzen in der Theorie des „nicht orthodoxen Marxisten" Struve richtet, desselben, der noch vier Jahre später dazu berufen wurde, den Aufruf des Gründungsparteitages der russischen Sozialdemokratie zu verfassen und der heute ein Führer der reaktionären monarchistischen Emigration geworden ist. Lenin bekämpft schon im Jahre 1894 Struves tendenziell klassenlosen „Objektivismus", seine Verwendung abstrakter statt historisch-konkreter Kategorien, seine Anerkennung einer „reinen Philosophie", seine revisionistisch bürgerliche Auffassung des „Staats" und insbesondere der staatlichen Bürokratie und seine ungenügende Bekämpfung der beiden narodnikischen Mythen von der geschichtlichen Mission der damaligen russischen „ständelosen Intelligenz" und der sog. „Volksproduktion".

Das eigentliche Hauptinteresse und in vielen Punkten eine für den Methodenstreit in der Soziologie gerade heute wieder unerhörte Aktualität besitzen die Argumente, mit denen Lenin die gewaltige Überlegenheit der marxistischen materialistischen Methode der Soziologie gegen den subjektiven und idealistischen Standpunkt Michailowskis geltend macht. Er

unterscheidet hierbei genau zwischen dem Wesen und der Funktion des „alten“ und des jetzt (1894) „modernen“ Narodnikitums, von denen „jenes bis zu einem gewissen Grade eine harmonische Lehre war, die in einer Epoche entstand, als der Kapitalismus in Rußland noch höchst schwach entwickelt war“. Im scharfen Gegensatz zu diesem russischen „Bauernsozialismus“ der 70er Jahre, der „auf die Freiheit wegen ihrer Bürgerlichkeit pfiff“, die bürgerlichen Liberalen bekämpfte und „von einer Bauernrevolution träumte“, erscheint ihm die jetzige Narodnikitheorie nur noch als ein ordinärer kleinbürgerlicher Liberalismus, getragen von jener angeblich „ständelosen Intelligenz“, die in Wirklichkeit eine bürgerliche Intelligenz war und nicht mehr den „unmittelbaren Produzenten“, der sich tendenziell bereits in gegensätzliche Klassen auflöste, sondern nur noch allgemein bürgerliche Interessen vertrat. Karl Korsch (Berlin).

Psychologie.

Messer, August, *Sexualethik. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin 1931. (264 S., RM. 2.90)*

M. legt zunächst die philosophischen Grundlagen der Sexualethik dar, die Bedeutung des Gewissens und der philosophischen Besinnung in Gewissenskonflikten. Gut ist nur eine Handlung, die nicht auf fremde Autorität hin (heteronom), sondern autonom „nach bestem Wissen und Gewissen“ erfolgt. Das Gewissen ist einer Vervollkommnung bedürftig. Man kann sich bei der Beurteilung einer Handlung nicht einfach auf die Natur berufen. Auch das böse Handeln entspringt menschlichem Streben. Dies ist sittlich gut, wenn es dem Rangverhältnis der in Frage kommenden Werte entspricht, und wenn der Mensch in seiner jeweiligen Lage den höchst möglichen Wert zu verwirklichen sich bemüht. Die Natur des Menschen ist nicht für alle Menschen gleich gegeben (z. B. anders für die Homosexuellen). Die Begriffe normal und abnorm sind doppeldeutig: so ist es das Gewöhnliche und insofern das Normale, daß der Jugendliche der Onanie „verfalle“ oder außerehelichen Geschlechtsverkehr habe. Damit ist dies aber noch nicht normal in dem Sinne, daß es sein soll. Die autonome Wertethik hat einen formalen Charakter, dagegen stelle die Kirche inhaltlich bestimmte Gebote und Verbote auf, wodurch gewisse Handlungen, z. B. die Verhinderung der Befruchtung, ausnahmslos schlecht sind. M. beschäftigt sich dann mit dem Freiheitsproblem. Für ihn reicht das Recht der Willensfreiheit soweit, als sie Ausdruck der natürlichen Zuversicht des wollenden Menschen ist, das, was er als Pflicht erlebt, auch bejahen und an seiner Verwirklichung arbeiten zu können. Der Mensch „spielt gleichsam verschiedene Rollen“. Es folgen kurze und recht klare Abschnitte über Physiologie, Hygiene und Psychologie des Geschlechtslebens. Der fünfte Teil setzt die Beziehungen des Geschlechtslebens mit der Sittlichkeit auseinander: Pädagogik des Totschweigens, Erziehung zum rechten Schamgefühl, Onanie und Ödipuskomplex, Geschlechtsnot der Jugendlichen, Enthaltsamkeit, Prostitution, Verhältnis, Flirt, Probeehe, Kameradschaftsehe, Wesen und Sinn der Ehe, Ehe zu dritt, Kinder-

zahl und Pflichten gegen die Kinder. Der letzte Abschnitt behandelt Geschlechtsleben und Recht.

Man kann sich bei vielen Abschnitten nicht des Eindrucks erwehren, daß M., bei allen Bestrebungen, die Kompliziertheit der Materie und damit die aus ihr entstehenden Gewissenskonflikte zur Geltung zu bringen, an vielen alten Vorurteilen hängen geblieben ist, daß er auch der modernen Psychologie — Freud ist ein eigener Abschnitt gewidmet — nicht entsprechend Rechnung getragen hat. So führt er scheues, egozentrisches Wesen, das den Entschluß zu einer Ehe erschwert, auf Onanie zurück und leitet daraus eine Schädlichkeit der Onanie ab, während er besser täte, die Onanie zurückzuführen auf die Unfähigkeit, aus sich heraus zu treten. Dadurch wird das Buch geeignet, bei Neurotischen Skrupel mit ihren schlimmen Folgen zu vertiefen, statt — wie es bestrebt ist — zu klären.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Lange-Eichbaum, *W., Das Genieproblem (Eine Einführung). Ernst Reinhardt. München 1931. (128 S., br. RM. 2.80, geb. RM. 4.50)*

Es handelt sich um eine Einführung in das grundlegende Werk des Verfassers „Genie, Irrsinn und Ruhm". Niemals in der Geschichte verliert das Genie als Wertbegriff einen versteckt religiösen Beigeschmack für die Verehrergemeinde. Andere denken und fühlen der gleichen Persönlichkeit gegenüber gänzlich verschieden. Auch die Gefühlsrangordnung des einzelnen ist in seinen verschiedenen Lebensaltern verschieden. Bei seinen Lebzeiten oft mißachtet oder gekreuzigt, wird der Mensch erst viel später zum Genie. Der einzelne und die Massen widersprechen sich in ihren Geniewertungen, aber erst Menschengruppen schaffen ihren Göttern den Respekt als Genie. Genie ist nichts Absolutes, sondern eine Wertung. Die Genußgröße ist an dieser Wertung das wichtigste Moment: ohne Leistung keine Wertung als Genie. Aber der Träger ist nicht immer die geistig schaffende Ursache der Leistung; nur an seinen Namen knüpft der Ursachentrieb der Menschheit das, was ihr behagt. Der große Staatsmann z. B. ist nur ein Faktor in einer riesigen soziologischen Kräftepyramide; Denksparsamkeit der Masse schüttet allen Ruhm auf den einen. Das Genie muß das Ideal des einzelnen und womöglich eines ganzen Volks als Gesamtbild repräsentieren. Der wahren Genußgröße entspricht der subjektive Genieakkord, das Gefühl von etwas Heiligem. Dieser wird in Anschluß an Otto psychologisch weitgehend zergliedert. Den positiven Gefühlstönen der Überlegenheit, des Mitreißenden, des Lockenden, des Besonderen stehen negative gegenüber: das Genie muß unheimlich sein und leises Grauen erregen. Mit der Märtyrerkrone ums Haupt sieht der Verehrer sein Genie am liebsten. Daher auch der unheimliche Reiz des Geisteskranken, des Frühverstorbenen und des endlos Lebenden. Im Laufe der Jahrzehnte gesellt sich noch hinzu: der Ruhm als anerkanntes Genie, der Eindruck der geheiligten Unantastbarkeit. Ein solcher Akkord kann nicht plötzlich entstehen. Einer wird niemals von Anfang an als Genie gewertet oder gar als solches geboren. Genie ist ein soziologisch-religionspsychologisches Endprodukt, das oft Jahrhunderte zum Entstehen nötig hat. Der zweite Hauptteil: Genie und Ruhm, rollt die ganze soziologische Seite des Problems auf: bei vielen Menschen bekannt sein ist noch nicht

Ruhm, ebensowenig wie Wirkung oder äußerer Erfolg. Sensation kann die Vorstufe zum Ruhm werden; aber der Blick muß haften bleiben. Es gibt auch negativen Ruhm. Ruhm ist ein erreichter Zustand, indem zahlreiche Menschen jemand als gefühlsmäßig stark eindrucksvoll bei sich erleben. Genieruhm ist eine engere Unterform des positiven Ruhms. Es gibt keine verkannten oder noch unbekannten Genies, erst der mystische Ruhm macht Menschen, meist Hochtalente, zum Genie.

Wir haben diese ersten Teile, die das Originelle der Konzeption von L. bringen, ausführlicher besprochen. Aus ihnen ergibt sich das Spätere über Genie und Begabung, Genie und Irrsinn, Genie und Kultur, wozu L. auch noch gute und manche neue Einzelheiten bringt. Das Bedeutungsvolle an seinem Werke ist, daß er das Genieproblem aus dem Bereiche der nur biologisch-medizinischen Betrachtung löst und das soziologische Problem in seiner Bedeutung charakterisiert. In dem kleinen und sehr klar geschriebenen Buch findet sich ein geradezu erstaunliches Wissen und massenhaftes einwandfreies Material. Diesen Vorzügen gegenüber fällt es nicht in die Wage, daß man in einzelnen psychologischen Fragen anders sehen mag als L. Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Künkel, Fritz, *Charakter, Liebe und Ehe. S. Hirzel. Leipzig 1932. (179 S.; geb. RM. 8.—)*

Dies Buch erfüllt in keiner Weise die Aufgabe, die der Autor sich gesetzt hat, im Rahmen einer angewandten Charakterkunde eine allgemeinverständliche wissenschaftliche Darstellung zu geben über „Die Liebe als Wechselwirkung zwischen Mann und Frau", „Die Ehe als Wechselwirkung zwischen Paar und Gesellschaft" und beider Grundlagen und Folgerungen; und es kann diese Aufgabe auch grundsätzlich nicht erfüllen, weil K. mit der final gerichteten und ethisierenden Betrachtungsweise der Individualpsychologie, ja mit der Voreingenommenheit verkappt theologischer Fragestellungen an die einschlägigen psychologischen, biologischen und soziologischen Probleme herangeht.

Eine eigene und eigenbrödlerische Nomenklatur steht an Stelle neuer Einsichten; so stellt K. der idealistischen und materialistischen seine dialektische Geschichtsauffassung gegenüber, und die marxistische Denkweise ist ihm „nicht dialektisch genug". Die Menschheit durchläuft nach ihm eine „Grundeinstellung in der Frühzeit als ursprüngliche Wirhaftigkeit", sodann als „Merkmal der wachen Kultur" das Stadium der „Ichhaftigkeit", um schließlich zur zukünftigen „kulturellen Wirhaftigkeit" zu kommen, deren Ausdruck im Bereich der Geschlechtsbeziehungen „die monogame Polarität zwischen je zwei" — „verantwortungs"bewußten — „gleichberechtigten Werktätigen" sein wird. Die psychoanalytischen Einsichten über die menschlichen Liebesbeziehungen lehnt Verf. ab, weil dort „der Begriff der Verantwortung" fehle; er erwähnt und bekämpft zwar Freuds Lehre vom Ich und vom Es als Teilen der menschlichen Psyche, übersieht aber das Überich (Idealich), nach Freud die Repräsentanz „des Höheren, Moralischen, Überpersönlichen im Menschen".

Frieda Fromm-Reichmann (Heidelberg)

Sir Galahad, *Mütter und Amazonen. Umriß weiblicher Reiche. Albert Langen. München 1932. (305 S.; RM. 11.50)*

Die Verfasserin will in diesem Buch eine „erste weibliche Kulturgeschichte", einen „Umriß weiblicher Reiche" geben. Unter Zugrundelegung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, vor allem von Bachofen, Briffault, Frobenius, aber auch vieler anderer, will sie ein zusammenfassendes Bild jener Gesellschaften geben, in denen die Frau mehr oder weniger ausschließlich herrschte und mütterliche Züge die Kultur bestimmten. Es wird zunächst eine schöne Darstellung der Bachofenschen Theorie und speziell seiner Symboldeutung gegeben, dann werden die verschiedenen Kulturen behandelt, von denen mutterrechtliche Züge bekannt sind (besonders ausführlich hierbei Nordamerika, Mittel- und Südamerika, Afrika, Ägypten). Endlich wird eine kritische Darstellung der verschiedenen Theorien über das Mutterrecht gegeben, der am Ende die kurze Darstellung des Amazonenproblems folgt.

Inwieweit im einzelnen das von der Verf. herangezogene Material wissenschaftlich gesichert ist, kann der Ref. nicht entscheiden. Es kommt bei diesem Werke wohl auch weniger auf die Richtigkeit von Einzelheiten an als darauf, daß in einer sehr geistreichen, graziösen und lebendigen Weise dem Leser ein Bild der viel vernachlässigten mütterlichen Elemente der Kultur gegeben wird, wobei die Verfasserin sich durch ein feines Verständnis für Unbewußtes und Symbolik als besonders geeignet für diese Aufgabe erweist.

Obwohl die Verf. am Schlusse erklärt, daß von einer „Wiederkehr des Gleichen" in der Geschichte keine Rede sein könne, ist sie durchaus undialektische Romantikerin, und ihre Polemik gegen den historischen Materialismus, den sie mit dem bürgerlichen Rationalismus verwechselt, ist oberflächlich. Erich Fromm (Berlin)

Fenichel, Otto, *Perversion, Psychosen, Charakterstörungen. (218 S., br. RM. 8.—, geb. RM. 10.—)*

Fenichel, Otto, *Hysterien und Zwangsneurosen. (123 S., br. RM. 7.—, geb. RM. 8.—). Beide Intern. Psychoanalytischer Verl. Wien 1931.*

Die beiden Werke des erfahrenen Psychoanalytikers stellen zusammen eine „psychoanalytisch spezielle Neurosenlehre" dar, wie der Untertitel lautet. Sie zeigen, wieviel ernste klinische Beobachtungen von Freud und seiner Schule geleistet worden sind, da zum ersten Male die ganze heute nur noch schwer überschaubare Literatur in mustergültiger Weise verarbeitet wurde. Keiner, der sich eingehend mit der Psychoanalyse befaßt, kann an diesen Schriften vorübergehen. Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Dorer, Maria, *Historische Grundlagen der Psychoanalyse. Felix Meiner. Leipzig 1932. (184 S.; RM. 6.—, geb. RM. 8.—)*

Die Arbeit unternimmt den Versuch einer geistesgeschichtlichen Einordnung der Freudschen Theorie durch den Nachweis der geistigen Einflüsse, die auf Freud eingewirkt haben. Es werden zunächst die psychologischen Grundbegriffe Freuds an Hand seiner — vor allem früheren — Schriften herausgearbeitet, dann versucht, ein Bild der wissenschaftlichen

Persönlichkeit Freuds, der wissenschaftlichen Welt Wiens 1870—1900 und speziell von Freuds Lehrern und Freunden zu geben. Die Verf. kommt zu folgendem Resultat: „Das wichtigste Resultat . . . läßt sich . . . dahin formulieren, daß zwischen der Psychologie Freuds und jener Herbarts tatsächlich ein konkreter, ein realer Zusammenhang besteht. Und zwar geht die historische Linie, schematisch gesprochen, von Herbart über Griesinger zu Meynert, von Meynert aber zu Freud" (S. 170).

So wichtig die Fragestellung, von der die Arbeit ausgeht, ist und so gründlich und korrekt auch vorgegangen wird, so kann das Ergebnis im ganzen doch nicht überzeugen; es erscheint zu sehr aus einzelnen Äußerungen konstruiert und zu wenig die großen Zusammenhänge berücksichtigend. Erich Fromm (Berlin).

Young, Kimball, *Social Psychology. An Analysis of Social Behavior. F. S. Crofts & Co. New York 1930. (XVII u. 674 S.)*
Ders., *Source Book for Social Psychology. F. S. Crofts & Co. New York 1931. (872 S.)*

Der Standpunkt, den der Autor selbst in der psychologischen Arbeit vertritt, ist nicht leicht ersichtlich. Einige seiner Ansätze bedeuten eine Loslösung von der allgemeinen Sehweise der Behavioristen, so z. B. wenn er betont, daß die Gruppe vom sozialpsychologischen Standpunkt aus vor dem Individuum da ist, oder wenn er die Gruppen charakterisiert als „we-group" im Gegensatz zu „others-group". Andererseits verläßt er sich in der Psychologie des Einzelmenschen völlig auf behavioristische Arbeiten. Er zieht z. B. zur Charakterisierung des Gruppenlebens bei den Tieren die „Intelligenzprüfungen an Menschenaffen" von W. Köhler heran, bei dem Kapitel über Intelligenz berücksichtigt er diese Arbeit und andere Untersuchungen wie z. B. W. Sterns überhaupt nicht. Er erklärt selbst, daß er den behavioristischen Ansatz für gesund hält, daß man aber in den Gebieten, wo der Behaviorismus noch nicht gearbeitet hat: „in dealing with internal aspects of behavior" die Terminologie der älteren Psychologie benutzen muß. — Die Literaturangaben machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit und sollen anregend wirken. Die Auswahl ist davon beeinflußt, ob ein Buch in englischer Sprache geschrieben oder in diese Sprache übersetzt ist.

Das Source Book zerfällt in 6 Hauptteile. 1. Grundzüge des sozialen Verhaltens, 2. Die psychologischen Grundlagen des sozialen Verhaltens, 3. Persönlichkeit und Verhalten, 4. Soziale Haltungen (attitudes) und die Umgebung des Subjekts, 5. Führerschaft und Prestige im sozialen Verhalten, 6. Kollektives Verhalten (Charakteristiken des Gruppenverhaltens, der Zuhörerschaft, geistiger Epidemien, der Natur der öffentlichen Meinung, der Organe der öffentlichen Meinung).

Jedem Kapitel geht ein kurze Einleitung voraus, die eine Einführung in die Problemlage gibt. Dann folgt eine kurze Kennzeichnung der in der Materialsammlung dargebotenen Einzelarbeiten, aus denen der Standpunkt und die Denkweise des jeweiligen Verfassers hervorgehen.

Material ist aus den verschiedensten Gebieten zusammengetragen: Tierpsychologie, Psychiatrie, Physiologie und angewandte Psychologie

sind durch Arbeiten von Forschern wie Kretschmer, Mc Dougall, Watson, Bleuler, W. Köhler, Stanley Hall vertreten.

Die Einteilung der Social Psychology entspricht der des Source Book nicht völlig. Am Ende jedes Kapitels ist dort auf die zugehörigen Stellen des Source Books hingewiesen. Es werden Fragen angefügt, die tiefer in die Materie hineinführen sollen.

Susanne Liebmann (Berlin).

Kraus, Siegfried, *Bedürfnis und Befriedigung. Eine Untersuchung über die Hintergrundmächte der Gesellschaft. Julius Springer. Wien 1931. (XI u. 109 S.; RM. 7.50)*

Der Verfasser der vorliegenden sozialphilosophischen Arbeit unternimmt es, das Phänomen „Bedürfnis" nach seiner strukturellen Konstitution und dynamischen Funktion zu analysieren. Er nimmt damit den Faden der seit August Dörings „Philosophischer Güterlehre" (1888) vernachlässigten Theorie des Bedürfnisses wieder auf. K. führt die Analyse auf der einen Seite bis zu den erkenntnistheoretischen Elementen der Subjektskonstitution fort, auf der andern bis zu den „metaphysischen Wesenheiten", die er am Horizonte des Bedürfniskreises als Grenzphänomene existierend annimmt. Das Bedürfnis wird als komplexe Einheit von Wollen, Fühlen, Denken und zentralem Ichbewußtsein aufgezeigt, seine Dynamik als ineinandergreifende Abfolge von Transformationsakten (vages Begehren—Affektstauung—Planbildung—Vorstellungsformung und Logisierung) nachgezeichnet. Neben dieser detaillierten Phänomenologie des Bedürfnisses nimmt sich die lediglich auf die Darstellung von Ersatzbefriedigungen beschränkte Behandlung der „Verwirklichungstechnik" sehr kärglich aus. Im kritischen Teil wirft K. Marx eine zu enge („vorkritische") Fassung der Bedingungsgesamtheit menschlicher Handlungen und Bedürfnisse vor, die zur Verabsolutierung eines einzigen Faktors, des umweltlichen, führe. Zur „Umwelt" des Individuums aber rechnet K. nicht nur den menschlichen Leib, sondern auch alle „vorstellungsmäßigen Bestandteile des Bewußtseins", während „das Individuum" für ihn identisch ist mit einem bloß willensmäßigen, denkfähigen Ichkern. Nach einer solchen Begriffsbestimmung gelangt er dann zum ebenso naheliegenden wie unsinnigen Schluß, daß der Mensch ein „von der Umwelt wesentlich unabhängiger Erzeuger seiner Taten" sei.

A. F. Westermann (Frankfurt M.).

Urbschat, Fritz, *Das Seelenleben des kaufmännisch-tätigen Jugendlichen. J. Beltz. Langensalza 1932. (80 S.; RM. 2.50)*

Die Stellung des jugendlichen Angestellten — im Milieu ostpreußischer Mittelstädte — zu seinem Beruf sowie seine Gestaltung der Freizeit ist das Objekt der Untersuchung. Als Forschungsmethode dienten Lehrgespräche zwischen Lehrer und Schülern der Berufsschule mit anschließenden schriftlichen Darlegungen der Schüler; Spontanberichte, persönliche Beobachtungen des Lehrers in der Schule und in gemeinsam verbrachter Freizeit traten zur Ergänzung hinzu. 466 Schüler und Schülerinnen waren die Versuchspersonen, aus deren Aussagen über Berufswahl, Berufserleben

und -wünschen Beispiele gebracht werden. Auffallend stark tritt der den Jugendlichen selbst bewußte Einfluß von Kindheitserlebnissen, Kinderspielen und frühesten Berufswünschen bei der späteren Berufswahl in Erscheinung. Klagen über Mangel an Freizeit, die von der Mehrzahl der jungen Angestellten erhoben werden, führt der Verf. wohl unberechtigt auf die besondere Situation der Kleinstadt zurück. — Statt bisweilen recht lebensfremde Anforderungen an die Jugendlichen zu stellen, hätte U. die gesammelten, z. T. wertvollen Aussagen im Zusammenhang mit dem wirklichen Leben der Angestellten beurteilen müssen.

Hilde Weiß (Frankfurt a. M.).

Geschichte.

Steinhausen, Georg, *Deutsche Geistes- und Kulturgeschichte von 1870 bis zur Gegenwart. M. Niemeyer. Halle (Saale) 1931. (512 S.; geh. RM. 12.—, geb. RM. 14.—)*

Das Werk ruht auf der These, daß Vorkriegszeit und Nachkriegszeit „trotz dem Einschnitt durch Weltkrieg und Staatsumwälzung eng zusammenhängen", ja daß die letzten sechzig Jahre im Grunde eine einheitliche und geschlossene Epoche darstellen. Von dieser Überzeugung her verschiebt sich für den Verf. die Aufgabe: er bemüht sich nicht eigentlich um eine „Geschichte", d. h. um eine Darstellung des Werdens und des Wandels der deutschen Kultur in dieser Zeit — dazu finden sich nur Ansätze —, sein Interesse ist auf Analyse eines statisch Gegebenen gerichtet, sein eigentliches Ziel ist, den Zeitraum „von der tieferen, von der geistigen Seite zu deuten". Aber die Analyse vermag nicht den in Fülle gebotenen Stoff zu durchdringen: dazu fehlt es ihr an einer einheitlichen, theoretisch geklärten, soziologisch und sozialpsychologisch fundierten Untersuchungsmethode; die „Deutung" des Objekts wird mit Hilfe einiger populär-idealistischer Kategorien vollzogen; die Zeit von 1870 bis zur Gegenwart ist ein „Übergangszeitalter", in dem „Materialismus" und „Egoismus" um sich greifen, dem die „großen Ideen" fehlen und vor allem die „genialen Persönlichkeiten heroisch-dämonischen Charakters". Dabei ist trotz aller Mängel im Grundsätzlichen das Einzelurteil des Verf. nicht ohne Wert oder zum mindesten Interesse: St. durchmustert die Erscheinungen der Zeit mit ehrlicher, oft eigenwilliger Unabhängigkeit und mit Achtung gebietendem Ernst — nur verschwindet immer wieder hinter dem nach sittlichen Maßstäben und oft in sittlichem Zorn wertenden und verurteilenden Prediger der erklärende und verknüpfende Historiker, den man in diesem Buche eigentlich sucht.

Wilhelm Mackauer (Frankfurt a. M.).

Mehring, Franz, *Zur Deutschen Geschichte. Gesammelte Schriften und Aufsätze, hrsg. von Eduard Fuchs. Soziologische Verlagsanstalt. Berlin 1931. (500 S.; RM. 8.50)*

Der vorliegende Band der Mehring-Gesamtausgabe enthält vor allem: 1. „Die Deutsche Geschichte vom Ausgang des Mittelalters", ein „Leit-

faden für Lehrende und Lernende“ offensichtlich stark an pädagogischen Zwecken orientiert, die aus anderen Schriften M.s bekannten Analysen zu einer Gesamtdarstellung zusammenfassend; kleinere Aufsätze über 2. „Ullrich von Hutten, 3. „Etwas über große Männer, Martin Luther“ und 4. „Gustav Adolf, ein Fürstenspiegel zu Lehr und Nutzen der deutschen Arbeiter“ enthüllen die Klassenbeziehungen der Reformationsepoche. Eine Reihe von Aufsätzen, die M. als Einleitung zu „Aus der neuen Rheinischen Zeitung“ in seiner Ausgabe des literarischen Nachlasses von Marx, Engels, Lassalle und im „Wahren Jakob“ veröffentlicht hat, sind zu einer Darstellung der 5. „Revolution und Gegenrevolution 1848—1849“ zusammengefaßt. Gegen 6. „Bürgerliche Geschichtsschreiber“ richten sich eine Reihe weiterer Aufsätze.

Der Band ist von Eduard Fuchs und Jean Romein, Amsterdam, sorgfältig herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Die Einleitung Ludwig Pollnaus ist reich an wertvollen Hinweisen und Polemiken mit Dopsch und Cunow über den Urkommunismus, mit Veit Valentin über das Verhältnis von Bourgeoisie und Proletariat in der Revolution von 1848.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, in diesem Rahmen eine Untersuchung der Methode M.s als Historiker vorzunehmen. Trotz einiger Mängel bestätigt auch dieser Band wiederum, daß M. von allen deutschen „orthodoxen Marxisten“ der Vorkriegszeit die marxistische Methode am vollkommensten handhabte, und jeder Versuch in dieser Richtung wird an ihn anknüpfen müssen, freilich nicht ohne die Polemiken Reimanns und Pollnaus zu berücksichtigen. Josef Doppler (Prag).

Karl Marx/Friedrich Engels, *Der Briefwechsel zwischen Marx und Engels 1868—1883. (Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hrsg. v. V. Adoratskij. III. Abteilung, Band 4). Marx-Engels-Verlag. Berlin 1931. (XVI u. 759 S.; RM. 15.—)*

Nunmehr liegt der letzte Band des Briefwechsels zwischen Marx und Engels, mit einem Abteilungsregister der vier Bände, vor. Er erstreckt sich über die Jahre 1868—1883, über eine Zeitspanne, auf die zutrifft, was Lenin sagt, daß sich in ihr „die Arbeiterklasse von der bürgerlichen Demokratie loslöst, in der eine selbständige Arbeiterbewegung entsteht, in der die Grundlagen der proletarischen Taktik und Politik ausgearbeitet wurden“. Demgemäß nehmen die Probleme der Arbeiterklasse und ihrer Politik in der Erörterung der Briefschreiber einen breiten Raum ein. Die Ausführlichkeit der Darlegungen wird vor allem durch den äußeren Umstand begünstigt, daß bis zum Jahre 1870 E. in Manchester, M. in London wohnen. Es wird Stellung genommen zu den Arbeiterbewegungen der meisten europäischen Länder und Nordamerikas und zu den Problemen der Internationalen Arbeiter-Assoziation. Die deutsche Arbeiterbewegung, vor allem ihre beiden Führer, Liebknecht und Schweitzer, werden eingehend behandelt, und die Schärfe der Kritik an ihnen weist darauf hin, welche besondere Wichtigkeit M. und E. gerade der Entwicklung in Deutschland beilegten. In diese Zeit fallen ferner die Auseinandersetzungen über die Probleme der politischen Ökonomie. Besonders hingewiesen sei auf die Briefe M.s vom 22., 26. und 30. April 1868, in denen er das Verhältnis zwischen Profitrate und Geldwert

erörtert. Im letzten entwickelt er den Aufbau des dritten Teils des „Kapitals". Nach 1870 tritt die Behandlung der Probleme der politischen Ökonomie etwas zurück zugunsten der Probleme der Dialektik in der Natur und der dialektischen Naturwissenschaft. Hierfür ist vor allem der Brief E.s vom 30. Mai 1873 wichtig.

Neben den sachlichen Fragen findet sich in diesen persönlichen Briefen vieles, was über die privaten Verhältnisse der Briefschreiber Auskunft gibt.

Diese neue Ausgabe des Briefwechsels ist gegenüber der Ausgabe der deutschen Sozialdemokratie vom Jahre 1913 um 47 neue Briefe vermehrt worden; ferner sind alle Streichungen der alten Ausgabe beseitigt worden. So liegt denn der Briefwechsel der Jahre 1868—1883, soweit er erhalten ist, in 1569 Nummern in einer musterhaften Ausgabe vollständig vor.

W. Gollub (Frankfurt a. M.).

Young, Pauline V., *The Pilgrims of Russian Town. The University of Chicago Press. Chicago 1932. (296 S.; $ 3.—)*

Zu diesem Buch, das die Geschichte einer russischen Sekte, der Molokans, die vor etwa 25 Jahren nach Kalifornien wanderten, aus wirklich intimer Nähe schildert, hat Robert E. Park als Einleitung eine eindringliche und schöne Analyse der Wesenszüge einer Sekte überhaupt geschrieben.

Frau Young widmete 5 Jahre dem intensiven Studium dieser Sekte. Sie hatte das Glück, einen besonders fruchtbaren Moment (vom Standpunkt soziologischer Erkenntnisse) zu erfassen. Die Molokans, Bewohner des russischen Landes, durch gemeinsame Leiden und einen gemeinsamen Glauben fest zusammengefügt, wandern von stillen Dörfern des Kaukasus in eine der unruhvollsten, von modernem Leben pulsierenden Städte Amerikas aus. Auch hier bewahrt die alte Gruppe, nachbarschaftlich von der Umwelt abgeschlossen, die Tradition (religiös kommunistischer Art) der Brüderschaft, die Riten ihrer Sekte. Die Einflüsse des fremden Lebens aber lassen sich durch keinen noch so hohen Damm zurückhalten. Konfliktstoff genug, der besonders durch die jüngeren Generationen, die vielfache Berührungspunkte mit der Umwelt haben, herangetragen wird. Young schildert den Wandel der Einstellungen, die Auflockerung der Gemeinschaft, den Kampf der Festgefügten gegen die desintegrierenden Einflüsse. Obwohl sie nur schlicht beschreibend diesen einen Fall der Entwicklung einer verpflanzten Sekte darstellt, ist ihr Buch mehr als eine bloße Geschichte der Molokans: es gewährt soziologische und sozialpsychologische Einsichten, von denen wir leicht zu Hypothesen über die Entwicklung von Sekten überhaupt kommen können. Das Buch ist fesselnd geschrieben und enthält eine reiche Bibliographie über das behandelte Gebiet.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

McGee, John Edwin, *A Crusade for Humanity. The History of Organized Positivism in England. Watts & Co. London 1931. (234 S., sh. 21.—).*

Comte hat im „Système de politique positive" und im „Catéchisme" ein System der Humanitätsreligion ausgearbeitet, in deren Mittelpunkt die

humanité stand, deren Priesterschaft sich aus den Intellektuellen zusammensetzen sollte und als deren Oberpriester er sich selbst betrachtete. Der Gottesdienst bestand aus kultischen Handlungen zu Ehren der Humanität und ihrer Vertreter (die auch den neuen Monaten die Namen gaben) und aus wissenschaftlichen Aufklärungsvorträgen.

In England gründete Richard Congreve die erste positivistische Gemeinde, von der sich 1878 eine andere Gruppe unter der Führung von Frederic Harrison, John Henry Bridges und Edward Spencer Beesly abspaltete. McGee berichtet die Geschichte dieser zwei Londoner Gruppen und der in der Provinz gegründeten Zweigvereine. Er schildert ihren Aufstieg und Niedergang bis in unsere Tage, in denen nur noch eine ganz kleine Sekte unter Führung von T. S. Lascelles in London existiert. Die Bewegung, deren Anhängerschaft immer klein war, hat durch ihre Führer in der Presse zu den großen politischen Fragen Stellung genommen. McGee hält die unpolitisch-wissenschaftliche Einstellung der Führer für eine Hauptursache ihrer Unpopularität, glaubt jedoch, daß sie auch zur Versöhnung der politischen Gegensätze in England beigetragen habe. — Eine Bibliographie von 487 Nummern beschließt das Buch.

McGee behandelt seinen Gegenstand rein historisch, schildert Neuerungen im Ritus, Episoden aus dem Leben der Führer und ihre — übrigens wirkungslose — Stellung zu politischen Fragen. Er vermittelt weder einen Einblick in das Wesen einer wissenschaftlichen Sekte noch in die Verarbeitung positivistischer Gedanken in England. So bleibt seine Arbeit im rein Historischen stecken, ohne zu größeren Zusammenhängen durchzudringen.

Hans Rosenhaupt (Mainz).

International Migrations. *Volume I: Statistics. Compiled on behalf of the International Labour Office, Geneva, with Introduction and Notes by Imre Ferenczi and edited on behalf of the National Bureau of Economic Research by Walter F. Willcox. National Bureau of Economic Research, New York 1929. (1112 S.; $ 10.—)*

Volume II: Interpretations. By a group of scholars in different countries. Edited on behalf of the National Bureau of Economic Research by Walter F. Willcox. National Bureau of Economic Research. New York 1931. (715 S.: $ 7.—)

Das vorliegende Werk, das von amerikanischer Seite angeregt und finanziert, vom Internationalen Arbeitsamt unter der Leitung Ferenczis durchgeführt worden ist, wird wohl allen künftigen Arbeiten auf dem Gebiet der Wanderungsfrage als Grundlage, mindestens aber als unentbehrliches Hilfsmittel dienen. Der erste Band enthält in einer von privater Seite nie zu erreichenden großartigen Vollständigkeit alle verfügbaren Statistiken über internationale Wanderungen, und zwar nicht nur über die des 19. und 20. Jahrhunderts, sondern auch über alle weiter zurückliegenden, soweit sich, und sei es auch mit größter Mühe, darüber Material finden ließ. Der erste, von Ferenczi gründlich kommentierte Hauptteil behandelt die proletarischen Massenwanderungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Der gewaltige

zweite Teil bringt ausschließlich statistische Tabellen über die internationalen Wanderungen. Literaturverzeichnis und ausführlicher Index erhöhen die Brauchbarkeit des Riesenwerkes.

Der zwei Jahre später erschienene zweite Band enthält, abgesehen von einer gründlichen und interessanten Studie von Willcox über Vermehrung und Verteilung der Erdbevölkerung seit 1650, eine ganze Reihe von Aufsätzen, die von Fachleuten — und zwar meistens Statistikern — der verschiedenen Länder stammen. Sieben Beiträge kommen aus Einwanderungsländern. Sie beschränken sich fast alle auf eine Erläuterung der statistischen Daten und der Einwanderungsgesetze. Trotzdem enthalten manche, wie z. B. die Beiträge über Australien und Neuseeland, auch für den soziologisch und politisch interessierten Leser viel Wertvolles, sofern er zwischen den Zeilen zu lesen weiß. Die Beiträge aus den Emigrationsländern sind im allgemeinen viel ausführlicher. Für Deutschland berichtet der Statistiker Dr. Burgdörfer; über die Auswanderung aus der österreichischen Hälfte der früheren Doppelmonarchie schreibt Dr. Klezl, über ungarische Wanderungen Dr. Thirring. Besonders bemerkenswert ist der sehr umfangreiche Aufsatz des Sowjet-Statistikers V. V. Obolensky-Ossinsky über russische Ein- und Auswanderung; der Verfasser geht auch ausführlich auf die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Hintergründe der Massenauswanderung aus Rußland ein, wobei er alle Sünden des Zarismus stark herausstreicht. Sehr interessant und bei aller Zurückhaltung des Verfassers doch durch die mitgeteilten Daten erschütternd ist der Aufsatz des Genfer Professors L. Hersch über jüdische Wanderungen.

Die Knappheit des Raumes erlaubt nicht eine Würdigung der Arbeiten im einzelnen; doch sollen wenigstens alle an der Wanderungsfrage Interessierten auf dieses großartige Sammelwerk hingewiesen sein.

Arthur Prinz (Berlin).

Bott, Alan, *Our Fathers (1870—1900). William Heinemann Ltd. London 1931. (249 S.; sh. 8/6)*

Bott unternimmt den neuartigen, reizvollen Versuch, die spätviktorianische Zeit in einem Bilderquerschnitt widerzuspiegeln. Er zeigt aus einem Material von hunderttausend zeitgenössischen Magazinillustrationen — Vorläufern der Photographie — ausgesuchte Bilder, durch kurze Texte und Abhandlungen nach Originalquellen erläutert. So ist ein Sammelwerk von ungewöhnlich buntem Inhalt entstanden, das uns rasch und eindringlich aufschlußreiche Eindrücke aus dem gesellschaftlichen Leben, aus Politik und Krieg, aus den Anfängen der Technik und des Sports vermittelt.

Nicht ohne Schaudern erleben wir die Auferstehung der gespenstischen Welt unserer Väter, ein surrealistisches Panoptikum. In Gehrock und Zylinder — der adäquaten viktorianischen Kleidung, die im Buch stets wiederkehrt — verläßt General Gordon London, auf dem nächsten Bild sehen wir schon, wie sein Kopf von schwarzen Scheusälern dem Sudanfürsten Slatin Pasha überbracht wird. Der besiegte Ashanti-König küßt den Fuß des auf einer Bühne steif thronenden Gouverneurs, der Prince of Wales umtanzt im Schottenröckchen fackelschwingend die Kadaver erbeuteter Hirsche, die

Aristokratie feiert im Takt des Galopps die Eroberung Indiens und die Niederzwingung Ägyptens, zur selben Zeit werden die indischen Aufrührer hingerichtet und niedergemacht, in London kommen die erbeuteten Kunstschätze zur Auktion. Ein Aufruhr des Mobs wird auf der gleichen Seite vorgeführt, auf der die siegreiche Hilfspolizei im Bilde paradiert. Vom spanisch-amerikanischen Krieg sehen wir zwar nur die Zeichnung von Kriegsanleihe an New Yorker Bankschaltern, dafür sind aber die englischen Kolonialfeldzüge um so breiter dargestellt. Endlich nehmen Sportbilder einen breiten Raum ein, auf denen der Sport in seinen Anfängen als unheimlicher Höllenspuk erscheint.

Es ist nicht möglich, in dieser Anzeige einen Begriff von dem reichhaltigen Inhalt des Buches zu geben. Es sei wegen seines umfassenden Anschauungsmaterials jedem empfohlen, der sich über die sozialen und politischen Zustände des Spätviktorianismus aus einer ungetrübten Originalquelle unterrichten will. Ludwig Carls (Berlin).

Spiegel, Käthe, *Kulturgeschichtliche Grundlagen der amerikanischen Revolution. R. Oldenbourg. München und Berlin 1931. (X u. 214 S., br. RM. 10.—)*

Die Frage des Grundes der Loslösung der amerikanischen Kolonien vom englischen Mutterlande wurde in der deutschen wissenschaftlichen Literatur bisher stiefmütterlich behandelt. Sie ist sehr interessant, da sie zu dem Probleme der gewaltigen Triebkräfte, die die heutigen Vereinigten Staaten entstehen ließen, hinleitet. Eine Studie darüber ist deshalb sehr zu begrüßen.

K. Sp. ist Anhängerin der kulturhistorischen Schule in der Geschichtswissenschaft. Dem entspricht die Gliederung der Arbeit. Der erste Abschnitt behandelt die geo- und demographischen Grundlagen. Daran schließt sich eine Erörterung der Eigenheiten der geistigen Entwicklung, die von England hinweg führten. Dabei stellt Verf. das religiöse Leben in den Vordergrund. Der dritte Abschnitt befaßt sich mit der Herausbildung eines eigenen öffentlichen Rechtes und erst der letzte mit der Wirtschaftsentwicklung. Schon diese Anordnung zeigt, daß die Verf. den geistigen Momenten eine größere Bedeutung als den materiellen zuweist und zwischen beiden nur einen lockeren Zusammenhang sieht. Gerade für diese Epoche der Geschichte liegt aber die Bedeutung der ökonomischen Kräfte besonders klar zutage. Es sei nur an die Emanzipationsbestrebungen der sich bildenden amerikanischen Industrie, an die Verschuldung des südlichen Großgrundbesitzes an England und an die englische Handelspolitik, die die Verf. ja auch erwähnt, erinnert. Die Blickrichtung der Verf. führt zu Verzeichnungen des Bildes. Sie sind um so bedauerlicher, als das Buch viele wertvolle Einblicke in die Struktur des kolonialen Nordamerika gibt.

Arvid Harnack (Berlin).

Hasebrock, Johann, *Griechische Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte bis zur Perserzeit. J. C. B. Mohr. Tübingen 1931. (XV u. 296 S.; RM. 13.—, geb. RM. 16.—)*

Berve, Helmut, *Griechische Geschichte. 1. Hälfte: Von den Anfängen bis Perikles. Herder. Freiburg 1931. (VIII u. 308 S.; RM. 7.50, geb. RM. 9.50)*

Vogt, Joseph, *Römische Geschichte. 1. Hälfte: Die römische Republik. Herder. Freiburg 1932. (350 S.; RM. 9.—, geb. RM. 11.—)*

Wolf, Julius, *Römische Geschichte. 2. Hälfte: Die römische Kaiserzeit. Herder. Freiburg 1932. (VIII u. 286 S.; RM. 6.70, geb. RM. 8.50)*

Gegenüber Ed. Meyers und Pöhlmanns modernisierender Umdeutung altgriechischer Wirtschafts- und Gesellschaftsverhältnisse tritt Hasebrock auf die Seite von K. Bücher und Max Weber und sucht die grundsätzliche Andersartigkeit der antiken Kultur und ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen zu erweisen. So sehr es den Soziologen freuen wird, daß hier ein zünftiger Historiker für die von seiner Wissenschaft lange übersehenen Ergebnisse soziologischer Forschung eintritt und darüber hinaus soziologische Methode und Fragestellung für sein Fachgebiet nutzbar machen will — er wird sich nicht verhehlen können, daß dieser Versuch wenig geeignet ist, für die Zusammenarbeit beider Wissenschaften zu werben: H. überspitzt seine Thesen so stark, daß er bei seinen Beweisen offenkundig mit Material und Logik in Konflikt gerät. Auch gelingt es ihm trotz aller Retuschen nicht, ein wirklich klares Gesamtbild frühgriechischer Verhältnisse zu entwerfen. Im übrigen überrascht bei einem Freunde und Wahlverwandten der Soziologie die sonderbar verwaschene Verwendung von Begriffen wie „Klasse", „Unternehmer", „Staatssozialismus", „Gemeinwirtschaft", „Idealtypus".

Die drei übrigen hier anzuzeigenden Werke sind Teile einer bei Herder erscheinenden „Geschichte der führenden Völker". Den Reiz der Beiträge von Berve und Vogt macht es aus, daß hier zwei gründliche Sachkenner und selbständige Forscher den Versuch unternehmen, die Fülle des Tatsächlichen für einen außenstehenden Betrachter zu einem Ganzen zu ordnen und begreifbar zu machen. Vor allem Berve zeigt dabei eine erstaunliche Kraft der Stoffbewältigung und -verdichtung: er beschränkt sich nicht auf Athen und Sparta, sondern zeichnet von Vorgeschichte und Geschichte des gesamten hellenischen Siedlungsgebietes ein an Einzelzügen reiches, wohldurchdachtes Bild. Freilich bleibt er bei einer in der Hauptsache deskriptiven Behandlung seines Gegenstandes stehen. Den Ausblick auf die treibenden Kräfte historischen Geschehens versperrt ihm seine Überzeugung vom „organischen Verlauf" der griechischen Geschichte, die er — in Annäherung an den Kreis Stefan Georges — als Verwirklichung einer vorgegebenen Form sieht: neben und hinter den „verschiedenartigen landschaftlichen und historischen Bedingungen", die B. durchaus sieht und würdigt, steht ihm als das eigentlich gestaltende Agens die „Natur", das „Ethos", der „Geist", auch wohl das „Blut" der Hellenen, der ihnen „eingeborene Wille" oder „Drang", „das Schicksalhafte ihres Wesens", der „Sinn" ihrer Geschichte. Indem er so die Wirklichkeit jenseits des der Erfahrung grundsätzlich Zugänglichen wurzeln läßt und bei einer unklaren Entelechie als der letzten faßbaren Gegebenheit auf dem Wege zum Ursprung der Dinge haltmacht, zieht er

der historischen Wissenschaft gerade dort eine Grenze, wo sich ihr heute ein unabsehbares neues Arbeitsgebiet öffnet.

Vogt beschränkt sich auf die im engeren Sinne römische Geschichte — läßt also die übrigen Völker Italiens draußen — und innerhalb der Geschichte Roms wieder auf Politik und Krieg und einen kenntnisreichen, feinsinnigen Abriß der Geistesgeschichte. Die Entwicklung der Wirtschaft wird kaum gestreift, auch die gesellschaftlichen Verhältnisse werden nur gelegentlich erhellt. In seiner Gesamtauffassung vom historischen Geschehen steht V. Berve nah, nur ist seine Anschauung weniger ausgeprägt und beeinflußt nicht so bewußt die Komposition des Stoffes: er findet den Schlüssel zur römischen Geschichte in bleibenden Wesenszügen des Nationalcharakters, vor allem in dem „dem römischen Volke eingeborenen Willen zur Macht", aber auch in seinem „moralischen Charakter" und in seiner „Rechtlichkeit". V. hat überhaupt die Neigung, sich bei Darstellung und Wertung der römischen Frühzeit auf dem Boden der National- und Klassenideologie der Senatsaristokratie zu bewegen; für das Revolutionszeitalter schwenkt er dann auf den gemäßigt-konservativen Standpunkt Ciceros ein und endigt mit einer loyalen Huldigung an den Princeps Augustus, der im Gegensatz zu Caesars Plänen die „römischer Tradition" und „römischem Wesen" gemäße Form der Alleinherrschaft begründet.

Wolfs Darstellung der römischen Kaiserzeit bleibt hinter Vogt und Berve weit zurück; sie erstickt im Stoff und entbehrt der wissenschaftlichen Eigenart.

Wilhelm Mackauer (Frankfurt a. M.).

Guerri, Domenico, *La corrente popolare nel Rinascimento. Berte, burle e baie nella Firenze del Brunellesco e del Burchiello. (Die volkstümliche Strömung in der Renaissance. Spottlieder, Possen und Scherze im Florenz des Brunellesco und des Burchiello) G. C. Sansoni. Florenz 1932. (174 S.; L. 18.—)*

Der Autor bringt z. T. unveröffentlichte Scherze, Possen und Spottlieder aus dem Florentiner Stadtstaat des 14. und 15. Jahrhunderts zum Abdruck und spürt von sprachlichen und lokalhistorischen Gesichtspunkten ihren Urhebern und ihrer Anlehnung an ältere Texte nach. Aber von dieser fachwissenschaftlichen Gelehrsamkeit abgesehen, auf die der Verf. viel Geduld und Fleiß verwendet, hat das Buch soziologischen und kulturgeschichtlichen Wert, insofern die ans Licht gezogene volkstümliche Dichtung zeigt, daß die Durchbrechung des mittelalterlichen Geistes, die in den herrschenden Klassen als Humanismus erscheint, ein volkstümliches Gegenstück hatte: wenn sich die gelehrte Welt der Zeit aus dem Formelkult und Buchstabenglauben der Scholastik dem klassischen Altertum zuwendete und so ihre Befreiung als „Wiedergeburt" erlebte, so schöpfte gleichzeitig das Geistesleben der Massen den Ausdruck seiner Rebellion aus der täglichen Wirklichkeit. Soziologisch interessant ist der — ja auch von andern — beigebrachte Beleg dafür, daß ohne gelehrten Einfluß, ohne Bekanntschaft mit den Texten des Altertums, eine urwüchsige Auf-

lehnung gegen das Herkommen wie auch gegen die Monopolisierung des Wissens durch die des Lateinischen mächtigen herrschenden Schichten im Florentiner Volk lebendig war. Als die mittelalterliche Wirtschaftsform und Gesellschaftsordnung brüchig wurde, drängte sich der Geist der Kritik und der Respektlosigkeit überall ein. Die mehr oder weniger obszönen Spottgedichte des Acquettino und Burchiello, die in der Werkstatt für den Markt entstanden, strömen aus demselben Quell, dem der Humanismus entstammt. Oda Olberg (Wien).

Heller, Otto, *Der Untergang des Judentums. Verl. f. Literatur u. Politik. Berlin 1931. (390 S.; br. RM. 4.50, geb. RM. 6.50)*

Auf den ersten 48 Seiten versucht der Verfasser eine Analyse der jüdischen Entwicklung in der Antike. „Sie (die Juden) sind durch den natürlichen Produktionsfaktor des geographischen Raumes, innerhalb dessen sie sich zur Nation entwickelten, durch die Produktionsverhältnisse des gesamten damaligen, um das östliche Mittelmeerbecken gelagerten Wirtschaftskreises, zu einem Handelsvolk geworden". „Die Auflösung verhinderte den Untergang der Juden, die fortan eine durch die Reste ihrer Nationalität, vor allem und entscheidend durch ihre Religion gekennzeichnete Kaste waren ... Verlor die Religion mit dem Erlöschen jener Funktion ihre soziale Kraft, mußte auch die Schicksalstunde der jüdischen Kaste schlagen."

Angesichts des fast völligen Fehlens von Vorarbeiten wird man vom Verfasser gewiß nicht eine überzeugende historisch-materialistische Analyse der jüdischen Antike auf 48 Seiten verlangen können. Seine Thesen sind schematisch und geben eine Reihe von Behauptungen (wie etwa die des orginäre Handelsfunktion der Juden) mit einer Sicherheit, die durch Umfang des zugrunde liegenden Materials und Gründlichkeit seiner Bearbeitung nicht gerechtfertigt wird. Es wäre besser, wenn der Verf. dies selbst erkannt und betont hätte. Je näher er aber der Gegenwart kommt, desto ausführlicher, gründlicher und fesselnder wird das Buch. In ganz ausgezeichneter Weise und dokumentarisch ausführlich belegt, gibt der Verf. nach einer Schilderung der Lage der Juden im Osten bis zur Revolution eine Darstellung der theoretischen und praktischen Grundlagen der Behandlung der Judenfrage durch die Sowjetregierung. H. gibt ein Bild der in schnellem Tempo vor sich gehenden Berufsumschichtung der etwa 3 Millionen Juden der Sowjetunion, wobei bemerkenswert ist, daß der ursprüngliche Zweig des Produktivierungsprozesses, die landwirtschaftliche Ansiedelung der Juden, heute bereits durch die Industrialisierung eingeholt ist. Der Jude wird Arbeiter und Bauer, und die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung lebt schon jetzt von Lohnarbeit. Das Buch bringt auf den letzten hundert Seiten einen sehr fesselnd geschriebenen Bericht einer Reise durch die jüdischen Siedlungen. — Unverständlich bleibt der Titel des Buches. Die vom Verf. dargestellte Politik der Sowjetunion geht ja davon aus, daß die Juden als Nationalität, auch nach Erlöschen ihrer Funktion als Handelskaste, die Möglichkeit des Fortbestandes haben. Der Titel ist der Ausdruck einer theoretischen Inkonsequenz und Unklarheit des Verf. in bezug auf eine

wichtige Seite des Juden- und Nationalitätenproblems. Es wäre erfreulich, wenn Verf. in einer nächsten Auflage zur Aufhellung der Widersprüche käme. Erich Fromm (Berlin).

Hassinger, Hugo, *Geographische Grundlagen der Geschichte. Herder. Freiburg 1931. (XIV u. 332 S.; RM. 8.50, geb. RM. 10.50)*

Hassinger untersucht, von Ägypten ausgehend, die Räume, die nacheinander Schauplatz der Kulturentwicklung und Machtentfaltung geworden sind, und analysiert sie auf die geographischen Bedingungen hin, die sie zum Träger eines individuellen Schicksals werden ließen. Dabei legt er ein reiches Material und eine Fülle geistvoller Erkenntnisse mit sympathischer Zurückhaltung vor; er hält sich von jedem geopolitischen Monismus fern und stellt klar heraus, daß das in der Natur Gegebene nur eine „kulturelle Disposition" der Landschaften erzeugt, dem Menschen aber nirgends den Weg seiner Entwicklung „naturgesetzlich" vorschreibt. Er weiß, daß die geopolitischen Werte nicht feste Größen sind; er zeigt immer wieder, wie die Wandlungen der Technik nicht nur die Kulturlandschaft verändern, sondern auch etwa die dem Raume anhaftenden Lagebeziehungen von Grund auf umwerten können. — Den einzelnen Abschnitten sind sehr ausführliche Literaturübersichten beigegeben.

Wilhelm Mackauer (Frankfurt a. M.).

Wittfogel, Karl August, *Die natürlichen Grundlagen der Wirtschaftsgeschichte. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. (Bd. 67, 1932, Heft 4—6)*

Wittfogel setzt in dieser Artikelserie die methodologischen Untersuchungen fort, die er in 4 Aufsätzen über „Geopolitik, geographischer Materialismus und Marxismus" 1929 in der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" begann und als deren praktische Konsequenz der I. Bd. seines Buches „Wirtschaft und Gesellschaft Chinas" gelten darf. Nach W.s These ist seitens der Marxisten — von Lenin abgesehen — weder der Begriff der Produktivkräfte, zumal deren naturbedingte Seite, noch der eng damit zusammenhängende Begriff der Produktionsweise und der Produktionsverhältnisse vollständig und richtig rezipiert worden. Beim Begriff der Produktionsweise steht, „so notwendig auch das gesellschaftliche Moment einbegriffen ist, das Verhältnis des gesellschaftlich arbeitenden Menschen zur Natur im Vordergrund. Im Begriff der Produktionsverhältnisse steht, so sehr auch die arbeitstechnische, der Natur zugewandte Seite mitgedacht sein muß, die gesellschaftliche Seite der Sache im Vordergrund . . . Die durchaus zentrale Stellung des Begriffs der materiellen Produktionsweise im System der Marxschen Geschichtsanalyse ist damit gegeben".

Der methodologischen Untersuchung läßt W. in seiner neuen Aufsatzreihe die Skizze einer Wirtschafts- und Sozialgeschichte folgen. W. setzt sich dabei das Ziel, mittels der von ihm fixierten Kategorien eine Reihe offenstehender historischer Probleme zu lösen: exakte Formulierung des Systems der Produktivkräfte in der asiatischen, der antiken und der feudalen Produktionsweise; Analyse der ökonomischen Ursachen der zwie-

schlächtigen Entwicklung Ost- und Westroms am Ende der Antike; Bestimmung der historischen Stellung der altindianischen Klassengesellschaften, vor allem des Jnkareiches (als einer Spielart der „orientalischen“ Despotie); Erklärung der ökonomisch-sozialen „Stagnation“ Spaniens vom 15.—19. Jahrhundert; Aufdeckung der Ursachen für die verschiedenen Variationen der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, Holland, Italien, der Schweiz, Frankreich und England. Die beiden Aufsatzreihen W.s stellen von einem bisher vernachlässigten Ausgangspunkte her Kernprobleme der ökonomisch-sozialen Geschichtswissenschaft zur Diskussion.

Carl Petersen (Berlin).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Markham, S. F., *A History of Socialism. A. & C. Black. London 1931. (322 S.; 7 s. 6 d.)*

Die vorliegende Geschichte des Sozialismus ist ein Handbuch, das über die wichtigsten Daten und Ereignisse der sozialistischen Bewegung der Welt in knapper Zusammenfassung orientiert. In einem abschließenden Kapitel entwickelt M. seine Meinung über die Entwicklung des Sozialismus, um mit dem Bekenntnis zu schließen: „May we not, with Saint-Simon, believe, that the Golden Age is not behind but before us?“

Mehr als eine knappe Übersicht der Entwicklung der sozialistischen Bewegung aller Länder der Erde kann M. nicht geben. Man wird nach diesem Werke greifen, wenn man sich über Daten und Tatsachen der sozialistischen Bewegung orientieren will. Großes Gewicht legt der Verf. auf die Darstellung der parlamentarischen Machtpositionen. Nicht nur in dieser Hinsicht ist das Werk stark vom englischen Blickpunkt aus geschrieben. Die Kritik der marxistischen Lehre, welche auf den Seiten 51—55 versucht wird, bewegt sich im Rahmen bekannter Mißverständnisse, als ob die Marxsche Mehrwerttheorie nicht mit den geschichtlichen Tatsachen übereinstimme, als ob Marx die Bedeutung des Unternehmers verkenne. Die „materialistic conception of history“ wird im Sinne des philosophischen Materialismus mißverstanden. Deshalb ist es verständlich, daß M. die Geschichte des modernen Sozialismus in die Phasen des „theoretischen Utopismus“ von Owen, Saint-Simon und Fourier, des „revolutionären Sozialismus“ von Marx, Engels, Lenin, Trotzki und Stalin und schließlich des „konstitutionellen Sozialismus“ von Lassalle, Jaurès, MacDonald, Fisher, Branting, Stauning und Vandervelde trennt. Sidney Webb wird als der „chief thinker“ der dritten Phase der sozialistischen Bewegung bezeichnet, wodurch der persönliche Standpunkt des Verf. deutlich umrissen wird.

Emil J. Walter (Zürich).

Bouglé, C., *Socialismes français. Du „Socialisme utopique“ à la „Démocratie industrielle“. Armand Colin. Paris 1932. (VIII u. 200 S.; fr. 10.50, geb. fr. 12.—)*

Bouglé, Professor an der Sorbonne, gibt eine gute Übersicht über die Entwicklung und den geistigen Einfluß des französischen Sozialismus.

Er möchte es vermeiden, daß die Geschichte nur „un moyen de s'évader du présent" wird. Deshalb zieht er die geistigen Linien des französischen Sozialismus bis in die Gegenwart, in die aktuellen Probleme der französischen Politik und Wirtschaft hinein. Andererseits kann auch der Zusammenhang des französischen Sozialismus mit der französischen Revolution und dem 18. Jahrhundert nicht übersehen werden: „avant de dresser le bilan du saint-simonisme, du fouriérisme, du proudhonisme, nous avons cru devoir rappeler sommairement le legs du XVIII[e] siècle et celui de la Révolution française". Ein letztes Kapitel „Résultantes et Perspectives" sucht die Aussichten des Sozialismus in Frankreich abzuwägen. Wenn auch B. sich im wesentlichen der geistesgeschichtlichen Methode bedient, die soziologische Analyse der drei großen Systeme des französischen Sozialismus bloß streift, ist es ihm doch gelungen, in anschaulicher und objektiver Weise in die Gedankenwelt des französischen Sozialismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einzuführen. Emil J. Walter (Zürich).

Rosenberg, Arthur, *Geschichte des Bolschewismus von Marx bis zur Gegenwart. Ernst Rowohlt. Berlin 1932. (239 S.; RM. 4.80, geb. RM. 5.80)*

„Es muß erkannt werden, daß — trotz allem — Sowjet-Rußland sich im Aufstieg und die III. Internationale sich in hoffnungslosem Niedergang befindet. Mein Buch sucht zu erklären, wie dieses eigenartige Doppelresultat zustande gekommen ist." — Die vorliegende „Geschichte des Bolschewismus" ist ein bedeutsames und hochaktuelles Werk. Ich stehe nicht an, dieses Buch mit Otto Bauers „Geschichte der österreichischen Revolution" zu den wichtigsten historischen Veröffentlichungen der marxistischen Schule der Nachkriegszeit zu zählen. Rosenberg rollt auf hohem geistigem Niveau das Problem des Bolschewismus, genauer der bolschewistischen Ideologie, in aller Schärfe und Klarheit auf.

Das Werk umfaßt elf Kapitel. Im ersten Kapitel „Von Marx bis Lenin (1843—1890)" versucht R. eine engere Verwandtschaft der politischen Meinungen von Marx mit denen des Bolschewismus herzustellen. Das letzte Kapitel reicht bereits bis zum „Aufbau des ‚Sozialismus in einem Lande' (1927—1932)". Ich greife einige wichtige Grundgedanken des Buchs heraus. R. unterscheidet drei Etappen der Arbeiterbewegung. In der ersten werden die Arbeiter unter der Leitung einer kleinen Gruppe von Berufsrevolutionären aus der radikalen bürgerlichen Intelligenz organisiert, um die bürgerlich-demokratische Revolution zu vollenden. „Das ist der Typus Marx-Engels' und des Bolschewismus." In der zweiten Etappe bestimmen die Arbeiter selbst die Politik ihrer Organisationen. Da das revolutionäre Endziel zurücktritt, die Arbeiter sich bemühen, ihre Klassenlage innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zu verbessern, tritt zwischen dem marxistischen Endziel der revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft und der praktischen Politik ein Widerspruch auf. Dieser Etappe gehörten die Parteien der zweiten Internationale und die Menschewisten an. Unter diesen Parteien gab es zwei Richtungen. Die eine, die revisionistische, revidierte die marxistische Theorie entsprechend der „veränderten Gegenwart", die zweite, die radikal-utopische, hielt am revolutionären Endziel fest, dachte aber an keine revolutionäre Tat. Die dritte Etappe, in der die Arbeiterbewegung über die bürgerliche Gesell-

schaft hinausstrebt, durch Revolution zur Macht gelangen will, um nicht die radikaldemokratische, sondern die sozialistische Revolution zu verwirklichen, ist „die Vollendung der marxistischen Zukunftsidee". Sie wurde in der Vorkriegszeit von einem kleinen Kreise radikaler Marxisten, u. a. von H. Gorter, R. Luxemburg und Trotzki verfochten.

Der Bolschewismus ist nach R. eine Ideologie der demokratisch-republikanischen Revolution, eine Ideologie, welche im Gedanken des Arbeiter- und Bauernstaates die spezifisch russische Ideologie der Narodniki zur geschichtlichen Realisierung führen konnte. Emil J. Walter (Zürich).

Ermers, Max, *Victor Adler. Aufstieg und Größe einer sozialistischen Partei. Dr. Hans Epstein. Wien und Leipzig 1932. (374 S., geh. RM. 6.—, geb. RM. 7.25)*

„Das einzigartige und fesselnde Bild des Schöpfers der österreichischen sozialdemokratischen Partei, des Organisators der Arbeiterschaft, wurde bisher sonderbarerweise noch von keinem sozialistischen Historiker festgehalten. Das war eine Lücke in der Literatur, die mein Verleger mit Rücksicht auf den kommenden 80. Geburtstag Victor Adlers (24. Juni 1852) zu schließen sucht...", mit diesen Worten begründet der Verfasser die Veröffentlichung seiner verdienstvollen, umfangreichen und lebendigen Schilderung des Lebensganges des Führers der österreichischen Sozialdemokratie der Vorkriegszeit. Ermers zeichnet mehr als nur ein einzelnes Lebensbild: er läßt um und durch die Gestalt Victor Adlers die ganze Geschichte der österreichischen Partei vor uns auferstehen. Die österreichische Arbeiterbewegung wird von 1848 bis zum entscheidenden Eingriff Victor Adlers in ihre Entwicklung während der achtziger Jahre eingehend dargestellt. Mit Liebe zeichnet der Verf. vor allem auch das Bild von Adlers Vorgänger Dr. Hippolyt Tauschinski, der an der Ungunst der sozialen Verhältnisse scheiterte. Erst Adler gelang, was Tauschinski versagt blieb, die Zusammenfassung der politischen Arbeiterbewegung in der sozialdemokratischen Partei und ihre zielbewußte Führung im Kampfe um das allgemeine und geheime Wahlrecht. Mit Recht trägt die vorliegende Biographie den stolzen Untertitel: „Aufstieg und Größe einer sozialistischen Partei". Adlers Leben wird als Leben des vergesellschafteten Menschen dargestellt und ist in diesem Sinne viel mehr Lebensbeschreibung, als die übliche Art der Biographie dies ist. Und wenn im Schlußkapitel der Verfasser sich für sozialistische Nahziele einsetzt: „soziale Experimente in den verschiedensten Richtungen, insbesondere wirtschaftsdemokratischer und innenkolonisatorischer Art, persönliche und tapfere Einstellung zu den Kriegsproblemen, Sammlung und Erprobung der neuen Kulturformen, weltumspannender, praktischer Kontakt mit allen Völkern und Rassen der Erde, Sicherung des Existenzminimums für alle bis zur endlichen Austilgung der ökonomischen Daseinsangst", so ist es verständlich, daß er vor allem „zweierlei Leser" wünscht: „junge Sozialisten, die in die Vergangenheit blicken und aus ihr profitieren wollen, und bürgerliche Leser, die es gelüstet, einen Menschen bedeutenden Zuschnitts kennenzulernen, der aus ihrer Welt kommt, aber in eine andere gegangen ist". E.s Lebensbeschreibung Victor Adlers ist zwar ein erster, aber ein gelungener Wurf. Emil J. Walter (Zürich).

Becker, August, *Geschichte des religiösen und atheistischen Frühsozialismus. Erstausgabe des von August Becker 1847 verfaßten und von Georg Kuhlmann eingelieferten Geheimberichtes an Metternich und von Vinets Rapport nebst einer Einleitung, hrsg. von Prof. D. Dr. Ernst Barnikol. Walter G. Mühlau. Kiel 1932. (XXII, 130 S.; RM. 4.50)*

Binyon, Gilbert Clive, *The Christian Socialist Movement in England. An introduction to the study of its history. Society for Promoting Christian Knowledge. London 1931. (X, 238 S.; 8s. 6d.)*

Nach der Veröffentlichung der bisher schwer zugänglichen Schriften Weitlings und besonders der schönen Erstausgabe von Weitlings „Gerechtigkeit" folgt nun wiederum eine Erstausgabe, herausgegeben von Ernst Barnikol: Die Berichte Beckers über die revolutionäre Propaganda des Kommunismus und das „Junge Deutschland" in der Schweiz und über die Geschichte des propagandistischen Vereinswesens in der Schweiz. Becker, neben Weitling eine der hervorragendsten Gestalten des vormarxistischen Sozialismus, entwirft ein bunt schillerndes Bild dieser in ihrer Ursprünglichkeit und Selbständigkeit bemerkenswerten Anfänge einer sozialen Bewegung, die von der Schweiz nach Deutschland herübergebracht wird. Der Rapport Vinets ergänzt seinen Bericht vom Standpunkt der Restauration. Das Mit- und Gegeneinander verschiedener Richtungen und Persönlichkeiten, Gründung und Gegengründung zahlreicher Vereine und Zeitschriften ist an Hand der beigegebenen übersichtlichen Verzeichnisse leicht zu verfolgen. Die Einleitung über Becker und Kuhlmann trägt zu einer gerechten Würdigung beider Neues bei.

An den Theologen wendet sich in erster Linie Binyon. Er verfolgt die soziale Bewegung in England in ihrer besonderen Beziehung zu Kirchengeschichte, Theologie und Religionsphilosophie seit Owen. Ausführlich behandelt B. die Arbeit eines Maurice, Ludlow, Kingsley, Hughes, Neale, und sehr eingehend wird die Stellung christlich-sozialer Organisationen zur modernen Arbeiterbewegung dargestellt. Die eigene Stellungnahme des Verf. klingt aus in der Forderung einer leider nur in ihren Ansätzen angedeuteten „christlichen Soziologie". B. lehnt den Versuch ab, soziale Einsichten erst nachträglich religiös begründen zu wollen, und fordert vielmehr den Aufbau einer sozialen Wertlehre auf der Grundlage christlicher Ethik: „an analysis of what our Lord actually thought and taught about social questions". Dies Vorgehen, wenn es auch in der Anwendung auf die sozialen Probleme unserer Zeit fortgebildet wird, bleibt notwendig konstruktiv und ist sinnvoll durch die Fragestellung zu ergänzen: welche Bedeutung hatte das Christentum als soziale Institution, welche Funktionen erfüllt es noch, und welche sozialen Aufgaben werden ihm notwendig gestellt? Kurt Moldenhauer (Berlin).

Studien über die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Internationales Arbeitsamt, Reihe A (Berufliche Vereinigung), Nr. 33 und 35. Genf 1930 und 1932. (286 und 180 S.; Schw. Frcs. 6.50 und 4.—)

Seit einigen Jahren hat das Internationale Arbeitsamt neben seinen vielen anderen Untersuchungen sich besonders mit der Frage der Be-

ziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in großen Unternehmungen befaßt. Die beiden Schriften legen davon Zeugnis ab. Es handelt sich hier um rein empirische Arbeiten, die jedoch um so wichtiger sind, als über ein Gebiet Auskunft gegeben wird, das weit verschlossener liegt als z. B. das des Verhältnisses zwischen den Organisationen der Arbeiterklasse und den Unternehmern. Die Untersuchungen, deren Ergebnisse im ersten Heft mitgeteilt werden, betreffen die Siemenswerke in Siemensstadt, die Bergwerke in Lens, den Londoner Verkehrskonzern, die französischen Staatsgruben des Saargebiets, die Schuhfabrik Bata; diejenigen des zweiten Hefts die Zeiß-Werke, die Fiat-Werke, die Philips-Werke und die Sandvik-Werke.

Der Darstellung über die Beziehungen des Unternehmers zu den Gewerkschaften geht eine geschichtliche Übersicht über das Unternehmen, seine Arbeiterzahl, seine Finanzen voraus; es folgt ein Überblick über die bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen (darunter auch Gewinnbeteiligung, Sparsystem usw.). Die Untersuchungen bieten vom sozialpolitischen Standpunkt aus außerordentlich gutes objektives Material. Sie zeigen klar, was von den obengenannten Unternehmungen für die Arbeiter geleistet wird, um ihr Interesse für das Wohl des Unternehmens zu steigern. Drücken sich die Unternehmer gegenüber den Vertretern des Internationalen Arbeitsamtes auch in verschwommenen Formen aus, so sind sich fast alle doch darüber einig, daß für den eigenen Betrieb die Gewerkschaftsbewegung höchstens als ein notwendiges Übel akzeptiert werden muß; besser wäre es, wenn man sich nicht nach ihr zu richten brauchte. Alle Bemühungen, vom Kinderschutz bis zur Förderung des Kirchenbaus (bei den Siemenswerken) laufen darauf hinaus, die Arbeiter an die Unternehmung zu binden. Immer wieder zeigt sich der patriarchalische Standpunkt des Unternehmers, der für seine „Kinder" alles mögliche zu tun bereit ist, wenn sie sich nur zur Unternehmung bekennen und sich in die Betriebsangelegenheiten nicht hineinmischen. Andries Sternheim (Genf).

Bloch, Kurt, *Über den Standort der Sozialpolitik. Val. Höfling. München 1932. (56 S.; RM. 0.75)*

Heller, Fritz, *Sozialpolitik und Reichsarbeitsgericht. Sozialpolitische Erwägungen in den Urteilen des Reichsarbeitsgerichts. H. Buske. Leipzig 1932. (79 S.; RM. 3.20)*

Westphalen, F. A., *Die theoretischen Grundlagen der Sozialpolitik. Gustav Fischer. Jena 1931. (VII u. 196 S.; br. RM. 10.—, geb. 11.—)*

Die Frage nach dem Standort der Sozialpolitik im Kapitalismus beschäftigt seit geraumer Zeit die Geister wieder sehr stark. Die Lösung des Problems scheint um so dringlicher, aber auch um so unmöglicher, je unklarer die Vorstellung vom Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist. Das Bedürfnis nach theoretischer Klärung entpuppt sich nur zu häufig als das Bedürfnis nach ideologischer Rechtfertigung. Daß „Sozialpolitik eine so nüchterne illusionslose Angelegenheit ist wie das System, zu dem sie gehört", hat Eduard Heimann 1923 trefflich formuliert, aber 1929 mit seiner eignen Theorie desavouiert. Unterdessen hat die Krise in Deutschland wie an allen Illusionen, so auch an den

sozialpolitischen „Sozialisierungs“-, „Demokratisierungs“-, „Klassenbefriedungs“-Illusionen unerbittliche praktische Kritik geübt. Bloch bemüht sich, der Gefahr der Ideologisierung zu entgehen. Er ist von der Erkenntnis durchdrungen, daß das Ende der Sozialpolitik auch das Ende des Kapitalismus wäre, und zeigt, daß die scheinbar unversöhnlichen Auffassungen von Sozialpolitik als Produktionspolitik, als Kampf um Freiheit und Würde des Arbeiters, als Staatspolitik und als soziale Reform nur verschiedene Blickrichtungen von verschiedenen soziologischen Standorten auf das gleiche gesellschaftliche Phänomen sind. Auch wenn man nicht jede Auffassung B.s teilt, darf man die Methode und die gewonnenen Ergebnisse als fruchtbar und anregend bezeichnen. Für die Krise, in der sich mit der Wirtschaftsordnung und den sozialpolitischen Institutionen auch die Wissenschaft von der Sozialpolitik befindet, ist es aber kennzeichnend, daß B. mehr als „relativ gültige Ergebnisse“ selbst nicht anstrebt und aus der Krise der Sozialpolitik auch das Recht für das „objektive Urteil“ folgert, „ungewiß“ zu sein. — Wie wenig „ungewiß“, zumindest im Ziel, das angestrebt wird, das höchste deutsche Arbeitsgericht bei seinen sozialpolitischen Urteilen ist, weist überzeugend Heller in einer durch Sachlichkeit und Zurückhaltung gleich bestechenden Arbeit nach. Das Reichsarbeitsgericht hat die „Verankerung“ der „Gleichberechtigung“ von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der Reichsverfassung so wörtlich genommen, daß es darin die Aufhebung der wirtschaftlichen Abhängigkeit des „gleichberechtigten“ Proletariers erreicht sieht. Daher seine Lehre vom Tariflohnverzicht, daher aber auch sein Abgleiten in faschistische Gedankengänge, denn wirkliche „Parität“ auf dem Boden des Kapitalismus ist nur möglich, wenn als Schiedsrichter über den „gleichberechtigten“, aber sozial ungleich bleibenden Parteien der allmächtige Staat des Faschismus thront. H.s Buch ist ein wirkungsvoller Beitrag zur Klärung der sozialpolitischen Situation unserer Zeit.

Das Buch Westphalens ist dagegen ebenso anspruchsvoll wie unergiebig. Die Unproduktivität der Spannschen Schule erweist sich an solcher Arbeit recht drastisch. Um zum Ergebnis zu kommen, daß „auch für die Sozialpolitik heute das Problem der klassenmäßigen Zerklüftung der Gesellschaft und ihre Überwindung im Mittelpunkt steht“, wäre auch ein geringerer Aufwand ausreichend gewesen. Fritz Croner (Berlin).

Sozialrechtliches Jahrbuch. Hrsg. von Theodor Brauer, Christian Eckert u. a., Bd. 3. J. Bensheimer. Mannheim 1932. (VIII u. 187 S.; br. RM. 10.—, geb. RM. 12.50)

Der Begriff des Sozialrechts ist umstritten. B. versteht darunter ein autonomes Recht sozialer Gruppen und Schichten, das als Ausdruck einer neuen („berufsständischen“) Sozialordnung bisher zwar teilweise kodifiziert wurde, in seinem ganzen Umfang aber noch in der Entwicklung begriffen ist und um gesellschaftliche Anerkennung ringt. Das kollektive Arbeitsrecht ist ein Kernstück jenes werdenden Sozialrechts, jedoch nicht mit ihm identisch. Auf allen Lebensgebieten, nicht nur in der Wirtschaft, glaubt B. Tendenzen zu einer „ständischen“ Schichtung, die einer institutionell-juristischen Formung bedürfen, feststellen zu können.

Das vorliegende Jahrbuch bietet Einzeluntersuchungen, die „ständische" Gliederungsbestrebungen vornehmlich auf den Gebieten des Berufsorganisationswesens, der Industriepädagogik und der Lohnpolitik nachweisen wollen. Besondere Beachtung unter den zwölf Beiträgen dieses 3. Bandes verdient eine Abhandlung des Herausgebers über die typische geistige Verfassung des (christlichen) Gewerkschaftssekretärs; B. schließt in diesem Aufsatz den im 2. Band begonnenen Vorbericht über das Ergebnis einer Fragebogen-Enquete ab. Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Rosenstock, Eugen und Carl Dietrich von Trotha, *Das Arbeitslager. Berichte aus Schlesien von Arbeitern, Bauern, Studenten. Eugen Diederichs. Jena 1931. (159 S.; RM. 4.60)*

Arbeitslager sind 3—4wöchige Freizeiten, in denen etwa 100 Arbeiter, Bauern und Studenten (möglichst zu gleichen Teilen) zusammenkommen, um sowohl körperlich wie geistig gemeinsam zu arbeiten. Sie sind zunächst in Schlesien, dann auch in Norddeutschland und der Mark vereinzelt gehalten worden und haben neuerlich dadurch eine etwas größere Verbreitung gefunden, daß ihre Form verschiedentlich zum Vorbild für die Organisation des freiwilligen Arbeitsdienstes genommen wurde (unter ausdrücklicher Inauguration durch die geistigen Urheber des Arbeitslagers).

Entsprungen sind die Arbeitslager aus dem Bedürfnis, die verschiedenen Schichten des Volkes miteinander in Verbindung zu bringen und dadurch die Bereitschaft, sich als Glieder eines Volkes zu fühlen, zu fördern. Leider geben die Berichte kaum einen Eindruck von dem inhaltlichen Gang der Aussprachen, so daß es unmöglich ist, ein Bild davon zu gewinnen, wieweit der Gedanke der Urheber eine Erfüllung erfahren hat. Man erfährt nur aus wenigen brieflichen Äußerungen, daß begabte und tüchtige Studenten ehrlich ergriffen, daß junge schlesische Bauern interessiert und befriedigt waren, daß junge Arbeiter skeptisch blieben. Gerade wenn das Buch ein Beitrag zur Frage der Volksbildung sein sollte, war es wichtiger, das Aussprachenmaterial selbst zu bieten als den Gedanken des Arbeitslagers von allen Seiten durch ergriffene junge Menschen ventilieren zu lassen.

So ist das Buch auch der Gefahr erlegen, einen in seinen Grenzen brauchbaren Gedanken zu einer umfassenden Reformidee zu überhöhen. Das nimmt nicht weg, daß die Schlußbetrachtungen manches Lesenswerte bieten. Besonders die Ausführungen von Ballerstädt und Rosenstock enthalten (neben einigen das Skurrile streifenden Einfällen, wie das fast immer bei Rosenstock so ist) prinzipielle Erörterungen von einer Originalität, die auch für den, der von einer ganz anderen Betrachtung der gesellschaftlichen Zusammenhänge herkommt, anregend sein muß. Karl Mennicke (Frankfurt a. M.).

Rosenstock, Eugen, *Arbeitsdienst — Heeresdienst? Eugen Diederichs. Jena 1932. (80 S.; RM. 1.80)*

Rosenstock geht in seiner Schrift über den freiwilligen Arbeitsdienst von der Voraussetzung aus, daß es sich beim deutschen Arbeitslosenheer um eine Dauererscheinung handelt. Die Arbeitslosen sind das im Produktionsprozeß freigesetzte Kapital. R. gelangt von dieser Voraussetzung zur Anerkennung einer zweiteiligen Volksordnung. Die Reproduktions-

armee der Arbeitslosen ist dem Markt entzogen. Für diesen Bereich gelten die Gesetze des Marktes nicht: der Arbeitslose betätigt sich im Arbeitsdienst ohne Anspruch auf Bezahlung seiner Arbeit; die Unternehmer müssen die nötigen Bedürfnisse dieser Armee auch ohne Rente befriedigen wollen. Freiwilligkeit, Beschränkung der Dienstleistungen auf zusätzliche Arbeit, Selbstverwaltung der Arbeitsgemeinschaft im Arbeitsdienst, Trennung von Träger der Arbeit und Träger des Dienstes werden von hier aus zu selbstverständlichen Forderungen. R. entwickelt an den durch diese Situation aufgeworfenen Erscheinungen und Fragen eine Theologia in nuce mit den Stärken und Schwächen eines solchen Versuches. Er erwartet von der Durchsetzung des freiwilligen Arbeitsdienstes eine Erneuerung des Volkes, der „ureinfache" Hilfsdienst der jungen Mannschaft wird zum Quell neuer Besinnung und damit öffentlicher Meinungsbildung, der Erdglaube der jungen Volksgruppe „besänftigt die Klüfte der älteren, auseinandergesetzten und auseinandergesprengten Arbeitsmenschheit".

Die Schrift ist anschaulich geschrieben, eine Fülle von Gedanken auf engen Raum gedrängt; dabei hält sich R. nicht frei von ideologischen Überspitzungen und setzt Dinge, die man andeuten kann, in ein zu starkes Licht.

Emil Blum (Habertshof).

Dubois, Florence, *A Guide to Statistics of Social Welfare in New York City. Welfare Council New York City 1930. (XIX, 313 S.)*

Der Führer gibt in übersichtlicher Anordnung einen Quellennachweis mit Seitenangaben für die unter das im Titel angegebene Gebiet fallenden Gegenstände in mehr als 300 statistischen Publikationen (Materialien der statistischen Stellen, Jahrbücher von Ämtern und Organisationen u. dgl. sowie Studien, in denen Zusammenstellungen von statistischem Material enthalten sind). Das Buch ist sorgfältig und überall mit Rücksicht auf leichte Benutzbarkeit durchgearbeitet und darf als ein wichtiges bibliographisches Hilfsmittel sozialwissenschaftlicher Arbeit hier angezeigt werden.

Jakob Feinberg (Frankfurt a. M.).

Spezielle Soziologie.

Geiger, Theodor, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage. Ferdinand Enke. Stuttgart 1932. (IV u. 142 S.; RM. 7.—)*

Das Buch stellt ein Beispiel fruchtbarer Zusammenarbeit von Soziologie und Statistik dar. — Im ersten Teil wird der grundsätzliche Unterschied zwischen sozial- und wirtschaftsstatistischen und den soziologischen Begriffen klargestellt. Der soziologische Begriff der sozialen Schicht zielt nach G. auf die Gesamtheit aller Menschen ab, die einen bestimmten Mentalitätstypus darstellen. Eine solche Personengesamtheit zum Zwecke statistischer Erfassung unmittelbar abzugrenzen, ist aber praktisch unmöglich. Die Statistik kann also nur dort und nur insoweit angewendet werden, als nach anderen, statistisch leichter erfaßbaren Merkmalen (solchen des Berufes oder der wirtschaftlichen Lage) abgrenzbare Gesamtheiten, die G.

im Gegensatz zu dem soziologischen Begriff der sozialen Schicht als „Bevölkerungsteile" bezeichnet, mit Schichten im soziologischen Sinne annähernd zusammenfallen; eine völlige Übereinstimmung wird natürlich nie eintreten.

Daß es einen sehr großen Aufwand subtilster Kleinarbeit bedeutet, solche Bevölkerungsteile zu finden, zeigen die im ersten Unterabschnitt des zweiten Teiles geschilderten „Verfahrensprinzipien". Um das Auseinanderfallen von statistisch feststellbarer „sozialer Lagerung" und soziologisch bedeutsamer „sozialer Schichtung" auf ein Minimum herabzudrücken, mußte selbstverständlich bei möglichst kleinen Teilmassen begonnen werden und diese Mosaiksteine dann zu unter soziologischen Gesichtspunkten möglichst homogenen Gesamtmassen zusammengefaßt werden. Das Ausgangsmaterial bildete dabei die Berufszählung von 1925, zu deren Ergänzung weiteres amtliches und privates Material herangezogen wurde. So wurden, um die Verteilung der Gruppe der Selbständigen (a-Personen der Berufszählung) auf die sozialen Schichten vornehmen zu können, die Ergebnisse der gewerblichen und landwirtschaftlichen Betriebszählung (Gliederung der Betriebe nach der Größe) herangezogen. Daß hier ebenso wie an anderen Stellen die Grenzlinien immer mit einer gewissen Willkür gezogen, daß ferner an vielen Stellen mit Schätzungen gearbeitet werden mußte, ist selbstverständlich und muß bei kritischer Benutzung der Ergebnisse immer im Auge behalten werden. Leider teilt G. — mit Rücksicht auf Wünsche des Herausgebers und Verlegers — außer dem statistischen Ergebnis nur die großen Richtlinien seines methodischen Vorgehens mit.

Die einzelnen Teilmassen faßt G. einmal zu einem dreigliedrigen und dann zu einem fünfgliedrigen Schema zusammen. Das letztere, das er Tiefengliederung nennt, enthält folgende durch verschiedene Wirtschaftsmentalität unterschiedene Schichten: 1. Kapitalisten, 2. mittlere u. kleinere Unternehmer, 3. Tagewerker für eigene Rechnung, 4. Lohn- und Gehaltsbezieher höherer Qualifikation und 5. solche minderer Qualifikation. — Der dritte Hauptteil, der sich mit der Deutung beschäftigt, enthält neben einer soziologischen Beschreibung der Typenmannigfaltigkeit der fünf Hauptmassen vor allem sehr eingehende kritische Untersuchungen über den Mittelstandsbegriff. Paul Flaskämper (Frankfurt a. M.).

Beveridge, Sir William and Others, *Changes in Family Life. George Allen & Unwin Ltd. London 1932. (160 S.; 3s. 6d.).* — **Young, Donald,** *(ed.), The Modern American Family. In: The Annals of the American Academy of Political and Social Science. Vol. 160, March 1932. Philadelphia 1932. (V, 256 S.; $ 2.—).* — **Meuter, Hanna,** *Heimlosigkeit und Familienleben. R. Müller. Eberswalde 1932. (88 S.; RM. 2.50).* — **Schaidnagl, Ventur,** *Heimlose Männer. R. Müller. Eberswalde 1932. (77 S.; RM. 2.—).* — **Frank, Elisabeth,** *Familienverhältnisse geschiedener und eheverlassener Frauen. R. Müller. Eberswalde 1932. (68 S.; RM. 2.—).* — **Lüdy, Elisabeth,** *Erwerbstätige Mütter in vaterlosen Familien. R. Müller. Eberswalde 1932. (111 S.; RM. 3.—).* — **Hansen-Blancke, Dora,** *Die hauswirtschaftliche und*

Mutterschaftsleistung der Fabrikarbeiterin. R. Müller. Eberswalde 1932. (40 S.; RM. 1.65). — **Ahrens, Hermann,** *Untersuchungen zur Soziologie der Familie in systematischer Absicht. Rostocker Dissertation. Gustav Demmler. Ribnitz i. M. 1931. (128 S.)*

In den Monaten Februar und März 1932 hat die Abteilung für Erwachsenenerziehung des Britischen Rundfunks sieben Vorträge über neuere Veränderungen im Familienleben veranstaltet. Diese Vorträge empfangen ihr besonderes Gewicht dadurch, daß sie die Hörer dazu aufforderten, zu den behandelten Problemen in einem durch den Rundfunk auf Anforderung zugesandten Fragebogen Stellung zu nehmen. Die unfreiwillige Propaganda der Presse, die den Fragebogen äußerst unfreundlich beurteilte, hatte zur Folge, daß schon vor dem ersten Vortrag über 15000 Fragebogen versandt werden konnten. Bis Ende März waren insgesamt 50000 Exemplare verteilt, von denen bis Anfang April ungefähr 7000 ausgefüllt zurückgekommen waren. Diese enthalten Material über etwa 20000 Familien und 200000 Personen.

Sir William Beveridge, der die Leitung der Vorträge und die Bearbeitung der Fragebogen übernommen hatte, gibt in einem kleinen Buch die Sammlung der sieben Vorträge (von denen drei Dialoge waren), einen Bericht über die Ausgestaltung und Aufgaben des Fragebogens sowie über die ersten Resultate. Die Vorträge sprechen von den allgemeinsten Veränderungen des Familienlebens, erörtern den Zusammenhang zwischen Familie und Bevölkerungsproblem, den Einfluß von natürlichen und Umwelt-Faktoren, wirtschaftliche Fragen des Familienlebens, die Rolle der Familie in Staat und Gesellschaft, die Stellung der Frau und vieles andere. Das Kapitel, in dem die ersten Resultate der Durchsicht der Fragebogen mitgeteilt werden, trägt den Titel „The Enduring Family". Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, daß — nach den Ergebnissen der Fragebogen zu schließen — die großen Veränderungen im Familienleben der letzten Jahrzehnte im ganzen eine Vervollkommnung der Familie bedeuten und daß von revolutionären Veränderungen keine Rede sein könne.

Ohne Zweifel handelt es sich bei diesem Experiment um einen originellen und aussichtsreichen Versuch, den Rundfunk in den Dienst der Beschaffung breiten empirischen Materials für die Sozialforschung zu stellen.

Die American Academy of Political and Social Science bringt im Märzheft 1932 ihrer Zeitschrift 25 Aufsätze über die moderne amerikanische Familie. Davon sind vier einleitende geschichtliche Aufsätze, neun werden unter dem Titel „Die amerikanische Familie im Umbau" (transition) zusammengefaßt, und zwölf Artikel behandeln die verschiedenartigen Bemühungen um die Stabilisierung der Familie. Der Band enthält eine Fülle interessantester Einzelheiten. Leider fehlt eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Endergebnisse.

In der von Alice Salomon herausgegebenen Schriftenreihe von Untersuchungen über Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart sind 1932 fünf neue Arbeiten erschienen.

Hanna Meuter versucht, „die im sozialen Zustande der Heimlosigkeit auftretenden sozialen Beziehungen und Prozesse in ihrer Einwirkung auf das Familienleben zu prüfen". Aus der für Anfang 1932 auf mehr als

zwei Millionen geschätzten Zahl „heimloser“ Menschen in Deutschland hat sie mit Unterstützung zahlreicher privater und öffentlicher Fürsorgeorganisationen mehrere tausend Fälle durch Fragebogen und die Bearbeitung von Verwaltungsakten erfaßt. In der vorliegenden Studie bietet sie ein ausgesuchtes empirisches Material, das nach Typen geordnet und weitgehend statistisch aufgeschlossen ist. Aus den Ergebnissen der Arbeit ist hervorzuheben, daß trotz widrigster Lebensbedingungen in vielen Fällen die Familie eine so starke Widerstandsfähigkeit zeigt, daß die Verf. daraus auf eine besondere biologische Zähigkeit des sozialen Gebildes Familie ebenso wie auf einen hohen Grad sozialer Anpassungsfähigkeit schließt und meint, daß „auch durch die Heimlosigkeit hindurch die Familie die Möglichkeit entwickeln wird, das gesellschaftliche Geschehen zu meistern und sich selbst — . . . unter Umbildung ihrer selbst und des gesellschaftlichen Ganzen — zu erhalten“. Die Lesbarkeit der sehr verdienstvollen Arbeit wird durch eine allzu formalistische Sprache und die überreichliche Verwendung von Zeichen und Tabellen sehr erschwert.

Das Gegenteil gilt von der eine Ergänzung der Meuterschen Untersuchung darstellenden Schrift des Leiters der „Heimstatt-Arbeiterwohlfahrt“ in Köln-Deutz V. Schaidnagl. Er gibt einen gut disponierten, sehr anschaulichen Bericht über die Herkunft der Heimlosen, ihre Entwicklung, die Rolle von Familienverhältnissen als Ursache der Heimlosigkeit und ähnliche Probleme. Sch. kommt auf Grund seiner reichen Erfahrungen zu dem Ergebnis, daß „das sozialpsychische Bedürfnis des Menschen nach einem Heim, nach einer adäquaten, ihn seelisch umschließenden menschlichen Umgebung nicht nur im Familienkreis . . . befriedigt werden kann, sondern auch in einem Zusammenleben mehr kollektiver Art, mit Zugehörigen des gleichen Geschlechts“. Die Tendenz zur Auflösung der Familie führe notwendig zu solchen Zusammenschlüssen, die ihre geschichtlichen Vorbilder in Männerbünden, Klöstern und Kampfverbänden hätten.

Der Bericht von Elisabeth Frank über die Schicksale geschiedener oder eheverlassener Frauen, die von einer Berliner Fürsorgestelle betreut werden, gibt in 42 Einzeldarstellungen ein erschütterndes Bild menschlichen Leids. Die einzelnen „Fälle“ werden von der Verfasserin sehr sorgfältig unter wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten untersucht mit dem Resultat, daß die Familie der geschiedenen oder verlassenen Frauen viel stärker bedroht erscheint als die der Witwe.

Eine Ergänzung zu dieser Studie stellt die Untersuchung von Elisabeth Lüdy dar. Sie berichtet über 184 vaterlose Familien, jedoch sind neben geschiedenen und eheverlassenen die Mehrzahl der Mütter Witwen oder Ledige. Die Verf. hat ihr Material in besonders sorgfältiger und liebevoller Weise verarbeitet und kommt zu dem Schluß, daß „von Ausnahmefällen abgesehen, Mütter mit pflegebedürftigen Kindern ohne wirtschaftliche und arbeitsmäßige Entlastung ihre Aufgabe: Kindererziehung, Haushaltsführung neben Volltagsarbeit ohne Schädigung der Familie nicht durchführen können“.

Dora Hansen-Blancke hat auf Grund der Verarbeitung von 311 Fragebogen, die sie im Sommer und Herbst 1931 an Fabrikarbeiterinnen von 9 Betrieben in verschiedenen Städten Deutschlands ausgegeben hat,

ein Bild zu geben versucht, wie weit die Erwerbsarbeit mit der Erfüllung der hauswirtschaftlichen und mütterlichen Aufgaben der Frau in Konflikt gerät. Die Verf. hebt hervor, daß ihr Material sowohl wegen seiner Entstehung mitten in der Krise als auch seinem Umfang nach Verallgemeinerungen nicht erlaubt, behauptet aber wohl mit Recht, daß es Ursachen und Entwicklungstendenzen aufzeigt, die auf Grund der täglichen Erfahrung als allgemein wirkend angenommen werden können. Die Untersuchung bestätigt, daß die Fabrikarbeit nicht der Eheschließung, wohl aber dem Familienaufbau entgegenwirkt, und daß die außerhäusliche Erwerbsarbeit von der überwiegenden Mehrzahl der Frauen als eine schwere aufgezwungene Last empfunden wird.

Der wissenschaftliche Hauptwert der hier angezeigten fünf Arbeiten scheint uns darin zu liegen, daß sie in Erfüllung des Programms der Schriftenreihe wichtiges Material über die moderne Familie gesammelt haben, dessen weitere Bearbeitung unter soziologischen und sozialpsychologischen Gesichtspunkten noch wesentliche Aufschlüsse über den Zustand und die Funktion der Familie in der heutigen Gesellschaft bringen kann.

Die Rostocker Dissertation von H. Ahrens hat sich die Aufgabe gestellt, dem Problemkreis Familie eine sinnvolle, d. h. „logische und speziell soziologische“ Ordnung zu geben. A. stützt sich dabei im wesentlichen auf die Wiesesche Beziehungslehre und versucht, sein „Bezugssystem“ nach konstitutiven und destruktiven Elementen, nach dem Zu- und Auseinander zu ordnen. Die Arbeit kann — wie bei einer Dissertation wohl auch nicht anders zu erwarten war — trotz mancher kluger Ausführungen nur als bescheidener Beitrag zur Erfüllung der ihr gestellten Aufgabe gewertet werden. Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

Lichtenberger, J. P. *Divorce. A social interpretation. McGraw-Hill Publishing Co. New York u. London 1931. (XII u. 472 S.; 21s.)*

Der Verfasser, Professor der Soziologie an der Pennsylvania Universität, versucht eine Analyse des Ehescheidungsproblems im Hinblick auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu geben. Der erste, deskriptive Teil des Buches bringt nach einem nicht sonderlich vertieften Überblick über die Geschichte der Ehescheidung eine ausführliche Erörterung der Entwicklung und der gegenwärtigen Lage in den Vereinigten Staaten; die statistischen Daten und der Stand der Gesetzgebung werden in kritischer Beurteilung vorgeführt. Der zweite Teil versucht diese Entwicklung, die von 9937 Ehescheidungen im Jahre 1867 zu 201468 Ehescheidungen im Jahre 1929 (gegenüber 1232559 Eheschließungen) geführt hat, zu erklären. Verworfen wird wohl mit Recht eine ausschlaggebende Rolle der Gesetzgebung. Das Abnehmen der ökonomischen Bedeutung der Familiengemeinschaft wird erwähnt, aber nicht an die entscheidende Stelle gerückt. Die wesentliche Erklärung der Entwicklung wird darin gefunden, daß die Traditionsgebundenheit in steigendem Maße dem Verlangen nach Freiheit und Selbständigkeit weiche und daß dadurch die Auflösung von Ehen herbeigeführt werde, deren Übel man früher geduldig hingenommen habe. Der Verf. schließt mit der Voraussage, daß die patriarchalische Form der Familie zwar hingeschwunden sei, die Ehe sich aber auf der Basis der

Gleichberechtigung der Geschlechter und der freiwilligen Lebensgemeinschaft wahrscheinlich neu stabilisieren werde.

Das Werk ist in seinem deskriptiven Teil am besten. Die sonstigen Erörterungen befriedigen nicht sehr; vor allem wird das Eigentümliche der Entwicklung der Ehescheidung in den Vereinigten Staaten (etwa in ihrem Unterschied von den Verhältnissen in den sonstigen angelsächsischen Ländern) kaum adäquat erklärt. Im ganzen eine gefällige, vorwiegend kompilatorische Arbeit. Gred Freudenthal (Frankfurt a. M.).

Mourik Broekman, M. C. van, *Erotiek en Huwelijksleven (Erotik und Ehe). A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij. Leiden 1932. (260 S.; Hfl. 4.75)*

Dieses Buch des hervorragenden Vertreters des freisinnigen Christentums ist charakteristisch für die Mentalität des typischen Holländers, für den die Sexualität noch als etwas Geheimnisvolles, ja als etwas Unanständiges gilt, worüber man so wenig wie möglich öffentlich spricht. Diese psychologische Voreingenommenheit wird wohl die Erklärung dafür sein, daß der Verf. sehr vorsichtig an die einzelnen Probleme herangeht und ferner viele an und für sich interessante Feststellungen macht, die aber nicht viel Neues bringen. Der Behandlung des eigentlichen Eheproblems geht eine Einleitung über die erotischen Gefühle voraus, die jedoch den Ansichten Weiningers einen zu großen, denjenigen der Freudschen Schule einen zu kleinen Platz einräumt. Bei der Erörterung der Ehe erwähnt B. die bekannte Literatur, die einen Einblick in die verschiedenen Auffassungen gibt.

Der Verf. bezeichnet die Ehe als ein Mysterium, das in dem Maße, wie es sich vergeistigt, zu einer von Gott gewollten Verbindung von zwei Menschen wird. Jedoch hält er die Ehe nicht für etwas Unmodifizierbares. „Die christlichen Ideen und Ideale gehen nicht zugrunde, wenn man über Ehe und Ehescheidung zu anderen Schlußfolgerungen gelangt als denjenigen des altjüdischen Milieus, in welchem die Bibel entstand, die seitdem vorwiegend wegen der Autorität der Kirche und der Stärke der Tradition beibehalten blieben." Andries Sternheim (Genf).

Neumann, Sigmund, *Die deutschen Parteien. Wesen und Wandel nach dem Kriege. Junker und Dünnhaupt. Berlin 1932. (139 S.; RM. 5.—)*

N. ist der Ansicht, daß in der Gegenwart die reine „Repräsentationspartei" alten Stils immer stärker durch den von ihm „Integrationspartei" genannten Typus abgelöst werde, d. h. von Parteien, die den einzelnen nicht nur als Wähler, sondern als ganzen Menschen in allen seinen Lebensbezirken zu erreichen und, befehlend oder erziehend, zu politisieren trachten. Zu diesem Ergebnis führt ihn eine behutsame Strukturanalyse der einzelnen Parteien, ihrer Entwicklung nach dem Kriege, der sozialen Zusammensetzung ihrer Anhängerschaften, ihres Aufbaus und des Gewichts, das sie haben. Wie man bei der Lektüre jedes Abschnittes merkt, ist die Aufmerksamkeit des Verf. auf die Wirksamkeit jenes Geistes gerichtet, von dessen Anerkennung durch die Parteien die Gesundheit der Demokratie abhängt: des Geistes der Verantwortung für das Ganze. N. nimmt keine dogmatische Rücksicht; er ist sachlich, wenn er urteilt, vorsichtig, wenn er

Zukunftsmöglichkeiten erwägt, geistvoll, wenn er auf Vergangenes hinweist. Da wir sein Buch nachdrücklich empfehlen, sind wir verpflichtet, selbst in einer so kurzen Anzeige, ein beiläufiges Urteil zurückzuweisen, das falsch und gefährlich ist: die nationalsozialistische Bewegung (deren Ursprünge N. richtig bestimmt) kann niemals, was N. immerhin für möglich hält, zum „Gewissen der Zeit" werden. Hans Speier (Berlin).

Rohden, Peter Richard, *Demokratie und Partei. L. W. Seidel & Sohn. Wien 1932. (364 S.; RM. 9.60, geb. RM. 11.40)*

Groethuysen, Bernhard, *Dialektik der Demokratie. L. W. Seidel & Sohn. Wien 1932. (61 S.; RM. 1.80)*

Der Sammelband „Demokratie und Partei" stellt den ersten Versuch dar, eine vergleichende Parteienkunde der großen Staaten und der entscheidenden politischen Systeme der Gegenwart zu geben. Wie bei solchen Sammelarbeiten verschiedener Autoren nicht anders zu erwarten, sind die Beiträge ungleichmäßig in der Qualität. Kingsley B. Smellie gibt einen knappen Überblick über die englische Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung der Labour Party. Die Eigentümlichkeiten der englischen Innenpolitik werden gut herausgearbeitet, die innerparteilichen Verhältnisse und Probleme jedoch kaum gestreift. Im stärkeren Maße berücksichtigt dies Adolf Rein in seiner lebendigen Skizze über USA. Am interessantesten, aber auch am bedenklichsten sind die Beiträge Edmond Vermeils und Peter R. Rohdens. Gewiß ist es reizvoll, Deutschland durch einen Franzosen und Frankreich durch einen Deutschen darstellen zu lassen, bei der Verschiedenheit und Kompliziertheit der innerpolitischen Kräftelagerung in beiden Staaten jedoch ein anspruchsvolles, nicht völlig gelungenes Unternehmen. Vermeil gibt mehr eine Geschichte der deutschen Innenpolitik als die der Parteien, deren Grundpositionen kaum herausgearbeitet werden. Kleine Unrichtigkeiten fallen dabei weniger ins Gewicht als die nicht immer richtige Gesamteinschätzung. Rohdens Beitrag, anregend und geistreich wie seine Einführung zum Gesamtwerk, aber ohne systematische Strenge, bietet viel psychologische Randbemerkungen und kluge Betrachtungen und wenig soziologische Forschung. Dimitri S. Mirsky (London) deutet prinzipiell und mit positiver Grundeinstellung Sinn und Bedeutung der Demokratie im Bolschewismus. Struktur und Problematik des Einparteienstaates werden bei ihm ebensowenig berührt wie in W. L. Steins (Rom) Beitrag über den Faschismus, dessen Vorbedingungen, Geschichte und Philosophie (Evola) — ohne Neues zu bieten — knapp und mit positiver Bewertung zusammengefaßt werden. Die wertvollste Untersuchung ist Alois Dempfs gedrängte, aber immer prägnante und durchdachte Skizze über Demokratie und Partei im politischen Katholizismus. Mit einem bei solcher Thematik selten anzutreffenden Gefühl für die sozialen Gewichte wird hier die Geschichte der katholischen Demokratie als Gedanke und Politik — mit einer für die gegenwärtige Situation „mittelparteilichen" Ausrichtung — entwickelt.

Im ganzen ist die Sammlung als Bericht und Materialquelle wertvoll (nicht zuletzt durch die fast durchgängige historische Fundierung und durch eine allerdings nicht immer umsichtige internationale Literatur-

übersicht); als soziologische Analyse bleibt sie völlig unzulänglich. Darüber hinaus fehlt es dem Gesamtwerk an den notwendigen Voraussetzungen, ein so weitläufiges Thema auf engem Raum sinnvoll zu erfassen: an straffer Durchdisponierung und klareren Richtlinien.

Sie können auch nicht rückläufig durch die Schrift Groethuysens gewonnen werden, die nicht nur äußerlich ganz für sich da steht. Sie versucht eine grundsätzliche Besinnung auf die dialektischen Spannungen der demokratischen Ideologie in ihrem rechtlichen und soziologischen Moment, zwischen individualistischem Liberalismus und Gemeinschaftsdemokratie. Aus diesen Antinomien und der eigenartigen Verbindung von bourgeois und citoyen im „Parteimann" werden dann die Typen der miteinander streitenden modernen Parteisysteme entwickelt. Hierbei rückt G. die besondere Chance der „internationalen Klassenpartei", diese Spannungen aufzuheben, in den Vordergrund. Wie alle Arbeiten G.s ist auch diese geistvolle Studie prinzipiell und doch nicht ohne Beziehung auf die konkrete Situation. Sigmund Neumann (Berlin).

Heinrich, Walter, *Das Ständewesen mit besonderer Berücksichtigung der Selbstverwaltung der Wirtschaft. Gustav Fischer. Jena 1932. (XII u. 306 S.; geh. RM. 12.—, geb. 14.—)*

Das Buch gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Methode der Anwendung der universalistischen Gesellschaftslehre Spanns auf die Umgestaltung der Wirtschaft. Da für Spann sowohl die liberale kapitalistische Verkehrswirtschaft wie die sozialistische Planwirtschaft verwerflich sind, so wird mit Hilfe des universalistischen Begriffsapparats ein Ständestaat konstruiert, der mit dem italienischen Korporativstaat nahe verwandt ist. Die Organisation der Wirtschaft soll in Berufsverbänden vor sich gehen, die sich autonom verwalten und nur der Führung und Kontrolle des Staates unterliegen. Der Staat selbst ist ein Stand, dessen Trägerschaft freilich nur mit großen Schwierigkeiten konstruiert werden kann. Dankenswert ist das sehr ausführliche bibliographische Kapitel und die ziemlich vollständige Beschreibung der berufsständischen Literatur. Vielleicht hätte das katholische Schrifttum zum Berufsständeproblem etwas ausführlicher berücksichtigt werden müssen. Albert Salomon (Köln).

Hermens, F. A., *Demokratie und Kapitalismus. Ein Versuch zur Soziologie der Staatsformen. Duncker & Humblot. München 1931. (VIII u. 242 S.; brosch. RM. 9.—, geb. RM. 11.50)*

Mit Recht verwahrt sich H. von vornherein gegen die Mißdeutung, als liege schon in seiner Fragestellung, inwiefern nämlich die Demokratie die dem Kapitalismus auf die Dauer allein gemäße Staatsform sei, eine marxistisch-materialistische Auffassung von den Aufgaben der Soziologie. Dies wäre nur der Fall, wenn unter Kapitalismus und Demokratie klassenmäßig bestimmte Wirtschafts- und Staatsformen verstanden würden. H. unternimmt es im Gegenteil, Kapitalismus und Demokratie mit den Begriffen und Methoden der Schumpeterschen Ökonomie, der formalen Soziologie und der funktionalistischen Staatslehre so zu beschreiben und zu definieren, daß jede Spur von Klasseninhalt verschwindet. Nicht die Demo-

kratie wird durch den Aufweis ihrer Bedeutung für den Kapitalismus des Scheins klassenloser Gerechtigkeit entkleidet; umgekehrt: die formale Analogisierung beider ermöglicht es, diesen Schein auch auf den Kapitalismus selbst fallen zu lassen. Das Resultat sind Paradoxien wie diese: „Wenn überhaupt eine, so ist kapitalistische Gesellschaft klassenlose Gesellschaft".

Zunächst wird die Demokratie dadurch definiert, daß in ihr die Integration durch den Führer, der sich in politischer freier Konkurrenz durchsetzen und behaupten muß, erfolgt, im Gegensatz zu den herrschaftlichen Staatsformen, in denen politisches Monopol herrscht. Dann folgt eine entsprechende Analyse des Kapitalismus, dessen Grundphänomen nicht etwa das Klassenmonopol an den Produktionsmitteln, sondern die wirtschaftliche Entwicklung sei, beruhend auf der freien Konkurrenz und der Führung der schöpferischen Unternehmer. Endlich wird gezeigt, wie die Dynamik des Kapitalismus die traditionellen Herrschaftssysteme sprengt und ihre Ersetzung durch die ihm angepaßte Demokratie erzwingt. In diesem dritten Teil, wo die Untersuchung der historischen Kausalzusammenhänge dazu drängt, über bloße formale Analogien hinauszugehen, finden sich die besten Abschnitte des Buches. Um aber auch hier Mißverständnisse zu vermeiden, unternimmt es H., die Behauptung eines Zusammenhangs von Demokratie und Plutokratie, soweit sie mehr als „Mißstände" treffen will, mittels formalen Räsonnements für ein bloßes Schlagwort zu erklären. Im ganzen erweist sich an H., der der Schule Schumpeters entstammt, mit aller Deutlichkeit, daß der soziologische und ökonomische Formalismus nur eine äußerlich dem Stand des modernen Denkens angepaßte Neuauflage des juristischen Formalismus ist, der das liberale Denken von jeher charakterisiert hat — und darin liegt vielleicht der hauptsächlichste Erkenntniswert des Buches.

Richard Löwenthal (Berlin).

Jost, Walter, *Das Sozialleben des industriellen Betriebs. Eine Analyse des sozialen Prozesses im Betrieb. Schriftenreihe des Instituts für Betriebssoziologie und soziale Betriebslehren an der Technischen Hochschule Berlin, H. 2. Julius Springer. Berlin 1932. (83 S.; RM. 3.90)*

Matthes, Carl, *Die Rationalisierung der Wirtschaftsprozesse in ihren Auswirkungen auf den in der Wirtschaft tätigen Menschen und seine Erziehung. Rascher u. Cie. Zürich, Leipzig, Stuttgart, 1932. (131 S.; RM. 3.20)*

Jost versucht in seiner Arbeit, deren Titel mehr verspricht als der Inhalt hält, eine empirisch-systematische Basis für eine Betriebssoziologie zu schaffen. Hauptkategorie ist der soziale Prozeß; er wird in Einzelprozesse zerlegt. Der Verf. unterscheidet einerseits reguläre und Friktionsprozesse und andererseits Entwicklungsprozesse, wobei „Entwicklungsprozesse" nur ein anderer Name für „historische Betriebssoziologie" ist. Die statische Betrachtung, deren Gegenstand die beiden erstgenannten Prozesse sind, bedarf der weiteren Unterscheidung von Prozessen, die zwischen Belegschaft und Betriebsleitung und solchen, die zwischen den gleichgeordneten Mitgliedern einer der beiden Gruppen spielen (Vertikal- und Horizontalprozesse). J. glaubt, daß die „Steuerung" der sozialen Betriebsprozesse durch eine wissenschaftliche Betriebssoziologie erleichtert

werden könne und daß „das Problem der Einpassung des arbeitenden Menschen in die Realität seiner Arbeits- und Lebenswelt . . . unabhängig von der geltenden Sozial- und Wirtschaftsordnung" bestehe. — Die Arbeit von Matthes ist wertlos. Sie enthält nur Gemeinplätze, die mit entwaffnender Naivität vorgebracht werden. Das Sprachvermögen des Verf. reicht kaum dazu aus, sie plausibel zu machen.

Hans Speier (Berlin).

Jünger, Ernst, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1932. (300 S.; RM. 4.80, geb. RM. 5.80)*

Wer in diesem Buch etwas über den Arbeiter erfahren will, wird enttäuscht. Denn Arbeiter ist hier keine soziologische Kategorie, sondern als solcher gilt, um mit J. zu sprechen, ein „neuer aktiver Typus", für den wie für den Soldaten Freiheit und Gehorsam identisch sind. Im Arbeitscharakter, der „nichts mit Beruf oder Werktätigkeit im alten Sinne zu schaffen hat", erscheint das Leben in einem neuen Modus. Bezeichnungen wie „organische Konstruktion", „totale Mobilmachung", „Planlandschaft" sollen ihn andeuten. Aber trotz guter Beobachtungen, deren das Buch manche enthält, stimmt der Anspruch des Verf., im Dienste eines „heroischen Realismus" beobachtet zu haben, nicht zu der geistigen Kraft, über die er verfügt. Sie reicht nur dazu aus, das Weltbild einer soldatischen Bohème zu entwerfen. Daß diese mit der literarischen nicht nur den Bürgerhaß, sondern auch eine Stilgewandtheit teilt, deren Verführung der Autor leichter erliegt als Leser, denen organische Konstruktionen logische Greuel sind, mindert nicht ihre besondere Tragik: zornig inmitten einer zerfallenden Zivilisation zu stehen, mit nichts als dem Willen, sie zu überwinden.

Hans Speier (Berlin).

Die soziale Frage und der Katholizismus. Festschrift zum 40jährigen Jubiläum der Enzyklika „Rerum novarum". Herausgegeben von der Sektion für Sozial- und Wirtschaftswissenschaft der Görres-Gesellschaft durch J. Strieder und J. Meßner. F. Schöningh. Paderborn 1931. (488 S.; geb. RM. 16.—)

Über 30 sozialwissenschaftlich geschulte Katholiken, darunter namhafte Fachvertreter wie Goetz Briefs, Theodor Brauer, Jakob Strieder, Adolf Weber, v. Nell-Breuning S. J. u. a. haben zu dieser Festschrift Beiträge geliefert. Sie behandeln Themen zur Geschichte des sozialen Katholizismus und versuchen, den Einfluß der Enzyklika „Rerum novarum" auf die sozialpolitische und sozialwissenschaftliche Entwicklung der jüngsten Epoche darzustellen.

Die Aufsätze sind in ihrer wissenschaftlichen Qualität sehr verschieden. Unzulänglichkeiten der Enzyklika werden teils mit Stillschweigen übergangen, teils positiv interpretiert. Interessant ist ein Beitrag des Theologieprofessors Mitterer über Zusammenhänge zwischen Naturrechtslehre und Naturwissenschaft bei Thomas von Aquin (S. 436—452). Mitterer weist darauf hin, daß die scholastische Naturrechtstheorie und die auf ihr begründete Sozialethik keineswegs „unwandelbar" sind, sondern von dem naturwissenschaftlichen und sozialen Weltbild des Mittelalters abhängen.

Nur wenige Beiträge dringen zur wirtschaftlich-gesellschaftlichen Problematik der Gegenwart vor. Die kapitalismuskritische Richtung des heutigen Katholizismus kommt infolge der einseitigen Zusammensetzung der Mitarbeiterschaft nicht zur Geltung.

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Schwer, Wilhelm, und **Franz Müller,** *Der deutsche Katholizismus im Zeitalter des Kapitalismus. Haas und Grabherr. Augsburg 1932. (224 S.; RM. 3.50, geb. RM. 4.50)*

Getzeny, Heinrich, *Kapitalismus und Sozialismus im Lichte der neueren, insbesondere der katholischen Gesellschaftslehre. F. Pustet. Regensburg 1932. (274 S.; RM. 4.80, geb. RM. 5.80)*

Der prozentuale Anteil der Katholiken an der Gruppe der wirtschaftlich „Selbständigen" ist von 1895—1907 (zwischen den amtlichen Berufszählungen) gesunken, der Anteil am wachsenden Industrieproletariat relativ zu den Protestanten stark gestiegen. Schwer, der die Ursachen für dieses „wirtschaftliche Schicksal der deutschen Katholiken im Kapitalismus" untersucht, sieht den zentralen Erklärungsgrund in der staatspolitischen Lage in Deutschland zur Zeit des Merkantilismus. Die zahlreichen von klerikalen Landesherren geleiteten geistlichen Fürstentümer, in denen die große Mehrheit der Katholiken ansässig war, pflegten eine traditionalistische Wirtschaftsführung und überließen ihren protestantischen Nachbarn die Ausnützung der ökonomischen Aufstiegschancen in dieser für die spätere kapitalistische Entwicklung entscheidenden Epoche. Erst nach der Säkularisation 1803 wurden die katholischen Gebiete für eine kapitalistische Wirtschaftsentwicklung frei; jetzt verfügten die protestantischen Kreise über die ökonomisch-technische Erfahrung und konnten deshalb die Erschließung der befreiten katholischen Gebiete für den Kapitalismus in Angriff nehmen.

Dieser ökonomisch-sozialen Lage der deutschen Katholiken entsprach ihre Kapitalismuskritik bis Ende der achtziger Jahre. Die führende katholische Publizistik dieser Zeit — sie kommt in dem Beitrag von Müller über die „Beurteilung des Kapitalismus in der katholischen Publizistik des 19. Jahrhunderts" in reichen Zitaten zu Wort — lieferte oft treffende Diagnosen des Kapitalismus; die von ihr vorgeschlagenen positiven Reformen aber waren zu sehr von einer vorkapitalistischen Denkweise bestimmt, als daß sie politische Bedeutung hätten erlangen können. Politisch wirksam wurde der Sozialkatholizismus erst, als er sich zu einer Sozialpolitik auf kapitalistischer Grundlage bekannte. Das geschah unter Führung von Hertling und Hitze in den achtziger Jahren.

Neuerdings, unter dem Einfluß der Krise, kommt die kapitalismuskritische Haltung im deutschen Katholizismus wieder stärker zur Geltung. Dafür ist das Buch von Getzeny ein Zeugnis. G. gibt in klarer Darstellung eine Beschreibung der kapitalistischen Wirtschaft, kritisiert in verständnisvoller Weise den Sozialismus und entwickelt das wirtschaftlich-soziale Reformprogramm des Katholizismus. Für die Zwecke der katholisch-sozialen Schulung ist das Buch sehr geeignet, die wissenschaftliche Diskussion ist durch diesen Beitrag nicht wesentlich gefördert worden.

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Dreiser, Theodore, *Tragic America. Horace Liveright, Inc. New York 1932. (435 S.; $ 3.—)* — **Chase, Stuart,** *A New Deal. The Macmillan Company. New York 1932. (257 S.; $ 2.—)* — **Johann, A. E.,** *Amerika. Untergang am Überfluß. Ullstein-Verlag. Berlin 1932. (256 S.; br. RM 4.—, geb. RM. 5.50)*

„Heutzutage versucht in Amerika eine Oligarchie von Magnaten dieses große Volk zu versklaven. In dieser Absicht will man es erst geistig herunterbringen. Aus diesem Grund, und zwar allein aus diesem Grund habe ich es für notwendig gehalten, an diesem Kampf teilzunehmen.“ Diese Erklärung gibt der bekannte Verfasser der „Amerikanischen Tragödie“ dafür, daß er ein Buch des Protestes gegen die heutige wirtschaftliche und gesellschaftliche Verfassung der Vereinigten Staaten geschrieben hat. Kapitel auf Kapitel häuft er seine Anklagen gegen die unmenschlichen Lebensbedingungen großer Teile der amerikanischen Bevölkerung, gegen den räuberischen Charakter des amerikanischen Kapitalismus, die Regierung der Banken und Trusts, die Raffgier der Eisenbahngesellschaften, den obersten Gerichtshof, die Entwertung der Verfassung zu einem bloßen Fetzen Papier, die Komödie des Wahlsystems, gegen die parteiische Haltung der Kirche und die interessierte Wohltätigkeitspflege. Dreiser berichtet über eine Unmasse von belastenden Einzelheiten, die sich zu einem trüben Bild zusammenfügen: die Tragödie dieses Landes liegt darin, daß seine Reichtümer nur einer kleinen Gruppe zugute kommen, während die große Masse der Bevölkerung im tiefsten Elend oder doch in täglicher Furcht vor der Verelendung gehalten wird. Dieser Zustand scheint D. unhaltbar zu werden. Er sieht den Ausweg in der entschädigungslosen Enteignung des Privateigentums und dem Übergang der Regierungsgewalt an die Vertreter der Arbeiter und Farmer.

Das Buch ist der Protest eines wohlmeinenden Mannes, der den Übergang zu einer neuen Ordnung möglichst ohne die Gewalttätigkeiten der russischen Revolution wünscht und von der Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit der heutigen Zustände eine weit klarere Vorstellung besitzt als von den Mitteln, sie zu beseitigen.

Das neue Buch von Stuart Chase steht theoretisch auf einer weit höheren Stufe. Auch er versucht zu zeigen, daß die heutige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung der Bereicherung relativ kleiner Gruppen dient, aber darin sieht er nicht das Hauptübel: „Nicht der Gewinn, welchen der Profitjäger heute an sich reißt, trägt die Hauptschuld an der heutigen Verwirrung; sie liegt vielmehr bei der Verschleuderung und dem Durcheinander, die er schafft bei dem Versuch, ihn an sich zu reißen.“ Eine gut organisierte reiche Wirtschaft könne die Menge an Kaufkraft, die durch die „Profitjäger“ und die Bezieher von arbeitslosen Einkommen weggenommen wird, ohne besonderen Schaden entbehren, aber keine Gesellschaft könne es vertragen, daß ihr Wirtschaftsapparat fortwährend durch die, welche reich werden wollen, durcheinander gebracht wird. „Wenn wir das Gesamteinkommen der Besitzenden beschlagnahmten und auf den Rest der Bevölkerung verteilten, so würde der Lebensstandard der letzteren nach Prof. Bowley nur um ungefähr 10% erhöht werden. Aber wenn wir die Machenschaften der Profitjäger ausschalten könnten, wären wir imstande,

die Armut abzuschaffen und grundsätzlich von einem Tag auf den anderen den Lebensstandard zu verdoppeln.“

C. sieht drei theoretisch mögliche Wege aus dem heutigen Zustand: eine faschistische Diktatur des Großkapitals, eine Diktatur nach bolschewistischem Muster und den „dritten Weg“. Die ersten beiden hält er in den Vereinigten Staaten für ungangbar, da sie am Widerstand der für die Aufrechterhaltung des komplizierten arbeitsteiligen Wirtschaftsprozesses unentbehrlichen Techniker und hochqualifizierten Arbeiter aller Art scheitern müßten. Der dritte Weg ist der evolutionäre Übergang zu einer von einem „Planning Board“ geleiteten Planwirtschaft, die sich zunächst dreier Mittel bedient: einer Manipulierung von Geld und Kredit, die vor inflationistischen Maßnahmen nicht zurückschreckt, Besteuerung hoher Einkommen und Erbschaftssteuern und einer umfassenden Vergebung öffentlicher Arbeiten. Der wesentliche Unterschied gegenüber Dreisers Vorschlag liegt darin, daß Chase auf die Enteignung der Produktionsmittel verzichten will, da sie auf zu großen Widerstand stieße, und er meint, daß die Wirtschaft im öffentlichen Interesse geleitet werden kann, ohne daß dazu notwendig das System des Privateigentums beseitigt werden müßte. Die Realisierung seines „dritten Weges“ erwartet C. von einer intelligenten Minderheit, die durch unermüdliche Propaganda die Umstellung vorbereitet und auf dem Weg über eine „dritte“ Partei schließlich genug politischen Einfluß gewinnt, um ihr Programm auf legalem Wege durchzusetzen.

Viel skeptischer denkt A. E. Johann über die Möglichkeit einer Veränderung des nicht mehr funktionierenden amerikanischen Wirtschaftssystems. J. hat im Winter 1931/32 den ganzen nordamerikanischen Kontinent im Auto bereist und sich vorgenommen, Antwort auf drei Fragen zu erhalten: Wie steht es mit den Arbeitslosen in USA., welche Aussichten hat dort eine kommunistische Revolution, und wie verhält es sich mit der Negerfrage? Eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe und zahlreiche Gespräche, die er in Kanada und der Union mit Angehörigen aller Schichten der Bevölkerung geführt hat, haben dem Verf. ein reiches Material geliefert, das er in seiner ausgezeichneten Reportage darbietet. Man findet darin ein klares Bild der verzweifelten Lage der amerikanischen Farmer und der Ursachen ihres Ruins, eindringliche Berichte über das Leben der Arbeitslosen und den Umfang der Arbeitslosigkeit, ein Kapitel über die Gewerkschaften, das viele in Deutschland unbekannte Tatsachen mitteilt, Äußerungen zweier Wirtschaftsführer über die Krise, die an Einsichtslosigkeit nichts zu wünschen übrig lassen.

Trotz des raschen Umsichgreifens der kommunistischen Bewegung hält J. ihre Erfolgsaussichten für gering, solange der amerikanische Farmer ein „Individualist in Reinkultur“ bleibt und der durchschnittliche amerikanische Arbeiter „für einen gut bezahlten Job seine sämtlichen politischen Überzeugungen an den Nagel zu hängen“ bereit ist.

Nach J.s Überzeugung gibt es nur zwei Wege, die den Kapitalismus aus seinen Schwierigkeiten herausführen können: Rückkehr zum System der freien Wirtschaft oder autarke Planwirtschaft. Beide hält er für die Vereinigten Staaten nicht gangbar, so daß auch für ihn gilt, was er von den

Amerikanern sagt: „Im Grunde genommen weiß in diesem ganzen riesig großen Lande Amerika kein Mensch, was weiter werden soll".

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

Renier, G. J., *The English: Are They Human? Tauchnitz. Leipzig 1932. (286 S.; geh. RM. 1.80, geb. RM. 2.50)*

Die Engländer: „unintellektuell, beherrscht, verbissen, stetig, pragmatisch, schweigsam und zuverlässig" werden visiert. Ein Franzose verfolgt sie im Straßenlärm, er zerpflückt das Zeitungszitat, er belauscht die Tabus der Konversation, er deckt das home der middleclass auf, er fraternisiert beim drink mit dem Landproletarier, er streift durch die Gerichts- und Betsäle, folgt dem gentleman ins Parlament, sucht die Massen beim Wetten auf dem Sportplatz, schildert die Riten der society, er vergleicht mit Frankreich, vergleicht mit Deutschland, er vergleicht den gentleman von heute mit dem von gestern, um die Besonderheit der Nation von heute zu erfassen. Und die Engländer sind eine besondere Nation. Sie haben die Konzeption einer ritualistischen Lebensführung. Das Ritual macht das Leben angenehm, weniger reibungsvoll, und man weiß stets, woran man sich halten soll.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, aus dem sozialen und politischen Kompromiß der Aristokratie und der modernen Bourgeoisie, Hand in Hand mit der religious revival des Methodismus, entsteht in der public school eine Retorte, in der bestimmte psychische, geistige und leibliche Attitüden zum modernen gentleman zusammenwachsen. Die verschüttete Bahn des alten Puritanismus wird wieder frei gelegt; was dort hinter dem Rücken der Agenten sich bildete, wird jetzt bewußt gezüchtet. War der Kampfruf des deutschen Gymnasiallehrers: „Sei ein Mensch!", so rief Arnold, der Inaugurator der modernen public school: „Sei ein Offizier!" Korpsgeist, enthusiastische Liebe zur Institution, ein Training, Macht über Menschen auszuüben, moralische Eigenschaften zu bewundern, die ihnen nicht ursprünglich waren, und ihr eigenes natürliches Leben zu unterdrücken, waren das Resultat.

R. zeigt, wie dieser Menschentyp die Schule verläßt, die politischen Ämter besetzt, die City durchdringt, die Kolonien beherrscht, wie er vorbildlich wird und nachgeahmt werden muß von denen, die etwas auf sich halten. Er führt seine These mit großem Takt, historischer Umsicht und pädagogischem Geschick durch. Hans Gerth (Frankfurt a. M.).

Aron, R. et A. Dandieu, *Décadence de la nation française. Rieder. Paris 1931 (245 S.; 15 Frs.)*

Das Buch ist die erste Veröffentlichung eines vor kurzem gegründeten Studienvereins namens „L'ordre nouveau". Ein zweites Buch, „Le cancer américain" ist schon erschienen, und ein drittes folgt bald unter dem Titel: „La révolution nécessaire".

Die Autoren stellen zunächst fest: Der Franzose ist ein geborener Individualist und ein geborener Patriot; doch haben diese Eigenschaften durch zwei verunstaltende Mythen: Industrie und Nation, ihre ursprüngliche Gestalt eingebüßt. Diese führten zur erfolglosen Nachahmung des

amerikanischen Kapitalismus einerseits, des russischen Bolschewismus andererseits. Die Ursache dieses traurigen Zustandes finden die Verf. erstens bei Descartes, dessen Rationalismus einen Ford, dann bei Napoleon, dessen „Verrat" einen Poincaré erzeugt habe. Gegen die beiden Auswüchse schlagen nun die Verf. eine „individualistisch-föderalistische Revolution" vor, die im nächsten Bande zu behandeln sein wird. Sie wollen keine „zentralistisch-kommunistische Revolution", aber auch keinen „cancer américain", sondern eine Fortsetzung der großen Revolution von 1789.

Das Buch bringt eine detaillierte Kritik der heutigen philosophisch-ideologischen und politischen Zustände.

M. Tazerout (La Roche, Yon).

Ruppin, Arthur, *Soziologie der Juden. I. Bd. Die soziale Struktur der Juden. II. Bd. Der Kampf der Juden um ihre Zukunft. Jüdischer Verlag. Berlin 1930 u. 1931. (I: 522 S.; geb. RM. 20.—, Hldr. RM. 26.—; II: 335 S.; geb. RM. 18.—, Hldr. RM. 24.—)*

Das Werk ist die Frucht jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Sonderstatistik der Juden, einem Gebiet, auf dem der auch in dem Kolonisationswerk in Palästina hervorragend tätige Verfasser schon in der Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden (seit 1904) und in seinem Buch „Die Juden der Gegenwart" (1. Aufl. 1904) Bahnbrechendes geleistet hat. In einem außerordentlich weit gespannten Rahmen wird der Versuch unternommen, die Struktur der Judenheit von den verschiedensten Seiten her darzustellen. Nach einem einleitenden Überblick über Herkunft und Rasse werden im Hauptteil des ersten Bandes unter verschiedenen Gesichtspunkten die bevölkerungsstatistischen Verhältnisse der Juden in den verschiedenen Ländern zusammengefaßt; Geburts- und Sterbeziffern, Wanderungen, Mischehen, Krankheiten sowie Altersgliederung werden eingehend untersucht. Die Gesamtzahl wird für 1930 auf 15903000 veranschlagt. Der folgende Abschnitt befaßt sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen, insbesondere mit der Berufsgliederung, wobei sich starke Abweichungen von den Nichtjuden ergeben. Ein kurzes Kapitel über Beruf und Kriminalität beschließt den ersten Band. Dieser statischen Untersuchung folgt im 2. Band eine stellenweise anfechtbare Darstellung der dynamischen Kräfte: der Kampf um die Gleichberechtigung, die kulturelle Autonomie, der Antisemitismus, die geistigen, religiösen und organisatorischen Verhältnisse, der Zionismus und die Wiederbesiedlung Palästinas. Mit einem Ausblick auf die Elemente der zukünftigen Entwicklung schließt das Werk. — Diese sehr summarische Übersicht kann auch nicht annähernd den außerordentlichen Stoffreichtum der beiden Bände andeuten. Band I gibt die vollständigste Sammlung statistischen Materials über die Weltjudenheit, die heute erreichbar ist. Allerdings ist diese Vollständigkeit recht eingeschränkt, da die Religionsstatistik in manchen Ländern überhaupt nicht, in anderen nur lückenhaft durchgeführt wird und daher häufig mit Schätzungen und Vermutungen gearbeitet werden muß; dazu kommt eine starke Unsicherheit der Vergleichsbasis, die in der Verschiedenheit der erfaßten Zeiträume — vielfach stehen nur Angaben aus der Vorkriegszeit zur Verfügung — be-

gründet ist. Aber R. gebührt das Verdienst, daß er an Hand der zahlreichen Einzelforschungen über sein Stoffgebiet einen Querschnitt durch die Situation der Judenheit gegeben hat, der nicht nur der Sozialforschung, sondern auch der politischen Betrachtung der Judenfrage wertvolles Material liefert.

Eugen Mayer (Frankfurt a. M.).

Dinse, Robert, *Das Freizeitleben der Großstadtjugend. Schriftenreihe des Deutschen Archivs für Jugendwohlfahrt, Heft 10. Verlagsgesellschaft R. Müller m. b. H. Eberswalde 1932. (VII u. 125 S.; RM. 3.85)*

Die Schrift enthält die Ergebnisse einer Enquete, die im März und November 1930 an fünf Berliner Berufsschulen, je zwei Oberrealschulen und Reformgymnasien und einem Oberlyzeum durchgeführt worden ist. 5191 Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren haben Klassenaufsätze über das Thema „Wie verbringe ich meine freie Zeit?" angefertigt, wobei sie einen Fragebogen als Anleitung zur Hand hatten. Das Buch, in dem glücklicherweise viele Äußerungen wörtlich zitiert sind, gibt Auskunft über den Zusammenhang der Jugendlichen mit der Familie, über den Umfang der Haushaltsarbeiten, die Vergnügungen (Tanz, Rummel, Kino usw.), den literarischen und musikalischen Geschmack; es zeigt, wie die Befragten zur Kirche, zur Politik und zum Jugendverein stehen und was ihnen der Freund und die Freundin bedeuten. Politische Interessen äußerten spontan — denn nach ihnen war leider absichtlich nicht gefragt — von den ungelernten Arbeitern 9%! Das ist, obwohl schon diejenigen mitgerechnet sind, die nur eine politische Zeitung lesen, der höchste Prozentsatz aller Gruppen; bei den Mädchen beträgt er 2%. Die Antworten auf die meisten Fragen differenzieren sich deutlich nach der beruflichen und sozialen Schichtung der Befragten. In der Auswertung hielt sich der Bearbeiter sehr zurück.

Hans Speier (Berlin).

Das Gesicht der Demokratie, hrsg. von Edmund Schultz mit einer Einleitung von Friedr. Georg Jünger. Breitkopf und Härtel. Leipzig 1931. (152 S.; RM. 5.—, Lwd. 6.50) — Zwanzig Jahre Weltgeschichte in 700 Bildern, mit einer Einleitung von Friedrich Sieburg. Transmare Verlag. Berlin 1931. (284 S.; RM. 4.80, Lwd. 5.80) — Der Staat ohne Arbeitslose, hrsg. von Ernst Glaeser u. F. C. Weiskopf. G. Kiepenheuer, Berlin 1931. (VIII u. 198 S.; RM. 4.50)

Die Bildreportage hat in der Nachkriegszeit einen großen Aufschwung genommen. Davon zeugen die Riesenauflagen der illustrierten Zeitungen, die Verbreitung der photographischen Sammelwerke und die „Wochenschau" als tägliches Beiprogramm der Lichtspieltheater.

In den Büchern, die wir hier besprechen, wird versucht, einen politischen Gedankengang durch Serien von photographischen Aufnahmen zu vermitteln, wobei dem Wort lediglich die Rolle der Illustration zufällt. Die Bilder sollen selber „sprechen". Es handelt sich aber nicht — wie man zunächst annehmen könnte — um eine primitivere Methode der Gedankenübermittlung, sondern

vielmehr um eine „Bildersprache", die ganz bestimmte psychologische Erkenntnisse voraussetzt.

Das Buch „Das Gesicht der Demokratie" will Kritik üben am demokratischen Parlamentarismus des Nachkriegs-Deutschland. Es steht auf dem Boden der extremen Rechten und wendet sich besonders scharf gegen die „Parteifunktionäre" der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Mittelparteien bis zur Volkspartei. Entsprechend der politischen Einstellung dieses Standortes wird dem „Liberalismus", der „Novemberrevolution" und der „Erfüllungspolitik" die Schuld am gegenwärtigen Niedergang zugeschoben. Der einleitende Text von Jünger wiederholt die Vorwürfe gegen den „liberalen Begriff" der Partei und den „sozialistischen Begriff der Klasse" und fordert etwas verschwommen „die Einheit von politischer Führung und Gefolgschaft von Staat und Nation".

„Zwanzig Jahre Weltgeschichte 1910—1930", so nennt sich ein umfangreiches Bilderbuch, zusammengestellt von Sandor Marai und Laszlo Dormandi, in drei Seiten kurz von Friedrich Sieburg, dem bekannten Redakteur der Frankfurter Zeitung, eingeleitet. Die Herausgeber wollen ein universelles Bild der ganzen Epoche bringen. Das Buch beginnt mit Bildern aus der Vorkriegszeit, hauptsächlich den Porträts der Kaiser, Könige und Fürstlichkeiten, um dann durch die Kriegszeit hindurch in das heutige Europa hineinzuführen. Es bringt Bilder aus aller Welt, Sowjetrußland, Amerika, Afrika usw. und landet schließlich bei Einzeldarstellungen, wie „Die Frau", „Das Kind", „Die Wissenschaft"; am Schluß werden gar noch Naturkatastrophen wie Springfluten, Tornados usw. angeflickt, bis ganz am Ende das Buch mit der Überschrift „Weltfrieden" die Aufrüstung auf der ganzen Linie zeigt. Die Herausgeber bemühen sich um Objektivität, aber schließlich laufen alle Konturen ineinander, und die innere logische und historische Verbundenheit der Ereignisse wird nicht deutlich. Man gewinnt zwar den Eindruck der lebendigen Zusammenhänge des Geschehens in allen Teilen der Erde, aber ohne daß sich alles in eine einheitliche Perspektive ordnen ließe. Daher hat das Buch mehr den Charakter eines universalen Nachschlagewerkes, in dem man Persönlichkeiten und Ereignisse der Jahre 1910—1930 vermerkt findet.

„Der Staat ohne Arbeitslose" ist ein photographisches Bilderbuch des Fünfjahresplanes der Sowjet-Union. Es gibt mehr einen Querschnitt als einen Längsschnitt. Mit fortlaufendem Text werden die ungeheure Weite des Landes, die Vielfalt seiner Bevölkerung, die Entwicklung der modernen Technik und der kulturelle Aufstieg in Stadt und Land gezeigt. Das Buch nennt sich selbst „einen undemagogischen Versuch, der Wahrheit zu dienen". Ganz am Schluß findet sich ein kurzes Nachwort von Alfred Kurella, das auch Zahlenmaterial über den Fünfjahrplan anführt. Ein Fehler des Buches ist, daß es zwar den großen Aufstieg gewissenhaft schildert, aber ihn nicht in ein richtiges Verhältnis setzt zu der ungeheuren Rückständigkeit, die heute noch in vielen Teilen des Landes und auf manchen Gebieten des täglichen Lebens als Erbe des Zarismus und der siebenjährigen Unruhe durch Krieg und Bürgerkrieg vorhanden ist. Trotzdem bleibt der Eindruck des Ganzen stark.

Gisela Freund (Frankfurt a. M.).

Handwörterbuch des deutschen Volksbildungswesens. Hrsg. von Heinrich Becker, Georg Adolf Narciss, Rudolf Mirbt. 1. Lieferung. Neuer Breslauer Verlag. Breslau 1932. (159 S.; RM. 5.—)

Das Handwörterbuch setzt sich zur Aufgabe, einen Überblick über den augenblicklichen Stand der verschiedenen Arbeitsgebiete der Erwachsenenbildung auf Grund ihrer geschichtlichen Entwicklung zu geben und gleichzeitig Diskussionsforum für ihre gegenwärtigen Grundprobleme zu sein. Es dient deshalb ebenso als Nachschlagewerk für die tägliche Praxis wie auch als Hilfsmittel für die intensive Auseinandersetzung um die Erwachsenenbildung. Bei der steigenden Bedeutung und gleichzeitig fast unüberschaubaren Mannigfaltigkeit der deutschen Volksbildungsbewegung nach dem Kriege ist solche gewissenhafte Orientierung und repräsentative Begegnung dringend erforderlich.

Die vorliegende erste Lieferung des alphabetisch nach Stichworten aufgebauten Handwörterbuches wird dieser schwierigen und vielfältigen Aufgabe durchaus gerecht. Erfreulich ist vor allem, daß sich die Referate nicht auf Feststellungen und Klärung des Tatbestandes allein beschränken, sondern Aufgaben und Möglichkeiten der Volksbildungsarbeit umreißen und sie darüber hinaus in den Gesamtzusammenhang des allgemeinen Kulturlebens stellen. Umfangreiche Literaturangaben geben die notwendigen Hinweise. Die Mitarbeiterschaft wurde aus allen maßgebenden Kreisen gewonnen, und eine „lebendige Neutralität", auf die die Herausgeber entscheidenden Wert legten, läßt die verschiedenen Strömungen zu Worte kommen. So gibt die Sammlung einen anschaulichen und umfassenden Überlick über das deutsche Volksbildungswesen. Das erste Heft bietet u. a. lesenswerte, z. T. sehr umfangreiche Beiträge über Abendvolkshochschule (Mockrauer), Akademie der Arbeit (Ernst Michel), Angestelltenbildung (O. Suhr), Arbeiterbildung (Hermberg), Arbeiterbildung in den freien Gewerkschaften (Seelbach), Arbeitsgemeinschaft (Alfred Mann), Arbeitslager (Eugen Rosenstock), Arbeitslosigkeit und Erwachsenenbildung (Viktor Engelhardt).

Gerade in der kulturpolitischen Gegenwartssituation, in der die Volksbildung in ihren geistigen Grundlagen und ihrem materiellen Bestand entscheidend umkämpft ist, verdient dieser umfassende Rechenschaftsbericht über Bemühungen und Erfolge, Ziele und Aufgabe der deutschen Volksbildungsarbeit allgemeines Interesse.

Sigmund Neumann (Berlin).

Ökonomie.

An Stelle der Besprechung einzelner ökonomischer Werke steht in diesem Heft das Sammelreferat über planwirtschaftliche Literatur. Im nächsten Heft folgt wieder die Besprechung der sonstigen wichtigsten ökonomischen Neuerscheinungen.

DAS FRAUENPROBLEM DER GEGENWART

Eine psychologische Bilanz

Von Dr. Alice Rühle-Gerstel

Broschiert RM. 9.— / Ganzleinen RM. 11.— / XII, 421 Seiten / Oktav

HAUPTABSCHNITTE: I. Bedingungen der Entwicklung und die Entwicklung der Bedingungen: Die Natur als Hemmung und Antrieb — Im zweiten Rang der Gesellschaft — Die „Angehörige" in der Familie — Stiefkind der Erziehung — Vom Start der Frau zum Ziel der Frau — Formenwandel weiblicher Leitlinien — Frauenbewegung als sozialer Ausdruck des weibl. Charakters. II. Lebensaufgaben und Lebensführung. 1. Aufgaben der Geschlechtlichkeit: Die weibliche Sexualität — Die Frau in der Ehe — Liebe und Weiblichkeit — Liebesproblem und Charaktertypen. 2. Arbeit und Werk: Tätige Weiblichkeit — Weibliche Tätigkeit — Verwaltung u. Gestaltung — Arbeitsproblem und Charaktertypen. 3. Frau und Gesellschaft: Mutterschaft — Familienkreis — Soziale Bahnen — Bilanz d. Weiblichkeit — Eine Enquete über das Frauenleben.

*

Vossische Zeitung vom 14. August 1932:

Es soll versucht werden, „das weibliche Geschlecht so zu betrachten, als ob es ein Individuum wäre", um danach Ursachen und Ziele seiner Verhaltungsweise im Leben zu bestimmen und womöglich zu regulieren. Die Verfasserin erstrebt ein unmittelbares, positives Resultat, Diagnose und Heilmittel in einem. Ihre Grundfrage lautet: Ist die Bewertung des Biologischen notwendig ausschlaggebend für die Stellung der Frau innerhalb der Gesellschaft?

Die Frauen selbst lösen ihr Problem auf dreierlei Weise. Entweder nehmen sie ihre Bewertung als reines Geschlechtswesen, wie sie ihnen in der „Männerwelt" zugeteilt ist, auf sich, betonen diese Bindung und benutzen sie; oder sie wehren sich und erstreben, ja erreichen Gleichberechtigung über die Hemmungen des Körperlichen hinweg; oder sie suchen die Möglichkeiten einer freien Einordnung in die menschliche Gesellschaft, jenseits der physischen und psychischen Verschiedenheiten. Diese drei Typen werden charakteristisch gezeichnet: Die „Ideale", „Barmherzige", das Kindweib und die Liebesgöttin, die das weibliche — die „Tüchtige" und die „Protestlerin", die das männliche Ziel erstreben, und die „Furie", Dämonische und Überspannte, die übergeschlechtlich ihre Persönlichkeit auszuleben suchen.

Am eindringlichsten wird das lesenswerte Buch überall dort, wo es sein Material unmittelbar aus dem Leben nimmt, aus Antworten und Selbstzeugnissen von Frauen verschiedenster Schichten, Alter und Charaktere.

VERLAG S. HIRZEL / LEIPZIG C 1

Die Rettung des Abendlandes

durch den Geist der Goethezeit

von **Friedrich Muckle**

Einteilung des Gesamtwerkes:

1. Band: **Goethes Frömmigkeit** I

Im April 1932 erschienen! Leinenband RM. 3.80

Vom Geist dieses Werkes — Der Zusammenbruch der Kultur des Abendlandes — Vom Geist der nordischen Frömmigkeit — Goethes Frömmigkeit: Verehrung der Gottheit — Weltfrömmigkeit — Naturverehrung

---

2. Band: **Goethes Frömmigkeit** II

Im Juni 1932 erschienen! Leinenband RM. 3.80

Apollinische Frömmigkeit — Frauenliebe — Freundschaft — Die Kunst als weltliches Evangelium — Das Ideal der Humanität

Diese beiden wahrhaft universal gestalteten Bände zeigen schon zur Genüge, in welchem Geist die religiösen, philosophischen, künstlerischen und sozialen Probleme behandelt sind: ein auf gefestigtem Grunde stehendes, lebenatmendes Bauwerk — der erste Band rollt in Form einer Schau der Entwicklung des Abendlandes das Kulturproblem auf, der zweite führt in das Innerste des Wesens Goethes.

---

3. Band: **Goethes Weltanschauung und Lebenskampf**

Erscheint Ende 1932!

Philosophische Schau des Lebens — Die Welt als Offenbarung des Ewigen — Vom Wesen des Erkennens — Der Geist der Farbenlehre — Die Metamorphose der Pflanze und der Tiere — Das Urphänomen — Die philosophische Leistung — Goethe und die Zivilisation — Lebenskampf und Bildungswille — Goethe und das Christentum — Die Vision der Volkskultur — Goethes Menschentum als Krönung der abendländischen Spätkultur

---

4. Band, **Denker und Künstler der Spätkultur**
5. Band, **Die Philosophen der Spätkultur** / 6. Band, **Die Romantik**
7. Band, **Propheten der Spätkultur**
sollen in Abständen von zwei bis drei Monaten zum Preise von je etwa RM. 4.— (Leinenbände je ca. 200 Seiten) folgen

---

Jeder Band ist einzeln käuflich, bei Bestellung aller sieben Bände 10% Preisnachlaß

„Von dem Buche ist eine ergreifende Wirkung auf mich ausgegangen ... Das Ganze verspricht Großes, und ich hoffe und glaube, daß von Ihrem leidenschaftlichen Bemühen eine Wendung zum neuen Heil unseres Kulturlebens ausgehen wird." **Geh. Rat Prof. Elster, Univ. Marburg.**

„Diese beiden ersten Bände über Goethes Frömmigkeit sind ein schwungvoll mitreißender Auftakt zu dem Gesamtwerk, das verspricht, eine der eigenartigsten Goethehuldigungen zu werden und darüber hinaus eine aufbauende, werteschaffende Geschichtsphilosophie." **Deutsche Tageszeitung vom 16. 8. 1932.**

Ausführlicher Prospekt mit weiteren Urteilen, Leseproben auf Verlangen kostenlos!

C. L. Hirschfeld Verlag / Leipzig C 1

Allgemeine Soziologie:

Psychologie:

Geschichte:

Soziale Bewegung und Sozialpolitik:

Spezielle Soziologie:

Ökonomie:

Alle Sendungen **redaktioneller** Art **(Manuskripte, Rezensionsexemplare, Tauschexemplare)** sind **ausschließlich** zu richten an die **Redaktion der Zeitschrift für Sozialforschung, Frankfurt a. M., Viktoria-Allee 17,** alle Sendungen **geschäftlicher** Art **nur** an den Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig C 1, Hospitalstr. 10.

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich: im März, Juli und November. Der Preis des Jahrgangs — einschließlich der Einbanddecke, die kostenlos geliefert wird — beträgt RM. 18.—, Einzelhefte kosten RM. 6.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.)
